



Handbuch
der
deutschen
Nationalliteratur

VON

O. Hattstädt









Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_Y0-EHY-971

1105
1113
1914

Handbuch

der

deutschen Nationalliteratur

von ihren

ersten Anfängen bis zur Gegenwart.

Zum Gebrauch für den Unterricht in den oberen Klassen
höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht

bearbeitet von

Otto Gattstädt,

Professor am Concordia-Gymnasium zu Milwaukee, Wis.

Zweite, verbesserte Auflage.



St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1914.

065375

~~9087~~

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Nothwendigkeit für die Herausgabe des vorliegenden „Handbuchs der deutschen Nationalliteratur“ ergab sich aus der Art der höheren Schulen, für die dasselbe bestimmt ist. Es soll nämlich dem Unterricht auf amerikanischen kirchlichen Lehranstalten evangelisch-lutherischen Bekenntnisses dienen. Der Charakter dieser Schulen bedingte den Charakter des Buches. Als kirchliche Anstalten bedurften sie eines Lehrbuches, das in keiner Weise dem Unglauben das Wort redete und insonderheit frei war von jenen gottfeindlichen, materialistischen Anschauungen, die sich leider in so vielen, zum Theil als vorzügliche Leistungen gepriesenen literargegeschichtlichen Lesebüchern breit machen. Als amerikanische Anstalten, die bei ihrem Zweisprachensystem und ihrem höchstens sechs- oder siebenjährigen Kursus dem Unterricht in der deutschen Literatur viel weniger Zeit widmen können als die deutschen Gymnasien, bedurften sie eines Lehrbuches, das nur die Hauptsachen aus der Geschichte der deutschen Literatur vorführte, ohne wiederum hinsichtlich des Lesestoffes zu dürftig zu sein. Ein solches Buch aber, das diesen Anforderungen entsprach, war auf dem Büchermarkt nicht zu finden. So sah sich denn die im Sommer 1903 zu Addison, Ill., versammelte Konferenz der Professoren an den Lehranstalten der Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten zu dem Beschluß veranlaßt, selbst für die Herausgabe eines geeigneten Lehrbuches für den Unterricht in der deutschen Literatur Sorge zu tragen, und betraute den Unterzeichneten mit dessen Verabfassung.

Dem Sinne der Konferenz gemäß hat nun der Verfasser seine Aufgabe zu lösen versucht. Eine genaue Prüfung des Buches wird ergeben, daß es unbedenklich christlichen Knaben und Jünglingen in die Hände gegeben werden kann und daß es somit der an dasselbe gestellten Hauptforderung entspricht. Sodann wird man auch erkennen, daß, um der andern Forderung zu genügen, nur die Hauptmomente aus der Geschichte der deutschen Literatur gegeben sind, daß aber trotzdem das Buch reichhaltig genug ist, um den Schüler zu befähigen, sich ein deutliches Bild von der Entwicklung der deutschen Literatur zu machen und zugleich auch einen Einblick zu gewinnen in den Reichtum an wirklich Gutem und Schönem, was im Laufe der Zeit von deutschen Dichtern und Denkern hervorgebracht worden ist. Daneben war der Verfasser bemüht, das Buch so einzurichten, daß alles für den einschlägigen Unterricht Nötige darin enthalten ist. So umfaßt die Auswahl der dichterischen Erzeugnisse alle Gattungen der Poesie mit Ausnahme des Romans und des modernen Dramas, die natürlich in einem Buch dieser Art keine Aufnahme finden konnten; auch sind fast sämtliche Reim-, Vers- und Strophenarten vertreten, und ein „Abriss der Poetik“ erteilt über sie sowie über die Dichtungsarten weiteren Aufschluß. Für Stoff zu Deklamationsübungen ist in so ausgedehnter Weise gesorgt, daß damit wohl allen Wünschen entsprochen ist. Wiederum enthält das Buch auch eine stattliche Anzahl Prosastücke, die, verschiedenen Gebieten entnommen, den Schülern einen reichen Lesestoff darbieten und wohl dazu geeignet sind, ihren Anschauungskreis zu erweitern und ihre Phantasie anzuregen. Sie sind zahlreich genug, daß sie bei nebenhergehender

Lektüre zusammenhängender größerer Dichtungen kaum jedesmal ausgenutzt werden dürften und somit dem Lehrer von Jahr zu Jahr eine vielleicht willkommene Abwechslung ermöglichen. Indem sie von der einfachen Erzählung und dem schlichten Brief bis zur schwierigen Abhandlung und erhabenen Rhetorik aufsteigen, mögen sie auch als Unterlage für allerlei praktische Übungen dienen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß von der großen Menge vortrefflicher Prosaschriftsteller nur ein verschwindend kleiner Teil zu Wort kommen konnte, und vielleicht mit Bedauern wird man diesen oder jenen vermissen, wie man vergeblich auch nach dem einen oder dem andern Dichter oder nach diesem oder jenem Gedicht suchen wird. Aber sowenig der Verfasser sich hierfür zur Verantwortung verpflichtet fühlt, da ja das Buch auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben will und kann, als so berechtigt möchte die Frage erscheinen, warum gerade einigen der aufgenommenen Schriftsteller vor andern der Vorzug gegeben ist. Aber darauf möchte er erwidern, daß keine zwei Männer bei einer Arbeit dieser Art dieselbe Auswahl treffen würden, und daß man die Aufgabe als einigermaßen gelöst betrachten muß, wenn die gewählten Proben dem Plan des Buches entsprechen, von anerkannt tüchtigen Leuten herrühren und eine gesunde, gehaltreiche und anregende Lektüre bilden.

Von der Aufnahme von Bruchstücken aus größeren Werken ist fast ganz abgesehen worden. Sie bieten doch kein Bild der ganzen Dichtung und haben daher wenig Wert. Alle größeren Meisterwerke der deutschen Literatur sind jetzt in so wohlfeilen Einzelausgaben zu bekommen, daß der Schüler deswegen nicht ohne Kenntnis derselben zu sein braucht. Auffallen mag vielleicht, daß das mittelalterliche Kunstepos nicht wie das Nibelungen- und das Gudrunlied durch ausführliche Inhaltsangaben und reichliche Proben dargeboten ist. Das geschah aber nur aus dem Grunde, weil zur Behandlung der mittelalterlichen Kunstepen bei unserm kurzen Kursus die Zeit fehlt; sie werden also nicht durchgenommen, und so konnten auch Inhaltsangaben und Proben wegfallen. Was der Schüler von ihnen wissen sollte, ist gegeben.

Besonders zu Nutz und Frommen derer, die das Buch zum Selbststudium gebrauchen wollen, sind erklärende Noten unter die Texte gesetzt worden. In der Schule dürften viele derselben überflüssig sein. Auch sollte dem Lehrer damit nicht vorgreifen werden.

So möge denn das Buch hinausgehen in die Welt und seinen ihm bestimmten Zweck erfüllen, nämlich christlichen hohen Schulen das Mittel zu der so nötigen Kenntnis der deutschen Literatur zu bieten, und wenn Gott, zu dessen Ehre auch dieses Werk unternommen ist, seinen Segen auf den Gebrauch desselben legt, indem unsere Schüler nicht nur dadurch in ihrer allgemeinen Bildung gefördert, sondern auch dadurch befähigt werden, sich ein Urteil über den Wert oder Unwert der Erzeugnisse der weltlichen Literatur zu bilden, so ist der Verfasser für all seine Mühe und Arbeit reichlich belohnt.

Zum Schluß sei es ihm noch gestattet, allen denen, die ihm bei der Ausarbeitung dieses Buches mit Rat und Tat an die Hand gegangen sind, den herzlichsten Dank abzustatten.

Milwaukee, Wis., den 28. Juni 1906.

Dtto Hattstädt.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die vorliegende zweite Auflage des „Handbuchs der deutschen National-literatur“ unterscheidet sich bei oberflächlicher Betrachtung von der ersten in kaum wahrnehmbarer Weise. Da nämlich die Deutschlehrer an den höheren Schulen, auf denen das Buch gebraucht wird, den dringenden Wunsch geäußert hatten, daß die zweite Auflage sich eng an die erste anschließen möchte, um den Gebrauch beider Auflagen nebeneinander im Unterricht zu ermöglichen, so ist das Buch, abgesehen von der Umarbeitung einiger einleitender Paragraphen und der Ersetzung einiger weniger Proben durch andere, nach Anlage und Inhalt mit Einschluß der Paginierung durchaus dasselbe geblieben. Und doch wird der aufmerksame Leser einen nicht unbedeutenden Unterschied zwischen der alten und der neuen Auflage erkennen. Denn nicht nur sind viele Ungenauigkeiten in der Rechtschreibung und Zeichensetzung beseitigt worden, sondern auch sämtliche Proben haben nach den besten erhältlichen Originalen eine sorgfältige Nachprüfung erfahren, als deren gewiß wünschenswertes Ergebnis nun ein zuverlässiger, un verfälschter Text vorliegt. Nur an wenigen Stellen ist statt der ursprünglichen eine spätere Lesart gesetzt worden, weil es unräthlich erschien, an Gedichten, die in ihrer jetzigen Fassung sich allgemein eingebürgert haben, durch zwecklose Ausgrabungen zu rütteln. Auslassungen im Text sind durch Punkte, nicht vom Autor herrührende Stellen durch eckige Klammern bezeichnet.

Besondere Sorgfalt ist auch der Feststellung der biographischen Notizen zugewandt worden. Welche Schwierigkeiten diese bereitet, wird jeder verstehen, der da weiß, welch verschiedenen Angaben, besonders hinsichtlich der Geburts- und Todestage und -jahre unserer Schriftsteller, man in literargeschichtlichen Einzel- und Sammelwerken und Enzyklopädien begegnet. Möge überall das Richtige getroffen sein!

Wie bei dem ersten Erscheinen dieses Buches, so fühlt sich der Verfasser auch diesmal verpflichtet, einigen lieben Kollegen, insonderheit seinem theuren Freund und Lehrer Prof. H. Crull, der an dem Gelingen dieses Werkes großes Interesse bekundete, für allerlei Dienstleistungen den herzlichsten Dank abzutatten.

Milwaukee, den 28. Juli 1914.

Otto Sattstädt.

Überſicht des Inhaltes.

Einleitung.

	Seite		Seite
§ 1. Begriff der deutschen Nationalliteratur. — Die deutsche Sprache. — Mundarten	1	§ 2. Die gotische Bibelübersetzung des Wulfila. Matth. 6, 9—13	1
		§ 3. Das Hochdeutsche	2

Erste Periode. Die älteste Zeit.

§ 4. Dichtungen aus der heidnischen Zeit	3	Aus Otfrieds Krift. Aus Tatians Evangelienharmonie.	
Das Hildebrandslied.			
§ 5. Dichtungen aus der christlichen Zeit	6	§ 6. Die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser	9
Das Vaterunser aus dem 8. Jahrhundert. Aus dem Heland.		Aus Notkers Katechismus.	

Zweite Periode. Die mittelalterliche Blütezeit.

§ 7. Gründe des Aufschwungs. — Die Arten der Dichtung. — Die mittelhochdeutsche Sprache	10	4. Heinrich von Veldke	45
		1. Winterlied.	
		2. Hoffnung.	
A. Epik.		5. Reinmar der Alte	45
1. Das Volksepos.		1. Renz und Liebe.	
§ 8. Das Wesen des Volksepos	11	2. Aus: Klage um Leopold V.	
1. Das Nibelungenlied.		6. Walzer von der Vogelweide	46
2. Das Gudrunlied.		1. Frühlingssehnsucht.	
3. Die übrigen Volksepen.		2. Winterklage.	
II. Das Kunstepos.		3. Frühling und Frauen.	
§ 9. Wesen des Kunstepos und dessen Hauptvertreter	39	4. Traumdeutung.	
		5. Der Wahlfreit. I. Die drei Dinge.	
		II. Der Waife. III. Der Pfaffen Zug.	
		6. Philipps Krönung.	
		7. Mahnung an die Geistlichen.	
		8. König Philipp auf dem Magdeburger Sonntag.	
		9. Des Papstes Gebot.	
		10. Der weltliche Schrein.	
		11. Deutschland über alles.	
		12. Dank an Kaiser Friedrich.	
		13. Zugenlehren.	
		14. Selbstüberwindung.	
		15. Mäßigkeit im Trinken.	
		16. Warnung vor Habsucht.	
		17. Das Heilige Land.	
§ 10. Wesen der Lyrik als höfischer Dichtung	43	7. Reidhart von Neuental	53
1. Der Ritter von Kurenberg	44	Frühlingslieder.	
Der Falte.			
2. Dietmar von Aist	44		
Frühlingstrost.			
3. Sperbvogel	44		
1. Ermütigung.			
2. Freundschaft.			
3. Briamel.			
4. Weihnachtslied.			
5. Gotteslob.			
		C. Didaktik.	
		§ 11. Wesen der Didaktik und deren Hauptvertreter	53
		1. Aus Freidants Verschidenheit	54
		2. Aus Ulrich Boners Edelstein	55

Dritte Periode. Die Zeit des Verfalls der Poesie.

§ 12. Charakter dieser Periode	56	3. Abschied von Innsbruck.	
§ 13. Das Volkslied	58	4. Martinsgans.	
1. Das Herzenschlüßlein.		5. Kranzlingen.	
2. Sommerlied.		6. Das Schloß in Eherreich.	
		7. Weihnachtslied.	
		8. Der Tod als Schnitter.	

Vierte Periode. Die deutsche Literatur im Zeitalter der Reformation.

	Seite		Seite
§ 14. Martin Luther. Die neuhochdeutsche Sprache. — Die Bibelübersetzung. — Luther als deutscher Klassiker	62	§ 15. Das evangelisch = lutherische Kirchenlied	82
1. Aus dem Sendschreiben vom Dolmetschen.		§ 16. Hans Sachs	85
2. Vergleichende Zusammenstellung der Überetzungen von Phil. 2. 5—11.		1. Die Wittembergisch Nachtigall.	
3. Aus der Schrift: An die Ratsherren usw.		2. Comedia. Die ungleichen Kinder Eve.	
4. Etlche Briefe Luthers: An seine Tischgesellen in Wittenberg. — An Wolfgang Sieberger. — An seine Hausfrau.		3. Sanct Peter mit der Geis.	
5. Der XLVI. Psalm.		§ 17. Murner. — Hutten. — Fischart ..	95
		§ 18. Volksbücher	95

Fünfte Periode. Die Zeit der literarischen Fremdherrschaft.

§ 19. Allgemeiner Charakter dieser Periode	96	§ 20. Vorboten einer besseren Zeit. — Gottsched und die Schweizer	105
1. Martin Opitz	97	1. Albrecht von Haller	106
Auff Lebend kommt Freud.		Aus „Die Alpen“, 33—37.	
2. Paul Fleming	97	2. Friedrich von Hagedorn	107
1. Das treue Herz.		1. Johann der Seifensieder.	
2. Sonett an sich.		2. Das Hühnchen und der Diamant.	
3. Friedrich von Logau	98	3. Drei Taube.	
1. Hoffnung.		3. (Christian) Fürchtegott Gellert ..	108
2. Geduld.		1. Die Ehre Gottes aus der Natur.	
3. Der Sonnen und des Menschen Untergang.		2. Der Maler.	
4. Göttliche Rache.		3. Der Bauer und sein Sohn.	
5. Die Sünde.		4. Die beiden Wächter.	
6. Selbst-Erläutnüss.		5. Der Tanzbar.	
7. Die heile Arznei.		6. Der Prozeß.	
8. Geschminkte Freundschaft.		7. Brief an Rabener.	
9. Französische Kleidung.		4. (Magnus) Gottfried Richtwer ...	113
10. Die blühende Deutsche Sprache.		1. Der junge Rater.	
11. Französische Sprache.		2. Der Hänfling.	
12. Die Deutsche Sprache.		3. Die Kaken und der Hausherr.	
4. Simon Dach	99	5. (Gottlieb) Wilhelm Rabener	115
Lob der Freundschaft.		Kleider machen Leute.	
5. Johann Michael Moscherosch	99	6. (Johann Wilhelm) Ludwig Gleim ..	117
Aus dem „A la mode Rebraus“.		1. An die Schwalbe.	
6. Ulrich Meierle, genannt Abraham a Sancta Clara	101	2. Die Milchfrau.	
Aus der Flugschrift „Auf, auf, ihr Christen!“		3. Der Löwe und der Fuchs.	
7. Christian Barnecke	104	7. Envald (Christian) von Kleist	119
Epigramme: 1. Auf gewisse Trauerspiele.		1. Hymne.	
2. Auf gewisse Gedichte.		2. Die preussische Armee.	
3. Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten.		3. Arist.	
4. Blumenreiche Gedichte.		8. Abraham (Gottbelf) Kästner	121
5. An einen gewissen Pritschmeister.		1. Die alternden Dichter.	
6. Römische Bußbeichte.		2. Hippotrene auf deutsch.	
7. Die Klagen über die ihige Zeit.		9. (Gottlieb) Konrad Pfeffel	121
		1. Der Ortolan.	
		2. Das Kamel und das Trambestier.	
		3. Die Tabatspfeife.	

Sechste Periode. Die zweite Blüthezeit: 1748—1832.

§ 21. Charakter dieser Periode	122	Selbst Peter Sturz	131
§ 22. Friedrich (Gottlieb) Klopstock	123	über Klopstock.	
1. Aus dem „Messias“, 1—157.		§ 23. (Christoph) Martin Wieland	133
2. Die beiden Mäusen.		1. über das Schachspiel.	
3. Wir und sie.		2. über Goethes Götz von Berlichingen.	
4. Unsere Sprache.		§ 24. Der Göttinger Dichterbund.	
5. Vergebliche Warnung.		1. Johann (Heinrich) Voß	138
6. Das Epigramm.		1. Der siebenzigste Geburtstag.	
7. Die frühen Gräber.		2. Epigramme: 1. Der Schnellgläubige.	
8. Sommernacht.		2. Ratos Sittenspruch.	
9. Der Kislau.		3. Die sieben Weisen.	
10. Frühlingsfeier.			
11. Auferstehung.			

	Seite
2. Ludwig (Heinrich Christoph) Hölty	141
1. Das Wandleben.	
2. Vermächtnis.	
3. Aufmunterung zur Freude.	
3. Friedrich (Leopold) Graf zu Stolberg	142
1. Der Herz.	
2. Lied eines deutschen Knaben.	
3. Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn.	
4. Gottfried August Bürger	144
1. Lenore.	
2. Der wilde Jäger.	
3. Spruch.	
4. An das Herz.	
5. Matthias Claudius	150
1. Rheintweinlied.	
2. Abendlied eines Bauersmanns.	
3. Ein Lied hinter dem Ofen zu singen.	
4. Bei dem Grabe meines Vaters.	
5. Eine Chria.	
§ 25. Gotthold (Ephraim) Lessing	152
1. Aus „Laafoon“.	
2. Aus der „Hamburgischen Dramaturgie“.	
3. Aus der „Abhandlung über die Fabel“.	
4. Fabeln: 1. Der Strauß. 2. Der Löwe und der Hase. 3. Das Roß und der Stier.	
5. Sinngedichte: 1. An den Leser. 2. An den Leser. 3. Hänschen Schlan. 4. Die Ewigkeit gewisser Gedichte. 5. Auf den Kauz. 6. An ein Stammbuch.	
§ 26. (Johann) Gottfried Herder	168
1. Aus den „Stimmen der Völker in ihren Liedern“.	
1. Erbkönigs Tochter. 2. Das Lied der Hoffnung. 3. Mädchen von Tharau. 4. Edward.	
2. Der gereizte Jüngling.	
3. Die ewige Bürde.	
4. Das Kind der Sorge.	
5. Bilder, Enomen, Epigramme. 1. Das Lied vom Schmetterling. 2. Verschiedener Umgang. 3. Der Fruchtbaum. 4. Anklagen. 5. Der Mond. 6. Der Weg zur Wissenschaft. 7. Wissenschaft ohne Anwendung. 8. Wissenschaft für andere. 9. Strenge gegen sich selbst. 10. Das Schweigen. 11. Der Tapfere. 12. Staub und Edelgstein. 6. Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen.	
§ 27. Sturm und Drang.	
Christian (Daniel Friedrich) Schubart	178
1. Kaplied.	
2. Ahasveros.	
§ 28. (Johann) Wolfgang Goethe	180
1. Aus „Dichtung und Wahrheit“.	
2. Christliches.	
1. An die Glückigen.	
2. Wanderers Nachtlied, 1776.	
3. Aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre“.	
1. Der Gartenpieler. 2. Derselbe. 3. Mignon.	
4. Gesang der Geister über den Wassern.	
5. Wanderers Nachtlied, 1783.	
6. An den Mond.	
7. Schäfers Klagelied.	
8. Trost in Tränen.	
9. Das Sonett.	
10. Natur und Kunst.	

	Seite
3. Episches.	
1. Das Heidenrösslein.	
2. Der König in Thule.	
3. Der Fischer.	
4. Der Erbkönig.	
5. Der Sänger.	
6. Der Zauberlehrling.	
7. Legende vom Hufeisen.	
8. Hochzeitlied.	
9. Der Totentanz.	
4. Didaktisches. Epigramme, Sprüche usw.	
1. Aus den Venetianischen Epigrammen.	
2. Gesellschaft.	
3. Demut.	
4. Nativität.	
5. Sprichwörtlich.	
6. Aus dem Westfälischen Doman. 1. Fünf Dinge. 2. Fünf andere. 3. Spruch.	
5. Aus der „Italienischen Reise“.	
6. Abendmahl von Leonardo da Vinci zu Mailand.	
§ 29. (Johann Christoph) Friedrich Schiller	199
1. Lyrisches.	
1. Pompeji und Herculaneum.	
2. Das Lied von der Glode.	
3. An die Freunde.	
4. Rauschlied.	
5. Das Siegesfest.	
2. Episches.	
1. Die Schlacht.	
2. Das Mädchen aus der Fremde.	
3. Der Taucher.	
4. Der Ring des Polykrates.	
5. Die Kraniche des Ibylus.	
6. Der Kampf mit dem Drachen.	
7. Die Bürgschaft.	
8. Kassandra.	
9. Der Graf von Habsburg.	
3. Didaktisches.	
1. Die Sprüche des Konfuzius. I. II.	
2. Breite und Tiefe.	
3. Licht und Wärme.	
4. Das Diktichon.	
5. Der epiische Hexameter.	
6. Erwartung und Erfüllung.	
7. Motivtafeln. a. Pflicht für jeden. b. Der Schlüssel. c. Freund und Feind. d. Der Meister.	
8. Rätsel. 1. 2. 3.	
9. Reimen. 1—19.	
4. Die Schlacht bei Lüben.	
5. über Klopstock.	
§ 30. Zeitgenossen der großen Dichter.	
1. Alexander von Humboldt	234
Die Fülle des Lebens in der Natur.	
2. Johann Wilhelm von Archenholz	238
Der überfall bei Hochkirch.	
3. Varnhagen von Ense	242
Blücher.	
4. Jean Paul Friedrich Richter	244
Die Taschenbibliothek.	
5. Gottfried Seume	247
1. Der Wilde.	
2. Seumes Amerikafahrt.	

	Seite		Seite
§ 31. Die Romantif.		12. Die Gebrüder Grimm	285
1. (August) Wilhelm von Schlegel..	254	1. Aus der Vorrede zu „Kinder- und Hausmärchen“.	
1. An die südtlichen Dichter, deren Lieder ich übersezt hatte.		2. Dornröschen.	
2. In der Fremde.		3. Eigenschaften der epischen Tierfabel.	
3. Das Sonett.		13. Friedrich Christoph Schloffer	289
2. Ludwig Tieck	256	Epaminondas und Pelopidas.	
1. Chor aus dem Lustspiel „Kaiser Octavianus“.		14. Friedrich von Raumer	292
2. An A. B. Schlegel.		Konradin, der letzte Hohenstaufe.	
3. Arion.		§ 32. Die Dichter der Befreiungskriege.	
4. Siegfrieds Jugend.		1. Ernst (Moriz) Arndt	296
3. Friedrich von Hardenberg	258	1. Des Deutschen Vaterland.	
Bergmannslied.		2. Die Leipziger Schlacht.	
1. Clemens Brentano	258	3. Das Lied vom Feldmarschall.	
1. Die Gottesmutter.		2. (Karl) Theodor Körner	298
2. Der Spinnerin Nachlied.		1. Die Götzen.	
5. Friedrich Baron de la Motte Fouqué	260	2. Aufruf.	
1. Der kranke Ritter.		3. Lühows wilde Jagd.	
2. Der Husar.		4. Harras, der kühne Springer.	
6. Joseph Freiherr von Eichendorff	261	5. Rätsel. a. Palindrom. b. Logogriph. c. Scharade.	
1. Wandernder Dichter.		6. Brief an seinen Vater.	
2. Mondnacht.		3. Max von Schenkendorf	303
3. Sehnsucht.		1. Die Muttersprache.	
4. Abschied der freiwilligen Jäger 1813.		2. Das Lied vom Rhein.	
5. Abschied vom Walde.		3. Freiheit.	
6. Das zerbrochene Klinglein.		§ 33. Der schwäbische Dichterkreis.	
7. Nachklang.		1. Ludwig Uhland	305
7. Adelbert von Chamisso	263	1. Frühlingsglaube.	
1. Schloß Boncourt.		2. Die Kapelle.	
2. Tragische Geschichte.		3. Das Schloß am Meer.	
3. Die Löwenbraut.		4. Der Wirtin Töchterlein.	
4. Die alte Wajschfrau.		5. Schäfers Sonntagslied.	
5. Korthische Gattfreiheit.		6. Das Glüd von Ebenhall.	
6. Die Weiber von Wilsperg.		7. Die Rache.	
7. Der Soldat.		8. Des Sängers Fluch.	
8. Salas y Gomej.		9. Bertran de Born.	
8. (Karoline) Luise Brachmann	272	10. Tausender.	
Kolumbus.		2. Gustav Schwab	311
9. Wilhelm Müller	274	1. Der Reiter und der Bodensee.	
1. Wanderschaft.		2. Das Gewitter.	
2. Der Lindenbaum.		3. Das Mahl zu Heidelberg.	
3. Frühlings Einzug.		4. Der Fund in der Opferbüchse.	
4. Alexander Pphlanti auf Munkacs.		3. Justinus Kerner	314
5. Spruch.		1. Boese.	
6. Epigramme. 1. Der Schneeball. 2. Armut und Freundschaft. 3. Leer lärm am meisten. 4. Ahnenwert.		2. Wanderlied.	
10. August Graf von Platen-Haller=		3. Der Wanderer in der Sägemühle.	
münde	276	4. Der reiche Fürst.	
1. Das Grab im Suinto.		5. Spindelmanns Regenlion einer Gegend.	
2. Harmosjan.		6. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.	
3. Klagelied Kaiser Ottos des Dritten.		4. Eduard Mörike	316
4. Gajelen. I. II.		1. Den! es, o Seele.	
5. Hermann und Dorothea.		2. In der Frühe.	
6. Der Besuch im Dezember 1830.		3. Die Soldatenbraut.	
7. Los des Lyrikers.		4. Die Geister vom Mummelsee.	
11. Friedrich Rückert	279	5. Wilhelm Hauff	317
1. Der alte Barbarossa.		1. Reiters Morgengesang.	
2. Roland zu Bremen.		2. Soldatenliebe.	
3. Das ruft so laut!		3. Rätsel.	
4. Aus der Jugendzeit.		§ 34. Gleichzeitige Prosaisker.	
5. Chibber.		1. Philipp (Konrad) Marheinecke	318
6. Leben und Tod.		Luther auf dem Reichstage zu Worms.	
7. Die Eipe.		2. Leopold von Ranke	322
8. Das Meer der Hoffnung.		Die unüberwindliche Armada.	
9. Aus den „Angereichten Perlen“. 1—11.			
10. Aus den „Perfischen Bierzeilen“. 1—12.			
11. Aus der „Weisheit des Brahmanen“. 1—IX.			
12. Sonett. 1. 2.			

	Seite		Seite
3. August Wilmar	326	8. August Schnetzler	349
1. Die Minnepoesie.		Mummelsees Nachz.	
2. Sagen vom Heiligen Graf und dem König Artus.		9. Otto Gruppe	350
3. Lessings Stil.		1. Der Schmied von Solingen.	
4. Georg Gervinus	331	2. Der Tod Friedrich Wilhelms III.	
Herders größtes Verdienst.		Annette Frein von Droste-Hülshoff	351
5. Wilhelm Wackernagel	334	1. Der Knabe im Moor.	
Alter und Ursprung der Poesie.		2. Die junge Mutter.	
§ 35. Gleichzeitige, keiner bestimmten Richtung angehörende Dichter.		§ 36. Österreichische Dichter.	
1. Franz Freiherr von Gaudy	335	1. Joseph Freiherr von Jedlik	352
1. Die Schlacht bei den Pyramiden.		Nächtliche Heerschau.	
2. Spurlos.		2. Nikolaus Lenau	353
2. Ludwig Bechstein	337	1. Schiffslieder. I—III.	
1. Elisabeths Rosen.		2. Liebesfeier.	
2. Landgraf Ludwig und der Löwe.		3. Herbstklage.	
3. Das wilde Heer.		4. Der Postillon.	
3. Karl Simrock	339	5. Die drei Indianer.	
1. Habsburgs Mauern.		6. Einem Knaben.	
2. Der Rattenfänger von Hameln.		3. Nepomuk Vogl	356
4. August Kopisch	340	1. Das Erkennen.	
1. Das grüne Tier und der Naturkenner.		2. Ein Friedhofsgang.	
2. Willigis.		3. Heinrich der Vogler.	
3. Die Hühnerchen. 1. 2.		4. Die Sieger.	
5. Adolf Stöber	342	5. Der Kordonist.	
1. Wachtelschlag.		4. Gabriel Seidl	358
2. Das Grab im Neuen Münster zu Würzburg.		1. Das Glöcklein des Glücks.	
6. Franz Augler	343	2. Hans Euler.	
1. Triollette.		3. Der tote Soldat.	
2. Die Schlacht bei Leuthen.		4. Der Älpler.	
7. Hermann Vesser	348	5. Anastasius Grün	363
1. Der Choral von Leuthen.		1. Der letzte Dichter.	
2. Die Trommel.		2. Zwei Heimgesichte.	
		3. Unsere Zeit.	
		4. Das Schlachtbeil.	
		5. Sprüche. I—III.	
		6. Franz Grillparzer	366
		Ruhe.	

Siebente Periode.

Die deutsche Literatur seit Goethes Tod bis zur Gegenwart.

§ 37. Charakter dieser Periode	367	4. Ferdinand Freiligrath	375
§ 38. Die politischen Dichter.		1. Löwenritt.	
1. Heinrich Heine	368	2. Die Auswanderer.	
1. Die Corelei.		3. Aus dem schlesischen Gebirge.	
2. Sehnen.		4. O Lieb', solange du lieben kannst!	
3. Du bist wie eine Blume.		5. „Prinz Eugen, der ehle Ritter.“	
4. Gruß.		6. Hurra, Germania!	
5. Abenddämmerung.		7. Die Trompete von Bionville.	
6. Meergruß.		5. Gottfried Kinkel	380
7. Bellsager.		1. Ein geistlich Abendlied.	
8. Aus der „Harzreise“.		2. Abendstille.	
2. Heinrich Hoffmann von Fallersleben	373	3. Petrus.	
1. Mein Lieben.		6. Robert Prutz	382
2. Heimat.		1. Bretagne.	
3. Garten der Kindheit.		2. Die Mutter des Rosenk.	
4. Frühlingsbotschaft.		7. Rudolf von Gottschall	387
5. Das tote Kind.		1. Den Kindern.	
6. Abendlied.		2. Am Bergsee.	
3. Julius Moser	374	3. Nachts an der Ostsee.	
1. Das Lied vom Kreuzschnabel.		4. Die Metapher.	
2. Andreas Hofer.			

	Seite		Seite
§ 39. Dichter neuer Bestrebungen.		6. Heinrich Caspari	427
1. Emanuel Geibel	389	Der Tag der Reformation ein Gedächtnis- tag.	
1. Hoffnung.		7. Friedrich Ahlfeld	429
2. Zigeunerleben.		Nicht Natur, nicht Schicksal, nicht der Himmel, sondern Gott.	
3. Volters Nachtgesang.		8. (Karl) Ferdinand (Wilhelm) Wal- ther	430
4. Gudruns Klage.		Jesus Wunder ein untrüglicher Beweis seiner Gottheit.	
5. Sanssouci.			
6. Der Tod des Tiberius.		§ 41. Dichter der neuesten Zeit.	
7. Friedrich Kotbart.		1. Joseph (Viktor) von Scheffel ...	431
8. Cita mors ruit.		1. Ausfahrt.	
9. Die Türkenfugel.		2. Aus dem „Trompeter von Säckingen“.	
10. Ethisches und Ästhetisches. I—III.		I. II.	
11. Sprüche. I—IX.		2. Konrad (Ferdinand) Meyer	432
2. Friedrich Bodenstedt	397	1. Lutherlieb.	
1. Aus den Mirza-Schaffy-Liedern. I—III.		2. Bettlerballade.	
2. Sprüche der Weisheit. 1—5.		3. Otto Noquette	433
3. Frühlingslied.		1. Der Totensee.	
4. Freundschaft.		2. Walter von der Vogelweide.	
3. Ferdinand Vöfler	399	4. Paul Heyse	440
Die Stiefeläuser.		1. Der Schenk von Erbach.	
4. Hermann Lingg	400	2. Über ein Stündlein.	
Der schwarze Tod.		3. Spruch.	
5. Friedrich Hebbel	401	5. Felix Dahn	441
1. Der Heidenrabe.		1. Gotentreue.	
2. Das Kind.		2. Der schwedische Trompeter.	
6. Theodor Storm	403	3. Die Varusschlacht.	
1. Eine Frühlingsnacht.		6. Julius Wolff	446
2. Die Stadt.		1. Der Reiter in Jena.	
3. Weihnachtsabend.		2. Die Fahne der Einundsechziger.	
4. Spruch.		7. Martin Greif	449
7. Theodor Fontane	404	1. Morgendämmerung.	
1. Guter Rat.		2. Auf der Wiese.	
2. Das Glück.		3. Andacht im Walde.	
3. Archibald Douglas.		4. Vergöhere.	
4. John Maynard.		5. Sternennacht.	
5. Der 6. November 1632.		6. Walter von der Vogelweide.	
8. Hermann Mörner	407	8. Detlef von Ziliencron	450
Die Katakomben von Rom.		1. Du mein Vaterland.	
§ 40. Geistliche Dichtung und Beredsamkeit		2. Abschied und Rückkehr. I. II.	
1. Albert Knapp	411	3. Tod in Ähren.	
Russische Szene.		4. Krieg und Frieden.	
2. Philipp Spitta	412	9. Ferdinand Avenarius	451
1. Gebuld.		Der goldene Tod.	
2. Diesem Hause ist Heil widerfahren.		§ 42. Prosaische der neuesten Zeit.	
3. Karl Gerok	413	1. Ernst Curtius	453
1. Auch du, mein Sohn?		Die olympischen Spiele.	
2. Die heilige Nacht.		2. Theodor Mommsen	458
3. „Ave, Caesar, morituri te salutant“.		Julius Cäsar.	
4. Das Gewitter.		3. Helmuth von Moltke	461
5. Junfer Georg.		Pompeji.	
6. Wie Kaiser Karl Schulbikitation hielt.		4. Fürst Otto von Bismarck	463
7. Die Kasse von Gravelotte.		Schluss der Rede über die politische Lage im Jahre 1888.	
8. Spruch.		5. Gustav Freytag	466
9. Die Verwerflichkeit des Unglaubens.		Die deutschen Städte im Mittelalter.	
10. Zwei Bibeln.			
4. Julius Sturm	422		
1. Wie schön leuchtet der Morgenstern!			
2. Gott lebt noch.			
3. Nimm Christus in dein Lebensschiff!			
4. Sprüche. I. II.			
5. Klaus Harns	425		
1. Des Sommers Fülle.			
2. Der Herbst, ein Treiber zu Fleiß und Arbeit.			
3. Sprüche. I—III.			

	Seite		Seite
6. Friedrich Wilhelm Ritter von Hatz- länder	469	10. Wilhelm Riehl	479
Jerusalem und die umliegenden heiligen Orte.		1. Im Jahre des Herrn.	
7. Ferdinand Gregorovius	472	2. Ludwig Richter.	
Kapri.		11. Wilhelm Baur	485
8. Ferdinand Schmidt	475	Das Gottesgericht in Rußland.	
Ursachen der ersten Christenverfolgungen.		12. Heinrich von Treitschke	487
9. Hermann Nafius	477	Der Ausbruch der Befreiungskriege.	
Die Vogelwelt.		13. Friedrich Betteg	490
		Das Licht.	

Anhang I.

Mundartliche Dichtung.

1. Fritz Reuter	493	4. Franz von Kobell	496
1. De Rechnung ahn Wirt.		1. 's Pächte.	
2. De sotratijche Method'.		2. Die drei Dufat'n.	
2. Klaus Groth	495	5. Karl Stieler	497
Min Moderisprat.		An Anfrag.	
3. Karl von Holtei	495	6. Konrad Gröbel	497
1. Alleene.		Der Schloffer und sein Gefell.	
2. 's Mutterle.		7. (Johann) Peter Hebel	497
		Der Sommerabend.	

Anhang II.

Das Sprichwort	499
----------------------	-----

Anhang III.

Abriß der deutschen Poetik	502
----------------------------------	-----

Namen- und Sachregister.

	Seite		Seite
Abraham a Sancta Clara	97. 101	Distichon	506
Abbasberns	96. 179	Doktor Faust	96
Abfeld, A.	429	Drama	57. 163. 511
Akzentvers	504	Drofte-Hülshoff, A. v.	351
Alexanderslied	39	Eber, P.	53
Alexandriner	504	Ebers, G.	367
Alkäische Strophe	506	Edenlied	39
Allegorie	510	Eichenborff, J. v.	261
Alliteration. (S. Stabreim.)	504	Elegie	507
Almers, H.	407	Ense, W. v.	242
Althochdeutsch	2	Epigramm	128. 167. 510
Amolislied	39	Epische Poesie	507
Archenholtz, J. W. v.	238	Epos	11. 57. 508
Arndt, C. M.	296	Erzählung, poetische	508
Asklepiadische Strophe	506	Fabel	510
Assonanz. (S. Vokalreim.)	505	Fahrende Sänger	10
Auffklärung	122	Fallersleben, H. v.	373
Avenarius, J.	451	Fasnachtsspiele	57
Ballade	508	Fischart, J.	95
Bäbler, J.	399	Fleming, P.	97
Baur, W.	485	Fontane, Th.	404
Bechstein, L.	337	Frank, J.	55
Besser, H.	348	Freidants Bescheidenheit	53. 54
Betrer, J.	490	Freiligrath, J.	375
Bibelübersetzung, Luthers	65	Freitag, G.	466
Bismarck, L. v.	463	Friedrichs des Großen Einfluß auf die Literatur	122
Bodenstedt, J.	397	Gaefele	507
Bodmer, J. J.	105	Gaudy, J. v.	335
Boner, H.	53. 55	Geibel, E.	389
Brachmann, H. L.	272	Gelchrenpoesie	96
Brant, Seb.	57	Gellert, Ch. F.	108
Breitinger, J. J.	105	Gerhardt, P.	84
Brenniano, Al.	258	Gerok, A.	413
Buch von der deutschen Poesie	96	Gervinus, G.	331
Bürger, G. H.	144	Gesenius, J.	84
Caspari, H.	427	Gleim, L.	117
Chamisso, A. v.	263	Gnome	510
Claudian, M.	150	Goehe, J. W. v.	180
Curtius, C.	453	Gotische Bibelübersetzung	1
Dach, Z.	99	Gottfried von Straßburg	41
Dahn, J.	441	Gottschall, R. v.	387
Decius, M.	83	Gottsched, J. Chr.	105
Deutschland, Das Junge	367	Gregorovius, J.	472
Dezime	506	Greif, W.	449
Diärese	504	Grillparzer, J.	366
Dichterkreis, Königsberger	99	Grimm, Die Gebrüder	285
Dichterkreis, Münchener	389	Groth, Al.	495
Dichterschule, erste schlesische	97	Grübel, A.	497
Dichterschule, zweite schlesische	105	Grün, M.	363
Didaktik	53. 57. 510	Gruppe, D.	350
Dietmar von Aist	44	Gudrum	31

	Seite		Seite
Sackländer, F. W.	469	Lejting, G. C.	153
Sagedorn, F. v.	107	Lichner, M. G.	113
Sainbund	138	Lied	507
Saller, A. v.	106	Liliencron, D. v.	450
Sardenberg, F. v.	258	Lingg, G.	400
Sarms, A.	425	Logan, F. v.	98
Sartmann von Aue	40	Ludwig, D.	367
Sauff, W.	317	Luther, M.	62. 82
Sauptmann, G.	367	Lyrik	11. 57. 507
Sebbel, F.	401		
Sebel, F. P.	497	Madrigal	506
Sermann, F.	84	Maßame	507
Seine, G.	368	Märchen	508
Heinrich von Veldeke	39. 45	Marheineke, Ph. R.	318
Seldenjage	3	Marius, G.	477
Seliand	6. 7	Matheius, F.	83
Serberger, W.	84	Meistergesang	57
Serder, F. G. v.	168	Meier, A. F.	432
Sermann, A.	83	Mehfart, W.	84
Serameter	504	Minnegefang	43
Sehse, P.	440	Mittelhochdeutsch	11
Silbebrandston	506	Moltke, G. v.	461
Söfische Poesie	40	Monnfen, Th.	458
Soltei, A. v.	495	Mörise, E.	316
Sölth, L.	141	Moscherosch, F. M. v.	97. 99
Humanismus	56. 62	Mosen, F.	374
Humanität	165	Motte Fouqué, Fr. de la	260
Humboldt, A. und W. v.	234	Müller, W.	274
Hutten, H. v.	95	Mundarten	1
		Murner, Th.	95
Jöhl	508	Muspilli	6
Jean Paul Fr. Richter	244	Mythe	508
Indogermanischer Sprachstamm	1		
		Narrenschiff	57
Kaiserchronik	39	Neander, F.	85
Kantate	512	Reichart von Neuental	53
Kanzleideutsch	62	Neuhochdeutsch	2. 62
Kanzzone	506	Neumark, G.	85
Karikatur	511	Nibelungenlied	11
Karls des Großen Einfluß auf die Lite- ratur	6	Nibelungenliedtrophe	11. 506
Kästner, A. G.	121	Nibelungenvers	504
Kehrreim	505	Nicolai, Ph.	84
Keller, G.	367	Notter Labeo	9
Kerner, F.	314	Novalis. (S. Hardenberg.)	258
Kinkel, G.	380	Novelle	509
Kirchenlied, Das evangelisch-lutherische	82		
Kleist, E. v.	119	Ode	507
Klopstock, Fr. G.	123	Octave	506
Knapp, A.	411	Oper	512
Knittelvers	504	Opiz, M.	96. 97
Kobell, F. v.	496	Oratorium	512
Komödie	511	Otfried von Weisenburg	6
Kopisch, A.	340		
Köerner, A. Th.	298	Parabel	510
Kugler, F.	343	Paramythie	510
Kürzenberg	44	Parodie	509
		Parzival	40
Kalenbuch	96	Paßquill	511
Legende	168. 508	Pentameter	504
Lehrgedicht	510	Pfeffel, G. R.	121
Leibniz, G. W. v.	97	Platen-Sallermünde, A. v.	276
Leich	43	Poesie	502
Lenau, A.	353	Prosa	502
		Prus, R.	382

	Seite		Seite
Maabe, W.	367	Simrock, R.	339
Mabener, G. W.	115	Skandieren	503
Mabenschlacht	39	Sonett	506
Manke, L. v.	322	Spengler, L.	83
Mäusel	510	Speratus, P.	83
Maumer, F. v.	292	Sperbogel	44
Realismus	367	Spitta, Ph.	412
Redensarten, Sprichwörtliche	501	Sprachgesellschaften	96
Refrain. (S. Rehrreim.)	505	Spruchwort	499. 511
Reim	504	Stabreim	504
Reineke Fuchs	57	Stegmann, J.	84
Reinmar der Alte	45	Stieler, R.	497
Reuter, F.	493	Stöber, A.	342
Rhapsodie	508	Stolberg, F. L.	142
Rhythmus	503	Storm, Th.	403
Riehl, W.	479	Strophe	505
Ringwaldt, B.	83	Sturm, J.	422
Rinfort, M.	84	Sturm und Drang	178
Ritt, J.	84	Sturz, G. P.	131
Ritornell	506	Tatian	7. 9
Rodigast, S.	85	Terzine	506
Rolandslied	39	Tiedt, L.	256
Roman	509	Tiersage	9. 57. 288
Romantik	253	Till Eulenspiegel	96
Romanze	508	Titirel	41
Rondo	506	Tragödie	511
Roquette, O.	433	Travestie	509
Rosegger, P.	367	Treitschke, G. v.	487
Rosengarten, Der große	39	Trichter, Nürnberger	96
Roswitha	9	Triolett	506
Rousseau, J. J.	178	Tristan und Isolde	41
Rüder, Fr.	279	Uhlund, L.	305
Sachs, G.	85	Versarten	504
Sage	508	Versfüße	503
Sagentreife	3	Wilmar, A.	326
Sapphische Strophe	506	Vogl, R.	356
Satire	511	Vokalreim	505
Schalling, M.	84	Vollskied	58. 168. 507
Schauspiel	511	Voh, J. G.	138
Scheffel, J. B. v.	431	Wackernagel, W.	334
Schentendorf, M. v.	303	Walter von der Vogelweide	46
Schiller, F. v.	199	Waltharilied	9
Schlegel, F. v.	255	Walther, R. F. W.	430
Schlegel, W. v.	254	Wardene, Chr.	104
Schlosser, F. Chr.	289	Weize, M.	83
Schmidt, F.	475	Wessobrunner Gebet	6
Schneizer, A.	349	Wieland, M.	133
Schubart, Chr. D. F.	178	Wildenbruch, G. v.	367
Schule, erste schlesische	97	Winkelmann, J. J.	122. 153
Schule, zweite schlesische	105	Wolff, J.	446
Schwab, G.	311	Wolfram von Eschenbach	40
Schwank	508	Wulfsa	1
Seidl, G.	358	Wunderhorn, Des Knaben	258
Selneider, A.	83	Zajur	504
Sestina	506	Zedlitz, J. Ch. v.	352
Seume, J. G.	247		
Simplicissimus, Der abenteuerliche	97		

Einleitung.

§ 1. Begriff der deutschen Nationalliteratur. — Die deutsche Sprache. Mundarten.

Unter der Literatur des deutschen Volkes versteht man im weiteren Sinne dessen gesamte in Sprache und Schrift niedergelegte Geisteserzeugnisse, im engeren Sinne jedoch nur dessen poetische Werke und solche Werke der Prosa, die einen gediegenen Inhalt mit künstlerischer Form verbinden und dabei die Eigenart der Nation deutlich erkennen lassen. Wegen des ihr anhaftenden echt deutschen Gepräges pflegt man diese Literatur im engeren Sinn die deutsche Nationalliteratur zu nennen.

Darstellungsmittel derselben ist die deutsche Sprache. Diese ist ein Ast einer germanischen Grundsprache, die, wie die Gemeinamkeit der Wurzeln¹⁾ beweist, mit dem Indischen, zu dem das erloschene Sanskrit, und dem Iranischen, zu dem das erloschene Zend gehört, sowie den griechisch=italischen, keltischen und

litauisch=slawischen Sprachen einen Sprachstamm bildet, den man den indogermanischen oder indoeuropäischen, auch arischen nennt.

Schon vor dem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte spaltete sich das Urgermanische infolge der räumlichen Ausdehnung in verschiedene Mundarten oder Einzelsprachen, die sich zusammen unter folgende Benennungen gruppieren lassen: 1) Das Gotische, 2) das Deutsche, 3) das Nordische. Etwa um das 7. Jahrhundert nach Christo spaltete sich hinwiederum das Deutsche in das Ober= oder Hochdeutsche und das Nieder= oder Plattdeutsche. Die Sprache der deutschen Nationalliteratur ist in der Hauptsache das Ober= oder Hochdeutsche. Das erste germanische Sprachdenkmal ist uns jedoch in gotischer Mundart überliefert worden.

§ 2. Die gotische Bibelübersetzung des Wulfila.

Wulfila (Wölflē), von den Griechen Ulphilas genannt, wurde um das Jahr 311 im damaligen Westgotenlande (Dazien) geboren, kam als Jüngling nach Konstan-

tinopel, widmete sich dem geistlichen Stande und wurde auf der Synode zu Antiochia 341 zum Bischof der Westgoten geweiht. Nach längerer Wirksamkeit unter

1) Vgl. die Zusammenstellung folgender Wörter, die zugleich einige Gesetze der Lautverschiebung veranschaulichen mögen.

	Sanskrit.	Griechisch.	Lateinisch.	Gotisch.	Englisch.	Alt-hochdeutsch.	Neu-hochdeutsch.	Letztlich.	Russisch.
1.	dva	d yo	d uo	t wai	t wo	z wei	z wei	du, dwi	dwa
2.	trayas	treis	tres	threis	three	dri	drei	tris.	tri
3.	dur—	thyra	fores	daur	door	turi	Tür	duris	dver
1.	—	tyrbe	turba	thaurp	thorp	dorf	Dorf	troba	—
1.	pitar	pater	pater	fadar	father	fater	Vater	—	—
3.	bhratar	phrater	frater	brothar	brother	bruodar	Bruder	broter-elis	brat
1.	yuga	zygon	jugum	juk	yoke	joh	Joeh	yungas	igo
1.	nakt—	nykt-os	noct-is	nahts	night	naht	Nacht	nakti	noch
3.	hansas	chen	(h)anser	(g)ans	goose	gans	Gans	za(n)sis	gusj

seinem Volke mußte er mit seinen Anhängern vor dem heidnischen König Athanarich nach Mössien fliehen, wo er den Entschluß faßte, die Bibel ins Gotische zu übersetzen. Er bildete aus den Runen, den ältesten Schriftzeichen der Deutschen, und aus griechischen und lateinischen Buchstaben ein neues Alphabet, und eine erstaunliche sprachschöpferische Tätigkeit entfaltend; schuf er eine durch Würde, Kraft und Erhabenheit gleich ausgezeichnete Übersetzung, wenn auch nicht des ganzen, so doch des größten Theils des heiligen Buches. Alfias starb 70 Jahre alt zu Konstantinopel als eifriger Anhänger der arianischen Lehre. Von seiner Bibelübersetzung sind uns in alten Handschriften erhalten: bedeutende Stücke der vier Evangelien (auf purpurfarbiges Pergament mit Silber- und Goldschrift ge-

schrieben, wegen des silbernen Einbandes codex argenteus genannt), jetzt in Upsala, sowie große Teile der Paulinischen Briefe und einiges aus dem Alten Testament, jetzt teils in Wolfenbüttel, teils in Mailand, Rom und an andern Orten.

Aus diesen für die Kenntnis der Geschichte unserer Sprache so wichtigen Resten ist ersichtlich, daß sich das Gotische durch eine reiche Abwechselung von vollen und tonlosen Vokalen, besonders in den Endungen, wo unsere jetzige Sprache nur ein tonloses oder stummes *e* hat, ferner durch eine überraschende Fülle von Formen und durch einen großen Wortreichtum auszeichnete, und damit fällt die Meinung hin, daß unsere Sprache in der frühesten Zeit roh und unausgebildet gewesen sei.

Matth. 6, 9—13.

9. Sva nu bidjaith jus. Atta unsar thu in himinam. veiknai namô thein. 10. Quimai thiudinassus theins. vairthai vilja theins, svê in himina jah ana airthai. 11. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. 12. Jah aflêt uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim. 13. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. Amen.

So nun sollt beten ihr. Vater unser du in Himmeln. Geweiht werde Name dein. Komme Herrschaft dein. Werde Wille dein, wie in Himmeln, auch auf Erden. Brot (Laib) unseres, das fortwährende, gib uns diesen Tag. Und erlaß uns, daß Schuldige wir seien, so wie auch wir erlassen den Schuldigern unseren. Und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns von den übeln. Denn du bist Herrscherhaus und Macht und Herrlichkeit in Ewigkeiten. Amen.

§ 3. Das Hochdeutsche.

Das Hochdeutsche erfuhr durch Wandel in den Lauten, im Satzbau und im Wortschatz im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen. In seiner Entwicklung sind drei Hauptstufen zu unterscheiden: 1) das Althochdeutsche, etwa bis zum Beginn der Kreuzzüge (1100) reichend, 2) das Mittelhochdeutsche, von 1100 bis 1500, 3) das Neuhochdeutsche, unsere jetzige gemeinsame Schriftsprache, geschaffen durch Luther.

Innerhalb dieser Sprachentwicklung lassen sich sieben Literaturperioden abgrenzen, nämlich:

- 1) die älteste Zeit, von den ersten Anfängen bis 1100;
- 2) die mittelalterliche Blütezeit, von 1100 bis 1300;
- 3) die Zeit des Verfalls, 1300 bis 1500;
- 4) die Reformationszeit, 1500 bis 1624;
- 5) die Zeit der literarischen Fremdherrschaft, 1624 bis 1748;
- 6) die zweite Blütezeit, 1748 bis 1832;
- 7) die neueste Zeit, 1832 bis zur Gegenwart.

Erste Periode. Die älteste Zeit.

§ 4. Dichtungen aus der heidnischen Zeit.

Wie alle Völker die Fähigkeit besitzen, ihren erregten Gefühlen in einer von der gewöhnlichen Redeweise durch Schwung, Rhythmus und allerlei sonstigen Schmuck abweichenden Sprache Ausdruck zu geben, so hatten auch die alten Deutschen ihre Poesie. Das bezeugt auch ausdrücklich der römische Geschichtschreiber Tacitus (100 n. Chr.), der in seiner „Germania“ und in den „Annalen“ der Schlachtgefänge der alten Germanen sowie ihrer Lieder auf ihre Götter und Helden und ihrer Trinklieder Erwähnung tut.

Von all diesen Liedern hat sich nicht eine Zeile erhalten. Ehe sie aufgezeichnet werden konnten, waren sie vergessen und hatten der in der Zeit der Völkerwanderung entstehenden Heldensage Platz gemacht, die in unzähligen Liedern Gegenstand der Sangeskunst wurde. Indem diese Lieder sich allmählich um gewisse Mittelpunkte sammelten, entstanden die folgenden Sagenkreise:

1) Der ostgotische, mit Ermenrich (gest. 375) und Dietrich von Bern (Theodorich der Große, gest. 526) samt seinem Waffenmeister Hildebrand als Haupthelden;

2) der fränkische oder nieder-rheinische, der sich um Siegfried von Xanten bildete;

3) der burgundische, der die Burgunderkönige Gunter, Gernot und Giselher und ihre Schwester Kriemhilde behandelt;

4) der hunnische, dessen Mittelpunkt Attila oder Etzel (gest. 453) ist, und

5) der langobardische, der sich an die Könige Rother und Ernit anknüpfte.

Unabhängig von diesen bildete sich im Anschluß an die Normannenfahrten der normannisch=friesische Sagenkreis mit Hettel, Hilde, Herwig und Gudrun als Hauptgestalten.

Jahrhundertlang blieben diese Sagen lebendig im Munde des Volkes. Als einzigen Überrest in fast ursprünglicher Gestalt besitzen wir von ihnen nur das um das Jahr 850 im Kloster Fulda aufgezeichnete und leider nur als Bruchstück vorhandene Hildebrandslied. Es gehört dem ostgotischen Sagenkreis an und behandelt den Zweikampf des nach dreißig Jahren aus dem Hunnenlande heimkehrenden Hildebrand mit seinem Sohne Hadubrand, der den Vater nicht kennt und sich ihm als einem Eindringling widersetzt. Es ist nicht nur deshalb wertvoll, weil es als das erste uns überlieferte Denkmal deutscher Poesie seine Helden in den echten Farben des deutschen Heldenalters zeichnet, sondern auch, weil es zugleich den Bau unserer ältesten Poesie kennen lehrt. Seine Form ist nämlich die der Alliteration und der Allonanz. (Vgl. Seite 504.) Bis um die Mitte des 9. Jahrhunderts, wo der Reim zur Herrschaft gelangte, war dies die ausschließliche Form deutscher Dichtungen.

Das Hildebrandslied.

Ik gihôrta dat seggen, . . .
dat sih urhêttun ænon muotin

Hiltibrant enti Hadubrant untar heriun
tuêm.

sunufatarungo iro saro rihtun,

Ich hörte das sagen, . . .
daß sich herausforderten zum Einzel-
kampfe

Hildebrand und Hadubrand zwischen
Heeren zweien.

Sohn und Vater ihre Waffen richteten,

5 garutun se iro gûdhamun, gurtun sih
iro suert ana,
helidos, ubar hringâ, dô sie tô dero hiltiu
ritun.

Hiltibrant gimahalta [Heribrantes
sunu]: her uas hêrô man,
ferahes frôtôro; her frâgên gistuont

fôhêm uuortum, hwer sîn fater wâri

10 fireo in folche, . . .

. . . „eddo hwelihhes enuosles dû sîs.
ibu dû mî ênan sagês, ik mî dê ôdre
uuêt,

chind, in chunincriche; chûd ist mî al
irmindeot“.

Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes
sunu:

15 „dat sagêtun mî ûsere liuti,
alte anti frôte, dea êrhina uuârun,
dat Hiltibrant hætti mîn fater: ih
heittu Hadubrant.

forn her ôstar giuueit, flôh her Ôtachres
nîd,

hina miti Dêtrihhe enti sînero degano
filu.

20 her furlaet in lante luttilla sitten
prût in bûre, barn unwahsan,
arbo laosa: her raet ôstar hina.

sîd Dêtrihhe darbâ gistuontun

fateres mînes. dat uas sô friuntlaos
man:

25 her uas Ôtachre ummet irri,
degano dechisto miti Deotrichhe.
her was eo folches at ente: imo uas eo
fehta ti leop:

chûd was her . . . chônânem mannum.
ni wâniu ih iû lîb habbe.“

30 „wêttu irmingot [quad Hiltibrant],
obana ab hevane,

dat dû neo dana halt dînc ni gileitôs

mit sus sippan man.“ . . .

bereiteten sie ihre Schlachtgewande, gür-
teten sich ihre Schwerter an,
die Helden, über die Ringe (des Panzers),
da sie zu dem Kampfe ritten.

Hildebrand sprach, Heribrants Sohn, er
war der hehrere Mann,
an Geist der klügere; er zu fragen be-
gann

mit wenigen Worten, wer sein Vater
wäre

der Leute im Volke, . . .

. . . „oder welches Geschlechtes du seist.
Wenn du mir einen sagst, ich mir die
anderen weiß,

Kind, im Königreiche; kund ist mir alles
Menschenvolt“.

Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:

„Das sagten mir unsere Leute,
alte und erfahrene, die ehemals waren,
daß Hildebrand hieße mein Vater: ich
heiße Hadubrand.

Einft er nach Osten ging, floh er Odo-
fers Haß,
von hinnen mit Dietrich und seiner Degen
viel.

Er ließ im Lande elend sitzen
Braut¹⁾ im Hause, Kind unerwachsen,
Des Erbes los (der Erbgüter beraubt):
er ritt nach Osten weg.

Darauf dem Dietrich Darbungen ent-
standen

meines Vaters.“²⁾ Das war so freunds-
loser Mann:

er war (auf) Odofer unmäßig erzürnt,
der Degen ergebenster bei Dietrich.
Er war immer an des Volkes Spitze: ihm
war immer Gefecht zu lieb;

kund war er . . . kühnen Männern.
Nicht wägne ich mehr, daß er noch Leben
habe.“

„Wahrlich, Menschengott“ (zum Zeugen
rufe ich X.), sprach Hildebrand,
„oben von dem Himmel,

daß du nie noch mehr Verhandlung nicht
führtest

mit so verwandtem Manne.“ . . .

1) Zeile 21, prut, Braut, ursprünglich nicht die zu vermählende, sondern die neuvermählte junge Frau,
wie jetzt noch das englische bride. — 2) Der Sinn ist: Dietrich verlor darauf meinen Vater.

want her dô ar arme wuntane bougâ,
cheisuringu gitân, sô imo sê der chuning
gap,

35 hûneo truhtîn: „dat ih dir it nû
bî huldî gibu“.

Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes sunu:
„mit gêru scal man geba infâhan,

ort widar orte.

dû bist dir, altêr hûn, ummet spâhêr,

40 spenis mih mit dînem uuortun, wili
mih dînu speru uuerpan.

pist alsô gialtêt man, sô dû êwîn inwit
fuortôs.

dat sagêtun mî seolîdante

westar ubar wentilseo, dat inan wîc
furnam:

tôt ist Hiltibrant, Heribrantes suno.“

45 Hiltibrant gimahalta, Heribrantes
suno:

„wela gisihu ih in dînem hrustim . . .
dat dû habês hême hêrron gôten,
dat dû noh bî desemo rîche reccheo ni
wurti.“ — —

„welaga nû, waltant got [quad Hilti-
brant], wêwurt skihit!

50 ih wallôta sumaro enti wintro sehstic
ur lante,

dâr man mih eo scerita in folc sceotan-
têro:

sô man mir at bure ênîgeru banun ni
gifasta.

nû scal mih suâsat chind suertu hau-
wan,

bretôn mit sînu billiu, eddo ih imo ti
banin werdan.

55 doh maht dû nû aodlîhho, ibu dir
dîn ellen taoc,

in sus hêremo man hrustî giwinnan,
rauba birahanen, ibu dû dâr ênîc reht
habês.“ — —

„der sî doh nû argôsto [quad Hilti-
brant] ôstarliuto,

der dir nû wîges warne, nû dih es sô
wel lustit,

60 gûdea gimeinûn: niuse dê môtti,

hwerdar sih hiutu dero hregilo rûmen
muotti,

Wand er da vom Arme gewundene Span-
gen,

von einem Kaiserling (einer Kaiser Münze)
gemacht, wie ihm sie der König gab,
der Sunnen Herr: „daß ich dir es nun
mit Gulden gebe“.

Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:
„Mit dem Ger soll der Mann Gabe emp-
fangen,

Spitze wider Spitze.

Du bist dir, alter Sunne, unmäßig
flug,

reizest mich mit deinen Worten, willst
mich mit deinem Speere werfen.

Bist ebenso gealterter Mann, wie du
ewigen Trug hegstest.

Das sagten mir Seefahrer
westwärts über den Wendensee (Mittel-
meer), daß ihn der Krieg hinraffte:

Tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn.“
Hildebrand sagte, Heribrands Sohn:

„Wohl sehe ich an deinen Rüstungen, . . .
daß du hast daheim einen guten Herrn,
daß du noch von diesem Reich verbannt
nicht wurdest.“ — —

„Wehe jest, waltender Gott,“ sprach
Hildebrand, „Wehgeschick geschieht!

Ich wallte der Sommer und Winter sechs-
zig außer Landes,

da man mich immer zuteilte dem Volk
der Schießenden,

ohne daß man mir an irgendeiner Burg
den Tod [nicht] festigte.

Nun soll mich trautes Kind mit dem
Schwerte hauen,

treffen mit seiner Axt, oder ich ihm zum
Tode werden.

Doch magst du nun leicht, wenn dir dein
Mut taugt,

an so hehrem Manne Rüstung gewinnen,
Raub rauben, wenn du dazu einiges Recht
hast.“ — —

„Der sei doch nun der feigste“, sprach
Hildebrand, „der Ostleute,

der dir nun den Kampf verweigere, nun
dich dessen so sehr lüftet,

den gemeinsamen Kampf; er versuche die
Begegnung,

wer von beiden (sich) heute den Waffen-
schmuck lassen muß,

erdo desero brunnôno bêdero uualtan.“
 dô lëttun sê aerist asckim scritan,
 scarpên seûrim: dat in dem sciltim
 stônt.
 65 dô stôptun tô samane staimbort chlu-
 dun.
 heuwun harmlicco hûtte scilti,
 unti im îro lintûn luttilo wurtun,
 giwigan miti wambnum . . .

oder dieser Brûnnen beider walten (sich
 bemächtigen).“
 da ließen sie zuerst die Eschen (Lanzen)
 splittern
 in scharfen Kampfschauern, daß es in den
 Schilden stand.
 Dann sprengten (sie) zusammen, die stei-
 nernen Ägte ertönten, (?)
 hieben harmlich weiße Schilde,
 bis ihnen ihre Linden(bretter) klein wur-
 den,
 vernichtet von Waffen (?) . . .

§ 5. Dichtungen aus der christlichen Zeit.

Eine neue Zeit begann für die deutsche Poesie durch die Bekehrung der deutschen Völker zum Christentum. Durch dessen Einwirkung hörte die alte heidnische Poesie auf, und an ihre Stelle trat die christliche. Dies geschah zur Zeit Kaiser Karls des Großen (768 bis 814), dessen Wirken überhaupt für die deutsche Sprache und Literatur von höchster Bedeutung war. Unablässig tätig für die Förderung des Christentums nämlich, suchte dieser Fürst durch Heranziehung berühmter Gelehrter (Alkuin, Eginhard, Peter von Pisa, Paul Diaconus) und durch Gründung von Klosterschulen (St. Gallen, Fulda, Reg, Reichenau, Hirschau, Rheims) auch die allgemeine Bildung seines Volkes zu heben, und da diese nur vermittlels der Volkssprache zu erzielen war, so ließ er dieser alle Pflege angedeihen. Er verpflichtete die Geistlichen zu deutscher Predigt und zum Gebrauch der deutschen Tauf- und Beichtformeln, ordnete die Verabfassung des Vaterunsers und des Glaubens in deutscher Sprache an, führte statt der lateinischen die deutschen Monatsnamen (Wintermonat, Hornung, Lenzmonat usw.) ein, ließ alte deutsche Heldengesänge sammeln und erhob die deutsche Sprache, wie sie in seiner eigenen Heimat am Mittelrhein gesprochen wurde, zur Hofsprache und schuf durch das Ansehen, das er ihr dadurch im Gegensatz zu dem in der Kirche herrschenden Latein gab, einen festen Boden

für die Entwicklung einer hochdeutschen Literatur.

Seine Bestrebungen für das Christliche wie für das Volksmäßige trugen bald reiche Früchte, indem unter ihm und seinen nächsten Nachfolgern einige Dichter in deutscher Sprache mehrere bedeutende christliche Dichtungen schufen. Es sind dies:

1) Das Bessobrunner Gebet, das in edler Sprache die Ewigkeit Gottes preist;

2) Muspilli, das heißt, Feuer, Weltbrand, ein Gedicht, das im Anschluß an Matth. 25 das Ende der Welt schildert;

3) Der Heliand, das heißt, Heiland, ein in altfächsischer Sprache das Leben Jesu nach den vier Evangelien handelndes Epos, das, urdeutsch, seinen hohen Gegenstand auf heimischen Boden überträgt und den Sohn Gottes wie einen fächsischen Herzog schildert, der, umgeben von seinen Mannen, die in Treuen fest zu ihrem Herrn stehen, Gnade und Segen spendend durch die Lande zieht;

4) Der Krist, gleichfalls eine Lebensbeschreibung Jesu, nach den vier Evangelien von dem Benediktinermönch Otfried von Weisenburg verfaßt, an poetischem Wert dem Heliand weit nachstehend, aber wichtig wegen des Umstandes, daß darin zum erstenmal die alte Form der Alliteration durch den Endreim ersetzt und ein regelmäßiger

Strophenbau (vier in zwei Langzeilen vereinigte Halbzeilen, jede mit vier Hebungen) eingeführt ist, wodurch das Gedicht vorbildlich für die deutsche Poesie des ganzen Mittelalters wurde.

Karls Bemühungen um die deutsche Predigt hatten auch eine reiche Entfaltung deutscher Prosa zur Folge. Besondere

Erwähnung verdient die von einem Unbekannten um das Jahr 830 verfaßte Übersetzung von Tatians Evangelienharmonie, die reichste Quelle für das Althochdeutsche.

In diese Zeit fällt die Entstehung unserer deutschen Schrift aus der mönchischen Latein- oder Frakturchrift.

Das Vaterunser aus dem 8. Jahrhundert.

Fater unser, dû pist in himilum. Kauuîhit sî namo dîn. Piqueme rîhhi dîn. Uuesâ dîn willo, sama sô in himile ist, sama in erdu. Pilipi unsraz emizzîgaz (fortwährendes) kip uns eogawanna

(immerdar). Enti flâz uns unsrô sculdî, sama sô wir flazzamê unsrêm scolôm. Enti ni princ unsih in chorunka; ûzzan kaneri unsih fona allêm suntôn. Amen.

Aus dem Heliland.

Petri Waffentat.

4865 . . . Thô gibolgan uuard
snel suerdthegan Simon Pêtrus:
uuêl imu innan hugi, that he ni mahte
ênig uuord sprekan:
sô harm uuard imu an is hertan that
man is hêrron thâr
binden uuelde. Thô he gibolgan gêng
4870 suido thristmôd thegan for is thio-
dan standen,
hard for is hêrron: ni uuas imu is hugi
tuiffli,
blôthi an is breostun, ac he is bil atôh,
suerd bi sîdu, slôg imu tegegnes
an thene furiston fiund folmo crafto,
4875 that thô Malchus uuard mâkeas
eggiun
an thea suidaron half suerdu gimâlod:
thiu hlust uuard imu farkauuan: he
uuard an that hôbid uund,
that imu herudrôrag hlear endi ôre
beniuundun brast; blôd aftar sprang,
4880 uuêl fan uundun. Thô uuas an is
uuangun scârd
the furisto thero fiundo. Thô stôd that
fole an rûm:
andrêdun im thes billes bitî. Thô sprak
that barn godes

. . . Da zornig ward
der schnelle Schwerdtdegen Simon Petrus:
wallte ihm innen der Sinn, daß er nicht
(ver)mochte einzig Wort sprechen:
so kummervoll ward ihm in seinem Her-
zen, daß man seinen Herrn da
binden wollte. Da er zornig ging,
der sehr Kühne Degen, vor seinem Herr-
scher stehen,
hart vor seinem Herrn: nicht war ihm
darüber der Sinn zweifelhaft,
blöde in seiner Brust, sondern er seine
Waffe zog,
Schwert an der Seite, schlug ihm entgegen
auf den ersten Feind mit der Hände
Kraft,
daß da Malchus wurde von des Messers
Schneide
an der stärkeren (rechten) Hälfte mit
Schwerte gezeichnet:
daß Ohr ward ihm verhauen: er ward
an dem Haupte wund,
daß ihm schwerblutig Wange und Ohr
von schlimmen Wunden kaffte; Blut da-
nach sprang,
wallte aus den Wunden. Da war an sei-
ner Wange geschartet
der vorderste der Feinde. Da stand das
Volk in Entfernung,
fürchteten des Schwertes Biß. Da sprach
das Kind Gottes

selbo te Simon Pêtruse, hêt that he is
suerd dedi
skarp an skêdia: „Ef ik uuid thesa scola
uuelidi,“ quad he,
4885 „uuid theses uuerodes geuuin uuig-
saca frummien,
than manodi ik thene mâreon mahtigne
god,
hêlagne fader an himilrîkea,
that he mi sô managan engil herod
obana sandi
uuîges sô uuîsen, sô ni mahtin iro
uuâpanthreki
4890 man adôgen: iro ni stôdi gio sulic
megin samad
folkes gifastnod, that im iro ferh aftar
thiu
uuerden mahti. Ac it habad uualdand
god,
alomahchtig fader, an ôdar gimarkot,
that uui githoloian seulun, sô huat sô
ûs thiis thiod tō
4895 bittres brengit: ni seulun ûs belgan
uuîht,
uurêdean uuid iro geuuinne; huand sô
hue sô uuâpno nîd,
grimman gêrheti uuili gerno frummien,
he sultit imu eft suerdes eggîun,
dôt im bidrôregan: uui mid ûsun dâ-
diun ni seulun
4900 uuîht auuerdian.“ Gêng he thô te
themu uundon manne,
legde mid listiun lik tesamne,
hōbiduundon, that siu sân gihêlid uuard
thes billes biti.

selber zu Simon Petrus, hieß, daß er das
Schwert tâte,
daß scharfe, in die Scheide: „Wenn ich
gegen diese Schar wollte,“ sprach er,
„gegen dieser Mannen Streit Kampfsache
verrichten (mit Waffen streiten),
dann mahnte ich den großen, mächtigen
Gott,
heiligen Vater im Himmelreich,
daß er mir so manchen Engel her von
oben sendete,
des Kampfes so weisen (kundigen), dann
könnten nicht ihre Waffenkraft
die Männer ertragen: ihrer stünde nicht
je solche Menge zusammen
des Volkes gefestigt, daß ihnen ihr Leben
danach
werden möchte. Aber es hat der waltende
Gott,
allmächtige Vater, anders bestimmt,
daß wir dulden sollen alles, was uns die-
ses Volk zu
an Bittern bringt: wir sollen uns nicht
erzürnen in etwas,
feindlich handeln wider ihren Angriff;
denn jeder, der der Waffen Streit,
den grimmen Speerhaß will gern ver-
richten,
der stirbt ihm wieder durch des Schwertes
Schärfe,
stirbt blutigen Tod: wir mit unsern Ta-
ten nicht sollen
etwas verderben.“ Ging er da zu dem
wunden Manne,
legte mit Kunst den Leib zusammen,
den am Haupte wunden, daß er alsbald
geheilt ward
(von) des Schwertes Biß.

Nus Otfrieds Krist.

Betrachtung über die Geburt Christi.

Druhtin queman uuolta,
tho man alla uuorolt zalta,
thaz uuir sin al giliche
gibrafte in himilriche.

In krippha man nan legita,
thar man daz fihu nerita,
uuant er uuilit unsih seouuon
zi then euuinigen goumon.

Der Herr kommen wolte,
Da man alle Welt zählte,
Daß wir seien alle gleich
Verbrieft (verzeichnet) im Himmelreich.

In die Krippe man ihn legte,
Da man das Vieh nährte,
Weil er will uns schauen
Zu dem ewigen Mahle.

Niuuari tho thi u gîburt,
tho uuurti uorolti firuuurt,
sia satanas ginami,
ob er tho niqumî.

Uuir uuarun in gibentin,
in uuidaruuertin hentin,
thu uns helpha, druhtin, dati
zi theru oberostun noti.

Wäre da nicht die Geburt,
So würde der Welt Untergang,
Sie Satan nähme,
Wenn er da nicht gekommen wäre.

Wir waren in Banden,
In des Widerwärtigen Händen,
Du uns Hilfe, Herr, tatest
In der obersten (höchsten) Not

Aus Tatians Evangelienharmonie.

Der reiche Jüngling.

Thô quad imo ther iungo: alliu thisu
(sc. bibot = Gebot) gihielt ih fon mînera
ingundî; uuaz ist mir noh nû uuan
(mangelhaft)? Thô ther heilant inan
scouuônti minnôta inan inti quad imo:
ein ist dir uuan, oba thû uuollis thu-
ruhthigan (vollkommen) uuesan, far
(geh), forcoufi thin thû habês inti gib
thin thurftigôn, inti thannae habês
treso in himile, inti quim, folgê mir.
Mittin (als) gihôrta ther iungo thaz
uuort, gieng gitruobit, uuas êhtig

(reich) thratô (sehr) inti manago êhti
(Eigentum) habênti. Inti umbiscou-
uônti ther heilant quad sinên iungorôn:
uuir unôdo (schwer) thie dâr seaz ha-
bênt in gotes rîchi ingangent! Uuâr
quidu ih iu, uuanta (daß) ôtag (ein
Reicher) unôdo ingengit in rîchi himilo.
Inti abur quidu ih iu: ôdira (leichter)
ist oblentûn (Elefant) thuruh loh nâd-
lûn zi faranne, thanne ôtagan zi gan-
ganne in himilo rîche.

§ 6. Die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser.

Unter diesen Herrschern (von 919 bis
1125) ruhte die deutsche Poesie. Unter
dem Einfluß der durch die enge Verbin-
dung Deutschlands mit Italien begünstig-
ten südlichen Kultur legte die Dichtung ein
lateinisches Gewand an: es ent-
stand eine lateinische Hof- und Kloster-
dichtung. Erwähnenswert ist das vom
Mönch Ekkehard in St. Gallen, gestorben
973, in Hexametern verfaßte Waltha-
rilied, ein vortreffliches Gedicht, das
einen wertvollen Beitrag zur burgundisch-

hunnischen Sagen Geschichte enthält; fer-
ner die Werke der Nonne Roswi-
tha, Abschnitte aus der Tier Sage
(Ecclasis captivi) u. a. Nur die Prosa
bediente sich der Muttersprache und zeig-
te eine umfangreiche Literatur. Her-
vorragendes leistete der gelehrte Mönch
Labeo (mit den großen Lippen), ge-
storben 1022 als Leiter der Klosterschule
zu St. Gallen. Erst gegen Ende dieser
Periode entstanden wieder deutsche
Gedichte, jedoch nur geistlichen Inhalts.

Aus Rotfers Katechismus.

Auslegung des Vaterunfers.

Vater unsir, dû in himile bist. Wolne
(wohlan), dû mennisco (Mensch), skeine
(scheine) ana guoten werchen, daz dû
sîn sun sîst: so heizist du in mit rechte
vater. Habe die minna (Liebe), die tuot
dih wesen sînen sun. Dîn namo werde
giheiligt. Wer scol in giheiligôn? Nû
ist er heilic: wir biten avir, daz er in
unseren herzon giheiligit werde, sô daz

wir in uobende (übend) giheiligen. Dîn
rîche chome daz êwiga, dara (darauf)
alla guote zuo dingent (hoffen), dâ wir
dih gisehen sculen unde den engilen gi-
liche wortine (geworden) lib âne tât
haben sculen. Dîn wille giskehe in erda
fone mennisgen alsô in himile fone den
engilen. Unsir tagelichiz prôt gib uns
hiuto: gib uns lêra (Lehre), dera unsere

sêla gilabit werde, wanda (denn) dera bidarf si tagelîchis, alsô der lîchinamo (Leichnam = Leib) bedarf brôtis. Unde unsere sculde belâz uns, alsô ouh wir firlâzen unseren scolâren. Diesen gidîngen (Bedingung) firneme mannielîh unde sî garo ze (bereit zu) firgebenne (vergeben) daz luzzila (Mêinc), alsô er welle, daz imo firgeben werde daz michila (Große). Unde in dia chorunga (Verfuchung) neleitist dû unsih, daz chuît

(heißt): ne lâz unsir gechorit werden nâh unseren sunden; den dû neskirmist (nicht schirmest), den wirft diu chorunga nidir, der wirt ze huohe (Hohn) sinen fianden. Suntîr irlôse unsih fone demo ubilê. Lôse unsih fone des tiuflis chorungen unde fone sînemo giwalte. Siben bete churci (sieben kurze Bitten) sint dise: an in wirt doh funten al daz, des uns durft (Bedürfnis) ist.

Zweite Periode. Die mittelalterliche Blütezeit.

§ 7. Gründe des Aufschwungs. — Die Arten der Dichtung. — Die mittelhochdeutsche Sprache.

Im 12. Jahrhundert erwachte die deutsche Poesie aus ihrem langen Schlummer und erreichte schon nach wenigen Jahrzehnten eine Höhe, wie sie ihr nur einmal wieder, nämlich im 18. Jahrhundert, beschieden wurde. Gewichtige Gründe führten diesen Aufschwung herbei. Schon der Glanz der hohenstaufischen Kaiser, die heldenmütig mit den Päpsten um die Obermacht in der Christenheit rangen, war durch Weckung des nationalen Sinnes der Neubelebung der Poesie günstig. Nicht minder trugen die Kreuzzüge dazu bei, die den Deutschen durch die Berührung mit dem märchenhaften Orient einen großen Schatz neuer Bilder und Ideen zuführten und somit äußerst befruchtend auf die Phantasie wirkten. Den Hauptgrund aber hat man in der sich damals vollziehenden gesellschaftlichen Umwälzung zu suchen, die darin bestand, daß die Ritter, die bisher hinter der Geistlichkeit zurückgestanden hatten, jetzt infolge der Kreuzzüge in den Vordergrund traten und als die vornehme und gebildete Laienwelt an Stelle des Klerus die geistige Führung der Nation übernahmen. Den Anstoß hierzu erhielten die deutschen Ritter von ihren französischen Standesgenossen, mit denen sie auf den Kreuzzügen in Verkehr traten. Von ihnen lernten sie das fein ausgebildete Ritterwesen Frankreichs kennen und

nahmen es sich zum Vorbild. Die unter dem französischen Adel herrschende galante Lebensart und Sitte, die glänzenden Waffenspiele, der Frauendienst, das Hauptelement des französischen Rittertums, wurden auf deutschen Boden verpflanzt und damit zugleich die Pflege der Dichtkunst, wie sie vom Adel Frankreichs (durch die Troubadours in der Provence und die Trouvères in der Bretagne) ausgeübt wurde. Indem nun allerorts die Ritter sich mit Eifer der Poesie widmeten, begann diese zu blühen wie nie zuvor. Im bewußten Gegensatz zur lateinischen Geistlichkeit bedienten sich die Ritter der deutschen Sprache und bildeten ihre Poesie zu einer „höfischen Kunst“ aus, indem sie dieselbe den Bedürfnissen ihres Standes anpaßten und die ihnen eigenen Ideale verherrlichten.

Neben dieser „höfischen“ oder „ritterlichen“ Poesie gedieh damals der epische Volksgefang zu hoher Vollendung. Vertreter der Volkspoesie waren die fahrenden Sânger (diu varnde diet), die ihre Stoffe den alten, im Volke lebendig gebliebenen Sagen entnahmen und diese in Einzelbildern, unbekümmert um den Zusammenhang, auf den Märkten der Städte und auf Ritterburgen unter dem Klang der Fiedel (daher Spielleute genannt) vortrugen. Unter dem Einfluß der

höfischen Kunstpoesie wurden nun diese so entstandenen Dichtungen zu großen zusammenhängenden Epen verarbeitet, die in ihrer Natürlichkeit und Frische zu den meist etwas gekünstelten Dichtungen der Ritterwelt einen wohlthuenden Gegensatz bilden.

Die zahlreichen noch vorhandenen Werke dieser Periode gehören 1) der epischen, 2) der lyrischen Gattung an. In der Epik sind, wie oben angedeutet, zu unterscheiden das Volksepos und das höfische Kunstepos. In der Lyrik, dem Minnegefang, fand das höfische Wesen seinen feinsten und reinsten Ausdruck. Neben diesen beiden Gattungen der Poesie wurde auch die Didaktik gepflegt.

Die Sprache aller dieser Dichtungen ist das Mittelhochdeutsche, und zwar ist es die schwäbische Mundart, die durch die Hohenstaufen die Umgangssprache der höheren Stände wurde. Das Mittelhochdeutsche hat nicht mehr die Schönheit und den Wohlklang an Vokalen und den Formenreichtum des Althochdeutschen. Die volltönenden Vokale der Bildungs- und Endsilben haben fast durchweg dem tonlosen e Platz gemacht

(vgl. zunga, zungôm, liupôsta, luginâri mit zunge, zungen, liebste, lügenaere). Andererseits ist aber die Sprache beweglicher und des feinen Ausdrucks einer reicheren Gedankenwelt fähiger geworden.

Anmerkung: Betreffs der Aussprache des Mittelhochdeutschen ist folgendes zu merken: Die Vokale a, e, i, o, u sind stets kurz; mit dem Zirkumflex versehen, sind sie lang. Kurz sind ferner ä, ö, ü, lang hingegen ae, oe, iu (= ü). Lang sind auch die Diphthonge ei, ie, ou, uo, öu, üe. In ei, ou, öu ist der erste Vokal deutlich hörbar, in ie, uo, üe schlägt dem ersten Vokal der zweite kurz nach. — h vor s und t ist = ch, z = s, ß in allen Fällen, wo in den entsprechenden neuhochdeutschen Wörtern der S-Laut steht, sonst = j.

Sonstige Eigentümlichkeiten des Mittelhochdeutschen sind: 1) die (schwache) Deklination der Feminina im Singular; 2) Formunterschiede zwischen Adjektiv und Adverb; 3) das Fehlen des Sch-Lautes, der sich erst in der folgenden Periode bildete, und zwar aus sk und aus s im Anlaut vor andern Konsonanten und im Auslaut nach r; 4) die doppelte Verneinung, nicht mit dem proklitischen en und dem enklitischen ne; 5) die Zusammenziehungen mancher Wörter, z. B. ir = irer, sime = sineme, dirre = disere usw.

Die langen mittelhochdeutschen i, u, iu entsprechen den neuhochdeutschen ei, au, eu; ie, uo, üe vereinfachen sich im Neuhochdeutschen in i, u, ü. Für ou hat das Neuhochdeutsche au, für öu an oder en, für ei zuweilen ai; ä ging häufig in o über.

A. Epik.

I. Das Volksepos.

§ 8. Das Wesen des Volksepos.

Das Volksepos ist der Ausdruck dichterischer Erinnerung des Volkes an seine große Geschichte. Indem der Sänger die im Volke selbst entstandenen Sagen zum Gegenstand seines Sanges macht, tritt er, als bloßes Mundstück des Volkes, mit seiner Persönlichkeit ganz zurück, und Objektivität, Naturwahrheit sind daher neben Schlichtheit und Volkstümlichkeit die Hauptzüge des Volksepos. Die Form ist

entweder die Nibelungenstrophe, die aus vier paarweise gereimten, in der Mitte durch eine Cäsur getrennten Langzeilen besteht, wovon die drei ersten sechs und die vierte sieben Hebungen enthält, oder der Berner Ton, eine Strophe von dreizehn kurzen Zeilen. Die vorzüglichsten Volksepen sind das Nibelungenlied und Gudrun.

1. Das Nibelungenlied.

Das Nibelungenlied ist zu Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden; doch wissen wir nicht, wer es verfaßt hat. Die Grundlagen, auf denen das Gedicht sich aufbaut, sind

a) ein mythologisches Element. Mythologische Vorstellungen sind z. B. das Auftreten der Nibelungen (altnordisch Niflungar, das heißt, Bewohner des Niflhelms,

des Totenreichs) mit ihrem verhängnisvollen Golde, das dem Besizer zum Fluch wird; ferner die Gestalten Siegfrieds (alt nordisch Sigurd, Enkel Wölsungs, dessen Ahnherr Odin [Wotan] ist) und Brunhilds (in der alt nordischen Sage die Walküre Brynhild, die von Odin zur Strafe für ihren Ungehorsam, da sie gegen seinen Willen in einem Kampf zwischen zwei Königen Sieg und Tod austheilt, von einem Flammenwall umgeben und in einen Zauberschlaf versenkt, aber von Sigurd geweckt und befreit wird); ferner die weis sagenden Meerweiber, das Vahrecht u. a. m. Schon früh machte die Einbildungskraft des Volkes aus den mythischen Gestalten des Siegfried, der Brunhilde und der Nibelungen menschliche Wesen.

b) ein geschichtliches Element. Dieses sind die historischen Sagen aus dem Goldenen Zeitalter der Völkerwanderung. Vier Sagenkreise sind in das Gedicht verflochten, nämlich der burgundische, der fränkische, der ostgotische und der hunnische. Der so ergreifend geschilderte Untergang der Nibelungen im Hunnenlande ist der Nachklang des geschichtlichen Vernichtungskampfes zwischen den Burgundern und Hunnen im Jahre 437. In freier Weise werden zeitlich gesonderte Personen, z. B. Attila (gest. 453) und Theodorich (geb. 455), zusammengeführt.

c) ein christlich-ritterliches Element. Mit der alten Sage sind die Anschauungen des 13. Jahrhunderts vermischt, nämlich 1) christliche: Kirche, Taufe, Messen werden erwähnt, „Pfaffen“ treten auf usw.; 2) ritterliche: der ganze Glanz des Rittertums spiegelt sich wider in den Schilderungen des höfischen Lebens, der Feste und Wappenspiele, der glänzenden Rüstungen, des Lebensverhältnisses der Dienstmannen zu ihren Herren usw. Besonders auf diesem letzteren beruht der Grundzug der ganzen Dichtung, die Treue. Herren und Mannen sind durch das festeste Band der Treue bis in den Tod miteinander verbunden. Hinwiederum ist der Treubruch die Schuld, die den Untergang des ganzen Burgundergeschlechts herbeiführt.

Die Schönheiten des Gedichts sind: die edle sprachliche Darstellung, die lebensvollen Schilderungen und Situationszeichnungen, die treffliche Charakteristik, die tiefe Erfassung der menschlichen Leidenschaften, der großartige Aufbau, die Entwicklung des Konflikts, die enge Verkettenung von Schuld und Strafe.¹⁾ Alles dies gestaltet das Nibelungenlied zu einem dichterischen Meisterwerk, das sich mit den besten Epen aller Völker und Zeiten messen kann.

Inhaltsangabe.

Erster Teil: Siegfrieds Tod.
1. Aventure. Zu Worms wächst unter der Obhut ihrer Mutter Ute und ihrer drei Brüder Gunter, Gernot und Giseler das schöne Königsröchterlein Kriemhild heran. Einst träumt ihr, daß zwei Märe ihren Lieblingsfalken zerfleischen. Die Deutung des Traumes durch die Mutter, daß der Falke ein edler Mann sei, dem sie in Liebe zugetan sein werde, weist Kriemhild ab, da sie ohne Rache minne bleiben wolle, die doch nur Leid bringe. — 2. Aventure. Zur selben Zeit erblüht in Kanten der herrliche Königssohn Siegfried. Auf's Beste in allen höfischen Sitten unterwiesen, wird er unter prangenden Festlichkeiten in den Ritterstand aufgenommen und zieht auf Taten aus. — 3. Aventure. Trotz der Warnungen seines Vaters Siegmund beschließt er, um Kriemhild zu werden. Mit zwölf auserlesenen Rittern langt er in Worms an. Dort erkennt ihn nur Hagen, der den Königen erzählt, daß er das Zwerggeschlecht der Nibelungen besiegt, den Nibelungenjchaz gewonnen und dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe entriß, auch einen Lindwurm erschlagen habe und durch ein Bad in seinem Blut unverwundbar gemorden sei. Mit allen Ehren wird Siegfried empfangen und bleibt ein ganzes Jahr am Burgundenhof, ohne jedoch Kriemhild zu sehen. — 4. und 5. Aventure. Der Sachsenkönig Rüdiger und der Dänenkönig Rüddegast finden den Burgunden Krieg an. Siegfried besiegt die Feinde und bringt beide Könige in seine Gewalt. Von dem Voren, der die Siegeskunde nach Worms bringt, läßt sich Kriemhild die gewaltigen Taten Siegfrieds erzählen und ist über diese voller Freude. Bei dem Siegesfest sieht Siegfried zum erstenmal den Gegenstand seiner Sehnsucht. — 6. bis 8. Aventure. Gunter hört von einer Königin im fernen Ienlande namens Brunhilde. Sie ist von wunderbarer Schönheit, aber auch von unheimlicher Kraft. Wer sie zum Weibe begehrt, muß sie im Speerwerfen, im Steinschleudern und im Springen überwinden, sonst verliert er sein Leben. Gunter will sie zum Weibe gewinnen und erhält dazu Siegfrieds Beistand durch die eidliche Zusage, ihm Kriemhilde zum Weibe zu geben. Nach zwölf Tagen gelangen die Helden vor Brunhildens Feste. Die Königin erkennt sofort Siegfried und wähnt, er sei gekommen, um ihre Hand zu erhalten. Er aber deutet auf Gunter und gibt sich als dessen Lehensmann aus. Während der Zurüstung zum Kampf verläßt Siegfried die schwerbesorgten Burgunder, hüllt sich in die Tarnkappe und er ringt, unsichtbar, für Gunter den Sieg, worauf Brunhilde diesem gelobt, ihm als seine Gemahlin zu folgen. Immer noch Unheil

1) Vgl. das Urtheil Heines, S. 372.

fürchtend, fährt Siegfried zu den Nibelungen und kehrt mit tausend Mann zurück. Doch Brunhilde fährt, ihrem Gelöbniß treu, mit Gunter nach dem Rhein. — 9. bis 11. Aventiure. Siegfried meldet als Ehrenbote in Worms die glückliche Brautwerbung. Glänzende Vorbereitungen auf die Hochzeit werden getroffen. Herrlich wird das junge Paar empfangen. Beim Mahle wird zur allgemeinen Freude Kriemhild dem Siegfried verlobt. Nur die eifersüchtige Brunhilde freut sich nicht, denn sie hat sich Hoffnung auf Siegfried gemacht. Ihr Grimm macht sich in Tränen Luft, und von Gunter nach der Ursache ihrer Betrübniß gefragt, sagt sie, daß sie um Kriemhild Leid trage, weil sie an der Seite eines Eigenholden stehe. Vergänglich sucht Gunter sie zu beruhigen. Wütend ringt sie mit ihm am Abend im Schlafgemach und hängt ihn gefesselt an einen Felsen. Am nächsten Tag klagt Gunter dem Siegfried sein Leid. In seine Tarnkappe gehüllt, überwindet dieser abends die Brunhilde und nimmt ihr Ring und Gürtel weg und schenkt beides seiner Kriemhild, der er auch unbedachterweise den Vorfall mittheilt. Siegfried und Kriemhild rüsten sich zur Heimkehr nach Niederland. Mit Entrüstung weiß Hagen das Ansinnen Kriemhildens, ihr als Dienstmann zu folgen, ab, da er dem König Treue geschworen habe. Siegfried übernimmt in Kanten die Regierung und erfreut sich des höchsten Glückes, zumal ihm auch ein Söhnlein geboren wird, das in der Taufe den Namen Gunter erhält. — 12. und 13. Aventiure. Eine zehnjährige Abwesenheit Siegfrieds und Kriemhildens vermag nicht Brunhildens eifersüchtige Glut zu löschen. Voll Begierde, Kriemhild zu demüthigen, bewegt sie Gunter, sie und ihren Gemahl nach Worms zum Sonnenwendefest einzuladen. Siegfried zieht mit seiner Gattin samt tausend Mann nach Worms. Herrliche Gastmähler und Waffenspiele werden ihnen zu Ehren veranstaltet. — 14. Aventiure. Als einst die beiden Königinnen den Ritterspielen zuschauen und Kriemhild in innigem Wohlgefallen an ihrem Gemahl denselben als über allen Recken stehend preist, da bricht Brunhildens Zorn los, und mit beleidigenden Worten weist sie auf sein „Dienstverhältniß“ zu Gunter hin, der demnach als sein Herr und Gebieter über ihm stehe. Vor der Kirche, wohin sie sich jetzt zur Messe begeben, will Brunhilde vor allem Volke ihren Vorrang vor Kriemhilde, der Eigenholdin, beweisen, wohingegen Kriemhild ihr erklärt, daß sie sich von ihrem „Dienstmann“ Siegfried habe minnen lassen, der sie beglücken und dann verlassen habe. Beim Ausgang aus der Kirche fordert Brunhilde von Kriemhild Beweise für ihre schimpfliche Behauptung. Da zeigt sie Ring und Gürtel, und Brunhilde muß verstummen. Nun wendet sich ihr ganzer Haß gegen Siegfried, der ihre

Demüthigung verschuldet hat, und Hagen schwört ihr, sie an ihm zu rächen. Mit Gunters Zustimmung wird Siegfrieds Tod be-
schlossen. Auf einer falscherweise angekündigten Heerfahrt soll er getödtet werden. — 15. Aventiure. Zu dem angeblichen Kriege bietet Siegfried wiederum seine Hilfe an. Die um ihn besorgte Kriemhild empfiehlt ihn dem Schutze des treulosen Hagen und nennt ihm seine einzige verwundbare Stelle und bezeichnet sie durch ein auf sein Gewand genähtes Kreuz. Als bald wird die nun unnötige Heerfahrt abgesagt und eine Jagd im Odenwald angekündigt. — 16. Aventiure. Siegfried, der an der Jagd theilzunehmen gedenkt, nimmt von der durch böse Träume geängstigten Kriemhild zärtlichen Abschied. Auf der Jagd entfaltet er noch einmal seine unvergleichliche Kraft, indem er einen Bären bändigt. Dem nach einem Trunke verlangenden Helden schlägt Hagen arglistig einen Wettlauf zu einer Quelle vor. Siegfried gelangt zuerst an, legt seine Waffen ab und wartet, bis der König Gunter getrunken hat. Als er sich darauf zur Quelle niederbeugt, schleubert ihm Hagen den Speer durch das Kreuz auf dem Rücken. Rasch erhebt sich Siegfried zur Verfolgung des Mordhelmschleuders, stürzt aber als bald zu Boden, eine Beute des Todes. In der Nacht wird der Leichnam nach Worms gebracht. — 17. Aventiure. Mit ausgefuchter Grausamkeit läßt Hagen ihn vor Kriemhildens Klemmsteine legen, wo man ihn morgens findet. Unfassbar ist ihr Jammer. Kaum hält sie ihre Mannen von der sofortigen Rache ab. Der Leichnam wird in das Münster gebracht, wo durch die Wahrsprobe der Mörder offenbar wird. Bei der Bestattung läßt Kriemhild noch einmal den Sarg öffnen, um den letzten Blick auf den heißgeliebten Gatten zu werfen. — 18. und 19. Aventiure. Kriemhild bleibt in Worms, um in stiller Zurückgezogenheit Siegfried zu betrauern. Nach fast vier Jahren versöhnt sie sich mit Gunter. Sie läßt sich bereden, den reichen Nibelungenhort zu sich bringen zu lassen. Da sie aber durch allzureichliche Spenden manches Herz an sich zieht, so ver-
senkt Hagen aus Sorge für seine Könige den Schatz in den Rhein und schwört, den Ort nicht zu verraten. (Als Besitzer des Schatzes heißen jetzt die Burgunden die Nibelungen, und auch ihnen sollte das rote Gold Tod und Verderben bringen.)

Zweiter Teil: Kriemhildens Rache. 20. und 21. Aventiure. Nach weiteren zehn Jahren läßt der Sonnenkönig Etzel, der seine Gattin Helle verloren, durch den Markgrafen Rüdiger von Bechlaren um Kriemhild werben. Ihre Brüder sind mit Etzels Abicht einverstanden; doch Hagen widerrät, da er Gefahr befürchtet. Kriemhild willigt endlich ein, da sie merkt, daß ihr hiermit eine Gelegenheit zur Rache an den

Mörderin ihres Gemahls geboten wird, und läßt den arglosen Nüdiger schwören, daß er all ihr Leid rächen wolle. Mit großem Gefolge bricht sie nach dem Hunnenlande auf. Freundschaftlich wird sie in Wehlaren von Nüdigers Gattin Gotelinde bewirtet. — 22. Aventiure. Mit einem glänzenden Geleite von 24 Königen und vielen Knechten, darunter der herrliche Oitgote Dietrich von Bern und sein Waffenmeister Hildebrand, zieht Ezel ihr bis Tula entgegen und führt sie nach Wien, wo siebzehn Tage lang mit nie gesehener Pracht die Hochzeit gefeiert wird. Königlich ist der Empfang in der Egelburg. — 23. Aventiure. Nach sieben Jahren genest Kriemhild eines Söhnleins, das Ortlieb genannt wird. Nach weiteren sechs Jahren bewegt sie, auf Rache sinnend, ihren Gatten, ihre Verwandten aus dem Burgunderlande einzuladen, und schärft den Boten ein, für Hagens Teilnahme an der Fahrt zu sorgen. — 24. bis 27. Aventiure. Trotz der Warnungen Hagens wird die Einladung angenommen, und Gunter verläßt, unbekümmert um die unheilverkündenden Träume seiner Mutter Ute, mit 1060 Rittersn und 9000 Knechten die Heimat. An der ausgereteten Donau findet der nach einer Furt suchende Hagen zwei Meerweiber, deren eine ihm den Untergang aller Burgunden mit Ausnahme des Kaplans weistagt. Hagen setzt das Heer über und wirft bei der letzten Fahrt den Kaplan in die Flut; doch dieser rettet sich, und Hagen zerschlägt den Rahn, damit kein Feiger dem ihnen sicheren Verderben entrenne. Unter der Führung des kühnen Fiedlers Volker geht der Zug nun durch das Bayernland, dessen Fürsten Ehe und Gelfrat die Burgunden vergeblich angreifen. Freundschaftlich werden sie bei Bischof Pilgerin in Passau aufgenommen. Markgraf Eckward warnt sie vor Kriemhildens Rache und weist sie an das gastliche Haus Nüdigers von Wehlaren, bei dem sie mehrere Tage lang die köstlichste Bewirtung finden. Die Freude erreicht ihren Höhepunkt in der Verlobung Giselhers mit Nüdigers lieblicher Tochter Dietelinde. Beim Abschied werden die Gäste reich beschenkt, Gernot erhält Nüdigers Schwert. Darauf zieht die Heldenjacht unter Nüdigers Geleite dem Hunnenlande zu, nachdem ihre Ankunft dem Egel gemeldet ist. — 28. und 29. Aventiure. Dietrich von Bern reitet der Burgunden entgegen und meldet ihnen Kriemhildens Ermordung. Mutig und trotzig ziehen sie zur Burg Egels, wo Kriemhild sofort ihre feindselige Gesinnung zu erkennen gibt, indem sie nur den Giselher begrüßt und die Gäste auffordert, ihre Waffen abzulegen, was sie sich aber zu tun weigern. Hagen und Volker setzen sich auf eine Bank Kriemhildens Saal gegenüber. Von der vor Ingrimm weinenden Kriemhild zur Rache an Hagen aufge-

fordert, waffnen sich 400 ihrer Mannen. Sie führt sie selbst hinunter, um vor ihnen Hagen zum Bekenntnis des ihr angetanen Leides zu bewegen. Als sie herannahen, schließen Hagen und Volker einen Waffenbund auf Leben und Tod. Hagen steht vor der Königin nicht auf und legt Siegfrieds Schwert Balmung ihr zum Hohn vor sich auf seine Schenkel. Ohne weiteres bekennt er sich auf ihre Frage als den Mörder ihres Gemahls; aber die beiden gewaltigen Männer stoßen den Feinden solches Entsetzen ein, daß diese sie nicht anzugreifen wagen. Mit den andern Burgunden gehen Hagen und Volker zu Egel, der sie herzlich begrüßt und herrlich bewirtet. — 30. Aventiure. Als die Gäste sich abends zur Ruhe legen, übernehmen Hagen und Volker freiwillig die Wache. Der kühne Fiedler Volker läßt sein Saitenspiel in die Nacht hinauströnen. Heranschleichende Sunnenscharen werden von den beiden Selben verjagt.¹⁾ — 31. Aventiure. Am Morgen gehen die Burgunden in voller Waffenrüstung zur Kirche. Bei den Ritterspielen am Mittag erschlägt Volker im Ernst einen Hunnen, und nur Egels Eingreifen verhindert einen allgemeinen Ausbruch der Feindseligkeiten. Zu Egels Verdruss begeben sich die Gäste gewaffnet zu Tisch. Vergeblich sucht unterdessen Kriemhild Dietrich und Hildebrand als Rächer zu gewinnen; doch gelingt es ihr, ihren Schwager Blödel zu überreden, mit seiner gewaffneten Schar die Dienstmannen in der Herberge zu überfallen. Sie geht darauf zum Mahl, und Egel empfiehlt sein Söhnchen Ortlieb der Fürsorge der Burgunden; aber Hagen trinkt ihn durch verlegende Bemerkungen über das Kind. Da bricht das große Unwetter los. — 32. Aventiure. Unterdessen hat nämlich Blödel mit seinen Mannen, Rache für Siegfried fordernd, die Knechte im Saal der Herberge überfallen, die sämtlich der Übermacht erliegen. Nur Dankwart, ihr Führer, schlägt sich durch und gelangt, mit Blut bedeckt, in den Speisesaal der Herren, wo er das entsetzliche Unglück meldet. — 33. Aventiure. Sofort fordert Hagen die Burgunden auf, mit Blut die verhängnisvolle Gastfreundschaft heimzahlen. Er heißt Dankwart die Türe bewachen, damit kein Hunne entrinnen möge, schlägt dem kleinen Ortlieb den Kopf ab, streckt dessen Wächter nieder, und bald ist das Morben allgemein. In ihrer Todesangst wendet sich Kriemhild an Dietrich um Rettung, der für sich und die Seinen freien Abzug erhält und Kriemhild und Egel aus dem Saal führt. Ihnen folgt auch Nüdiger. Darauf wird das Gemetzel erneuert, und kein Hunne kommt mit dem Leben davon. —

1) Vgl. S. 390 Weibels Gedicht „Volkers Nachtgesang“.

34. Aventiure. Die Leichen werden die Stiege hinabgeworfen. Hagen verhöhnt den Egel als Feigling, und kaum wird der darob ergrimnte König von einem Angriff abgehalten. Kriemhild bietet dem, der Hagen erschlage, einen reichen Lohn, aber niemand meldet sich. — 35. Aventiure. Voll Wut über Hagens Hohn greift der Däne Fring Hagen an und schlägt ihm eine Wunde. Zurückgedrängt, wagt er einen zweiten Angriff und wird tödlich verwundet. Um ihn zu rächen, stürzen Frenfried und Savart in den Saal, finden aber samt ihren Männern den Tod. Laute Klage erschallt um die Gefallenen. — 36. Aventiure. Todmüde entledigen am Abend sich die burgundischen Helden ihrer Waffen. Ihres schließlichen Untergangs gewiß, unterhandeln sie mit Egel um einen ehrlichen Kampf unten im Freien. Aber Kriemhild widersteht sich, da Hagen entrinnen möchte, und fordert dessen Auslieferung. Doch mit Entrüstung weisen die Burgunden dieses Ansinnen zurück. Da läßt Kriemhild den Saal umzingeln und anzünden. Die Burgunden löschen ihren Durst mit dem Blut der Erschlagenen und schützen sich, an den steinernen Wänden stehend, mit ihren Schilden vor den herabfallenden Bränden. Am Morgen stürmen neue Hunnenscharen auf die ermatteten Helden, ohne sie überwältigen zu können. — 37. Aventiure. Da erscheint Rüdiger und klagt bitter über das grause Elend, und gerne möchte er eine Veröhnung herbeiführen, aber umsonst. Einen Hunnen, der ihn seiner Untätigkeit wegen der Undankbarkeit zeist, schlägt er nieder, indem er sagt, daß er die Gäste hergeleitet habe und sie daher nicht bestehen dürfe. Da erinnert ihn Kriemhild an seinen Eid und beschwört ihn, ihr die Treue zu halten und ihr Leid zu rächen. Ein harter Kampf zwischen Mannen- und Freundestreue zerreißt sein Herz; aber endlich siegt die Pflicht über Freundschaft und Liebe, und um nicht eidbrüchig an seiner Königin zu werden, muß er sich zum Kampf gegen seine Freunde und den Verlobten seiner einzigen Tochter entschließen. Er betritt den Saal und kündigt den erschreckten Gästen die Freundschaft auf, da er seine Mannentreue bewahren müsse. Die Burgunden erkennen die Notwendigkeit seiner Handlungsweise an und nehmen von ihm rührenden Abschied. Vor Wehmut halten sich Hagen, Volker und die drei Könige vom Kampfe gegen Rüdiger zurück. Doch wie dieser immer furchtbarer im Saale wüthet, eilt Gernot den Seinen zu Hilfe und erschlägt Rüdiger mit demselben Schwert, das er von ihm als Gastgeschenk erhalten hat, sinkt aber zur selben Zeit unter Rüdigers letztem Schmerfschlag entseelt nieder. Sämtliche Mannen Rüdigers kommen um. Lautes Klagegeschrei um den gefallenen Rü-

diger erfüllt die Luft. — 38. Aventiure. Dietrich hört den Jammer, kann es nicht glauben, daß Rüdiger tot sei, und entsendet Hildebrand mit einer Schar gewaffneter Goten, um sich näher zu erkundigen. Groß ist die Klage, als ihnen der Tod des herrlichen Helden bestätigt wird. Hildebrand bittet um die Leiche Rüdigers zu ehrenvoller Bestattung; doch infolge der Festigkeit Wolfharts, der den Leichnam fordert, entsteht ein Kampf, in dem sämtliche Burgunden bis auf Hagen und Gunter fallen. Von den Goten entrinnt nur Hildebrand. Tiefes Weh erfüllt Dietrich über den Verlust seiner treuen Mannen. — 39. Aventiure. Er waffnet sich und geht mit Hildebrand zum Saal, um Genußgung zu fordern. Er macht Hagen und Gunter bittere Vorwürfe und verlangt zur Sühne, daß sie sich ihm als Geiseln ergeben. Sie aber weisen die Forderung als eine Beleidigung zurück, da sie ja noch gewaffnet seien. Dietrich muß daher das Schwert entscheiden lassen, und nach hartem Kampf schlägt er Hagen eine tiefe Wunde und führt ihn gefesselt zu Kriemhild, die ihn trotz Dietrichs Bitten, seiner zu schonen, ins Gefängnis werfen läßt. Auch den Gunter überwindet Dietrich und bringt ihn zur Königin. Diese fordert von Hagen die Auslieferung des Nibelungenschatzes. Er aber erwidert, daß er geschworen habe, denselben niemand auszuliefern, solange noch einer seiner Herren lebe. Das zur Furie gewordene Weib läßt darauf ihrem Bruder Gunter das Haupt abschlagen und trägt es an den Haaren zu Hagen hin. Da dieser auch jetzt noch auf seiner Weigerung besteht, zieht Kriemhild, außer sich vor Zorn, ihres Siegfrieds Schwert Balmung dem Hagen aus der Scheide und schlägt ihm damit den Kopf ab. Doch da schmettert Hildebrand sie mit einem grimmen Schwertschlag nieder zur Strafe, daß sie den ihr von Dietrich anempfohlenen Frieden gebrochen hat. Mit jammervollen Klagen beweinen Egel und Dietrich die hingschlachteten Hagen und Mannen.

I. Aventiure.

Von Kriemhilden.

1. Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
von helden lobeaeren, von grôzer arebeit,
von vrôuden, hôchgezîten, von weinen
und von klagen
von küener recken strîten muget ir nû
wunder hoeren sagen.
2. Ez wuohs in Bûrgonden ein vil edel
magedin,

daz in allen landen niht schoeners mohte sîn.

Kriemhilt was si geheizen und was ein schoene wîp.

darumbe muosen degene vil verlîesên den lîp.

3. Der minneclîchen meide triuten¹⁾ wol gezam.

ir muotten²⁾ küene recken: niemen was ir gram.

âne mâzen schoene, sô was ir edel lîp. der juncvrouwen tugende zierten³⁾ andêriu wîp.

4. Ir pflâgen drî küenege edel unde rîch:

Gunther unde Gêrnôt, die recken lobelîch,

und Gîselhêr der junge, ein ûzerwelter degen.

diu vrouwe was ir swester, die vürsten hêten s' in ir pflegen.⁴⁾

5. Die hêrren wâren milte, von arte hôhe erborn,

mit kraft unmâzen küene, die recken ûzerkorn.

dâ zen Bûrgonden sô was ir lant genant. si vrumten⁵⁾ starkiu wunder sît in Etzêlen lant.

6. Ze Wormze bî dem Rîne si wonten mit ir kraft.

in diende von ir landen vil stolziu ritterschaft

mit lobelîchen êren unz an ir endes zît. sît sturben s' jaemerlîche von zweier edelen vrouwen nît.

7. Ein rîchiu kûeginne, vrou Uote ir muoter hiez:

ir vater hiez Dancrât, der in diu erbe lîez

sît nâch sîme lebene, ein ellens⁶⁾ rîcher man,

der ouch in sîner jugende grôzer êren vil gewan.

8. Die drî küenege wâren, als ich gesaget hân,

von vil hôhem ellen. in wâren under-tân

ouch die besten recken, von den man hât gesaget,

stâre und vil küene, in scharpfen strîten unverzaget.

9. Daz was von Tronege Hagene und ouch der bruoder sîn,

Dancwart der vil snelle, von Metzen Ortwin,

die zwêne marcgrâven Gêre und Eckerwart,

Volkêr von Alzeije, mit ganzem ellen wol bewart.

10. Rûmolt der kuchenmeister, ein ûzerwelter degen,

Sindolt unde Hûnolt, dise hêrren muosen pflegen

des hoves und der êren, der drîer küenege man.

si hêten noch manegen recken, des ich genennen niht enkan.

11. Dancwart der was marschalch: dô was der neve sîn

truhsaezé des kûneges, von Metzen Ortwin.

Sindolt der was schenke, ein ûzerwelter degen.

Hûnolt was kameraere: si kunden hôher êren pflegen. .

12. Von des hoves krefte⁷⁾ und von ir wîten kraft,

von ir vil hôhen werdekeit und von ir ritterschaft,

der die hêrren pflâgen mit vrôuden al ir leben,

des enkunde iu ze wâre niemen gar ein ende geben.

13. In disen hôhen êren troumte Kriemhîlde,

wie si zûge einen valken starc, schoen und wilde,

den ir zwên arn erkrummen,⁸⁾ daz si daz muoste sehen:

ir enkunde in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen.

14. Den troum si dô sagete ir muoter Uotên.

sine kunde 's niht bescheiden baz der guoten:

„der valke, den du ziuhest, daz ist ein edel man.

in welle got behûeten, du muost in schiere⁹⁾ vloren hân.“

1) lieben. — 2) Praet. v. muoten = begehren. —

3) Conj. Praet. — 4) Obhut. — 5) ausrichten. —

6) Stärkte.

7) Menge des Gefolges. — 8) zwei Hare zerfleischten.

— 9) bald.

15. „Waz saget ir mir von manne, vil liebiu muoter mîn?

âne recken minne sô wil ich immer sîn. sus schoene wil ich belîben unz an mînen tôt,

daz ich von mannes minne sol gewinnen nimmer nôt.“

16. „Nu versprich¹⁰⁾ ez niht ze sêre,“ sprach aber ir muoter dô.

„soltu immer herzenliche zer werlde wendē den vrô,

daz geschicht von mannes minne. du wirst ein schoene wîp,

obe¹¹⁾ dir got noch gevüege¹²⁾ eins rehte guoten ritters lîp.“¹³⁾

17. „Die rede lât belîben,“ sprach si, „vrouwe mîn.

ez ist an manegen wîben vil dicke¹⁴⁾ worden schîn,¹⁵⁾

wie liebē mit leide ze jungest lônē kan. ich sol si mîden beide, son' kan mir nimmer missegân.“¹⁶⁾

18. Kriemhilt in ir muote sich minne gar bewac.¹⁷⁾

Sît lebete diu vil guote vil manegen lieben tac,

daz si wesse niemen, den minnen wolde ir lîp.

sît wart si mit êren eins vil werden recken wîp.

19. Der was der selbe valke, den si in ir troume sach,

den ir beschiet ir muoter. wie sêre si daz rach¹⁷⁾

an ir nachsten mâgen, die in sluogen sint! durch sîn eines sterben starp vil maneger muoter kint.

II. Äventiure.

Von Sîvrîde.

1. Dô wuohs in Nederlanden eines edelen kûneges kint,

des vater hiez Sigemunt, sîn muoter Sigelint,

in einer rîchen bûrge, wîten wol bekant, nidene bî dem Rîne: diu was ze Sântén genant.

2. Ich sage iu von dem degene, wie schoene der wart.

sîn lîp vor allen schanden was vil wol bewart.

starc unde maere¹⁾ wart sît der küene man.

hei, waz er grôzer êren ze diser wêrlde gewan!

3. Sîvrit was geheizen der snelle degē guot.

er versuochte²⁾ vil der rîche durch ellenthaften muot.

durch sînes libes sterke reit er in manegiu lant.

hei, waz er sneller degene zuo den Bûrgônden vant!

4. In sînen besten zîten, bî sînen jungen tagen

man mohte michel³⁾ wunder von Sîvrîde sagen,

waz êren an im wûchse und wie schoene was sîn lîp,

sît hêten in ze minne diu vil waetlichen⁴⁾ wîp.

5. Man zôch in mit dem vlîze, als im daz wol gezam.

von sîn selbes muote⁵⁾ waz tugende er an sich nam!

des wurden sît gezieret sînes vaters lant, daz man in z' allen dîngen sô rehte hêrlichen vant.

6. Er was nû so gewachsen, daz er ze hove reit.

diu liute in erene sâhen: manic vrouwe und manic meit

im wunschten, daz sîn wille in immer trûege dar.

holt wâren im genuoge: des wart der hêrre wol gewar.

7. Vil selten âne huote man rîten lie daz kint.

in hiez mit kleidern zieren Sigemunt und Sigelint.

sîn pfâgen ouch die wîsen, den êre⁶⁾ was bekant.

des mohte er wol gewinnen beidiu liute unde lant.

8. Nû was er in der sterke, daz er wol wâfen truoc.

10) abweisen. — 11) wenn. — 12) lîp mit Gen. oder Fron. Poss. Umschreibung für die Person. — 13) oft. — 14) offenbar. — 15) schlecht ergehen. — 16) verzichten. — 17) rächte.

1) berühmte. — 2) besuchte. — 3) groß. — 4) stattlich, schmut. — 5) aus seinem eignen Herzen. — 6) seine Ehre.

swes er dar zuo bedorfte, des lac an im genuoc.⁷⁾

er begûndê mit sinnen werben schoeniu wîp.

die trûten wol mit êren des schoenen Sîvrides lîp.

9. Dô hiez sîn vater Sigemunt kûnden sînen man,

er wolde hôchgezîte mit lieben vriwenden⁸⁾ hân.

diu maere man dô fuorte in ander kûnege lant.

den vrenden und den kunden gap er ros und gewant.

10. Swâ man vant deheinen, der ritter solde sîn,

von art der sînen mâge, diu edelen kindelîn,

diu ladet' man zuo dem lande durch diu hôchgezît:

mit dem jungen kûnege swert genâmen si sît.

11. Von⁹⁾ der hôchgezîte man möhte wunder sagen.

Sigemunt unde Sigelint die mohten wol bejagen

mit guote michel êre: des teilte vil ir hant.

des sah man vil der vrenden zuo in rîten in daz lant.

III. Âventiure.

Wie Sîvrit ze Wormze kom.

1. Im rieten sîne mâge und genuoge sîne man,

sît daz er ûf minne vlîzen sich began, daz er eine naeme, diu im möhte zemen.

dô sprach der hêrre Sîvrit: „sô wil ich Kriemhilden nemen.

2. „Diu edeln juncfrouwen uz Bûrgonden lant,

durch¹⁾ ir vil grôzen schoene. von sage ist mir bekant:

nie keiser wart sô rîche, der wolde haben wîp,

im enzaeme wol ze minnen der jungen kûneginne lîp.“

3. Disiu selben maere vernam dô Sigemunt.

ez reite²⁾ sîn gesinde: dâvon wart im kunt

der wille sînes kindes, was im grimme leit, daz er werben wolde die vil hêrlîchen meit.

4. Ez gefriesch³⁾ ouch Sigelint, des edlen kûneges wîp.

■ hête grôze sorge umbe ir kindes lîp: den vorhte si verliesen von Gunthers man.

den gewerp⁴⁾ man dô dem degene sêre leiden began.

5. Dô sprach der starke Sîvrit: „vil lieber vater mîn,

âne edeler vrouwen minne wolde ich immer sîn,

ich enwürbe dar⁵⁾ mîn herze vil grôze liebe hât.

swaz ieman reden kunde, des ist deheiner slahte⁶⁾ rât.“

6. „Sît du niht wil erwinden,⁷⁾ sprach der kûnec dô,

„sô bin ich dînes willen inneclîchen vrô und wil dir 's helfen fûegen, sô ich beste kan.

doch hât der kûnec Gunther vil manegen übermüeten man.

7. „Ob ez ander niemen waere wan Hagene der degene,

der kan mit übermüete der hôchverte⁸⁾ pflegen,

daz ich vil sêre fürhte, deiz uns werde leit:

jâ ist mir solcher maere dicke vil von im geseit.“

8. „Waz mac uns daz gewerren?“⁹⁾ sprach dô Sîvrit,

„waz ich friwentlîche¹⁰⁾ niht ab¹¹⁾ in erbit.

daz mac doch mit ellen erwerben wol mîn hant.

ich trouwe an im ertwingen beidiu liut unde lant.“

9. Dô vernam ouch disiu maere sîn muoter Sigelint.

7) das hatte er zur Genüge. — 8) Freunden. — 9) Beachte in der 3. bis 11. Strophe das Afrostichon: Sîvrit Simeundsuo.

1) wegen.

2) kontrahiert aus redete. — 3) erfahren. — 4) die Werbung. — 5) ich würde denn dahin = die, zu der. — 6) Weise, das vermag meine Absicht nicht zu ändern. — 7) ablassen. — 8) Kostart. — 9) schaden. — 10) freundschaftlich. — 11) von.

si begunde trûren umbe ir liebez kint:
jâ vorhte si vil sêre die Gunthêres man.
diu edele kûneginne darumben weinen
began.

10. Dô kom der hêrre Sivrit, dâ er
die vrouwen sach.

wider sîne muoter gûetlich er sprach:
„irn sult niht weinen durch den willen
mîn:

jâ wil ich âne sorge vor allen wîgan-
den¹²⁾ sîn.

11. „Nû helfet mir der reise in Bûr-
gônden lant,

daz ich und mîne recken haben solch
gewant,

daz sô stolze degene mit êren mûgen
tragen:

des wil ich iu genâde¹³⁾ mit triuwen im-
mer sagen.“

12. „Sît du niht wil erwinden,“ sprach
dô Sigelint,

„sô hilf ich dir der reise, mîn einigez
kint,

mit der besten waete,¹⁴⁾ die ritter ie ge-
truoc,

dir und den dînen degenen: ir sult ir
fûeren genuoc.“

13. Des neic ir mit zûhten der vil
kûene man.

er sprach: „ich will zer verte niemen
mêre hân

niwan zwelf gesellen; den sol man prü-
fen¹⁵⁾ wât.

ich wil versuochen gerne, wie ez umbe
Kriemhilde stât.“

14. An dem sibenden morgen ze
Wormz ûf den sant

riten die vil kûenen. allez ir gewant
was von rôtem golde, ir gerêite¹⁶⁾ wol ge-
tân:

ir ros in giengen ebene, des kûenen Sî-
vrides man.

15. Ir schilde wâren niuwe, licht unde
breit,

und vil schoene ir helme, dâ ze hove reit
Sîvrit der vil kûene in Gûnthêres lant.
man gesach an helden nie sô hêrlîch ge-
want.

16. Diu ort¹⁷⁾ ir swerte giengen nider
ûf die sporn:

ez fuorten scharpfe gêren die ritter ûz-
erkorn.

Sîvrit der fuorte ir einen wol zweier
spannen breit,

der ze sînen ecken vil harte vreisli-
chen¹⁸⁾ sneit.

17. Die goltvarwen zoume fuorten s’
an der hant,

sîdîniu vûrbûege.¹⁹⁾ sus kômen s’ in daz
lant.

daz volc si allenthalben kapfen an be-
gan.

dô liefen in engegene vil der Gûnthêres
man.

18. Die hôhgemuoten recken, ritter
unde kneht,

die giengen zuo den hêrren (daz was
michel reht),

und empfiengen die geste in ir hêrren
lant

und nâmen in die moere mit den schil-
den von der hant.

19. Diu ros si wolden dannen ziehen
an gemach.

Sîvrit der vil kûene wie snelle er dô
sprach:

„lât uns stên di moere mir und mînen
man.

wir wellen schiere hinnen; des ich guo-
ten willen hân.

20. „Swem sîn kunt diu maere, der sol
mich niht verdagen,²⁰⁾

wâ ich den kûnec vinde, daz sol man
mir sagen.

Gunthern den vil rîchen ûz Bûrgônden
lant.“

dô sagte ez im ir einer, dem ez rehte
was bekant.

21. „Welt ir den kûnec vinden, daz
mac vil wol geschehen.

in jenem sale wîten hân ich in gesehen
bî den sînen helden. dâ sult ir hine gân;
dâ muget ir bî im vinden manegen hêr-
lichen man.“

22. Nû wâren dem kûnege diu mâeré
geseit,

12) Krieger, Held. — 13) Gnade, Dank. — 14) Klei-
dung. — 15) ordnen, rûsten. — 16) Reitzeug.

17) Spitze. — 18) schrecklich. — 19) Brustriemen der
Pferde. — 20) verschweigen.

daz dâ komen waeren ritter vil gemeit: ²¹⁾

die fuorten rîche brünne und hêrlîch gewant:

sin' erkande niemen in der Bûrgônden lant.

23. Den kûnec nam des wunder, von wannen koemen dar

die hêrlîchen recken in waete licht gevar ²²⁾

und mit sô guoten schilden niu unde breit.

daz im daz sagte niemen, daz was Gunthêre leit.

24. Des antwurte dem kûnege von Metzen Ortwîn

(rîch unde küene moht' er vil wol sin): „sît wir ir niht erkennen, sô sult ir heizen gân

nâch mînem ôheim Hagene: den sult ir si sehen lân.

25. „Dem sint kunt diu rîche und ouch diu vrenden lant.

sint im die hêrren kûnde, daz tuot er uns bekant.“

der kûnec bat in bringen und die sîne man;

man sach in hêrlîche mit recken hin ze hove gân.

26. Waz sîn der kûnec wolde, des vrâgte Hagene.

„ez sint in mîne hûse unkunde degene, die niemen hie bekennet: habet ir s' ie gesehen,

des solt ir mir, Hagene, hie der rechten wârheit jehen ²³⁾.“

27. „Daz tuon ich,“ sprach Hagene: z'einem venster er dô gie,

sîn ougen er dâ wenken ²⁴⁾ zuo den gesten lie.

wol behagte im ir geverte ²⁵⁾ und ouch ir gewant:

si waren im vil vremde in der Bûrgônden lant.

28. Er sprach, von swannen koemen die recken an den Rîn,

ez môhten vûrsten selbe oder vûrsten boten sîn.

„ir ros diu sint schoene, ir kleider harte guot.

von swânnên si koment, si sint helde hôch gemuot.“

29. Alsô sprach dô Hagene: „ich wil des wol verjehen,

swie ich nie mêre Sîvriden habe gesehen, sô wil ich wol gelouben, swie ez dar umbe stât,

daz ez sî der recke, der dort sô hêrlîchen gât.

30. „Er bringet niuwîu maere her in ditze lant.

die kûenen Niblunge sluoc des heldes hant,

Schilbûne und Niblungen, des rîchen kûneges kint.

er vrumte starkiu wunder mit sîner grôzen krefte sint.

31. „Noch weiz ich an im mêre, daz mir ist bekant.

einen lintrachen sluoc des heldes hant. er badet' sich in dem bluote: sîn hût wart hurnîn,

des snîdet in kein wâfen: daz ist dicke worden schîn.

32. „Wir sullen den jungen hêrren enpfâhen destе baz,

daz wir iht verdienen des snellen recken baz.

sîn lîp der ist sô schoene, man sol in holden hân;

er hât mit sîner krefte sô menegiu wunder getân.“

33. Dô sprach der kûnec des landes: „nû sî er uns willekomen.

er ist edel unde küene: daz hân ich wol vernomen.

des sol ouch er geniezen in Bûrgônden lant.“

dô gie der hêrre Gunther, dâ er Sîvriden vant.

34. Der wirt und sîne geste enpfiegen sô den gast,

daz in an ir zûhten vil lûtzel iht gebrast. ²⁶⁾

des begunde in nîgen der waetliche man, daz si im hêten grûezen sô rehte schônê getân.

21) flattrich. — 22) hellfarbig, glänzend. — 23) der Wahrheit gemäß sagen. — 24) schweifen. — 25) Aufzug.

26) gar wenig etwas (gar nichts) gebracht.

35. Man bôt im michel êre darnâch ze
manegen tagen,
tûsent stunden mêre, dann ich iu kan
gesagen.

daz hête versolt²⁷⁾ sîn ellen. ir sult ge-
louben daz,
in sach vil lûtzel iemen, der im waéré
gehaz.

36. Sich vlizzen kurzewîle die kûnege
und ouch ir man:

sô was er ie der beste, swes man dâ
began,

des'n kund' im gevolgen niemen: sô
michel was sîn kraft;

sô si den stein wurfen oder schûzzén
den schaft.

37. Swâ si bî den vrouwen durch ir
höfscheit²⁸⁾

kurzewîle pfâgen, die ritter vil gemeit,
dâ sach man ie vil gerne den helt von
Niderlant.

er hêt ûf hôhe minne sîne sînné gewant.

38. Swes man ie begunde, des was sîn
lîp bereit.

er truoc in sîme sinne ein minneclîche
meit,

und ouch in ein diu vrouwe, die er noch
nie gesach,

diu im in heimliche vil dicke gûetlichen
sprach.

39. Swenn' ûf dem hove wolden spilen
dâ diu kint,

ritter und knehte, daz sach vil dicke
sint

Kriemhilt durch diu venster, diu kûne-
ginne hêr:

deheiner kurzewîle bedorfte si in den zîten
mêr.

40. Wess' er, daz in saehe, die er in
herzen truoc,

dâ hêt er kurzewîle immer von genuoc.
sachen si sîn ougen, ich wil wol wîzzén
daz,

daz im in dirre werlde nimmer kunde
werden baz.

41. Swenn' er bî den helden ûf dem
hove stuont,

alsô noch die liute durch kurzewîle
tuont,

sô stuont sô minneclîche daz Sigelinde
kint,

daz in von herzeliebe trûte manic vrouwe
sint.

42. Er gedâht' ouch manege zîte: „wie
sol daz geschehen,

daz ich die maget edele mit ougen müge
sehen,

die ich von herzen minne und lange hân
getân?

diu ist mir noch vil vremde; des muoz
ich trûric gestân.“

43. Sô ie die kûnege rîche rîten in ir
lant,

sô muosen ouch die recken mit in al
zehant.

dâmite muos' ouch Sîvrit: daz was
vrouwen leit.

er leit ouch von ir minne dicke michel
arebeit.²⁹⁾

44. Sus wond' er bî den hêrren, daz
ist alwâr,

in Gunthêres lande volleclich ein jâr,
daz er die minneclîchen die zît nie ge-
sach,

dâvon im sît vil liebe und ouch vil léidé
geschach.

XVI. Âventiure.

Wie Sîvrit erslagen wart.

1. Dô si wolden dannen zuo der linden
breit,

dô sprach von Tronege Hagene: „mir ist
des vil geseit,

daz niht gevolgen kunde dem Kriemhilde
man,

swenne er welle gâhen. wolde er uns
daz sehen lân!“

2. Dô sprach von Niederlande der
küene Sîvrit:

„daz muget ir wol versuochen, welt ir
mir loufen mit

ze wette zuo dem brunnen. sô daz ist
getân,

man jehe¹⁾ dem gewinnes, den man siht
gewunnen hân.“

3. „Nû welle ouch wir'z versuochen,“
sprach Hagene der degen.

dô sprach der starke Sîvrit: „sô wil ich
mich legen

27) verbienen. — 28) feines Benehmen.

29) Not. 1) zuerkennen.

vür die iuwern vüeze nider an daz gras.“
dô er daz gehôrte, wie liep daz Gun-
thêre was!

4. Dô sprach der degen küene: „ich
wil iu mêre sagen:
allez mîn gewaete wil ich mit mir tra-
gen,
den gêr zuo dem schilde und mîn pirs-
gewant.“

den kocher zuo dem swerte schier' er
ûmbé gebant.

5. Dô zugen si²⁾ diu kleider von dem
libe dan:
in zwein wîzen hemedem sach man si
beide stân.

sam zwei wildiu pantel si liefen durch
den klê:
doch sach man bî dem brunnen den küe-
nen Sîvriden ê.

6. Den prîs von allen dingen truoc er
vor manegem man.
daz swert lôt' er schiere, den kocher
leit' er dan,³⁾
den starken gêr er leinde an der linden
ast;

bî des brunnen vluzze stuont der hêr-
liche gast.

7. Die Sîvrides tugende wâren harte
grôz.
den schilt er leite nidere, dâ der brunne
vlôz.

swie harte sô in durste, der helt doch
niht entranc,
ê der kûnec getrunke; des seit' er im vil
boesen danc.

8. Der brunné was küele, lûter unde
guot.
Gunther sich dô neigte nider zuo der
vluot.

als er hête getrunken, dô rihte er sich
von dan.
alsam hêt ouch gerne der küene Sîvrit
getân.

9. Dô engalt er sîner zûhte. den bogen
und daz swert,
daz truoc allez Hagene von im dane-
wert⁴⁾

und spranc dâ hin widere, dâ er den
gêr vant.
er sach nâch einem bilde an des kûenen
gewant.

10. Dô der hêre Sîvrit ob dem brun-
nen tranc,
er schôz in durch daz kriuze, daz von
der wunden spranc
daz bluot von dem herzen vast' an Ha-
genen wât.
solher missewende⁵⁾ ein helt nu nimmer
begât.

11. Den gêr gein dem herzen im
stecken er dô lie.
alsô grimmielichen ze vlûhten Hagene
nie
gelief in der werlde vor deheinem man,
dô sich der starke Sîvrit der grôzen
wunden versan.

12. Der hêre tobelîchen von dem
brunnen spranc.
im ragete von den herten⁶⁾ ein gêr-
stange lanc.
der vürste wânde vinden bogen oder
swert:

sô müese wesen Hagene nâch sînem
diensté gewert.⁷⁾

13. Dô der sêre wunde des swertes niht
envant,
done hêt êt er niht mêre wan des schildes
rant.
er zuht' in von dem brunnen, dô lief er
Hagenen an.
done kunde im niht entrinnen des kûnec
Gunthêres man.

14. Swie wunt er was zem tôde, sô
krefteclîch er sluoc,
daz ûzer dem schilde draetê⁸⁾ genuoc
des edelen gesteines: der schilt vil gar
zerbrast.
sich hête gerne errochen der vil hêrliche
gast.

15. Dô was gestrûchet⁹⁾ Hagene vor
sîner hant ze tal.
von des slages krefte der wert¹⁰⁾ vil lûte
erhal.
hêt er sîn swert enhende, sô waer' ez
Hagenen tôt.

2) Gunther und Hagen. — 3) legte er fort. — 4) seit-
wärts, weg.

5) Missetat. — 6) Schulterblatt. — 7) lohnen. —
8) wirbeln, flieben. — 9) straucheln. — 10) Werber, Anger.

sêre zurnde der wunde: des twanc in
êhaftiu¹¹⁾ nôt.

16. Erblichen was sîn varwe: er'n
mohte niht gestên.

sînes lîbes sterke muoste gar zergên,
wand er des tôdes zeichen in liehter
varwe truoc.

sît wart er beweinet von schoenen vrou-
wên genuoc.

17. Dô viel in die bluomen der Kriem-
hilde man.

daz bluot von sîner wunden sach man
vaste¹²⁾ gân.

dô begunde er schelden (des twanc in
grôziu nôt),

die ûf in gerâten hêten ungetriuwê den
tôt.

18. Dô sprach der verchwunde: ¹³⁾ „jâ
ir boesen zagen,¹⁴⁾

waz helfent mîniu dienst, sît ir mich
habet erslagen?

ich was iu ie getriuwe; des ich engol-
ten hân.

ir habet an iuwrn vriunden leider übele
getân.

19. „Die sint dâvon bescholden, swaz
ir wirt geborn,

her nâch disen zîten. ir habet iuwrn
zorn

gerochen al ze sêre an dem lîbe mîn.
mit laster sult gescheiden ir von guoten

recken sîn.“

20. Die ritter alle liefen, dâ er ersla-
gen lac.

ez was ir genuogen ein vrûdelôser tac.
die iht triuwe hêten, von den wart er

gekleit: ¹⁵⁾

daz hête ouch wol verdienet umb alle
liute der helt gemeit.

21. Der kûnec von Burgonden klagte
ouch sînen tôt.

dô sprach der verchwunde: „daz ist âne
nôt,

daz der nâch schaden weinet, der in dâ
hât getân.

der dienet michel schelden; ¹⁶⁾ ez waere
bezzér verlân.“

22. Dô sprach der grimme Hagene:
„jan' weiz ich, waz ir kleit.

es hât nû allez ende unser sorge und
unser leit:

wir vinden ir nû wênic, die getürren¹⁷⁾
uns bestân.

wol mich, daz ich des heldes hân ze râte
getân¹⁸⁾.“

23. „Ir muget iuch lîhte rüemen,¹⁹⁾
sprach hêr Sîvrit.

„hêt ich an iu erkennet den mortlichen
sit,

ich hête wol behalten vor iu mînen lîp.
mich riuwet²⁰⁾ niht sô sêre sô vrou
Kriemhilt, mîn wîp.

24. „Nû müeze got erbarmen, deich ie
gewan den sun,

dem man daz itewîzen²⁰⁾ sol nâch den
zîten tuon,

daz sîne mäge ieman mortlich hânt er-
slagen.

möhte ich'z verenden, daz sold' ich bil-
lichen klagen.“

25. Dô sprach jaemerliche der verch-
wunde man:

„welt ir, kûnec edele, triuwen iht be-
gân²¹⁾

in der werlde an ieman, lât iu bevolhen
sîn

ûf iuwér genâde die lieben triutinne
mîn.

26. „Lât si des geniezen, daz si iuwer
swester sî.

durch aller vürsten tugende wont ir mit
triuwen bî;

mir müezen warten lange mîn vater und
mîne man.

ez enwart nie vrouwen leider an liebem
vriundê getân.“

27. Die bluomen allenthalben von
bluote wâren naz.

dô rang er mit dem tôde: unlange tete
er daz,

want²²⁾ des tôdes wâfen in ze sêre sneit.
dô mohte reden niht mêre der recke

küene unde gemeit.

11) machhaft. — 12) heftig. — 13) todwund. —
14) beklagt. — 15) beklagt. — 16) der verdient großen
Tadel, Vorwürfe.

17) wagen. — 18) Rat schaffen für. — 19) schmerzt. —
20) vorwerfen. — 21) irgendwie Treue beweisen. —
22) denn.

28. Dô die hêrren sâhen, daz der helt
was tôt,
si leiten in ûf einen schilt, der was von
golde rôt,
und wurden des ze râte, wie daz solde
ergân,
daz man ez verhaele, daz ez Hagene
hête getân.

29. Dô sprâchen ir genuoge: „uns ist
ûbel geschehen.
ir sult ez helen alle und sult gelîche
jehen,
da er jagen rite aleine, der Kriemhilde
man,
in slûegen schâchaere,²³⁾ dâ er vûere
durch den tan.“

30. Dô sprach von Tronege Hagene:
„ich bring' in in daz lant.
mir ist vil unmaere,²⁴⁾ wirt ez ir bekant,
diu sô hât betrüebet den Brünhilde muot.
ez ahtet²⁵⁾ mich vil ringe, swaz si wei-
nêns getuot.“

31. Dô erbiten²⁶⁾ si der nahte und
vuoren über Rîn.
von helden kunde nimmer wirs gejaget
sîn.
ein tier, daz si dâ sluogen, daz weinden
edeliu wîp.
jâ muoste sîn engelten vil guoter wî-
gande lîp.

XXXVII. Âventiure.

Wie Rüedegêr erslagen wart.

1. Ez hêten die ellenden wider morgen
guot getân.¹⁾
wine²⁾ der Gotelinde kom ze hove gegân.
dô sach er beidenthalben diu groezlichen
sêr:
daz weinte inneclîche der getriuwe Rüe-
degêr.

2. „Owê mir,“ sprach der recke, „deich
den lîp gewan,
daz disen grôzen jâmer kan niemen
understân!³⁾
swie gern ich 's vriden wolde, der kûnec
entuot es niht,
wand er der sînen leide ie mêr unde
mêrê gesiht.“

3. Dô sant an Dietrichen der guote
Rüedegêr,
ob si'z noch kunden wenden an dem
kûnege hêr.

dô enbôt im der von Berne: „wer möht
ez understân?
ez enwil der kûnec Etzel scheiden nie-
menne lân.“

4. Dô sach ein Hiunen recke Rüede-
gêren stân
mit weinenden ougen, und hêt des⁴⁾ vil
getân.

der sprach zer kûneginne: „nû seht ir,
wie er stât,
der doch gewalt den meisten hie bî
Etzelen hât,

5. „Und dem ez allez dienet, liut unde
lant,
wie ist sô vil der bürge an Rüedegêr ge-
want,
der er von dem kûnege sô manege haben
mac!

er gesluoc in disen stürmen noch nie
lobelichen slac.

6. „Mich dunket, ern ruoche,⁵⁾ wie ez
hier umbe gât,
sît daz er den vollen⁶⁾ nâch sînem willen
hât.

man giht⁷⁾ im, er sî küener, danne ieman
mûge sîn:

daz ist in disen sorgen worden boeslîche
schîn.“

7. Mit trûrigem muote der vil ge-
triuwe man,
den er daz reden hôrte, der helt der blicte
in an.

er dâht: „du solt ez arnen.⁸⁾ du gihst,
ich sî verzagt:
du hâst diu dînen maere ze hove ze lûte
gesagt.“

8. Die fûst begund' er tvingen: dô
lief er in an
und sluog sô krefteclîche den hiunischen
man,
daz er im vor den fûezen lac vil schiere
tôt.
dô was aber gemêret des kûnec Etzelen
nôt.

23) Räuber. — 24) gleichgültig. — 25) kummert. —
26) warten.

1) wider gefochten. — 2) Gemahl. — 3) verhindern.

4) des Weins. — 5) er bekümmert sich nicht. —
6) Fülle, Genüge. — 7) jagt. — 8) ernten, blühen.

9. „Hîn, du zage boese!“⁹⁾ sprach dô Rûedegêr;

„ich hân doch genuoge leit unde sêr:
daz ich hie niht enstrîte, zwiu wîzest du
mir daz?

jâ waer¹⁰⁾ ich den gesten vôn grôzen schul-
den gehaz,

10. „Und allez, daz ich mûhte, daz hêt
ich in getân,

niwan daz¹⁰⁾ ich die recken her gefüeret
hân.

jâ waz ich ir geleite in mînes hêrren
lant;

des ensol mit in niht strîten mîn vil
ellendes hant.“

11. Dô sprâch zem marcgrâven Etzel
der kûnec hêr:

„wie habt ir uns geholfen, vil edel
Rûedegêr!

wan wir sô vil der veigen¹¹⁾ hie ze lande
hân,

wir bedorften ir niht mêre. ir habt vil
ûbele getân.“

12. Dô sprâch der ritter edele: „dâ
beswârt er mir den muot

und hât mir verwizzen¹²⁾ êre unde guot,
des ich von dînen handen habe sô vil ge-
nomen,

daz ist dem lûgenaere ein teil unstaetec-
lichen¹³⁾ komen.“

13. Dô kom diu kûeginne, diu hêt ez
ouch gesehen,

daz vôn des heldes zornê dem Hiunen
was geschehen.

si klaget¹⁴⁾ ez ungefuoge, ir ougen wur-
den naz.

si sprach zuo Rûedegêre: „wie haben wir
verdienet daz,

14. „Daz ir mir und dem kûnege mêret
unser leit?

nû habt ir, edel Rûedegêr, uns allez her¹⁴⁾
geseit,

ir woldet durch uns wâgen die êre und
ouch daz leben.

ich hôrt¹⁵⁾ iu vil der recken den prîs vil
groezlichen geben.

15. „Ich mane iuch der genâden,¹⁵⁾
und ir mir hâbt gesworn,

dô ir mir zuo Etzelen rietet, ritter ûz-
erkorn,

daz ir mir woldet dienen an unser eines
tôt:

des enwart mir armen wîbe nie sô groez-
liche nôt.“

16. „Daz ist âne lougen, ich swuor iu,
edel wîp,

ich wolde durch iuch wâgen die êre und
ouch den lîp;

daz ich die sêle vliese, des enhân ich niht
gesworn.

zuo dirre hôchgezîte brâht¹⁶⁾ ich die vûr-
sten wol geborn.“

17. Si sprach: „gedenke, Rûedegêr,
der grôzen triuwen dîn,

der staete¹⁷⁾ und ouch der eide, daz du
den schaden mîn

immer woldest rechnen und elliu mîniu
leit.“

dô sprach der marcgrâve: „ich hân iu
selten iht verseit.“

18. Etzel der rîche vlêhen ouch began.
dô buten¹⁸⁾ si sich beide ze fûezen vûr
den man.

den edelen marcgrâven unmuotes¹⁹⁾ man
dô sach.

der vil getriuwe recke harte jâmerliche
sprach:

19. „Owê mir gotes armen, deich ditz
gelebet hân!

aller mîner êren, der muoz ich abe stân,
triuwen unde zûhte, der¹⁹⁾ got an mir ge-
bot.

owê got von himele, daz mih'z niht wen-
det der tôt!

20. „Swelhez ich nû lâze und das
ander begân,

sô hân ich boesliche und vil ûbele getân;
lâz²⁰⁾ aber ich si beide,²⁰⁾ mich schiltet
elliu diet.

nû ruoche mich bewîsen,²¹⁾ der mir ze
lebene geriet.“

21. Dô bâten si genôte,²²⁾ der kûnec
und ouch sîn wîp.

des muosen sider recken verliesen den
lîp

9) erbärmlicher Feigling. — 10) = wenn nicht. —
11) Töten. — 12) zum Vorwurf machen. — 13) unbe-
quem, ungelogen. — 14) stets bisher. — 15) Günst, Hilfe.

16) Zuverlässigkeit, Treue. — 17) Praet. von bieten
= werfen. — 18) Vdb. Gen., fummervoll. — 19) der
= die. — 20) das ist, wenn ich überhaupt nicht kämpfe.
— 21) belehren, erleuchten. — 22) dringend.

von Rüedegêres handen, dâ ouch der helt
erstarp.

ir muget daz hie wol hoeren, daz er vil
jâmerlichen warp.

22. Er weste²³⁾ schaden gewinnen und
ungefüegiū leit.

er hête dem kûnege vil gerne verseit
und ouch der kûneginne. vil sêre vorhte
er daz.

ob er ir einen slûege, daz im diu werit
trûege haz.

23. Dô sprach zuo dem kûnege der vil
küene man:

hêr kûnec, nû nemt hin widere al, daz
ich von iu hân,
daz lant mit den bûrgen; des sol mir
niht bestên.²⁴⁾
ich wil ûf mînen fûezen in daz ellende
gên.“

24. Dô sprach der kûnec Etzel: „wer
hülfe danne mir?

daz lant zuo den bûrgen daz gib' ich
alles dir,
daz du mich rechest, Rüedegêr, an den
vînden mîn.
du solt ein kûnec gewaltic beneben
Etzelen sîn.“

25. Dô sprach aber Rüedegêr: „wie
sol ih'z ane vân?²⁵⁾

heim zu mînem hûse ich sî geladen hân,
trinken unde spîse ich in gûetlichen bôt
und gap in mîne gâbe: wie sol ich râten
in den tôt?

26. „Diu liute waenent lîhte, daz ich
sî verzaget.

deheinen mînen dienest hân ich in wider-
saget,
den vil edeln vûrsten und ouch ir man;
ouch riuwet mich diu vriuntschaft, die
ich mit in geworben²⁶⁾ hân.

27. „Gîselhêr dem degene gab ich die
tochter mîn.

sine kunde in dirre werlde niht baz ver-
wendet sîn
ûf²⁷⁾ zuht und ouch ûf êre, ûf triuwe
und ouch ûf guot.

îne gesach nie kûnec jungen sô rehte
tugentliche gemuot.“

28. Dô sprach aber Kriemhilt: „vil
edel Rüedegêr,

nû lâ dich erbarmen unser beider sêr,
mîn unde ouch des kûneges, gedenke wol
daran,
daz nie wirt deheiner sô leide geste mêr
gewan.“

29. Dô sprach der marcgrâve wider
daz edel wîp:

„ez muoz hiute gelten²⁸⁾ der Rüedegêres
lîp,
swaz ir und ouch mîn hêrre mir liebes
habt getân;
darumbe muoz ich sterben; daz mac
niht langer nû gestân.

30. „Ich weiz wol, daz noch hiute
mîn' bûrge unde mîniu lant

iu mûezen ledec werden von ir eteliches
hant.²⁹⁾
ich bevilhe iu ûf genâde mîn wîp und
mîniu kint
und ouch die vil ellenden, die da ze
Bechelâren sint.“

31. „Nû lôn' dir got, Rüedegêr,“
sprach der kûnec dô.

er und diu kûneginne, si wurden beidiu
vrô:

„uns suln dîne liute vil wol bevolhen
wesen;
ouch trouwe ich mînem heile, daz du
maht selbe wol genesen.“

32. Dô liez er an die wâge³⁰⁾ die sêle
und ouch den lîp.

dô begonde weinen daz Etzelen wîp.
er sprach: „ich muoz iu leisten, als ich
gelobet hân.

owê der mînen friunde, die ich vil un-
gerne bestân!“

33. Man sah in von dem kûnege trû-
rechlichen gên.

dô vant er sîne recken vil nâhen bî im
stên.

er sprach: „ir sult iuch wâfen, alle mîne
man,
die kûenen Burgonden, die muoz ich
leider bestân.“ — —

23) Er mußte, daß er. — 24) bleiben. — 25) anfangen.
— 26) anknüpfen. — 27) in bezug auf.

28) vergelten, erlösen. — 29) von der Hand irgend-
eines von ihnen. — 30) Da setzte er aufs Spiel.

XXXIX. Âventiure.

Wie Gunther unde Hagene unde Kriemhilde wurden erslagen.

1. Dô nam der hêre Dietrich selbe sîn gewant:
im half, daz er sich wâfent, der alte Hildebrant.

dô klagete alsô sêre der kreftige man,
daz daz hûs erdiezen¹⁾ von sîner stimme began.

2. Dô gewan er aber widere rehten heldes muot.
in grimme wart gewâfent dô der degen guot,
einen schilt vil vesten, den nam er an die hant.

si giengen balde danne, er unde meister Hildebrant.

3. Dô sprach von Tronege Hagene:
„ich sihe dort her gân
den hêren Dietrichen: der wil uns bestân
nâch sînem starken leide, daz im hie ist geschehen.

man sol daz hiute kiesen, wem man des besten mûge jehen.²⁾

4. „Jâne dunket sich von Berne der hêre Dietrich
nie sô starc des libes und sô gremelich,³⁾
und wil er'z an uns rechen, daz im ist getân,
alsô redete Hagene, „ich getar in rehte wol bestân.“

5. Dise rede hôrte Dietrich und Hildebrant.

er kom, dâ er die recken beide stênde vant
ûzen an dem hûse geleinet an den sal.
sînen schilt den guoten satz' hêr Dietrich zetal.

6. In leitlichen sorgen sprach dô Dietrich:
„wie habet ir sô geworben,⁴⁾ Gunther kûnec rîch,
wider mich ellenden? waz hêt ich iu getân?
alles mînes trôstes, des bin ich eine⁵⁾ bestân.

7. „Iuch endûhte niht der volle⁶⁾ an der grôzen nôt,
dô ir uns Rûedegêren, den helt, sluoget tôt.

nu habet ir mir erbunnen⁷⁾ aller mîner man.

jâne hêt ich iu helden solher leide niht getân.

8. „Gedenket an iuch selben unde an iuwer leit:

tôt der iuwer vriunde und ouch diu arebeit,

ob ez iu zieren recken beswaeret iht den muot.

owê, wie rehte unsanfte mir tôt der Rûedegêres tuot!

9. „Ez geschach ze dirre werlde nie manne leider mêr.

ir gedâhtet ûbele an mîn und iuwer sêr.⁸⁾

swaz ich vrôuden hête, diu liget von iu erslagen.

jâ enkan ich nimmer mêre die mîne mâgê verklagen.“

10. „Jâne sîn wir niht sô schuldic,⁹⁾ sprach dô Hagene;

„ez giengen zuo dem hûse die iuwer degene,

gewâfent wol ze vlîze, mit einer schar sô breit.

mich dunket, daz diu maere iu niht rehte sint geseit.“

11. „Waz sol ich mêr gelouben? mir saget Hildebrant,

dô mîne recken gerten⁹⁾ von Amelunge lant,

daz ir in Rûedegêre gaebet ûz dem sal,
dô bûtet ir niwan spotten den mînen recken her zetal.“

12. Dô sprach der vogt von Rîne: „si jâhen, si wolden tragen

Rûedegêr von hinne. den hiez ich in versagen

Êtzelîn ze leide und niht den dînen man,
unze daz dô Wolfhart darumbe schelten began.“

13. Dô sprach der helt von Berne:
„ez muose êt¹⁰⁾ alsô sîn.

Gunther, kûnec edele, durch die zûhte dîn

1) widerhallen. — 2) den Kampfpfeis zuerkennen. — 3) fürchtbar. — 4) gehandelt. — 5) eine c. Gen. = beraubt.

6) genug. — 7) entreißen. — 8) Schmerz. — 9) beschränken. — 10) nun einmal.

ergetze mich¹¹⁾ der leide, diu mir vón dir sint geschehen,
und süene ez, ritter küene, daz ich dir des künne gejeihen.¹²⁾

14. „Ergip dich mir ze gîsel, du und ouch dîn man,
sô wil ich dich behüeten, sô ich aller beste kan,
daz dir hie zen Hiunen niemen niht entuot.

du solt an mir niht vinden niwan triuwe und allez guot.“

15. „Daz enwelle got von himele,“ sprach dô Hagene,
„daz sich dir ergaeben zwêne degene, die noch sô werliche gewâfent gein dir stênt
und noch sô ledeclîche¹³⁾ vor ir vîanden gênt.“

16. „Ir ensult ez niht versprechen,“ sô redet' hêr Dietrich,
„Gunther unde Hagene; ir beide habet mich
sô sêre beswaeret, daz herze und ouch den muot,
welt ir mich's ergetzen, daz ir'z vil billichen tuot.

17. „Ich gibe iu mîne triuwe und sicherliche¹⁴⁾ hant,
daz ich mit iu wider heim rîte in iuwer lant.
ich geleite iuch nâch den êren, oder ich gelige tôt,
und wil durch iuch vergezzen dêr mînen groezlîchen nôt.“

18. „Nû enmuotet¹⁵⁾ sîn niht mêre,“ sprach aber Hagene;
„von uns enzimt daz maere niht wol ze sagene,
daz sich iu ergaeben zwên alsô küene man.

nu siht man bî iu niemen wan eine¹⁶⁾ Hildebranden stân.“

19. Dô sprach meister Hildebrant:
„got weiz, hêr Hagene,
der¹⁷⁾ iu den vride biutet mit iu ze tragene —

ez kumt noch an die stunde, daz ir in mœhtet nemen.

die suone mînes hêren meht ir iu lâzen gezemen¹⁸⁾.“

20. „Jâ naeme ich ê die suone,“ sprach aber Hagene,
„ê ich sô lasterliche¹⁹⁾ ûz einem gademe²⁰⁾

vlûhe, meister Hildebrant, als ir hie habt getân,
ich wânt' ûf mîne triuwe, ir kundet baz gein vinden stân.“

21. Des antwurte Hildebrant: „zwiu²¹⁾ verwîzet ir mir daz?

nû wer was, der ûf dem schilde vor dem Wasgensteine saz,
dô im von Spanje Walther sô vil der mâge sluoc?

ouch habt ir noch ze zeigen an iu selbên genuoc.“

22. Dô sprach der hêre Dietrich:
„daz enzimt niht belede lîp,
daz si suln schelten sam diu alden wîp.
ich verbiute iu, meister Hildebrant, daz ir iht sprechet mêr.

mich ellenden recken twinget groezlîchiu sêr.

23. „Lât hoeren,“ sprach hêr Dietrich,
„recke Hagene,
waz ir beide sprâchet, vil snelle degene,
dô ir mich gewâfent zuo iu sâhet gân.
ir jahet, daz ir eine mit strîte woldet mich bestân.“

24. „Jâ enlougent iu des niemen,“ sprach Hagen der degene,
„ich enwêll' ez hie versuochen mit den starken legen,
ez ensî, daz mir zebreeste daz Nibelunges swert.

mir ist zorn, daz unser beider hie ze gîsel ist gegert.“

25. Dô Dietrich gehôrte den grimmen Hagenen muot,
den schilt vil balde zuhte der snelle degene guot.

wie balde gein im Hagene von, der stiegen spranc!

Nibelunges swert daz guote vil lûte ûf Dietrich erklanc.

11) entschädige mich für. — 12) sagen, nämlich, daß du es geführt hast. — 13) frei. — 14) zuverlässig. — 15) ver-
langen. — 16) als alleine. — 17) wenn er (Dietrich).

18) gefallen. — 19) schimpflich. — 20) Saal, Gemach.
— 21) wozu, warum.

26. Dô wesse wol hêr Dietrich, daz
der küene man
vil grimmes 'muotes waere. schirmen
im began
der hêrré von Berne vor angestlichen
slegen.

wol erkant' er Hagenen, den vil zier-
lichen degene.

27. Ouch vorht' er Balmungen, ein
wâfen starc genuoc.
under wilén²²⁾ Dietrich mit listen wi-
der²³⁾ sluoc,
unz daz er Hagenen mit strîte doch be-
twanc.

er sluoc im eine wunden, diu was tief
unde lanc.

28. Dô gedâht' der hêrre Dietrich:
„du bist in nôt erwigen;²⁴⁾
ich hân ez lützel êre, soltu tôt vor mir
geligen.

ich wil ez sus versuochen, ob ich ertwin-
gen kan

dich mir ze einem gîsel.“ daz wart mit
sorgen getân.

29. Den schilt liez er vallen. sîn
sterke diu was grôz:

Hagenen von Tronege mit armen er be-
slôz.

des wart dô betwungen von im der küene
man.

Gunther der edele dar umbe trûren be-
gan.

30. Hagenen bant dô Dietrich und
vuort' in, dâ er vant
die edeln kûeginne, und gab ir bî der
hant

den kûenesten recken, der ie swert ge-
truoc.

nâch ir vil starkem leide dô wart sie
vroelich genuoc.

31. Vor liebe²⁵⁾ neie dem degene daz
Étzélen wîp:

„immer sî dir saelic dîn herze und ouch
dîn lîp.

du hâst mich wol ergetzet aller miner
nôt.

daz sol ich immer dienen, mich en-
sûme²⁶⁾ der tôt.“

32. Dô sprach der hêrre Dietrich: „ir
sult in lân genesen,²⁷⁾

edeliu kûeginne. ez mac daz noch
gewesen,

daz er iuch wol ergetzet, daz er iu hât
getân.

er sol des niht entgelten, daz ir in ge-
bunden sehet stân.“

33. Dô hiez si Hagenen vûeren an
sînen ungemach,²⁸⁾

dâ er lac beslozen und dâ in niemen
sach.

Gunther, der kûene edele, rûefen dô be-
gan:

„war kom der helt von Berne? der hât
mir leide getân.“

34. Dô gie im hin engegene der hêrre
Dietrich.

daz Gunthêres ellen daz was vil lobe-
lich.

dô enbeit²⁹⁾ ouch er niht mêre: er lief
her vûr den sal.

von ir beider swerten huop sich ein
groezlicher schal.

35. Swie vil der hêrre Dietrich lange
was gelobt,

Gunther was sô sêre erzûrnet und er-
tobt³⁰⁾ —

wan er nâch starkem leide dô sîn vîent
was —

man sagt ez noch ze wunder, daz dô
hêr Dietrich genas.

36. Ir ellen und ir sterke beide wâren
grôz.

palas unde tûrne von ir slegen dôz,
dô si mit den swerten hiuwen ûf die

helme guot,

ez hêt der kûene Gunther einen hêr-
lichen muot.

37. Sît twanc in der von Berne, sam
Hagenen ê geschach.

daz bluot man durch die ringe dem hel-
de vliezen sach

von einem scharpfen swerte, daz truoc
hêr Dietrich.

doch hêt gewert hêr Gunther nâch müede
lobelichen sich.

22) dagzwischen. — 23) mit Gefährlichkeit dagegen. —
24) ermattet, erschöpft. — 25) Freude, Lust. — 26) hindere.

27) am Leben bleiben. — 28) Kerker. — 29) warten.
— 30) rasend geworden.

38. Der hêrre wart gebunden von Dietriches hant,
swie kûnege niene solten lîden solhiu bant.

er dâht', ob er si lieze, den kûnec und sînen man,
alle die si vûnden, die mûesen tôt vor in bestân.

39. Dietrich von Berne der nam in bî der hant:

dô vuort' er in gebunden, dâ er Kriemhilde vant.

dô waz mit sînem leide ir sorgen vil erwant.³¹⁾

si sprach: „willekomen, Gunther, ûzer Bûrgonden lant.“

40. Er sprach: „ich solde iu nîgen, vil liebiu swester mîn,

ob iuwer grûezen môhte genaedeclîcher sîn.

ich weiz iuch, kûneginne, sô zornéc gemuot.

daz ir mich und Hagenen vil swachez grûezen getuot.“

41. Dô sprach der held von Berne: „vil edeles kûneges wîp,

ez enwart nie gîsel mêre sô guoter ritter lîp,

als ich iu, vrouwe hêre, an in gegeben hân.

nu sult ir die ellenden mîn vil wol geniezen lân.“

42. Sie jach,³²⁾ si taet ez gerne. dô gie hêr Dietrich

mit weinenden ougen von den helden lobelîch.

sît rach sich grimmeclîche das Etzêlen wîp:

den ûzerwelten degenen nam si beiden den lîp.

43. Si lie si sunder³³⁾ ligen durch ir ungemach.

daz ir sît dewedere³⁴⁾ den andern nie gesach,

unz si ir bruoder houbet hin vûr Hagenen truoc.

der Kriemhilde râche wart an in beidén genuoc.

44. Dô gie diu kûneginne, dâ si Hagenen sach.

wie rehte vîentlîche si zuo dem recken sprach:

„welt ir mir geben widere, daz ir mir habt genomen,

sô muget ir noch wol lebende heim zen Bûrgonden komen.“

45. Dô sprach der grimme Hagene:

„diu bete ist gar verlorn,

vil edeliu kûneginne. jâ hân ich des gesworn,

daz ich den hort iht zeige, die wîle daz si leben,

deheiner mîner hêrren, so enwirt er niemen gegeben.“

46. „Ich bring' ez an ein ende,“ sô sprach daz edel wîp.

dô hiez si ir bruoder nemen dâ den lîp. man sluog im ab daz houbet; bî hâre si ez truoc

vûr den helt von Tronege, dô wart im leidê genuoc.

47. Alsô der ungemuote³⁵⁾ sînes hêrren houbet sach,

wider Kriemhilde dô der recke sprach: „du hâst ez nâch dîm' willen ze einem ende brâht,

und ist ouch rehte ergangen, als ich mir hête gedâht.

48. „Nû ist von Burgonden der edele kûnec tôt,

Gîselhêr der junge und ouch Gêrnôt. den schaz weiz nu niemen wan got unde mîn:

er sol dich, vâlandinne,³⁶⁾ immer gar verholen sîn.“

49. Si sprach: „sô habt ir übele geltes³⁷⁾ mich gewert.

sô wil ich doch behalten daz Sîvrides swert.

daz truoc mîn holder vriedel,³⁸⁾ dô ich in jungest³⁹⁾ sach,

an dem mir herzeleide vor allem leidê geschach.“

50. Si zôch ez von der scheide: daz kunde er niht erwern.

dô dâhte si den recken des lebenes behern.⁴⁰⁾

31) beendigen, hüßen. — 32) sagte. — 33) abgesondert, getrennt. — 34) (f) einer von beiden.

35) betrübt. — 36) Teufelin. — 37) Vergeltung, Lohn. — 38) Geliebter. — 39) zuletzt. — 40) berauben.

si huop ez mit ir handen, daz haupt si
im abe sluoc.

daz sach der künec Etzel; dô was im
leide genuoc.

51. „Wâffen⁴¹⁾“, sprach der vürste,
„wie ist nû tôt gelegen
von eines wibes handen der aller beste
degen,

der je kom ze sturme oder ie schilt ge-
truoc!

swie vîent ich im waere, ez ist mir
léidé genuoc.“

52. Dô sprach der alte Hildebrant:
„ja geniuzét si's niht,
daz si in slahen torste, swaz halt⁴²⁾
mir geschiht,

swie er mich selben brâhte in angest-
liche nôt,

iedoch sô wil ich rechen des kûenen
Tronegaeres tôt.“

53. Hildebrant mit zorne ze Kriem-
hilde spranc,
er sluoc der kûeginne einen swertes
swanc.

jâ tet ir diu sorge von Hildebrande wê.
waz mohte si gehelfen, daz si vil groez-
lichen schrê?

54. Dô was gelegen über al dâ der
veigen⁴³⁾ lîp.

ze stucken was gehouwen dô daz edele
wîp.

Dietrich und Etzel weinen dô began:
si klagenet inneclîche beidiu mâge unde
man.

55. Diu vil michel êre was dâ ge-
legen tôt.

die liute hêten alle jâmer unde nôt.
mit leide was verendet des kûneges
hûchgezît,
als ie diu liebe leide ze aller jungeste
gît.

56. Ich enkan iu niht bescheiden, waz
sider dâ geschach:

wan⁴⁴⁾ ritter unde vrouwen weinen⁴⁵⁾
man dâ sach,

dar zuo die edelen knehte, ir lieben
vriunde tôt.

hie hât daz maere ein ende. daz ist der
Nibelunge nôt.

An das Lied schließt sich ein Gedicht an,
das die Trauer der überlebenden Helden
schildert und deshalb Die Klage heißt.

2. Das Gudrunlied.

Das Gudrunlied entstand gleichfalls im
13. Jahrhundert in Österreich. Mit Recht
nennt man es die Nebenbörne des Nibe-
lungenliedes. Es bildet vielfach eine Er-
gänzung zu diesem und gehört mit ihm zu-
sammen wie Ilias und Odyssee. Es beruht
auf dem im Nibelungenlied nicht berührten
nordischen Sagentreue und versteht uns
an das Gesteade der Nordsee. Wie das Nibe-
lungenlied die Mannentreue, so verherrlicht
das Gudrunlied die Frauentreue. Dort führt
die ungezügelter Herrschaft der Leidenschaften
zum graufigen Untergang eines Volkes, hier
ender durch die Versöhnung zweier Völker
alles in Freude und Glück. So ist das Gu-
drunlied auch der versöhnende Gegensatz zum
Nibelungenlied.

Wie das Nibelungenlied, weist auch das
Gudrunlied in seinem Stoff drei verschiedene
Elemente auf, nämlich:

1) ein mythisches, insofern die Er-
zählung von Hettel, Hilde und Hagen eine
unverkennbare Ähnlichkeit mit dem althei-

nischen Mythos von ewigen, den Wechsel
zwischen Tag und Nacht oder Frühling und
Winter bedeutenden Kämpfen hat, wie der-
selbe in der prosaischen Edda durch den Kampf
Högnis (Hagen) mit Hedin (Hettel) zur Dar-
stellung gelangt, der jenem die Tochter (Hilde)
geraubt hat und nun von ihm verfolgt und
bei der Insel Hæn eingeholt wird;

2) ein geschichtliches, indem die
Wikingereinfahrten und die Raubzüge der Nor-
mannen im 9. Jahrhundert die Grundlage
der nordischen Sage bilden;

3) ein christlich-ritterliches, in-
dem fast durchweg die heidnischen, barbari-
schen Züge durch äußerlich christliche und dem
höfischen Leben des Mittelalters entsprechende
eretzt sind. Das ganze Gedicht haucht den
Geist des Mittelalters, offenbart jedoch in der
Schilderung der edelsten Merkmale des ger-
manischen Volkes, namentlich der felsenfesten
Treue, seinen urdeutschen Charakter.

Obwohl nicht so großartig entworfen und
nicht von solch strenger Einheit wie das Nibe-

41) Ausruf des Schmerzes. — 42) auch. — 43) Toten. — 44) als daß. — 45) betweinen.

lungenlied, darf es diesem doch an poetischer Schönheit getrost an die Seite gestellt werden.

Die Versform ist von der des Nibelungenliedes dadurch unterschieden, daß die dritte und vierte Langzeile mit einem weiblichen Reim schließen und die letzte Halbzeile fünf Hebungen hat.

Inhaltsangabe.

Der Inhalt zerfällt in drei Teile, die die Geschichte dreier aufeinanderfolgender Geschlechter eines Königshauses behandeln. — Erster Teil: 1. bis 3. Abentüre. In Irland herrscht der ritterliche König Sigebant. Während eines Ritterspiels wird dessen Sohn Hagen von einem Greisen in die Ferne entführt, wo er drei durch dasselbe Geschick dahin gebrachte indische Königstöchter findet. Nach Jahren gelingt es ihm, mit ihnen nach Irland zu gelangen. Er vermählt sich mit einer derselben und überkommt von seinem Vater die Regierung. Dem Paare wird ein Töchterlein geboren, das nach der Mutter Hilde genannt wird und zu einer wunderbar schönen Jungfrau heranwächst. Viele edle Fürsten werben um sie, aber ohne Erfolg. — Zweiter Teil: 4. bis 8. Abentüre. Der Hegalingskönig Hettel beschließt, Hilde mit List in seinen Besitz zu bringen. Seine treuen Helden, Wate, Horant und Frute, rüsten ein Schiff aus und gelangen als „Verbannte“ vor Hagens Burg. Durch seinen herrlichen Gesang gelingt es dem Horant, die Königstochter für seinen Herrn zu gewinnen. Sie betritt mit dem Sänger das Schiff unter dem Vorgeben, es zu besetzen, und wird rasch der Heimat entführt. Aber am siebenten Tag trifft Hagen mit großer Ritterschar ein, und in furchtbarem Kampf ringt er mit Hettel um die geraubte Tochter. Doch diese beschwört die Kämpfenden, vom Streite abzulassen, und die Riebe zu ihr befänstigt des Vaters Zorn, und er söhnt sich mit Hettel aus. — Dritter Teil: 9. bis 32. Abentüre. Hettels und Hildens Kinder sind Ortwin und Gudrun. Erfolgslos wirbt der Morlandskönig Siegfried um Gudruns Hand, ebenso der junge König Hartmut von der Normandie. Darauf bewirbt sich auch Herwig aus Seeland um die schöne Maid. Da sie auch ihm verweigert wird, zieht er voll Grimm mit Heeresmacht heran und bewährt sich als ein so trefflicher Held, daß Gudrun ihm Herz und Hand gelobt. Darüber voll Zorn, überzieht Siegfried den glücklichen Herwig mit Krieg, wird aber von Hettel, der seinem zukünftigen Schwiegersohn zu Hilfe eilt, zurückgedrängt und in seine Feste eingeschlossen. Da erfährt Hartmut, daß Hegalingsland des Schutzes entblößt sei, überfällt die Burg und führt Gudrun mit vielen ihrer Frauen hinweg. Die

Königin Hilde läßt ihrem Gemahl das Unglück melden, der sofort mit dem umzingelten Feinde Frieden schließt und den Entführern seiner Tochter nachjagt. Er ereilt sie auf dem Wülpeland und sucht in heilem Kampfe die Entführte wiederzugewinnen. Doch wird er mit den meisten seiner Mannen erschlagen, und die Normannen entkommen mit ihrer Beute. Der bange wartende Hilde bringt Wate, der dem Tode entronnen ist, die schreckensvolle Mär, tröstet sie jedoch mit der Aussicht auf Rache, wenn das junge Volk erwachsen sei. Vor seiner Burg angelangt, fordert Hartmuts Vater, Ludwig, die unglückliche Gudrun auf, Hartmuts Weib zu werden, und verheißt ihr Freude und Ehre; doch sie weigert sich entschieden. In wildem Zorn schleudert Ludwig sie ins Meer, und nur mit Mühe wird sie von Hartmut gerettet. Ans Land gebracht, wird sie von Hartmuts Mutter Gerlinde freundlich empfangen. Da diese sie aber vergeblich zu überreden sucht, dem Hartmut sich zu verloben, so nimmt die „Teufelin“ sich vor, durch arge Mißhandlungen sie dazu zu zwingen. Gudrun, die Königstochter, muß die niedrigsten Magdendienste tun, und von Jahr zu Jahr steigern sich ihre Qualen. Aber wie demüthigt auch ihre Lage, so bewahrt sie doch ihrem Verlobten die Treue.¹⁾ Zur Strafe dafür, daß sie die erneuten Werbungen Hartmuts ablehnt, muß sie nun täglich am Meeresstrand die Gewänder ihrer grausamen Feindin waschen, wobei ihre frühere Gespielin Hildeburg in Liebe und Treue ihr beifällig ist. Zwölf Jahre harret Gudrun in ihrer Schmach aus. Da naht die Vergeltung. Hilde hat zur Heerfahrt gerüstet, und nach gefahrvoller Fahrt gelangen die Hegalinger an die normannische Küste. Sie landen in einer Bucht, und Herwig und Ortwin gehen auf Kundschaft aus. Gudrun und Hildeburg sind eben am Meeresstrand mit der Reinigung von Gerlindens Wäsche beschäftigt, da kommt ein Schwan geschwommen, der ihnen als Himmelsbote die nahe Rettung verkündet und ihnen auch von ihren Lieben, nach denen sie, ihrer Rettung fast vergessend, ängstlich fragen, getreue Kunde bringt. In Gedanken über das Geschehene vernachlässigen die beiden Frauen ihre Arbeit und müssen dafür am nächsten Morgen im frischgefallenen Schnee und im scharfen Märzwind barfuß und im bloßen Hemde zum Meere gehen. Da erpähen sie in einer Barke die beiden Kundschafter. Aus Scham über ihre Blöße wollen sie fliehen, aber ein freundlicher Gruß hält sie zurück. Während sie bereitwillig den Fremdlingen über die Normannen Aufschluß geben, erkennt Herwig in Gudrun

1) Vgl. S. 391 Geibels Gedicht „Gudruns Klage“.

seine Braut. Er will sie gleich mit sich nehmen, doch Ortwin verwehrt ihm das, weil er seine Schmeißer nur in ehrlichem Kampfe gewinnen will, und die beiden Männer fahren zu den Ihrigen zurück, um alles zum Sturm auf die Normannenfeste vorzubereiten. Gudrun wirft in freudigem Übermut die Wäsche ins Meer und stellt sich gegen die darob heftig zürnende Gerlinde, als ob nun ihr trotziger Widerstand gebrochen sei. Im Schlafgemach teilt sie ihren Leidensgefährtinnen das Ende ihrer Drangsal mit. Unterdeß haben Herwig und Ortwin ihren Mannen Kunde gebracht, wie sie Gudrun angerufen hätten. Laute Klage erschallt wegen solcher Schmach, und von Rachegefühl erfüllt, betreten die Hegalengen in der Nacht das feindliche Gestade. In der Morgendämmerung gewahrt sie eine von Gudruns Jungfrauen und weckt ihre Gefährtinnen. Aber auch der Wächter auf der Zinne hat sie bemerkt und schlägt Lärm. Rasch greifen die Normannen zur Wehr, und bald tobt vor der Burg der grimmigste Streit. Ortwin wird von Hartmut in arge Not gebracht; aber Herwig erschlägt den Ludwig, während es dem Wate gelingt, Hartmut gefangenzunehmen, wodurch die Nacht der Normannen gebrochen wird. Wate dringt in die Burg ein und schlägt der Gerlinde das Haupt ab. Nach beendigtem Kampfe begrüßt Herwig voll Freude seine treue Braut. Die Toten werden begraben und alle Burgen im Lande erobert und zerstört. Ungeheure Beute fällt den Siegern zu. Boten melden in der Heimat den Erfolg der Seerfahrt. Die heimkehrenden Hegalengen werden mit Jubel empfangen. Groß ist das Glück der alten Königin Hilde über ihre wiedererlangte Tochter Gudrun. Gudrun führt dankbaren Herzens die edle Hildeburg zu ihrer Mutter und erwirkt Hartmuts Freilassung. Bei dem nun folgenden herrlichen Siegesfest erweist sie sich als Friedensengel, indem sie die Verlobung ihres Bruders Ortwin mit Ortrun, Hartmuts Schwester, ferner Hartmuts mit ihrer Freundin Hildeburg bewirkt und dadurch die Versöhnung der durch Haß und Feindschaft entzweiten Völker herbeiführt.

VI. Âventiure.

Wie suoze Hôrant sanc.

1. Daz kom an einem âbent, daz in sô gelanc,
daz von Tenemarke der küene degan sanc
mit sô hêrlîcher stimme, daz ez wol gefallen
muose al den liuten. dâ von gesweic der vogellîne schallen.

2. Daz hôte der kûene gerne und alle sîne man,
dâvon von Tenen Hôrant der vriunde vil gewan.

ouch hêt ez wol gehoeret diu alte kûneginne.
ez erhal ir durch daz venster, dâ si was gesezzen an der zinne.

3. Dô sprach diu schoene Hilde: „waz hân ich vernomen?
diu allerbeste wîse ist in mîn ôren komen,
die ich ze dirre werlde von ieman hân ervunden.
daz wolde got von himele, daz si mîne kameraere kunden!“

4. Si hiez ir gewinnen, der sô schône sanc.
dô si sach den recken, si sagete im's grôzen danc,
daz ir der âbent waere mit vrôuden hin gegangen.
von vroun Hilden wîben wart der helt wol enphangen.

5. Dô sprach diu kûneginne: „ir sult uns hoeren lân
diu wîse, die ich hînte¹⁾ von iu vernomen hân.
daz gebet mir z' einer gâbe ze allen âbunden,
daz ich iuch hoere singen, sô wird iuwer lôn wol ervunden.“

6. „Vrouwe, ob ir's gerouchet,²⁾ welt ir mir's sagen danc,
ich singe iu z' allen zîten alsô guotez sanc,
swer ez rehte erhoeret, daz im sîn leit verswindet
und minnert gar sîn sorgen, der mîne sûeze wîse rehte ervindet.“

7. Er sprach, er diende ir gerne. dâ mite schiet er dan.
sîn singen lôn sô grôzez ze Irlant gewan,
daz man im nie dâ heime gelönt alsô verre.
alsô diende Hetelen ûzer Tenemârké der hêrre.

1) = hinaht, heute nacht. — 2) wenn Ihr es wünschet.

8. Dô sich diu naht verendet' und ez begunde tagen,
Hôrant begunde singen, daz dâ bî in den hagen
geswigen alle voege von sînem süezen sange.

die liute, die dâ sliefen, die enlâgen dô niht ze lange.

9. Sîn liet erklanc im schône, ie³⁾ hôher und ie baz.

Hagene ez selbe hôte: bî sînem wîbe er saz.

ûz der kemenâten muosten s' in die zinne.

der gast wart wol berâten: ez hôte ez diu junge kûneginne.

10. Des wilden Hagenen tochter und ouch ir magedîn

die sâzen unde loseten,⁴⁾ daz die vogel-lîn

vergâzen ir doene ûf dem hove vrône.⁵⁾ wol hórten ouch die helde, daz der von Tenemarke sanc sô schône.

11. Dô wart im gedanket von wîben und von man.

dô sprach von Tenen Fruote: „mîn neve möhte s' lân,

sîn ungevüege doene, die ich in hoere singen.

wem mag er ze dienste als ungevüege tagewîse⁶⁾ bringen?“

12. Dô sprâchen Hagenen helde: „hêre, lât vernemen.

niemen lebet sô siecher, im möhte wol gezemen⁷⁾

hoeren sîne stimme, diu gêt ûz sînem munde.“

„daz wolde got von himele,“ sprach der kûnec, „daz ich sie selbe kunde!“

13. Dô er drîe doene sunder⁸⁾ vol gesanc,⁹⁾

alle, die ez hórten, dûhte ez niht sô lanc. sie hêten's niht enphunden einer hande wile,¹⁰⁾

obe er solde singen,¹¹⁾ daz einer möhte rîten tûsent mîle.

14. Dô er nû hêt gesungen und er von sedele¹²⁾ gie,

die junge kûneginne vroelicher nie wider mórgen wart gekleidet mit liehtem ir gewande.

diu junge maget edele nâch ir vater Hagenen si dô sande.

15. Der hêre gie balde, dâ er die maget vant.

in triutelicher wîse dô was der magede hant

an ir vater kinne. si bat in vil sêre. si sprach: „liebez veterlîn, heiz in singen hie ze hove mêre.“

16. Er sprach: „liebiu tochter, ze âbendes stunt

wolde er dir dienen, ich gaebe im tûsent phunt.

nû sint sô hôchvertic die werden geste mîne,

daz uns hie ze hove niht wol erklingen die doene sîne.“

17. Swaz si gebiten kunde, der kûnec dannen gie.

des vleiz sich aber der wîse Hôrant, daz er nie

gesanc sô rîterliche. die siechen zen gesunden

sich mit ir sînnen dannen niht wól gescheiden kunden.

18. Die tier in dem walde ir weide liezen stên.

die wûrme, die dâ solden in dem grase gên,

die vische, die dâ solden in dem wâge¹³⁾ vliezen,

die liezen ir geverte. jâ kunde er sîner vuoge¹⁴⁾ wol geniezen.

XXIV. Âventiure.

Wie Kûdrûnen wart ir kunft kunt getân.

1. Nû swîgen wir der degene. ich wil iuch lân vernemen,

die wol mit vrôuden waeren, wie den daz mac gezemen,

daz sie mûezen waschen in dem vremen den lande.

Kûdrûn unde Hildeburc die wuoschen alle zît ûf einem sande.

3) immer. — 4) horchten. — 5) Herrenhof. — 6) Morgenlieder. — 7) niemand kann so krank sein, daß ihm nicht gefallen sollte. — 8) jedes Lied besonders. — 9) zu Ende gesungen hatte. — 10) so viel Zeit, um die Sand umzudrehen. — 11) ergänze: so lange.

12) Sig. — 13) bewegtes Wasser. — 14) Kunstfertigkeit.

2. Ez was in einer vasten umb einen
mitten tach.
ein vogel¹⁾ kam gevlozen. Kûdrûn dô
sprach:

„owê vogel schoene, du erbarmest mir
sô sêre,

daz dû sô vil gevliuzest ûf disem
vluote,“ sprach diu maget hêre.

3. Dô sprach der vogel schoene: „du
maht dich wol versehen,
maget vil ellende: dir sol grôz liep²⁾ ge-
schehen!

wilt du mich gevragen von dîner mâge
lande,

ich bin ein bote der dînen, wan mich
got ze trôste dir hêr sânde.“

4. Dô sprach diu gotes arme: „sît dich
hat Krist gesant,
uns vil ellenden ze trôste in ditze lant,
du solt mich lâzen hoeren, bote du vil
guoter:

lebet noch inder³⁾ Hilde? diu was der
armen Kûdrûnen muoter.“

5. Dô sprach der vil hêre: „ich wil
dir verjehen:

Hilden, dîne muoter, hân ich gesunt ge-
sehen,

dô si dir her daz groezest vrumte⁴⁾ her
ze lande,

daz witewe oder künne⁵⁾ durch lieber
vriunde willen ie gesande.“

6. Dô sprach diu maget edele: „bote
du vil hêr,

lâ dich des niht verdriezen, ich wil dich
vrâgen mêr:

lebet noch inder Ortwin, der künec von
Ortlande,

und Herwic, mîn vriedel? disiu maere
ich harte gerne erkande.“

7. Dô sprach der vogel schoene: „daz
tuon ich dir kunt.

Ortwin unde Herwic, die sint wol gesunt.
die sach ich in den ûnden⁶⁾ ûf des meres
muoder.⁷⁾

die ellenthaften degene zugen vil geliche
an einem ruoder.“

8. Si sprach: „sô hôrte ich gerne,
hât du daz vernomen,

sol von Tenemarke Hôrant hêr komen
mit den sînen helden, die mich in sorgen
liezen?

den weiz ich alsô biderben, deich⁸⁾ ar-
miu maget sîn wol môhte ge-
niezen.“

9. „Dir kumt von Tenemarke Hôrant,
der neve dîn

ûf urluige⁹⁾ starke, er und die recken sîn.
er sol daz Hilden zeichen tragen in sînen
händen,

sô die Hegelinge koment zuo den Hart-
muotes landen.“

10. Dô sprach aber Kûdrûn: „kanst
du mir gesagen,

lebet noch Wate von Stürmen? sô wolde
ich niht klagen,

des vrôuten wir uns alle, swenne daz
geschaeh,

deich ouch den alten Fruoten bî mîner
muoter zeichen gesaeh.“

11. Dô sprach aber der bote: „dir
kumt in ditze lant

Wate von den Stürmen. der hât an
sîner hant

ein starkez stierruoder in einem kiel bî
Fruoten.

bezzet vriunde keiner darftu niht bî
urluige muoten¹⁰⁾.“

12. Dô muoste von in scheiden hin
der bote vil hêr.

die ellenden vrouwen vrâgten dô niht mêr.
jâ was in mit gedanken liep unde
swaere,¹¹⁾

die in dâ helfen solden, wâ daz vil werde
ingesinde waere.

XXV. Âventiure.

Wie Ortwin unde Herwic dar kômen.

1. Dô sie gewarten lange, dô sâhen s’
ûf dem sê
zwêne in einer barken und ander niemen
mê.

dô sprach diu vrouwe Hildeburc ze Kû-
drûn der rîchen:

„dort sihe ich fliezen¹⁾ zwêne, die mugen
dînen boten²⁾ wol gelichen.

1) ein Schwan, in dessen Gestalt sich die mit der Zu-
kunft vertrauten Wasserweiber bargen. — 2) Heil. —
3) irgendwo. — 4) schickte. — 5) Barmhertige. — 6) Wel-
len. — 7) = Nieder; hier = Oberfläche.

8) daß ich. — 9) Krieg. — 10) verlangen. — 11) froh
und traurig.

1) schwimmen. — 2) gemeint sind die von dem Schwan
gebeißigten Retter.

2. Dô kêrten sie sich umbe und giengen beide dan.

dô wâren ouch sô nâhen dise zwêne man, daz sie die schoenen weschen³⁾ bî dem stade sâhen.

sie wurden des wol innen, daz sie wolden von den kleidern gâhen.

3. Sie sprungen ûz der barken und ruoften in hin nâch:

„ir vil schoenen weschen, war ist iu sô gâch?⁴⁾“

wir sîn vremede liute, daz muget ir an uns kiesen.⁵⁾

scheidet ir von hinnen, sô muget ir die vil rîche sabene vliessen.⁶⁾

4. Sie giengen in ir hemedem, diu wâren beidiu naz.

den vil edelen vrouwen was ê gewesen baz.

dô bidemte⁷⁾ von dem froste das arme ingesinde.

sie wâren swacher koste; jâ wurren⁸⁾ in die merzischen winde.

5. Herwîc der edele in guoten morgen bôt,

den ellenden kinden. des waere in dicke nôt,

wan ir meisterinne, diu was vil ungehiure.⁹⁾

„guoten morgen,“ „guoten âbent“ was den minneclîchen meiden tiure.

6. „Lât iuch niht verdriezen und nemet unser golt.

guoter bouge¹⁰⁾ viere, daz sî iuwer solt, daz ir, schoene vrouwen, iuch niht lât betrâgen¹¹⁾

(die geben wir iu gerne), daz ir uns saget, des wir iuch wellen vrâgen.“

7. „Got laze iu iuwer bouge beiden saelîc sîn¹²⁾.

wir nemen von iu niht miete,“ sprach daz magedin.

„nû vrâget, swes ir wellet: wir müezen scheiden hinnen.

sieht man uns bî iu beiden, daz ist mir leit von allen mînen sinnen.“

8. „Wes sint disiu erbe und ditze rîche lant

und ouch die guoten bûrge? wie ist er genant,

daz er iuch âne kleider lât sô swache¹³⁾ dienen?

wolt' er iht haben êre, sô solde im 'z für guot vervâhen¹⁴⁾ niemen.“

9. Si sprach: „der fürsten einer heizet Hartmuot:

dem dient lant diu wîten und veste bûrge guot.

der ander heizet Ludewîc von Ormanierîche.

im dient vil der helde; die sitzent in ir lande lobelîche.“

10. „Wir saehen sie vil gerne,“ sprach Ortwin;

„muget ir uns bescheiden, vil schoeniu magedin,

wâ wir die fürsten beide in ir lande vinden?

wir sîn zuo in gesendet: ja sîn wir eines kûneges ingesinden.“

11. Kûdrûn diu hêre sprach den helden zuo:

„ich lie sie in der bûrge hiute morgen fruo

ligende an ir bette wol mit vierzie hundert mannen.

daz ist mir ungewizzen, sint sie in der zît geriten inder dannen.“

12. Dicke erblihte Herwîc diu juncvrouwen an.

si dûhte in sô schoene und ouch sô wol getân,

deiz im in sînem herzen harte siuften¹⁵⁾ brâhte.

er gelîchte si ze einer, der er vil dicke gûetlich gedâhte.

13. Dô sprach aber Ortwin, der kûnec von Ortlant:

„ich vrâge iuch megede beide, ist iu iht bekant

umbe ein hergesinde, daz kom in ditze lant?

einu was dar under, diu was Kûdrûn genant.“

3) Wäscherinnen. — 4) wirtlich = wohin ist euch so eilig? — 5) merken. — 6) Gewänder verlieren. — 7) beite. — 8) waren beschwerlich. — 9) unmenlichlich. — 10) Spange, Ring (von „biegen“). — 11) verdrießen. — 12) Formel des ablehnenden Dantes: Gott erhalte euch eure Ringe.

13) gering, niedrig. — 14) auslegen. — 15) Seufzen.

14. Si sprach: „die ir dâ suochet, die hân ich wol gesehen in grôzen arebeiten; des will ich iu verjehen.“¹⁶⁾

jâ was si 'z der einiu, die Hartmut dar brâhte:

ez was selbe Kûdrûn. si waen' der maere deste baz gedâhte.¹⁷⁾

15. Dô sprach der fürste Herwîc: „nû seht, hêr Ortwîn, sol iuwer swester Kûdrûn inder lebende sîn

in deheinem lande ûf al dem ertrîche, sô ist daz diu selbe. ich gesach ir nie deheine sô gelîche.“

16. Dô sprach der künec Ortwîn: „si ist vil minnelîch und doch mîner swester niene¹⁸⁾ anelîch.

von unser beider jugende gedenk' ich noch der stunde, daz man in al der werlde sô schoene maget hête ninder vunden.“

17. Dô sich also nande der vil küene man,

daz er Ortwîn hieze, dô sach in wider an Kûdrûn diu arme. ob ez ir bruoder waere,

daz wiste s' harte gerne: sô hête gar ein ende al ir swaere.

18. „Swie ir sît geheizen, ir sît lobe- lîch.

einen ich erkande, dem sît ir anelîch, der waz geheizen Herwîc und was von Sêlande.

ob der helt noch lebte, sô erlôste er uns von disen starken banden.

19. „Ich bin ouch der einiu, die Hart- muotes her

in strîte gevangen gefuorte über mer. ir suochet Kûdrûnen; daz tuot ir âne nôt.

diu maget von Hegelingen ist in arebei- ten tôt.“

20. Dô trâhenden Ortwîne sîniu ougen lieht.

ouch enliez ez Herwîc ungeweinete nicht.

dô si in gesaget hête, daz erstorben waere

Kûdrûn diu schoene, dô hêten die helde grôze swaere.

21. Dô si sie weinende beide vor ir sach,

diu maget ellende zuo in si dô sprach: „ir tuot dem gelîche und sît in der gebære.“¹⁹⁾

sam²⁰⁾ diu edele Kûdrûn iu vil guoten helden sippe²¹⁾ waere.“

22. Dô sprach der fürste Herwîc: „jâ riuwet mich ir lîp

ûf mînes lebenes ende. diu maget was mîn wîp.

si was mir bevestent²²⁾ mit eiden alsô staeten.

sît muoste ich sie verliesen durch des alden Ludewîges raete.“

23. „Nû wellet ir mich triegen,“ sprach diu arme meit.

von Herwîges tôde ist mir vil geseit. al der werlde wünne die solde ich gewinnen,

waere er inder lebende; sô hête er mich gefüeret von hinnen.“

24. Dô sprach der ritter edele: „nû seht an mîne hant,

ob ir daz golt erkennet: sô bin ich genant.

dâ mite ich wart gemaheret Kûdrûn ze minnen.

sît ir dann' mîn vrouwe, sô füere ich iuch meinliche²³⁾ hinnen.“

25. Si ersmielte²⁴⁾ in ir vrôuden. dô sprach daz magedîn:

„daz golt ich wol erkande; hie vor dô was ez mîn.

nû solt ir sehen ditze, daz mir mîn vriedel sande,

dô ich vil armes magedîn mit vrôuden was in mînes vaters lande.“

26. Er blihte ir nâch der hende. dô er daz golt ersach,

Herwîc der edele ze Kûdrûnen sprach:

16) gesehen. — 17) sie, meine ich, hatte die Sache um so besser im Gedächtnis. — 18) durchaus nicht.

19) ihr gebürdet euch so. — 20) wie wenn. — 21) Bluts- verwandte. — 22) verlobt. — 23) mit Gewalt. — 24) lächelte.

„dich truoc ouch ander niemen, ez 'n
waere küneges künne.
nû hân ich nâch manigem leide gesehen
mîne vröude und mîne wünne.“

27. Er umbeslôz mit armen die hêr-
lîchen meit.
in was ir beider maere liep unde leit.²⁵⁾
er kuste, i'n weiz wie ofte, die kûne-
ginne rîche,
sie und Hildeburgen die ellenden maget
minneclîche.

28. Dô sprach der hêrre Herwîc: „des
muge wir verjehen,
daz uns an dirre verte ist alsô wol ge-
schehen,
daz uns nimmer kunde zer werlde baz
gelingen.

nû sul wir des gâhen, daz wir sie von
der veste hinnen bringen.“

29. Den ellenthafte degenen was von
dem stade gâch.

Kûdrûn diu arme ruofte Herwîgen nâch:
„ê was ich diu beste,²⁶⁾ nû hât man mich
zer boesten.“²⁷⁾
wem lâst du mich arme oder wes sol ich
weise mich getroesten?“

30. „Du bist niht diu boeste, du muost
diu beste sîn,
vil edele kûneginne, verhil²⁸⁾ die reise
mîn.

ê morgen schînt diu sunne, ich bin vor
disen selden,²⁹⁾
daz habe ûf mînen triuwen, mit ahtzie
tûsent mîner kûenen helde.“

XXX. Âventiure.

Wie man Hartmuot ûz den banden liez.

1. Dâ ruoweten die müeden unz an
den fünften tac.
swie vil man doch ir aller mit hande-
lunge¹⁾ phlac,
dar under wart Hartmuot mit sorgen
doch berâten,²⁾
unz daz die schoenen meide vroun Hil-
den umb' einen friden bâten.

25) eine oft gebrauchte alliterierende Formel. „Der Schmerz des Erbuldeten mischt sich mit der Freude des Wiedersehens.“ (Martin.) — 26) die Vornehmste. — 27) die Geringste. — 28) verhehle. — 29) Wohnsit, Herrensit.

1) Bewirtung. — 2) in drückender Lage gehalten.

2. Ir tohter und Ortrun giengen dâ
si saz.

si sprach: „vil liebiu muoter, gedenket
an daz,
daz niemen sol mit übele deheines hazzes
lônen.

ir sult iuwer tugende an dem kûnec
Hartmuote schônen.“³⁾

3. Si sprach: „vil liebiu tohter, des
solt du mich niht biten.
ich hân von sînen schulden grôzen
schaden erliten.

im sol mîn kerkaere sîns übermutes
büezen⁴⁾.“

wol mit sehzie meiden vielen ir die vrou-
wen dô zen fûezen.

4. Dô sprach diu vrouwe Ortrûn: „lât
et⁵⁾ in genesen;⁶⁾

daz er iu gerne diene, des wil ich bûrge
wesen.

ir sult genaediclîchen mînen bruoder
halden.

ez kumt iu z' allen êren, sol er noch der
sîner krône walden.“

5. Sie weinden algemeine, daz er ge-
vangen saz

in vil starken banden. ir ougen wurden
naz

umbe Hartmuoten, den kûnec von Or-
mandîne.

die vil grôzen boien⁷⁾ lâgen an im und
an den sînen.

6. Dô sprach diu kûneginne: „ir sult
daz weinen lân.

ich wil sie ungebunden ze hove lâzen
gân.

sie müezen mir erstaeten,⁸⁾ daz sie uns
iht entrinnen,

und müezen swern eide, daz sie âne mîn
gebot iht rîten hinnen.“

7. Die vil edele gîsel man ûz den
banden liez.

Kûdrûn die helde tougen⁹⁾ baden hiez
unde schône kleiden und hin ze hove
bringen.

sie wâren guote degene: des muoste in
deste baz dâ gelingen.

3) freien Lauf lassen. — 4) frei machen. — 5) blos, nur. — 6) am Leben bleiben. — 7) Tresseln; lat. boja. — 8) verführen. — 9) heimlich.

8. Dô man Hartmuoten sach bî den
recken stân,
man vant waetlicher nie deheinen man.
in allen sînen sorgen stuont er in der
gebaere,
als er mit einem pensel an ein permint¹⁰⁾
wol entworfen waere.

9. Dô sâhen in die vrouwen gûet-
lichen an;
dâ von er heimliche¹¹⁾ bezzer sît gewan.
mit vollen¹²⁾ wart versüenet der haz, den
sie dâ truogen,
daz sie des gar vergâzen, daz ir recken
ê einander sluogen.

10) Pergament. — 11) Vertraulichkeit. — 12) Fülle, Genüge.

3. Die übrigen Volksepen.

Den beiden großartigsten Erzeugnissen der mittelalterlichen Volksdichtung reihen sich verschiedene an poetischem Wert wie an Umfang geringere Epen an. Meist gehören sie dem ostgotischen Sagenkreis an und behandeln Dietrich von Bern als Hauptgestalt. Erwähnenswert ist die heitere Spielmannsmär vom großen Rosengarten, den Kriemhild zu Worms besitzt und dessen Güter Siegfried von Dietrich überwunden wird; fer-

ner das Eckenlied, das in frischem, volkstümlichem Ton den Kampf zwischen dem ehrgeizigen Riesen Ecke und dem besonnenen Helden Dietrich darstellt; endlich die Rabenschlacht, eine Schilderung der Schlacht bei Rabenna zwischen dem von Ezels Hofe heimkehrenden Dietrich und seinem Oheim Ermanarich, der ihn einst treulos aus seinem Reiche Italien vertrieben hatte.

II. Das Kunstepos.

§ 9. Wesen des Kunstepos und dessen Hauptvertreter.

Das vom Adel gepflegte Kunstepos unterscheidet sich vom Volksepos in Stoff, Darstellung und Form. Während das Volksepos ganz objektiv die Sagen der deutschen Vergangenheit besingt, stellt das Kunstepos — in oft sehr subjektiver Weise — dem Ausland entlehnte, meist von französischen Dichtern bearbeitete Stoffe dar, z. B. die antiken Sagen vom Trojanischen Krieg, von Aeneas und Alexander dem Großen, die französischen von Karl dem Großen, die britischen von König Artus und seiner Tafelrunde und die spanischen vom Heiligen Gral; oder es behandelt frei gedichtete Gegenstände. Aber alle diese Stoffe bringt das Kunstepos als höfische Dichtung unter den Bann des Rittertums und paßt sie in den Schilderungen der ritterlichen Tugenden, des prächtigen höfischen Wesens und der Fülle märchenhafter Abenteuer im Dienste der Minne dessen Anschauungen an. Der höfischen Bildung entsprechend, ist die

sprachliche Darstellung kunstreich und weist allen Schmuck der Rede auf. Die naturwahre Einfachheit des Volksepos ist ihm fremd. Die metrische Form besteht aus kurzen Reimpaaren zu entweder drei Hebungen mit klingendem oder vier mit stumpfem Ausgang.

Die ersten hierhergehörenden Werke: das Anno-lied, die Kaiserchronik, das Rolandslied vom Pfaffen Konrad (um 1130) und das Alexanderlied vom Pfaffen Lamprecht (um 1140) zeigen die allmähliche Entwicklung des Kunstepos zu seiner sprachlich und metrisch künstlerischen Ausgestaltung. Der erste Meister der höfischen Kunst war der Niederländer Heinrich von Veldeke, der unter sorgfältiger Beachtung des regelmäßigen Versbaus und des reinen Reims seine „Eneit“ dichtete, ein Werk, das ihm großen Ruhm verschaffte. In demselben führte er das Wesen der „Minne“ in die deutsche Poesie ein.

überstrahlt wurde er durch Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg.

Hartmann von Aue stammte aus Schwaben und wurde um 1170 geboren. Wegen seiner gelehrten Bildung hieß er der wise Hartmann und galt seinen Zeitgenossen als der echteste Meister adeliger Hofdichtung. Mit Begeisterung nahm er an einem Kreuzzug teil. Er starb zwischen 1210 und 1220. Nach französischer Vorlage (Chrétien de Troyes) dichtete er die Epen „Grec“ und „Iwein“, in denen er die Artus Sage in die deutsche Literatur einführt, und die Legende „Gregorius auf dem Stein“. Nach lateinischer Vorlage verfaßte er die Erzählung „Der arme Heinrich“, sein berühmtestes Gedicht, das aber, wie auch andere Gedichte des Mittelalters, durch die sich darin breitmachenden papistischen Züge widerlich wirkt.

Wolfram von Eschenbach wurde um das Jahr 1170 in Franken geboren. Er war adeliger Abkunft und im Waffenhandwerk und in höfischer Zucht und Sitte wohl erfahren; doch lesen und schreiben konnte er nicht. Trotzdem hatte er staunenswerte Kenntnisse und war insbesondere in den einheimischen und fremden Sagen wohl bewandert. Er war ein Mann von seltener Begabung und überragte seine Zeitgenossen durch Reichtum, Tiefe und Großartigkeit der Gedanken. Die außerordentliche Hochachtung, die man ihm zollte, faßte ein Dichter (Wirnt von Gravenberg) in die Worte zusammen: leien munt nie baz sprach. Eine Zeitlang lebte er am Hofe des Landgrafen von Thüringen, wo er mit Walter von der Vogelweide zusammentraf. Sein Hauptwerk, das er nach französischen Quellen verfaßte, ist der *Parcival*. Das Gedicht verbindet die Artus- und die Gralsage¹⁾ und behandelt — in freilich nichts weniger als biblischem Sinne — den Gegensatz zwischen dem Streben nach weltlicher Lust und dem Ringen nach dem geistlichen, himmlischen Besitz. Der In-

halt ist folgender: *Parcival* ist der Sohn Gamurets, der auf einem Zug nach dem Orient im Kampf für den Kalifen von Bagdad gefallen ist. Damit ihn nicht einst das Schicksal des Vaters besalle, wird er von seiner Mutter Herzeleide in stillster Einsamkeit, wohin keine Kunde von Waffenslärm und Rittertaten gelangen solle, erzogen. Eines Tages jedoch begegnen dem Knaben vier Artusritter in glänzendem Waffengewand. Ein mächtiger Drang, selbst Ritter zu werden, treibt ihn von seiner wehklagenden Mutter weg, die ihm ein Narrenkleid anlegt, um ihm die Welt zu verleiden und ihn zur Umkehr zu veranlassen. Sein hochmütiges Beginnen bricht ihr das Herz, und so heftet sich eine schwere Schuld an seine Sohlen. Nach mancherlei Abenteuern gelangt er nach Nantes an den Hof des Königs Artus, wo er weniger durch seinen närrischen Aufzug als durch seine jugendliche Schönheit allgemeines Aufsehen erregt. Nachdem er sich hier durch tapfere Taten die Aufnahme in die Tafelrunde erkämpft hat, gelangt er auf seinen Fahrten nach Abenteuern zu dem greisen Ritter Gurnemanz, der ihn lange Zeit in aller höfischen Sitte unterrichtet und ihm unter mancherlei trefflichen Lehren auch die gibt, vieles Fragen zu vermeiden. Aufs neue auf Kampf und Abenteuer ausziehend, befreit er aus schlimmer Lage die Königin Konduiramur und vermählt sich mit ihr. Trotz seines Glückes treibt ihn die Tatenslust wieder ins Weite, und so kommt er durch wunderliche Fügung, ohne es zu wissen, zur Burg des Heiligen Gral, wo gerade der durch eine vergiftete Lauge verwundete Anfortas, sein Oheim, krank da-niederliegt. Einer auf dem Gral erscheinenden Inschrift gemäß sollte er genesen, wenn ein Ritter komme, der unaufgefordert nach des Königs Leiden und nach den Wundern des Grals frage. Dieser Ritter solle dann selbst König des Grals werden. In allzu wörtlicher Befolgung des Rates jedoch, den ihm Gurnemanz gegeben, unterläßt *Parcival* in seiner „Tumpheit“ die Frage, die ihn in den Besitz der Gralsburg und all ihrer Herrlichkeit gesetzt hätte, und verschertzt so das ihm bestimmte hohe

1) über die Artus- und Gralsage siehe den Artikel S. 327.

Glück. Mit harten Scheltworten wird er entlassen. Durch einen Vergnappen auf seine Unbesonnenheit hingewiesen, zieht er in tiefer Verstimung von dannen. Er gelangt wieder zu König Artus' Tafelrunde, wird aber infolge des Fluches der häßlichen Gralsbotin Kondrie aus derselben ausgestoßen und durchirrt reuerfüllt und ohne Frieden, mit Gott und sich selbst zerfallen, die Lande. Nur ein Wunsch erfüllt seine Brust: den Gral wieder zu sehen. Um Gottes Güte zu erproben, an der er verzweifelt, überläßt er sich an einem Karfreitag seinem Roffe. Es bringt ihn zu dem frommen Klausner Trebrizent, der ihn über Gottes unwandelbare Treue und Wahrheit belehrt und ihn ermahnt, Buße zu tun und von seinem Trotz und Hochmut zu lassen. Weiter belehrt er ihn über das Wesen des Grals, und daß nur der demüthige Sinn zu seinem Dienste würdig mache. Von ihm erfährt er auch, daß er zum Gralskönig bestimmt und es nur deswegen nicht geworden sei, weil er nicht nach den Leiden seines Oheims Anfortas gefragt habe. Nach schwerer Prüfung naht nun für Percival die Stunde des Heils: den Zweifel verbannt er aus seiner Brust, allen Hochmut legt er ab. Auf seiner Suche nach dem Gral besiegt er Gawan, den Vertreter der weltlichen Ritterschaft, wird wieder in die Tafelrunde aufgenommen, und die Zauberin Kondrie teilt ihm seine Erwählung zum Gralskönig mit. Er gelangt auf die Gralsburg, heißt durch seine erlösende Frage den kranken Anfortas, wird mit seiner Gemahlin und seinen Kindern wieder vereinigt und tritt als Gralskönig in den Besitz des höchsten Glücks. Sein Sohn ist Loherangrin (Lohengrin), der als Schwannritter in der Sage bekannt ist.

Außer dem „Percival“ stammen von Wolfram der gleichfalls zur Gralsage gehörende „Titurel“ und der zur Karlsage gehörende „Willehalm“. Wolfram starb um 1230.

Gottfried von Straßburg, wahrscheinlich bürgerlichen Standes („Meister“), dichtete um 1210 nach französischer Vorlage das große, unvollendet geblie-

bene Epos „Tristan und Isolde.“ Im scharfen Gegensatz zu dem ernststen Wolfram, der an seinen Helden die Tugendhaftigkeit preist, schildert Gottfried mit verletzender Leichtfertigkeit den sündhaften, keine Schranken kennenden Lebensgenuß — ein getreues Abbild des weltlichen Minnelebens der Ritter damaliger Zeit. Das Werk zeichnet sich durch glänzende Darstellung und seine Charakterzeichnung aus und bildete jahrhundertlang eine Lieblingslektüre der gebildeten Stände Deutschlands.

Aus Gottfrieds „Tristan und Isolde“.

Die Meister der Dichtkunst.

(B. 4620—4689; 4721—4818.)

Tristan soll zugleich mit dreißig Knappen das Schwert erhalten. Der Dichter fühlt sich außerstande, dieses Fest würdig zu beschreiben, da andere Sängere es so trefflich getan haben, daß er vor ihnen zurückstehen muß. Er führt nun seine Zeitgenossen mit warmer Anerkennung vor, kann aber nicht umhin, dabei (B. 18—70) seinen Haß gegen Wolfram von Eichenbach auszulassen, der wohl über seine Dichtung scharf geurteilt hatte und den er wegen seines hohen Ruhmes beneidete.

Hartmann der Ouwaere,
ahî, wie der diu maere
beid üzen unde innen
mit worten und mit sinnen
5 durchvärwet und durchzieret!
wie er mit rede figieret¹⁾
der äventiure meine!²⁾
wie lüter und wie reine
sîn kristalliniu wörtelîn
10 beidiu sint und iemer müezen sîn!
si komet den man mit siten an,
si tuont sich nâhe zuo dem man³⁾
und liebert rehtem muote.
swer guote rede ze guote
15 und ouch ze rehte kan verstân,
der muoz dem Ouwaere lân
sîn schapel und sîn lôrzwi.⁴⁾
swer nû des hasen geselle sî
und ûf der wortheide
20 hôchsprünge und wîtweide⁵⁾

1) trifft. — 2) Sinn, Bedeutung. — 3) sitig treten sie an den Mann heran und schmeicheln sich bei ihm ein.
— 4) Kranz und Lorbeerzweig. — 5) hoch springend und weit umher wandernd.

mit bickelworten⁶⁾ welle sîn
 und ûf daz lôrschapelekîn⁷⁾
 wân⁸⁾ âne volge⁹⁾ welle hân,
 der lâze uns bi dem wâne stân,
 25 wir wellen an der kûr ouch wesen.
 wir, die die bluomen helfen lesen,
 mit den daz selbe loberîs
 undervlôhten ist in bluomen wîs,
 wir wellen wizzen, wes er ger;¹⁰⁾
 30 wan swer es ger, der springe her
 und stecke sîne bluomen dar:
 sô nemen wir an den bluomen war,
 ob si sô wol dar an gezemen,
 daz wir'z dem Ouwaere nemen
 35 und geben ime daz lôrzwî.
 sît aber noch niemen komen sî,
 der ez billicher sûle hân,
 sô helf iu got, sô lâze wir'z stân.
 wir'n suln ez niemen lâzen tragen,
 40 sîniu wort ensîn vil wol getwagen,¹¹⁾
 sîn rede ensî eben unde sleht
 ob iemen schône und ûfreht
 mit ebenen sinnen dar getrabe,
 daz er dar über iht besnabe.¹²⁾
 45 Vindaere wilder maere,¹³⁾
 der maere wildenaere,
 die mit den ketenen liegent
 und stumphe sinne trigent,
 die golt von swachen sachen
 50 den kinden kunnen machen
 und ûz der bûhsen giezzen
 stoubîne mergriezzen,
 die bernt uns mit dem stocke schate,
 niht mit dem grûenen meienplate,
 55 mit zwîgen noch mit esten.
 ir schate der tuot den gesten
 vil selten in den ougen wol.
 ob man der wârheit jehen sol,
 dane gât niht guotes muotes van,
 60 dane lit niht herzelustes an:
 ir rede ist niht alsô gevar,
 daz edele herze iht lache dar.
 die selben wildenaere
 si mûezen diutaere¹⁴⁾

6) Bickelworte = schwer verständliche Rede. — 7) Lorchentränklein. — 8) Absicht, Hoffnung. — 9) ohne anderer Zustimmung. — 10) begehre. — 11) rein, sauber. — 12) kostbare und felle. — 13) B. 45–55: „Doch die in Mären mildern, uns wilde Märe schilbern, die mit den Ketten klirren (lügen) und stumpfen Sinn verwirren, die Gold aus schlechten Sachen den Kindern wollen machen, die ihre Büchse rütteln, statt Perlen Staub entschütteln, die möchten Schatten mit der Stange, nicht mit dem grünen Laubbehang, mit Zweigen noch mit Ästen.“ (Simrod.) — 14) Ausleger.

65 mit ir maeren lâzen gân:
 wir mugen ir dâ nâch niht verstân,
 als man si hoeret unde siht;
 sône hân wir ouch der muoze niht,
 daz wir die glôse suochen
 70 in den swarzen buochen.

Der Dichter rühmt nun Bliser von Steinach, der nach einer französischen Vorlage den „Umbehang“ dichtete, in dem er unter dem Bilde eines reichverzierten Teppichs einzelne Erzählungen aus dem klassischen Altertum zusammenfügte, und fährt dann fort:

Wen mac ich nû mêt ûz gelesen?
 ir ist und ist genuoc gewesen
 vil sinnec und vil redereich
 von Veldecken Heinrich,
 75 der sprach ûz vollen sinnen;
 wie wol sanc er von minnen!
 wie schône er sînen sin besneit!
 ich waene, er sîne wîsheit
 ûz Pegases ursprunge nam,
 80 von dem diu wîsheit elliu kam,
 i'ne hân sîn selbe niht gesehen.
 nû hoere ich aber die besten jehen,
 die dô bî sînen jâren
 und sît her meister wâren,
 85 die selben gebent im einen prîs,
 er impfete daz êrste rîs
 in tiutêscher zungen,
 dâ von sît este ersprungen,
 von den die bluomen kâmen,
 90 dâ si die spaehē¹⁵⁾ ûz nâmen
 der meisterlîchen vûnde:
 und ist diu selbe kûnde
 sô wîtên gebreitet,
 sô manege wîs geleitet,
 95 daz alle, die nû sprechent,
 daz die den wunsch dâ brechent
 von bluomen und von rîsen,
 an worten und an wîsen.

Der nahtegalen der ist vil;
 100 von den ich nû niht sprechen wil:
 si enhoerent niht ze dirre schar.
 durch daz sprich ich niht anders dar,
 wan daz ich iemer sprechen sol:
 si kunnen alle ir ambet wol
 105 und singent wol ze prîse
 ir sîeze sumerwîse;
 ir stimme ist lûter unde guot,
 si gebent der werlde hōhen muot

15) Hier, feine Ausstattung.

und tuont reht in dem herzen wol.
 110 diu werlt diu waere unruoches¹⁶⁾ vol
 und lebete rehte als âne ir dane,¹⁷⁾
 wan der vil liebe vogelsanc;
 der ermant vil dicke den man,
 der ie ze liebe muot gewan,
 115 beidiu liebes unde guotes
 und maneger hande muotes,
 der edelen herzen sanfte tuot.
 ez wecket vriuntlichen muot.
 hie von kumt inniclich gedanc,
 120 sô der vil süeze vogelsanc
 der werlde ir liep beginnet zaln.
 nû sprechet umb die nahtegaln;
 die sint ir dinges wol bereit
 und kunnen alle ir senede¹⁸⁾ leit
 125 sô wol besingen unde besagen.
 welhîu sol ir baniere tragen,
 sît diu von Hagenouwê,¹⁹⁾
 ir aller leitevrouwe,²⁰⁾
 der werlde alsus gewigen ist,
 130 diu aller doene houbetlist²¹⁾
 versigelet in ir zungen truoc?
 von der denk' ich vil und genuoc.
 ich meine ab von ir doenen
 den süezen, den schoenen,
 135 wâ si der sô vil naeme,
 wannen ir daz wunder kaeme
 sô maneger wandelunge:
 ich waene, Orphêes zunge,

diu alle doene kunde,
 140 diu doenete ûz ir munde.

Sît daz man der nû niht enhât,
 sô gebet uns etlichen rât!
 ein saelic man der spreche dar:
 wer leitet nû die lieben schar?
 145 wer wîset dîz gesinde?
 ich waene, ich si wol vinde,
 diu die baniere vüeren sol:
 ir meisterinne kan ez wol,
 diu von der Vogelweide.
 150 hei! wie diu über heide
 mit hôher stimme schellet!
 waz wonders si gestellet!
 wie spaechê²²⁾ s' organieret!
 wie si ir sanc wandelieret!
 155 (ich meine ab in dem dône
 dâ her von Zitherône,²³⁾
 dâ diu gotinne Minne
 gebiutet ûf und inne):
 diu ist ze hove kâmeraerîn
 160 diu sol ir leitaerinne sîn;
 diu wîset si ze wunsche wol;
 diu weiz wol, wâ si suoehen sol
 der minnen melodîe.
 si unde ir kompanîe
 165 die müezen sô gesingen,
 daz sie ze vröuden bringen
 ir trûren unde ir senedez klagen:
 und daz geschehe bî mînen tagen!

16) Freudlosigkeit. — 17) ohne Dank = widerwillig, verdrießlich. — 18) sehnlich. — 19) Gemeint ist Reinmar der Alte. — 20) Anführerin. — 21) höchste Kunst.

22) Kunstreich. — 23) Der Berg Kitharôn in Böhmen. Hier liegt aber eine Verwechslung vor, denn der Aphrodite (der „gotinne Minne“) war die Insel Kythera geheiligt.

B. Lyrik.

§ 10. Wesen der Lyrik als höfischer Dichtung.

Die lyrische Poesie als höfische Kunst = dichtung nennt man den Minnege = sang, die Dichter Minnefänger, weil die Minne der Hauptgegenstand des Liebes ist. „Minne“, in seiner ursprünglichen Bedeutung gleichbedeutend mit „Liebe“, steht hier meist im Sinne des mittelalterlich-ritterlichen Frauendienstes, demzufolge der Sänger seiner erwählten — nicht selten verheirateten — Dame seine Huldigung darbrachte. Daneben fingen die Minnelieber, meist in Verbindung mit der Minne, das Lob der

Natur, namentlich den Frühling als Meh = rer und Pfleger der Liebe, oder den Preis des Vaterlandes, oder sind (als religiöse Lieder) der Jungfrau Maria und auch der göttlichen Dreieinigkeit gewidmet.

Der Form nach zerfallen sie in Lieder, Leiche und Sprüche. Das Lied hat meist mehrere Strophen, deren jede aus drei Zeilen besteht, nämlich den zwei gleichgebauten Stollen und dem Abgesang. Der Leich, ursprünglich Tanzgedicht, ist an keine bestimmte Form gebunden und hat auch ein mannigfaltiges Vers =

maß. Der Spruch besteht aus einer einzelnen Strophe.

Die Sprache ist meist melodisch und klangvoll und frei von allem Unschönen. Die Lieder und Leiche waren ausnahmslos zum Singen bestimmt und wurden von den Dichtern, die auch die Melodie lieferten, unter der Begleitung der Harfe oder Geige an den Fürstenhöfen und auf Ritterburgen gesungen. Fortgepflanzt wurden sie durch mündliche Überlieferung und durch fahrende Sänger auch den breiten Volksmassen kundgemacht. Erst im 14. Jahrhundert wurden sie aufgezeichnet. Die angeblich von dem Züricher Ratsherrn Rüdiger von Manesse veranstaltete

Sammlung (jetzt in Heidelberg) enthält Lieder von 140 Minnesängern. Die Minnesänger waren in überwiegender Mehrzahl ritterlichen Geschlechts. Die Lieder der älteren, zu denen der von Kürenberg, Spervogel, Dietmar von Aist gehören, sind nach Form und Anschauung schlicht und einfach. Eine neue Kunstrichtung geht von Heinrich von Veldke aus, dem sich die folgenden Sänger anschließen. Seinen Höhepunkt erreicht der Minnegefang in Walter von der Vogelweide.

Eine tiefere Einsicht in die Minnepoesie bietet Wilmars Artikel S. 326.

1. Der Ritter von Kürenberg.

Lebte um 1150. Nach einigen soll er der Dichter des Nibelungenliedes sein.

Der Falke.

Ich zôch mir einen valken mêre danne
ein jâr;

dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevîdere mit golde wol
bewant,

er huop sich ûf vil hôhe und vlouc in
anderiu lant.

sît sach ich den valken schône fliegen.
er fuorte an sînem fuoze sîdine riemen,
und was im sîn gevîdere alrôt guldîn. —
got sende si zesamene, die gerne geliebe
wellen sîn.

2. Dietmar von Aist.

Ein Zeitgenosse des Vorigen.

Frühlingstrost.

Ahî, nû kumet uns diu zît
der kleinen vogellîne sanc.
ez gruoet wol diu linde breit,

zergangen ist der winter lanc.
nû siht man bluomen wol getân
ûeben an der heide ir schîn.
des wirt vil manic herze frô,
des selben troestet sich daz mîn.

3 Spervogel,

vermutlich der Künstlername zweier Dichter, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebten. Ihre Gedichte, die hier vereinigt sind, enthalten viel treffliche Lebensweisheit.

1. Ermutigung.

Ez ziemt wol helden, daz si frô nâch
leide sîn.

kein ungelücke wart sô grôz, dâ en-
waere hî

ein heil; des suln wir uns versehen.

uns mac wol frum¹⁾ nâch schaden ge-
sehen.

wir haben verlorn ein veigez²⁾ guot,
vil stolzen helde, enruochet.³⁾
dar umbe suln wir niht verzagen,
ez wirt noch baz versuochet.

1. 1) Ruhen, Förderung. — 2) eitles. — 3) bekümmert auch nicht.

2. Freundschaft.

Swer sînen guoten friunt vil wol behal-
ten wil,
den sol er vor den liuten strâfen niht
ze vil.
er neme besunder in hin dan
und sage im, waz er habe getân.
dâ enhoeret ez der vremde niht.
er zürne in dâ vil sêre
und halte in vor den liuten wol.
des hât er immer êre.

3. Priamel.

Swer einen friunt wil suochen,
dâ er sîn niht enhât,
und vert ze walde spüren,
sô der snê zergât,
und koufet ungeschouwet vil
und haltet gerne vlorniu spil
und dienet einem boesen man,
dâ es âne lôn belîbet:
dem wirt wol afterriuwe kunt,
ob erz die lenge trîbet.

4. Weihnachtslied.

Er ist gewaltic unde starc,
der ze wîhen naht geborn wart:
daz ist der heilige Krist.
jâ lobt in allez, daz dâr ist,
niewan der tievel eine.¹⁾
durch sînen grôzen übermuot
sô wart ime diu helle ze teile.

5. Gotteslob.

Wurze des waldes
und eriz des goldes
und elliu apgrunde
diu sint dir, hêrre, kunde,
diu stênt in dîner hende.
allez himeleschez her
daz enmôhte dich niht volloben an
ein ende.

4. 1) nur nicht der Teufel allein.

4. Heinrich von Veldeke,

gestorben um 1205, war, wie in der Epik (vgl. S. 39), so auch in der Lyrik der Vater der höfischen Poesie, indem er die anfänglich von fremden Mustern durchaus unbeeinflusste Minnedichtung durch die von Frankreich ausgehende Kunstichtung ersetzte.

1. Winterlied.

Sît diu sunne ir liechten schîn
gegen der kelte hât geneiget
und diu kleinen vogellîn
ires sanges sint gesweiget,
trûric ist daz herze mîn,
wan es wil nû winter sîn,
der uns sîne kraft erzeiget
an den bluomen, die man siht
liechter varwe¹⁾
erbleichet garwe,
dâ von mir geschiht
leit, und liebes niht.

1. 1) einst glänzender Farbe.

2. Hoffnung.

Swenn diu zît alsô gestât,
daz uns komt bluomen unde gras,
so mac sîn alles werden rât,
dâ von mîn herze trûric was.
des vreweten sich diu vogelkîn,
wurde iemer sumer als ê.¹⁾
lât die werlt mîn eigen sîn,
mir tacte iedoch der winter wê.

2. 1) Kûme wie einst die Sommerzeit.

5. Reinmar der Alte,

„die Nachtigall von Gagenau“ genannt, lebte längere Zeit am Hofe Leopolds V. in Wien, dem er nach dessen frühem Tode (1194) sein schönstes Lied widmete. Er führte die französische Kunstichtung in Österreich ein.

1. Leuz und Liebe.

1. Dô ich daz grüne loup ersach,
dô liez ich vil der swaere¹⁾ mîn.

1. 1) Kummer, Beschwerde.

von einem weibe mir geschach,
daz ich muoz iemer mêre sîn
vil wunneclîchen wol gemuot;
ez sol mich allez dunken guot,
swaz si mir tuot.

2. Ich sach vil wunneclîchen stân
diu heide mit den bluomen rôt:
der viol,²⁾ der ist wol getân;
des hât diu nahtegal ir nôt
wol überwunden, diu si twanc;
zergangen ist der winter lanc;
ich hôrte ir sanc.

3. Si schiet von sorgen mînen lîp,
daz ich deheine swaere hân;
wan âne si, vier tûsent wîp
dien hêten³⁾ alle niht getân,
ir gûete wendet miniu leit;
ich hân si mir ze vriunde bereit,
swaz ieman seit.

1. 2) Veilchen.

2. Aus: Klage um Leopold V.

Si jehent,¹⁾ der sumer, der sî hie,
diu wunne, diu sî kômen,
und daz ich mich wol gehabe als ê;
nu ratent unde sprechent, wie!
der tôt hât mir benomen,
daz ich niemer überwinde mê.
was bedarf ich wunneclîcher zît,
sît aller vrôuden hêrre, Liutpolt, in der
erde lît,
den ich nie tac getrûren sach?
ez hât diu werlt an ime verlorn,
daz ir an manne nie
sô jaemerlîcher schade geschach.

2. 1) fagen.

6. Walter von der Vogelweide,

geboren um 1170, entstammte einer unbemittelten adeligen Familie, vermutlich in Tirol, begab sich früh nach Wien, wo er wahrscheinlich von Reinmar dem Älten in der Dichtkunst (singen und sagen) unterwiesen wurde. Nach dem Tode seines Gönners, des kunsthunigen Herzogs Friedrich des Katholischen († 1198), verließ er Wien, wo er seine anmutigsten Minnelieder gesungen hatte, und begab sich als Fahrender nach Deutschland. Die nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. dort herrschenden politischen Wirren veranlaßten ihn, sich der vaterländischen Dichtung zuzuwenden. Mit Begeisterung trat er für das angefallene Herrscherhaus ein und richtete seine wichtigsten Lieder gegen dessen Hauptfeind, den Papst. — Längere Zeit hielt er sich am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen auf. Kaiser Friedrich II. schenkte ihm ein kleines Gut und machte ihn auch zum Erzieher seines Sohnes. Er starb wahrscheinlich 1229 und wurde der Sage nach im Münster zu Würzburg beigesetzt. — Walter ist der hervorragendste und vielseitigste unter allen Minnesängern, ausgezeichnet sowohl durch die Sprache und Form seiner Dichtungen als auch durch den Reichtum seiner Gedanken wie durch die Trefflichkeit der darin sich offenbarenden Gesinnung. (Zu weiterer Charakteristik Walters vgl. den Artikel von O. Roquette, S. 435. Siehe auch S. 342 das Gedicht von A. A. Stöber, „Das Grab im neuen Münster zu Würzburg“, und S. 450 das von M. Greif, „Walter von der Vogelweide.“)

1. Frühlingssehnsucht.

1. Uns hât der winter geschadet
über al:
heide unde walt sint beide nû val,
dâ manic stimme vil suoze inne hal.
saehe ich die megde an der strâze den
bal
werfen! sô kaeme uns der vogeleschal.

2. Möhte ich verslâfen des winters
zît!
wache ich die wîle, sô hân ich sîn nît,¹⁾
daz sîn gewalt ist sô breit und sô wît;
weiz got, er lât noch dem meien den
strî.²⁾
sô lîse ich bluomen, dâ rîfe nû lît.³⁾

2. Winterklage.

1. Diu welt was gelf, rôt unde blâ,
grûen in dem walde und anderswâ:
die kleinen vogelesungen dâ.
nû schriet aber diu nebelkrâ.
pfligt si¹⁾ iht ander varwe? jâ:
s' ist worden bleich und übergrâ.
des rimpfet sich vil manic brâ.²⁾

2. Ich saz ûf einem grünen lê:³⁾
da ensprungen bluomen unde klê
zwischen mir und eime sê.
der ougenweide ist dâ niht mê.
dâ wir schapel⁴⁾ brâchen ê,
dâ lît nû rîfe und ouch der snê.
daz tuot den vogellînen wê.

1. 1) so bin ich ihm gram. — 2) räumt das Feld. — 3) da Reif (Schnee) nun liegt.

2. 1) Gemeint ist die Welt, die jetzt eine andere Farbe hat. — 2) Braut. — 3) Hügel. — 4) Kränze (vgl. franz. chapeau).

3. Die tôren sprechent snîa⁵⁾ snî,
die ârmen liute owê owî.
des bin ich swaer' alsam ein blî.⁶⁾
der wintersorge hân ich drî:⁷⁾
swaz der und der ander sî,
der wurde ich alse schiere frî,
waer' uns der sumer nâhe bî.

4. Ê danne ich lange lebte alsô,
den krebs wolt' ich ê ezzen rô.
sumer, mache uns aber frô!
du zierest anger unde lô.⁸⁾
mit den bluomen spilte ich dô,
mîn herze swebte in sunnen hô:⁹⁾
daz jaget der winter in ein strô.

5. Ich bin verlegen¹⁰⁾ als Êsaû:
mîn sleht hâr ist mir worden rû.
süezer sumer, wâ bist dû?
jâ saehe ich gerner veltgebû.¹¹⁾
ê deich lange in solher drû¹²⁾
beklemmet waere, als ich bin nû,
ich wurde ê mûnch ze Toberlû.¹³⁾

3. Frühling und Frauen.

1. Sô die bluomen ûz dem grase drin-
gent,
same sie lachen gegen der spilnden sun-
nen,
in eime meien an dem morgen fruo,
Und die kleinen vogellîn wol singent
in ir besten wîse, die sie kunnen,
waz wûnne mac sich dâ genôzen zuo?
Ez ist wol halb ein himelrîche.
suln wir sprechen, waz sich deme gelîche,
so sage ich, waz mir dicke baz¹⁾
in mînen ougen hât getân
und taete ouch noch, gesaehe ich daz.

2. Swâ ein edeliu schoene vrouwe
reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,²⁾
durch kurzewîle³⁾ zuo vil liuten gât,
Hovelîchen hôchgemuot, niht eine,⁴⁾
umbe sehende ein wênic under stun-
den,⁵⁾

2. 5) Imperativ mit angehängter Interjektion = schneie doch! — 6) Blei. — 7) gemeint sind etwa: schmale Kost, freudlose Zeit und Kälte. — 8) Wald, Busch. — 9) zur Sonne hoch. — 10) verlegen = durch Liegen, Nichtstun vernachlässigen. — 11) Feldbau. — 12) Fessel, Felle. — 13) die heutige Stadt Dobrilugk bei Frankfurt a. d. Oder, damals Zisterzienserkloster.

3. 1) noch besser. — 2) betränzt. — 3) zu einem Feste. — 4) nicht alleine, das heißt, in Begleitung ihrer Frauen. — 5) zuweilen.

alsam der sunne gegen den sternen stât:
Der meie bringe uns al sîn wunder,
waz ist dâ sô wûnneclîches under
als ir vil minneclîcher lîp?
wir lâzen alle bluomen stân
und kapfen⁹⁾ an daz werde wîp.

3. Nû wol dan, welt ir die wârheit
schouwen,
gên wir zuo des meien hôchgezîte!¹⁾
der ist mit aller sîner krefte komen.
Seht an in und seht an werde vrouwen,
wederz dâ daz ander überstrîte,
daz bezzer spil,⁸⁾ ob ich daz hân genomen.
Owê, der mich dâ welen hieze,
deich daz eine durch daz ander lieze,
wie rehte schiere ich danne kür!
hêr Meie, ir müeset merze sîn,⁹⁾
ê ich mîn' vrouwen dâ verlûr.

4. Traumdeutung.

1. Dô der sumer komen was,
und die bluomen durch daz gras
wûnneclîchen sprungen,
aldâ die vogele sungen,
dâ kom ich gegangen
an eînen anger langen,
dâ ein lûter brunne entspranc;
vor dem walde was sîn ganc,
dâ diu nahtegale sanc.

2. Bî dem brunnen stuont ein boum,
dâ gesach ich einen troum.
ich was von der sunnen
gegangen zuo dem brunnen,
daz diu lînde maere¹⁾
mir küelen schaten baere.
bî dem brunnen ich gesaz,
mîner swaere ich gar vergaz;
schier entslief ich umbe daz.

3. Dô bedûhte mich zehant,
wie mir dienten alliu lant,
wie mîn sêle waere
ze himel âne swaere
und der lîp hie solte
gebâren,²⁾ swie er wolte.

3. 6) gaffen, schauen. — 7) Festlichkeit. — 8) Teil, Wahl. — 9) Ihr fänket in meinen Augen zum unfreundlichen März herab. Der Sinn ist: Wie der März vom Mai übertroffen wird, so die Maienpracht durch den Zauber des schönen Weibes.

4. 1) statlich. — 2) sich benehmen.



Walter von der Vogelweide.

Miniatur aus der Manessischen (Heidelberger) Liederhandschrift.

dâ newas mir niht ze wê:
got der walde's, swiez ergê.
schoener troum enwart nie mê.

4. Gerne slief ich iemer dâ,
wan ein unsaeligiu krâ,
die begonde schrien.
daz alle krâ gedien,
als ich in des gûnne!
si nam mir michel wûnne.
von ir schrienn' ich erschrac:
wan daz dâ niht steines lac,
sô waer' ez ir suonetac.³⁾

5. Wan ein wunderaltez wîp,
diu getrôste mîr den lîp.
die begonde ich eiden.⁴⁾
nû hât si mir bescheiden,
waz der troum bediute.
daz merken wise liute:
zwên und einer das sint drî;
dannoeh seit' si mir dâ bî,
daz mîn dûme ein vinger sî.

4. 3) letzter Tag. — 4) eidlich verpflichten, nämlich mit den Traum der Wahrheit gemäß zu deuten.

5. Der Wahlstreit.

I. Die drei Dinge.¹⁾

Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine,
dar ûf saz' ich den ellenbogen:
ich hête in mîne hant gesmogen
5 mîn kinne und ein mîn wange.
dô dâhte ich mir vil ange,²⁾
wie man zer werlte solte leben:
deheinen rât kond' ich gegeben,
wie man driu dinc erwurbe,
10 der keines niht verdurbe.
diu zwei sint êre und varnde guot,³⁾
daz dicke ein ander schaden tuot;
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.⁴⁾
15 die wolte ich gern in einen schrin.⁵⁾
jâ leider daz enmac niht sîn,
daz guot und werltlich êre
und gotes hulde mêre⁶⁾
zesamen in ein herze komen.
20 stîg unde wege sint in benomen,
untriuwe ist in der sâze.⁷⁾
gewalt vert ûf der strâze:
frîd' unde reht sint sêre wunt.
diu drie enhabent geleites niht,
diu zwei⁸⁾ enwerden ê gesunt.

II. Der Waife.⁹⁾

Ich hôrte ein wazzer diezen¹⁰⁾
und sach die vische fliezen;¹¹⁾
ich sach, swaz in der werlte was,
velt unde walt, loup, rôr und gras,
5 swaz kriuchet unde fluiet
und bein zer erden biuget,
daz sach ich unde sage iu daz:
der keinez lebet âne haz.
daz wilt und daz gewürme
10 die stritent starke stürme,
sam tuont die vogel under in;
wan daz sie habent einen sin:

5. 1) Dieser Spruch ist gedichtet zu der Zeit der allgemeinen Verwirrung, als man sich nach Kaiser Heinrich VI. Tode nicht über die Wahl eines neuen Landesoberhauptes einigen konnte, wie denn auch von der hohensstaufischen Partei Philipp von Schwaben und von der welfischen Otto IV. von Braunschweig gewählt wurde. — 2) mit ängstlicher Sorgfalt. — 3) bewegliches Eigentum. — 4) die mehr gilt als die zwei. — 5) die wollte ich gern in einen Schrein tun, das heißt, zusammen haben. — 6) niemals wieder. — 7) lauert im Hinterhalt. — 8) nämlich Friede und Recht. — 9) Dieser Spruch fällt zwischen Philipps von Schwabens Wahl und Krönung (6. März und 8. September 1198). — 10) rauschen. — 11) schwimmen.

si dūhten sich ze nihte,¹²⁾
 si enschüefen starc gerihte.¹³⁾
 15 si kiesent künige unde reht,
 si setzent hêrren unde kneht.
 sô wê dir, tiuschiu zunge,¹⁴⁾
 wie stêt dîn ordenunge,
 daz nû diu mugge ir künec hât
 20 und daz dîn êre alsô zergât!
 bekêrâ¹⁵⁾ dich, bekêre!
 die zirken¹⁶⁾ sint ze hêre,
 die armen künige¹⁷⁾ dringent dich:
 Philippe setze en weisen¹⁸⁾ ûf und
 heiz si treten hinder sich!

III. Der Pfaffen Zug.¹⁹⁾

Ich sach mit mînen ougen
 mann' unde wîbe tougen,²⁰⁾
 daz ich gehôrte und gesach,
 swaz iemen tet, swaz iemen sprach.
 5 ze Rôme hôrte ich liegen,²¹⁾
 und zwêne künige²²⁾ triegen.
 dâ von huop sich der meiste strît,
 der ê was oder iemer sit,
 dô sich begunden zweien
 10 die pfaffen unde leien.²³⁾
 daz was ein nôt vor aller nôt!
 lîp unde sêle lac dâ tôt.
 die pfaffen striten sêre:
 doch wart der leien mêre.²⁴⁾
 15 diu swert die leiten si dernider
 und griffen zuo der stôle²⁵⁾ wider:
 si bienen,²⁶⁾ die si wolten,
 und niuwet,²⁷⁾ den si solten.²⁸⁾
 dô stôrte man diu goteshûs.²⁹⁾
 20 ich hôrte verre in einer klûs
 vil michel ungebaere³⁰⁾:

5. 12) Sie würden sich verloren dünken. — 13) schüfen sie nicht starck, das heißt, gegen alle Angriffe gesichertes Recht. — 14) deutsche Zunge = Deutschland. — 15) Das Suffix â ist die Interjection „ach“ oder „doch“. — 16) Die Fürstentronen, das heißt, die Fürsten, sind der Königs-trone gegenüber zu anmaßend. — 17) Die Mitbewerber Philipps, Berthold von Böhren, Otto von Braun-schweig und Bernhard von Sachsen. — 18) Der Waije = der Hauptedelstein in der deutschen Königskrone, so genannt, weil man glaubte, er habe seinesgleichen nicht. Der Sage nach hatte ihn Herzog Ernst aus einem hohlen Berg im Morgenland mitgebracht. — 19) Dieser Spruch ist gedichtet nach der Verbannung Philipps 1201 durch Papst Innozenz III. — 20) Geheimnis. — 21) lügen. — 22) Friedrich (II.) und Philipp, deren Anführer Papst Innozenz verwarf, indem er Otto anerkannte. — 23) die geistlichen und weltlichen Fürsten = die Parteien Ottos und Philipps. — 24) Die kaiserliche Partei gewann die Oberhand. — 25) Stola, das Zeichen der geistlichen Gewalt. — 26) baunten. — 27) = nicht. — 28) nämlich Otto. — 29) = Gottesdienst, nämlich durch das Inter-dikt. — 30) Klage.

dâ weinte ein klôsenaere,³¹⁾
 er klagete gote sîniu leit:
 „owê, der bâbest³²⁾ ist ze junc,
 25 hilf, hêre, dîner kristenheit!“

6. Philipps Krönung.¹⁾

Diu krône ist elter,²⁾ dan der künec
 Philippes sî:
 dâ mugent ir alle schouwen wol ein wun-
 der bi,
 wies ime der smit sô ebene³⁾ habe ge-
 machet.
 sîn keiserliches houbet zimt ir alsô wol,
 5 daz si ze rehte nieman guoter schei-
 den sol:
 ir dewederz dâ daz ander niht enswachet.
 si liuhtent beide ein ander an,
 daz edel gesteine wider den jungen,
 süezen man:
 die ougenweide sehent die fürsten gerne.
 10 swer nû des rîches irre gê,⁴⁾
 der schouwe, wein der weise ob sîme
 nackte stê:
 der stein ist aller fürsten leitesterne.

7. Mahnung an die Geistlichen.

Dô gotes sun hien¹⁾ erde gie,
 dô versuchten in die juden ie.
 sam tâtens eines tages mit dirre vrâge.
 si vrâgeten, obe ir frîez leben²⁾
 5 dem rîche iht zinses solte geben.
 dô brach er in³⁾ die huote⁴⁾ und al ir
 lâge.⁵⁾
 er iesch⁶⁾ ein münizîsen,⁷⁾
 er sprach: „wes bilde ist hie ergraben?“
 „des keisers,“ sprâchen dô die mer-
 kaere.⁸⁾
 10 dô riet er den unwîsen,
 daz si den keiser liezen haben
 sîn küneges reht und got, swaz gotes
 waere.

5. 31) Klausner. — 32) Papst. Dieser war bei seiner Wahl (1198) 37 Jahre alt.

6. 1) Der Spruch bezieht sich darauf, daß Philipp mit den edlen, Otto hingegen mit den falschen Reichskleinoden gekrönt wurde. — 2) Es ist die Krone Karls des Großen. — 3) passend. — 4) Sinn: Wer zwischen Otto und Philipp schwankt.

7. 1) = hie in, hier auf. — 2) = ob sie als freie Männer. — 3) ihnen. — 4) die Nachstellung. — 5) Hinter-lieft. — 6) forderte. — 7) Münze. — 8) Aufpasser.

8. König Philipp auf dem Magdeburger Hofstag, Weihnachten 1199.

Ez gienc eins tages, als unser hêre wart
geborn
von einer maget, die'r im ze muoter hâte
erkorn,
ze Magdeburg der künec Philippes
schône.
Dâ gienc eins keisers bruoder und eins
keisers kint¹⁾
in einer wât, swie doch die namen drige
sint;
er truoc des rîches zepter und die krône.
Er trat vil lîse, im was niht gâch:
im sleich ein hôhgeborniu kûeginne
nâch.
rôs âne dorn, ein tûbe sunder gallen.²⁾
diu zuht was niener anderswâ:
die Düringe und die Sahsen dienten
alsô dâ,
daz ez den wîsen muoste wol gevallen.

9. Des Papstes Gebot.¹⁾

Hêr bâbest, ich mac wol genesen,²⁾
wan ich wil iu gehôrsam wesen.
wir hôrten iuch der kristenheit gebieten,
wes wir dem keiser solten pflegen,
5 dô ir im gâbent gotes segên,
daz wir in hiezên hêre und vor im
knieten;
ouch sult ir niht vergezzên,
ir sprâchent: „swer dich segene, sî
gesegent; wer dir fluoche, sî verfluochet
10 mit fluoche volmezzên.“
durch got bedenket iuch dâ bî,
ob ir der pfaffen êre iht geruochet.³⁾

10. Der welsche Schrein.¹⁾

Ahî, wie kristenliche nû der bâbest
lachet.
swenne er sinen Walhen²⁾ seit, wie er'z
hie habe gemacht!

daz er dâ redet, des solte er niemer hân
gedâht.
er giht:³⁾ „ich hân zwên Almân⁴⁾ under
eine krône brâht,
daz sie'z rîche suln stoeren unde
wasten.⁵⁾
al die wîle fülle ich die kasten.
ich hân's an mînen stoc gement,⁶⁾ ir guot
ist allez mîn,
ir tiuschez silber vert in mînen welschen
schrîn.
ir pfaffen, ezzenet hüener und trinket
wîn,
unde lânt die tiuschen (leien)⁷⁾ vasten.“

11. Deutschland über alles.¹⁾

1. Ir sult sprechen: willekomen!
der iu maere²⁾ bringet, daz bin ich.
Allez, daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû vrâget mîch.
Ich wil aber miete;³⁾
wîrt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lîhte,⁴⁾ daz iu sanfte tuot.
seht, waz man mir êren biete.

2. Ich wil tiuschen vrouwen sagen
solhiu maere, daz si destê baz
Al der werlde suln behagen;
âne grôze miete tuon ich daz.
Waz wold' ich ze lône?
si sint mir ze hêr;
sô bin ich gefüege und bite si nihtes
mêr,
wan daz si mîch grüezen schône.

3. Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten⁵⁾ gerne war:
ûbel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde vremeder site.
nû waz hulfe mîch, ob ich unrehte
strite?⁶⁾
tiuschiu zuht gât vor in allen.

8. 1) Philipp war der Bruder Heinrichs VI. und der Sohn Friedrichs I. — 2) Philipps Gemahlin Irene, Tochter des Kaisers Isaak II. Angelus von Byzanz, hieß seit ihrem Übertritt zur römisch-katholischen Kirche Maria und erhielt daher die sonst nur der Jungfrau Maria zukommenden Beinamen.

9. 1) Otto war, nachdem er nach Philipps Tod 1208 als Herrscher anerkannt war, mit dem Papst verfallen und von ihm 1210 mit dem Bannfluch belegt worden. — 2) sein werden. — 3) berücksichtigt. Der Sinn ist: Wenn der Fluch so auf den Papst zurückfällt, indem er seinen eigenen Worten zuwiderhandelt, wie soll es dann mit dem Ansehen der Kirche bestellt sein!

10. 1) Bezieht sich auf die vom Papst 1213 getroffene Anordnung, in allen Kirchen zur Förderung der Kreuzzüge Opferstöcke aufzustellen, worin Walter nur den Ausfluß seiner Gähigkeit erblickte. — 2) Welschen. — 3) sagt. — 4) geringschätzig für Deutsche. — 5) vermüsten. — 6) menen = treiben. — 7) Es fehlt hier ein vom Papst gegen die Deutschen gebrauchtes Schimpfwort, das Walter oder seine Abschreiber nicht wiedergeben wollten.

11. 1) Der erste Preisgesang des deutschen Vaterlandes. 2) gute Kunde. — 3) Bezahlung, Lohn. — 4) = es ist mir leicht, euch zu sagen. — 5) nämlich Leute. — 6) Falsches behauptete.

4. Von der Elbe unz⁷⁾ an den Rîn
und her wider unz an Ungerlant
Mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlde hân erkant.
Kan ich rehte schouwen
guot gelâz⁸⁾ und lip,
sem mir got,⁹⁾ sô swüere ich wol, daz
hie diu wîp
bezzer sint dan ander vrouwen.

5. Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
Swer si schildet, der 'st betrogen,¹⁰⁾
ich enkan sîn anders niht verstân.¹¹⁾
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant. dâ ist
wünne vil.
lange müeze ich leben dar inne!

12. Dank an Kaiser Friedrich.

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân
mîn lêhen!
nû enfürhte ich niht den hornunc¹⁾ an
die zêhen,
und wil alle boese hêrren destê minre
flêhen.
der edel kûnec, der milte kûnec hât mich
berâten,
5 daz ich den sumer luft und in dem
winter hitze hân.
mîn' nâhgebûren dunke ich verre baz
getân:²⁾
si sehent mich niht mêr an in butzen³⁾
wîs, alsô si tâten.
ich bin ze lange arm gewesen ân⁴⁾ mînen
danc.
ich was sô volle scheltens, daz mîn âten⁵⁾
stanc:
10 daz hât der kûnec gemachet reine,
und dar zuo mînen sanc.

13. Jugendlehren.

(Ein Palindrom.)

1. Nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten;¹⁾
den man z' êren bringen mac,

11. 7) bis. — 8) Benehmen. — 9) so wahr mir Gott
helfe. — 10) verbietet. — 11) sonst verleihe ich ihn nicht.

12. 1) Hornung = Februar, die kälteste Zeit. — 2) ge-
artet. Sinn: meine Nachbarn werden sich, wie ich denke,
fernerhin besser gegen mich verhalten. — 3) Schredbild,
Gespenst: sonst flohen sie vor ihm als einem bittelnden
Sänger wie vor einem Gespenst. — 4) ohne. — 5) Atem.

dem ist ein wort als ein slac.
dem ist ein wort als ein slac,
den man z' êren bringen mac:
kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten.

2. Hûetet iuwer zungen,
das zimt wol den jungen.
stôz den rigel für die tür,
lâ kein boese wort dar für.
lâ kein boese wort dar für,
stôz den rigel für die tür.
das zimt wol den jungen:
hûetet iuwer zungen.

3. Hûetet iuwer ougen,
offenbâre und tougen.²⁾
lât si guote site spehen
und die boesen übersehen.
und die boesen übersehen
lât si, guote site spehen;
offenbâre und tougen,
hûetet iuwer ougen.

4. Hûetet iuwer ôren,
oder ir sît tôren.
lât ir boesiu wort dar in,
daz gunêret³⁾ iu den sîn.
daz gunêret iu den sîn,
lât ir boesiu wort dar in,
oder ir sît tôren;
hûetet iuwer ôren.

5. Hûetet wol der drîer,
leider alze frîer.
zungen, ougen, ôren sint
dicke schalchaft, z' êren blind.
dicke schalchaft, z' êren blind
zungen, ougen, ôren sint.
leider alze frîer,
hûetet wol der drîer.

14. Selbstüberwindung.

Wer sleht den lewen? wer sleht den
rîsen?

wer überwindet jenen und disen?
daz tuot jener, der sich selber twinget
und alliu sîniu lit¹⁾ in huote bringet
5 ûz der wilde,²⁾ in staeter zûhte habe.
geliheniu zuht und schame vor gesten
mugen wol eine wîle erglesten:³⁾
der schîn nimt drâte⁴⁾ ûf und abe.

13. 1) mit Härte erzwingen. — 2) heimlich. Sinn:
in Gesellschaft und allein. — 3) verunehret, schändet.

14. 1) Glieder. — 2) Wildheit. — 3) erglänzen. —
4) schnell.

15. Mäßigkeit im Trinken.

Er hât niht wol getrunken, der sich
übertrinket.
wie zimet daz biderbem man, daz ime
diu zunge hinket
von wine? ich waene, er houbetsünde¹⁾
und schande zuo im winket.
im zaeme baz, möht' er gebrûchen sîne
füeze,
5 daz er âne helfe bî den liuten möhte
stân.
swie sanfte man in trûege, er möhte
lieber gân.
sus trinke ein iegeslicher man, daz er
den durst gebüeze;
daz tuot er âne houbetsünde und âne
spot.
swelich man getrinket, daz er sich noch
got
10 erkennet, sô hât er gebrochen ime sîn
hôch gebot.

16. Warnung vor Habgûht.

Swer houbetsünde und schande tuot
mit sîner wizzend' umbe guot,
sol man den für einen wîsen nennen?
swer guot von disen beiden hât,
swer'z an im weiz und sichs verstât,¹⁾
der sol in z' einem tôren baz erkennen.
der wîse minnet niht sô sêre,
alsam die gotes hulde unde êre:
sîn selbes lip, wîp unde kint,
diu lât er, ê er disiu zwei verliese.
er tôre, er dunket mich niht wîse,
und ouch der sîn' êre prise:
ich waen', si beide tôren sint.
er gouch,²⁾ swer für diu zwei ein anderz
kiese!
der ist an rechten witzten³⁾ blint.

17. Das Heilige Land.

(Gefürzt.)

1. Allerêrst leb ich mir werde,¹⁾
sît mîn sündic ouge siht
lant daz reine und ouch die erde,
dem man vil der êren giht.

15. 1) Hauptsünde = große Sünde.

16. 1) solches an ihm bemerkt (die Sünde als solche erkennt). — 2) Tor, Narr. — 3) Verstand, Klugheit.

17. 1) Hier tritt die damalige schwärmerische Überschwengung des Heiligen Landes zutage. Vgl. auch die letzte Strophe.

mir 'st geschehen, des ich ie bat:
ich bin komen an die stat,
dâ got menneschlichen trat.

2. Schoeniu lant, rîch unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
sô bist du'z ir aller êre.
waz ist wunders hie geschehen!
daz ein magt ein kint gebar,
hêre über aller engel schar,
waz daz niht ein wunder gar?

3. Hie liez er sich reine toufen,²⁾
daz der mensche reine sî.
dô liez er sich hie verkoufen,
daz wir eigen wurden frî;
anders waeren wir verlorn.
wol dir, sper, kriuz unde dorn!
wê dir, heiden, deist dir zorn!

4. Dô er sich wolte über uns erbar-
men,
hie leit er den grimmen tût,
er vil rîche über uns vil armen,
daz wir koemen ûz der nôt.
dâz in dô des niht verdrôz,
dast ein wunder alze grôz,
aller wunder übergenôz.³⁾

5. Hinnen fuor der sun zer helle
von dem grabe, dâ 'r inne lac.
des was ie der vater geselle,
und der geist, den niemand mac
sunder scheiden; dêst al ein,
sleht und ebner danne ein zein,⁴⁾
als er Abrahâme erschein.

6. Dô er den tievel dô geschande,
daz nie keiser baz gestreit,
dô fuor er her wider ze lande.
dô huop sich der juden leit,
daz er hêre ir huote brach,
und man in sît lebendic sach,
den ir hant sluoc unde stach.

7. Dar nâch was er in dem lande
vierzic tage, dô fuor er dar,
dannen in sîn vater sande.
sînen geist, der uns bewar,
den sant' er hin wider zehant.⁵⁾
heilic ist daz selbe lant:
sîn nâm ist vor gote erkant.

17. 2) Sinn: hier ließ sich der Reine taufen. —

3) höher als feinegleiches. — 4) Stab. — 5) sofort, alsbald.

8. In diz lant hât er gesprochen⁶⁾
einen angeslichen tac,
dâ diu witwe wirt gerochen
und der weise⁷⁾ klagen mac
und der arme den gewalt,
der dâ wirt mit ime gestalt.
wol im dort, der hie vergalt.⁸⁾

17. 6) Die Annahme, daß das Jüngste Gericht im Heiligen Lande anheben würde, gründet sich auf Joel 3, 6. 7.
— 7) die Witwe. — 8) Unrecht litt.

9. Kristen, juden und die heiden
jehent, daz diz ir erbe sî:
got müez ez ze rehte scheiden
durch die sine namen drî.
al diu werlt diu stritet her:
wir sîn an der rehten ger:⁹⁾
reht ist, daz er uns gewer.¹⁰⁾

17. 9) Begier. — 10) nämlich durch den Erfolg des Kreuzzuges.

7. Reidhart von Reuenthal,

gestorben um 1240, ein begabter, fruchtbarer Dichter, Begründer der höfischen Dorfpoesie, indem er zuerst volkstümliche Stoffe in höfischer Form behandelte. Auf Grund seiner Vieder konnte Gustav Freytag (S. 466) ein anschauliches Bild des bayerischen Bauernlebens um 1230 entwerfen.

Frühlingslieder.

I.

1. Uf dem berge und in dem tal
hoert man aber¹⁾ der vogeleschal;
hiure²⁾ als ê
siht man klê;
rûm³⁾ ez, winder, du tuost wê!

2. Die buome, die dâ stuonden grîs,⁴⁾
die habent alle grüenez rîs,
vogeles vol;
daz tuot wol,
dâ von nimt der mei den zol.

1) außs neue. — 2) heuer. — 3) räume. — 4) grau.

II.

1. Nû ist der küele winter gar zer-
gangen;
diu naht ist kurz, der tac beginnet lan-
gen;
sich hebet ein wünnelichiu zît,
diu aller werlde vröude gît;
baz gesungen nie die vogeles ê noch sît.

2. Komen ist uns ein liehtiu ougen-
weide;
man siht der rösen wunder ûf der heide,
diu bluomen dringent durch daz gras;
wie schône ein wise getouwet was,
dâ mir mîn geselle z' einem kranze las!

C. Didaktik.

§ 11. Wesen der Didaktik und deren Hauptvertreter.

Neben Epik und Lyrik brachte das Mittelalter auch in Sprüchen, Fabeln, Parabeln, Allegorien und Satiren eine nicht unbedeutende lehrhafte Poesie hervor, worin sich der Schwärmerei der ritterlichen Sänger gegenüber eine verstandesmäßige Auffassung der wirklichen Lebensverhältnisse geltend machte. Das beste derartige Werk dieser Zeit ist Freidanks Bescheidenheit (das heißt, Bescheidwissen, Einsicht). Der sonst unbekannte Verfasser — vielleicht war es Walter von der Vogelweide — schrieb sein

Werk um 1229. In der Form von Sprüchen erteilt es über die mannigfaltigsten Dinge treffliche Belehrung, ohne sich freilich von dem Aberglauben seiner Zeit gänzlich freimachen zu können. Man nannte es noch im 17. Jahrhundert „die weltliche Bibel“. — Sehr bemerkenswert ist auch der um 1340 von dem Prediger-
mönch Ulrich Boner verfaßte „Edelstein“, eine Sammlung von hundert Fabeln, die in einfacher, klarer Sprache einen Schatz von gesunden Lebensregeln darbieten.

Aus Freidanks Bescheidenheit.

1. Von gote.

Gote dienen âne wanc,
 deist aller wîsheit anevanc. —
 Swer umbe dise kurze zît
 die êwigen vrôude gît,
 der hât sich selbe gar betrogen
 und zimbert ûf den regenbogen.
 swenne der regenboge zergât,
 son weiz er, wâ sîn hûs stât. —
 Swer got minnet, als er sol,
 des herze ist aller tugende vol. —
 Swelch mensche lebet nâch gotes gebote,
 in dem ist got und er in gote. —
 Wir suln mit allen sinnen
 got vurhten unde minnen. —
 Got ist niht verborgen vor,
 er siht durch aller herzen tor.
 Ez sî ûbel oder guot,
 swaz ieman in der vinster tuot
 od in dem herzen wirt erdâht,
 daz wirt doch gar ze liechte brâht. —
 al diu werlt lôn enpfât
 von gote, als sie gedienet hât. —
 Diu allerkleinste gotes geschäft¹⁾
 vertrifft aller werlde kraft.
 got geschuof nie halm sô swachen,
 den ieman müge gemachen:
 der engel, tiuvel noch der man
 ir keinz ein flôch gemachen kan. —
 Got hôrte Moyses gebet,
 daz er den mund nie ûf getet:
 swes noch ein reine herze gert,
 dez wirt ez âne wort gewert. —
 Swer mit Kriste wil bestân,
 der muoz ouch kristen glouben hân.

2. Von sünden.

Swer sünden buoze in alter spart,
 der hât die sêl niht wol bewart. —
 Swer naeme sîner sünde war,
 der verswige die vrenden gar. —
 Swer mit sünden sî geladen,
 der sol sîn herze in riuwe baden. —
 Swie grôz sî iemens missetât,
 got dannoch groezer gnade hât.

3. Von der werlde.

Die werlt gît uns allen
 nâch hongē¹⁾ bitter gallen. —

Der werlde mac niht süezers sîn
 dan ein wort, daz heizet mîn. —
 Hiute liep, morne leit,
 deist der werlt unstaetikeit. —
 Daz herze weinet manege stunt,
 sô doch lachen muoz der munt. —
 Swie grôz der werlde vrôude sî,
 dâ ist doch tôdes vorhte bî.

4. Von den wîsen unde tôren.

Ez hât nieman wîsen muot,
 niuwan der gotes willen tuot. —
 Sin selbes sin er mêret,
 der wîsheit gerne lêret. —
 Daz nieman wîsheit erben mac
 noch kunst, daz ist ein grôzer slac. —
 Die wîsen maneges irret,
 daz tôren lützel¹⁾ wirret. —
 Ich naeme eins wîsen mannes muot
 vür zweier rîcher tôren guot. —
 Bî rede erkenn' ich den tôren,
 den esel bî den ôren. —
 Swer waenet, daz er wîse sî,
 dem wont ein tôre nâhe bî.

5. Von den rîchen unde armen.

Swâ rîcher man gewaltic sî,
 dâ sol doch gnâde wesen bî. —
 Man sol sich gerne erbarmen
 über die edeln armen. —
 Swer wîstuom, êr, grôz rîcheit
 mêrt, der mêrt sîn arebeit. —
 Waz frumt dir, rîcher man, dîn guot,
 sô dich der tôt nimt in sîn huot?

6. Von künegen und fürsten.

Lant und liute geirret sint,
 swâ der künec ist ein kint. —
 In küneges râte nieman zimt,
 der guot für's rîches êre nimt. —
 Swelch fürste frides und rehtes gert,
 der wirt gote unde der werlde wert. —
 Der keiser sterben muoz als ich,
 dem mac ich wol genôzen mich. —
 Mich dunket, solte ein ieglich man,
 guot nâch sînen tugenden hân,
 sô würde manic hêrre kneht,
 manc kneht gewünne hêrren reht.

1. 1) Geschöpf, Schöpfung.

3. 1) Honig.

4. 1) wenig.

7. Von trunkenheite.

Trunkenheit ist selten frî,
dâ ensî sünde, schande, schade bî. —
Ez trinkent tûsend ê den tôt,
ê einer stürbe in durstes nôt.

8. Von Rôme.

Allez schatzes flüzze gânt
ze Rôme, daz si dâ bestânt,¹⁾
und doch niemer wirdet vol;
daz ist ein unsaelic hol.²⁾ —
Sant Pêter kam an eine stat,
dâ ein lamer almuosen bat.
nû merket, wie sant Pêter sprach,
dô er den siechen ligen sach:
„silbr und golt ist vremede mir,
daz ich hân, daz gibe ich dir.“
alsô gap er ime ze stunt:
er sprach: „stant ûf und bis gesunt.“
gaebe noch ein bâbest sô,
des waer diu kristenheit al frô. —
Dem bâbest anders niht enzimt,
wan daz er sünden buoze nimt;
er mac wol dem riuwaere³⁾
senften sine swaere.⁴⁾
alle ablâze ligent nider,
man gelte dann und gebe wider
nâch gnâden und nâch minnen;
sus sol man suone gewinnen. —
Daz netze kam ze Rôme nie,
dâ mite sant Pêter vische vie;
daz netze ist nû vermâhet.
roemesch netze vâhet

8. 1) bleiben. — 2) Höhle, Loch. — 3) dem Reumittigen. — 4) Kummer, Beschwerde.

silber, golt, bürge und lant.
daz was sant Pêter unbekant. —
Der bâbest hât ein schoene leben;
mac er sünde ân riuwe vergeben,
sô solte man in steinen,
ob⁵⁾ er der kristen einen
oder deheiner muoter barn⁶⁾
lieze hin zer helle varn. —
Sant Pêter was ze rehte ein degen;
den hiez got sîner schâfe pflegen,
er hiez in niht schâf beschern;
nû wil man scherens niht enbern.

9. Von der zungen.

Daz wirste lit,¹⁾ daz ieman treit,²⁾
deist diu zunge, sô man seit. —
Swaz wir üfels hân vernomen,
deist meistel von der zungen komen. —
Diu zunge reizet manegen zorn,
dâ lîp mit sêle wirt verlorn. —
Diu zunge reizet mange nôt,
die nieman endet wan der tôt. —
Diu zunge hât dehein bein
und bricht doch bein und stein. —
Diu übele zunge scheiden kan
liebez wîp von lieben man. —
Vür schande wart nie bezzer list,
dan der der zungen meister ist. —
Swâ diu zunge rehte tuot,
dâ ist nehein lit sô quot. —
Manc zunge müeste kürzer sîn,
stüende ez an dem willen mîn.

8. 5) wenn. — 6) Kind.

9. 1) Glied. — 2) trägt.

Aus Ulrich Boners „Edelstein.“

Von einem tôrechten schuolpfaffen.

Von naturlicher tôrheit.

Von einem ritter list man daz,
daz er in hôhen êren saz,
in rîchtuom und in wirdekeit.
Sinen sun hât er geleit
5 ze schuol. Nû kam er ûf die trift,¹⁾
daz er die buoche und ouch die schrift
gar kleinen geriet verstan.
Der ritter wolt nicht abe lân,
er hêt vil gern ein pfaffen guot

10 ûz im gemacht; daz war sîn muot.
Ze schuol sent er in gen Parîs;
in künsten solt er werden wîs.
Mit grôzem kosten er dâ was,
doch er nicht vil der buochen las.
15 Er vant dâ der gesellen vil,
die alle uobten seitenspil;
ze Parîs lebt er mangen tac,
vil kleiner wîsheit er enphlac;
sîn zêrunc waz unmâzen grôz,
20 des sînen vatter sêr verdrôz.
Dô er wider ze lande kan
und hôch kunst solt gelernet hân,

1) etwa == so weit.

sîn vatter was unmâzen frô.
 Ein grôz wirtschaft macht er dô;
 25 sîn vriunde luot er al gemein,
 beide, arme, rîche, grôz und klein.
 dô si zesemen kamen dar,
 si nâmen des pfaffen eben war;
 sîn gebaerde wâren kluoc
 30 nâch pfaffenlichen siten gnuoc.
 Nîn sach er an die stubentûr;
 dô was ein loch geboret dûr,
 darîn was ein kuozagel²⁾ geslagn.
 Dô geriet der hôhe pfaffe sagen:
 35 „mîn herze hât grôz wunder gnomen,
 wie dur daz loch diu kuo sî komen,
 und in der tûr beliben ist
 der zagel.“ — Zuo der selben vrist
 gieng er von den liuten ûz
 40 und stelt sich für sîs vatter hûs
 und luogte vast den himel an.
 Der mâne³⁾ geriet gar schön ûf gan.
 Der pfaffe sach vast umb sich dô;
 sîn vriunde wâren alle vrô;
 45 si wânden alle sicher wesen,
 er hêt astronomie gelesen
 und waer ein hêr in hôher kunst.
 Dâ was noch witze noch vernunst.
 Dô er den mânen an gesach,
 50 er gieng wider in und sprach:
 „eis dinges mich grôz wunder nint,
 des ich mit vlîz mich hab besint,
 daz der mâne sô glich ûf gât

2) Ruchschwanj. — 3) Mond.

dem mânen, den ich in der stat
 55 ze Paris sach; des wundert mich;
 sî sint einander sô gelich;
 er muôz sîn ein gar wîser man,
 der die zwên unterscheiden kan.“
 Dô der ritter daz ersach,
 60 ze sînen vriunden er dô sprach:
 „von schulden ist mîm herzen zorn!
 Kost und erbeit ist gar verlorn
 an mînem sun, daz dunct mich wol,
 wan er ist aller tôrheit vol.“
 65 Der vatter und die vriunde sîn
 muosten in ein tôren lâzen sîn.

Wer von natur ist unbesint⁴⁾
 und minder witz hât denn ein kint,
 den mag diu schuole ze Paris
 70 an sinnen niemer machen wîs.
 Ist er ein esel und ein gouch,⁵⁾
 daz selb ist er ze Paris ouch.
 Wâ diu natûr verirret ist,
 waz schiet dâ hôher pfaffen list?
 75 waz hilft, daz einr ze schuole vert
 und grôz gelt âne nuz verzert
 und hoert vil hôher meister lesen?
 ein tôr muoz er doch iemer wesen.
 guotiu buoch er gewinnet wol,
 80 guot pfaffe er niemer werden sol.
 Hie heim ein tôr, ein narre dort,
 tôrecht sîn werre und tumb⁶⁾ sîn wort.
 Er was ze schuole, als man las;
 er wurde kein pfaffe vûrbaz.

4) unbegabt. — 5) Tor, Narr. — 6) einfältig.

Dritte Periode. Die Zeit des Verfalls der Poesie.

§ 12. Charakter dieser Periode.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts begann die Blüte der mittelalterlichen Poesie zu welken, und bald war von ihrer Herrlichkeit nichts mehr zu sehen. Mit der Zersplitterung des Deutschen Reiches verfiel auch das Rittertum und mit demselben die höfische Sangeskunst. Zu rohen Räubern geworden, kümmerten sich die Ritter nicht mehr um die Ideale, die vor-
 dem die Dichter zu freudigem Schaffen

begeistert hatten, und an ihren Höfen, wo nun Hofnarren ihr Wesen trieben, fand die Poesie keine Pflege mehr. Hand in Hand mit dem Verfall der Poesie ging durch das Überhandnehmen der Dialekte die Vergröberung der edlen und feinen mittelhochdeutschen Sprache, bis sie der Verwilderung anheimgegeben wurde, nämlich unter dem Einfluß des damals erwachenden Humanismus, des pädä-

gogischen Systems, das alle menschliche Bildung allein auf das Studium des klassischen Alterthums gründete und das Latein zur ausschließlichen Gelehrtensprache machte.

Immerhin war diese Periode der literarischen Erzeugnisse nicht ganz bar. Auf dem Gebiet der **Epik** entstand u. a. die Bearbeitung der Diersage: *Reineke de Vos* (Reineke Fuchs), die wegen ihres köstlichen Witzes rasch berühmt wurde. Auf Grund dieses Werkes dichtete Goethe seinen „Reineke Fuchs“ in Hexametern und machte dadurch den Stoff wieder zum Gemeingut des deutschen Volkes.

Die Pflege der von den Rittern vernachlässigten **Lyrik** ging auf die Bürger über; aus dem Minnegefang wurde der Meistergesang. In den von den Handwerkern gegründeten Meistersingerschulen wurde das „Singen“ schulgerecht nach der sogenannten Tabulatur von einem Meister gelernt. Hatte der Schüler sich alle Regeln eingeprägt, was er durch eine förmliche Prüfung erweisen mußte, so wurde er Schulfreund und mit zunehmender Kunstfertigkeit Singer, Dichter und endlich, wenn er ein Lied mit neuem Verstand und nach eigener Melodie schuf, Meister. Die eingeübten Lieder wurden gewöhnlich Sonntags in einer Kirche oder auf dem Rathause vor versammelter Menge vorgetragen. Die aus den Meistern gewählten Merker hatten dabei darauf zu achten, daß die vorgeschriebenen Gesangsregeln nicht verletzt wurden, und rügten etwaige Fehler, z. B. falsche Reime (Tod — Gott), Mißben, das ist, des Reimes wegen abgebrochene Wörter (singe statt singen), und belohnten die fehlerfreien, wohl gelungenen Leistungen etwa durch eine silberne Kette oder einen Kranz aus seidenen Blumen. Der Stoff der Meistergesänge waren meist religiöse Gegenstände, die Form schloß sich der des Minnegefangs an; doch für die Bereicherung unserer Poesie trugen sie so viel wie nichts bei. Die Meistersinger setzten nämlich im Einklang mit ihrer Ansicht, daß das Dichten handwerksmäßig gelernt und betrieben

werden könne, das Wesen ihrer Kunst in äußerlichkeiten und betrachteten eine leere Verknüpfung als die höchste Aufgabe des Dichters. Es fehlt ihren Gesängen daher die Wärme, die Unmittelbarkeit und Frische wahrer Poesie. Trotzdem ist das Bestreben der Meistersinger nicht zu unterschätzen, indem sie den Sinn für das Edle und Schöne im Bürgerstande weckten und deutsche Sprache und Sitte pflegten.

In diese Periode fallen auch die Anfänge des deutschen **Dramas**. Man hat zu unterscheiden das geistliche und das weltliche Schauspiel. Die geistlichen Schauspiele, auch **Mysterien** genannt, waren dramatische Wiedergaben biblischer Begebenheiten und wurden, namentlich an hohen Kirchenfesten, in den Kirchen aufgeführt. Anfänglich lateinisch, erhielten sie nach und nach deutsche Zusätze, um sie dem des Lateinischen unkundigen Volke verständlich zu machen, und arteten später meist in eine rohe Volksbelustigung aus. Die weltlichen Schauspiele, wohl aus den vorigen hervorgegangen, waren die sogenannten **Fastnachtsspiele**, die bei den vor der Fastenzeit herrschenden ausgelassenen Lustbarkeiten von verummumten Burschen vorgetragen wurden. In unglaublich roher Sprache wurden da allerlei possenhafte und nur zu oft unsflätige Szenen aus dem Alltagsleben aufgeführt, und nur wenige Stücke zeichneten sich durch einen edleren Ton aus. Auf eine höhere Stufe wurden die Fastnachtsspiele erst durch Hans Sachs (s. S. 85) gebracht.

Als bedeutendster Vertreter der **Didaktik** ist zu nennen Sebastian Brant, gestorben 1521, der in seinem „**Narrenschiff**“ mit scharfem Spott die Laster und Gebrechen seiner Zeit geißelte. Das Buch, das 1498 in Basel erschien, fand einen großen Leserkreis. Der berühmte Prediger Joh. Geiler von Kaisersberg (gest. 1510 zu Straßburg) legte es einer Reihe seiner Predigten zugrunde.

Die **Prosa** erfuhr in dieser Zeit einen bedeutenden Aufschwung, indem an Stelle der lateinischen die deutsche Sprache die

Sprache der Gesetzbücher, Chroniken und Kanzleien wurde. Hervorragendes leisteten die als Mystiker bekannten Prediger, z. B. Meister Eckhard, dessen Lehre vom Papste als ketzerisch verdammt wurde (gest. 1327), ferner Johann Tauler (gest. 1361 zu Straßburg), Heinrich Suso (gest. 1365).

§ 13. Das Volkslied.

Das Volkslied ist die bei weitem wichtigste Erscheinung dieser Periode. Mit dem Schwinden aller Kunstpoesie bewahrte es allein den Charakter unmittelbarer Empfindung. Volkslieder waren solche Lieder, die im Volke selbst entstanden und von diesem gern gesungen und verbreitet wurden. Gedichtet wurden sie zwar von einzelnen, doch waren diese, wie die epischen Volksdichter, nur das Mundstück des Volkes und sprachen in ihren Liedern aus, was nicht ihnen allein, sondern dem ganzen Volk am Herzen lag. Gesah dies, fand das Volk seine eigene Empfindung in den Liedern ausgesprochen, so sang es dieselben weiter, machte sie sich, wenn nötig, mundgerecht und arbeitete so mit an der Form der Lieder wie an seinen Sprichwörtern. Dem Charakter des Volkes entsprechend, ist das Volkslied einfach, kunstlos, kindlich, vermeidet langweilige Breite; ist dafür höchst anschaulich und quillt frisch und kräftig aus dem Herzen. Mannigfaltig ist der Stoff des Volksliedes. Bald singt es vom Frühling mit all seinen Freuden, bald von geschichtlichen Ereignissen, die allgemeine Teilnahme erregten, bald ist es ein Liebeslied oder ein Abschiedslied, bald besingt es die Leiden und Freuden der verschiedenen Stände, der Jäger, der Reiter, der Landsknechte, bald bringt es scherzhafte Rätsel, Wünsche u. a. m. Besonders erwähnenswert sind die geistlichen Volkslieder, von denen einige als wahre Perlen der Dichtkunst heute noch, wenn auch in etwas anderer Gestalt, gesungen werden, z. B. In dulci jubilo, nun singet und seid froh, Christ ist erstanden, Christ fuhr gen Himmel u. a. — Das Volkslied erreichte seine höchste Blüte in den nächsten Jahrhunderten, die daher auch in den folgenden Proben mit berücksichtigt sind. Nach dem Dreißigjährigen

Krieg erstarb es und fiel der Verachtung anheim, bis es durch Herder und Goethe wieder zu Ehren gebracht wurde. Auf die neuere Kunstpoesie hat es einen großen Einfluß ausgeübt, und die besten Meister haben durch die Hervorbringung volkstümlicher Lieder das Volkslied zu erreichen versucht.

1. Das Herzensschlüssellein.

Du bist mîn, ich bin dîn:
des solt du gewis sîn.
Du bist beslozen
in mînem herzen;
verloren ist daz sluzzelîn:
du muost immer drinne sîn.

2. Sommerlied.

1. Herzlich tut mich erfreuen
die frölich summerzeit,
all mein geblüt verneuen,
der mei vil wollust geit;
die lere tut sich erschwingen
mit irem hellen schal,
lieblich die vöglin singen,
voraus die nachtgal.

2. Der kuckuck mit seim schreien
macht frölich iederman,
des abends frölich reien
die meidlin wolgetan;
spazieren zu den brunnen
pflegt man in diser zeit,
all welt sucht freud und wunne
mit reisen fern und weit.

3. Es grünet in den wälden,
die beume blüen frei,
die röslein auf den felden
von farben mancherlei;
ein blümlein stet im garten,
das heist Vergiß nicht mein,
das edle kraut Wegwarten
macht guten augenschein.

4. Ein kraut wechßt in der awen
mit namen Wolgemut,¹⁾
liebt ser den schönen frawen,
dazzu holunderblut;²⁾
die weiß und roten rosen
helt man in großer acht,
kan gelt darumb gelosen,
schön krenz man darauß macht.

5. Das kraut Zesengerjelieber
an manchem ende blüt,
bringt oft ein heimlich fieber,
wer sich nicht dafür hüt;
ich hab es wol bernommen,
was dises kraut bermag,
doch kan man dem vorkommen:
wer Maßlieb³⁾ braucht all tag.

6. Des morgens in dem tatwe
die meidlin grasen gan,
gar lieblich sie anschauen
die schönen blümlin stan,
darauß sie krenzlin machen
und schenkens irem schach,
den sie freundlich anlachen
und geben im ein schmaß.

7. Darumb lob ich den summer,
dazzu den meien gut,
der wendt uns allen kummer
und bringt vil freud und mut;
der zeit wil ich genießen,
die weil ich pfennig hab,
und wen es tut verdrießen
der fall die stiegen ab!

3. Abschied von Junsbruck.

1. Junsbruck! ich muß dich laßen,
ich far dahin mein straßen,
in fremde land dahin;
mein freud ist mir genommen,
die ich nit weiß bekommen,
wo ich im essend bin.

2. Groß leid muß ich iez tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebsten hulen mein;
ach lieb, nun laß mich armen
im herzen dein erbarmen
daß ich muß dannen sein!

3. Mein trost ob allen weiben!
dein tu ich ewig bleiben,
stät, treu, der eren frumm;
nun müß dich gott bewaren,
in aller tugend sparen,
biß daß ich wider kumm!

4. Martinsgans.

O lieber hans,
versorg dein gans!
laß sie kein hunger leiden!
du weißt ihr weis,
daß sie ihr speis
zu keiner zeit will meiden.
Gib ihr vollauf,
daß sie nit lauf
in fremde häuser, naschen.
Läßt du sie frei,
ist sorg dabei:
der wolff möcht sie erhaschen.

5. Kranzfangen.

(Gefürzt.)

Ich kumm auß frembden landen her
und bring euch vil der neuen mâr,
der neuen mâr bring ich so vil,
mer dann ich euch hie sagen wil.
5 die frembden land die seind so weit,
darinn wechßt uns gut sommerzeit,
darinn wachsen blümlein rot und weiß,
die brechend junkfrawen mit ganzem fleiß
und machen darauß einen kranz
10 und tragen in an den abentdanz
und lond die gßellen darumb fingen,
biß einer das krenzlin tut gewinnen.

Mit lust tritt ich an disen ring,
gott grüß mir alle burgerkünd,
15 gott grüß mirs alle gleiche,
die armen als die reichen,
gott grüß mirs allgemaine,
die großen als die kleinen!
solst ich ein grüßen, die ander nit,
20 so sprächens, ich wâr kein finger nit.
ist kein finger umb disen kreiß,
der mich wol hört und ich nit weiß?
derselb tu sich nit lang besinnen
und tu bald zu mir einher springen!

2. 1) Wohl gemut, Herzblümlein, Boretisch. —
2) blut, -blüte. — 3) Maßlieb bedeutet Maßhalten
im Gegensatz zu Zesengerjelieber (Geißblatt), dem Sym-
bol der Unerfülltheit.

25 „Singer, so merk mich eben!
 ich wil dir ein frag aufgeben:
 was ist höher wedder gott,
 und was ist größer dann der spott,
 und was ist weißer dann der schne,
 30 und was ist grüner dann der fle?
 kanst mir das singen oder sagen,
 das krenzlin soltu gewunnen haben,
 darumb will ich iez stille ston
 und den finger zu mir einher lon.“
 35 „Singer, du hast mir ein frag auf=
 geben,
 die gsellt mir wol und ist mir eben:
 die kron ist höher wedder gott,
 die schand ist größer dann der spott,
 der tag ist weißer dann der schne,
 40 das merzenlaub ist grüner dann der fle.
 finger, die frag hab ich dir tun sagen,
 das krenzlin soltu verloren haben.“

„Singer, so sag mir noch allhie:
 und was gott hat gesehen nie —
 45 und siehet es auch nimme?
 merk, finger, auf meine stimme!
 Ein batwer sieht es alle tag:
 sag mir allhie auch dije frag!“
 „Singer, du solt mich recht berstan,
 50 die frag wil ich dir wissen lan,
 das sag ich dir fürwar allhie:
 gott hat gesehen seins gleichen nie
 und gesicht es auch nimme:
 merk, finger, auf meine stimme!
 55 Fürwar ich dir das sage:
 ein batwer sieht den andern all tage.“

6. Das Schloß in Österreich.

Das Lied ist alt, sein eigentlicher Text aber verloren.
 Die vorliegende Fassung stammt aus dem 17. Jahrhundert
 und ist nach Uhlands Ansicht nicht viel älter.

1. Es ligt ein schloß in Österreich,
 das ist ganz wol erbauet
 Von silber und von rotem gold,
 mit marmelstein vermauret.
2. Darinne ligt ein junger knab
 auf seinen hals gefangen,
 Wol vierzig klasten tief unter der erd
 bei nattern und bei schlangen.
3. Sein vater kam von Rosenbergs
 wol vor den turm gegangen:
 „Ach sone, liebster sone mein,
 wie hart ligstu gefangen!“

4. „Ach vater, liebster vater mein!
 gar hart lig ich gefangen,
 Wol vierzig klasten tief unter der erd
 bei nattern und bei schlangen.“

5. Sein vater zu dem herren gieng:
 „gebt uns los den gefangen!
 Drei hundert gülden die wol ich euch geben
 wol für des knaben sein leben.“

6. „Drei hundert gülden die helfen
 da nicht,
 der knabe der muß sterben:
 Er tregt von gold ein ketten am hals,
 die bringt in um sein leben.“

7. „Tregt er von gold ein ketten am
 hals,
 hat er sie nicht gestolen,
 hat im ein zarte jungfrawe berert,
 darbei hat sie in erzogen.“

8. Man bracht den knaben wol aus dem
 turm,
 man gab im das sacramente:
 „Hilf, reicher Christ, vom himel herab!
 es get mir an mein ende.“

9. Man bracht in zum gericht hinaus,
 die leiter must er steigen:
 „Ach meister, lieber meister mein,
 laß mir ein kleine weile!“

10. „Ein kleine weile laß ich dir nicht,
 du möchtest mir sonst entinnen;
 Langt mir ein seiden tüchlein her,
 daß ich im sein augen verbindel!“

11. „Ach, meine augen verbind mir
 nicht,
 ich muß die welt anschawen,
 Ich sehe sie heut und nimmermer
 mit meinen schwarzbraunen augen.“

12. Sein vater beim gericht stund,
 sein herz wolt im zerbrechen:
 „Ach sone, liebster sone mein!
 deinen tod wil ich schon rechen.“

13. „Ach vater, liebster vater mein,
 meinen tod solt ir nicht rechen!
 Bringt meiner selen ein schwere pein,
 umb unschuld wil ich sterben.“

14. „Es ist nicht umb mein stolzen leib
 noch umb mein junges leben,
 Es ist umb mein fraw mutter daheim,
 die weinet also fere.“

15. Es stund kaum an den dritten tag,
ein engel kam vom himel:
Man solt den knaben nemen ab,
sonst würd die stat versinken.

16. Es stund kaum an ein halbes jar,
der tod der ward gerochen:
Es wurden mer dann dreihundert man
ums knaben willen erstochen.

17. Wer ist, der uns diß liedlein sang?
so frei ist es gesungen;
das haben getan drei jungfrewlein
zu Wien in Österreiche.

7. Weihnachtslied.

1. Es ist ein roß entsprungen
auß einer wurzel zart,
als uns die alten jungen,
auß Jesse kam die art,
und hat ein blümlein bracht
mitten im kalten winter
wol zu der halben nacht.

2. Das röslein, das ich meine,
darvon Esaias sagt,
hat uns gebracht alleine
Mari, di reine magd:
auß gottes ewgem rat
hat sie ein kind geboren
wol zu der halben nacht.

8. Der Tod als Schnitter.

(1637, gedruckt 1638.)

1. Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom großen Gott,
Heut weht er das Messer,
Es schneidt schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müßens nur leiden.

Hüt dich, schönes Blümlein!

2. Was heut noch grün und frisch da
steht,

Wird morgen schon weggemäht:

Die edel Narcißel,
Die englische Schlüssel,
Der schön Phazinth,
Die türkische Bind:

Hüt dich, schönes Blümlein!

3. Viel hunderttausend ungezählt
Da unter die Sichel hinfällt:
Roth Rosen, weiß Liljen,
Weid wird er austilgen;

Ihr Kaiserkronen,
Man wird euch nicht schonen:
Hüt dich, schönes Blümlein!

4. Das himmlische Ehrenpreis,
Die Tulipan gelb und weiß,
Die silberne Glöckchen,
Die guldene Glöckchen,
Senkt alles zur Erden;
Was wird nur draus werden?

Hüt dich, schönes Blümlein!

5. Ihr hübsch Lavendel und Röslein,
Ihr Pappeln groß und klein,
Ihr stolze Schwertlilien,
Ihr krause Basiljen,
Ihr zarte VioLEN,
Man wird euch bald holen:

Hüt dich, schönes Blümlein!

6. Aus Seiden ist der Fingerhut,
Aus Sammet ist das Wolgemuth,
Noch ist er so blind,
Nimmt, was er nur findt,
Kein Sammet, kein Seiden
Mag ihn vermeiden:

Hüt dich, schönes Blümlein!

7. So viel Maßlieb und Rosmarin
Schwellt unter der Sichel hin,
Bergißmeinnit,
Du mußt auch mit,
Und du Tausendschön,
Man läßt dich nit stehn:

Hüt dich, schönes Blümlein!

8. Er macht so gar kein Unterschied,
Geht alles in einem Schritt,
Der stolze Rittersporn
Und Blumen in dem Korn
Da liegens heissammen,
Man weiß kaum den Namen:

Hüt dich, schönes Blümlein!

9. Truß, Tod! komm her, ich fürcht
dich nit,

Truß! komm und thu ein Schnitt!

Wenn er mich verkehet,

So werd ich verkehet,

Ich will es erwarten

In himmlischen Garten.

Freu dich, schönes Blümlein!

Vierte Periode. Die deutsche Literatur im Zeitalter der Reformation.

§ 14. Martin Luther.

1. Die neuhochdeutsche Sprache. — Die Bibelübersetzung. — Luther als deutscher Klassiker.

Mit der Reformation begann für die deutsche Literatur eine neue Zeit. Hinsichtlich des Stoffes bekam sie durch die das ganze kirchliche, staatliche und gesellschaftliche Leben durchdringenden neuen Ideen eine ganz andere Richtung, und hinsichtlich der Sprache erhielt sie durch die Entstehung des **Neuhochdeutschen** ein neues Gewand. Diese Sprache ist eine Schöpfung Luthers, des größten Gei-



D. Martin Luther.

stes des 16. Jahrhunderts (geb. 1483, gest. 1546).

Um dies Verdienst Luthers in seiner vollen Größe zu verstehen, ist ein Blick auf die damals in Deutschland obwaltenden sprachlichen Zustände nötig. Als Luther auftrat, war es um die deutsche Sprache in doppelter Hinsicht übel bestellt. Einmal fehlte ihr die Einheitlichkeit. Überall wurden nur die in ihrem engeren Gebiete verständlichen Mundarten gesprochen und literarisch bewertet, wodurch der Verkehr der einzelnen

Stämme untereinander sehr erschwert, ja teilweise unmöglich gemacht wurde. Diese Zersplitterung, die seit dem Verfall der mittelalterlichen Poesie eingerissen war, war noch dadurch vergrößert worden, daß sich in den süddeutschen Dialekten seit dem 14. Jahrhundert eine Wandlung vollzog, die freilich für die Entstehung unserer späteren Gemeinsprache von der größten Bedeutung wurde, durch die aber vorläufig die Dialekte sich noch weiter als vorher voneinander entfernten. So gingen die mittelhochdeutschen langen Vokale und Diphthonge i, u, iu, ou, uo, ie in ei, au, eu, au, u, i über (z. B. *mîn* = mein, *hûs* = Haus, *liute* = Leute usw.), besonte Kürzen wurden lang (z. B. *sage* [kurzes a] = Sage), lange Silben wurden kurz (z. B. *hêrlich* = herrlich), das anlautende s vor Konsonanten ging durchweg in sch über (z. B. *swert* = Schwert, *slagen* = schlagen), w nach l und r wurde zu b (z. B. *varwe* = Farbe), viele Wörter änderten ihr Geschlecht (z. B. *der gewalt* = die Gewalt), mannigfache Änderungen in der Wortbildung traten ein usw. Eine Spracheinheit war also nicht vorhanden. Sodann aber fehlte der deutschen Sprache damals auch die nötige Pflege. Da seit Jahrhunderten keine geniale Künstlerhand an ihrer Ausbildung gearbeitet hatte, so war sie verwildert in Formen und Satzbau, plump und ungefüge, ohne Wohlklang und war daher durch den in den Gelehrtenkreisen immer mehr zur Herrschaft gelangenden Humanismus der Verachtung anheimgefallen. Den Humanisten galten die Begriffe deutsch und barbarisch für gleichwertig, und sie schämten sich geradezu, ihre Muttersprache zu gebrauchen. Der Fortbestand der deutschen Sprache als Kultursprache war somit ernstlich gefährdet.

Luthers unsterbliches Verdienst war es

nun erstlich, daß er die deutsche Sprache aus ihrer verachteten Stellung herausriß und ihr bei hoch und niedrig die ihr gebührende Geltung verschaffte, sodann, daß er die so verrohte, regellose, „barbarische“ Sprache zu einer schönen, festgefügt und edlen umschuf, und endlich, daß er dieser seiner Sprache durch die Macht seiner Persönlichkeit in allen Volksschichten eine solche Verbreitung gab, daß sie schließlich die gemeinsame Verkehrs- und Literatursprache aller deutschen Stämme wurde, die heute noch, trotz mancher Veränderungen, jeder Gebildete in ganz Deutschland schreibt und spricht.

Diese sprachschöpferische Tätigkeit Luthers ging nicht etwa aus der Absicht hervor, Deutschland sprachlich zu einigen, sondern lediglich aus dem Bestreben, seiner im Dienste des Evangeliums stehenden Wirksamkeit eine möglichst weite Verbreitung zu geben. Um diese aber zu ermöglichen, konnte sich Luther nicht eines Dialektes bedienen, sondern bedurfte eines Sprachtypus, der als eine Art „Gemeindeutsch“ in sich die Gewähr bot, in weiten Kreisen verstanden zu werden. Diesen fand er in dem Kanzleideutsch, einem Beamtendeutsch, das sich etwa seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, wo man anfangs, Akten und Urkunden nicht mehr in lateinischer, sondern in deutscher Sprache zu verfassen, durch den Verkehr der kaiserlichen Kanzlei mit den Kanzleien der Fürsten und Städte der verschiedenen Sprachgebiete herausgebildet hatte. Zwar hauptsächlich oberdeutschen Charakters, so daß sie alle oben aufgezählten Merkmale der süddeutschen Dialekte aufwies, hatte diese Kanzleisprache doch auch zahlreiche mitteldeutsche Elemente in sich aufgenommen und hielt so eine gewisse Mitte zwischen dem Norden und Süden. Nach und nach hatte sie, namentlich auch durch den mündlichen und schriftlichen Gebrauch auf den Reichstagen, eine weite Verbreitung erlangt, ohne daß freilich überall eine völlige Einigung erzielt worden wäre, da die einzelnen Kanzleien ihre landschaftliche Eigenart nicht verleugneten. Daß diese Kanzleisprache Volkssprache war oder werden konnte, davon konnte erst

recht nicht die Rede sein. Luther wählte nun für seinen Gebrauch das Kanzleideutsch des Gebietes, das durch seine Berufung an die Universität Wittenberg seine Heimat geworden war, nämlich Kur-sachsens. Er äußert sich darüber selbst in seinen Tischreden also: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauchte der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer (Süd- und Norddeutsche) verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland.“ In der Kanzleisprache hatte somit Luther die Grundlage für seine Sprache gewonnen. Aber so wichtig dieselbe auch für ihn gewesen sein mag, so darf man doch seine Erklärung nicht so verstehen, als ob er darin eine fertige, für seine unendlich reiche, zumeist auf religiösem Gebiet sich bewegende Gedankenwelt völlig ausreichende Sprache gefunden hätte; denn nur für die amtlichen Verhandlungen bestimmt, hatte ihr Inhalt nur eng gezogene Grenzen. Und hinsichtlich des Stils konnte sie ihm erst recht nicht nützen, da sie als bloßes Papierdeutsch alles dessen entbehrte, was der lebendigen Volkssprache eigen ist. Die Kanzleisprache war für Luther nur eine äußere Richtschnur für das, was hinsichtlich des Lautbestandes und der Flexion für Gemeindeutsch galt. Es mußten große Dinge geschehen, sollte auf Grund dieser steifen Beamtensprache eine lebenskräftige Volkssprache geschaffen werden, und hier tritt uns Luthers unbergleichliche Schöpferkraft in ihrer vollen Größe entgegen.

Schon äußert sich hierüber Richard Neuhauer, ein ausgezeichnete Kenner der Sprache Luthers, dem wir teilweise schon oben gefolgt sind. Nachdem er dargelegt hat, daß die Kanzleisprache Luther nur äußerlich als Norm dienen konnte, fährt er fort:

In dem, was erst das eigentliche Wesen, den Gehalt einer Sprache als Offenbarung inneren Lebens ausmacht, was sozusagen ihren Knochenbau bestimmt (Satz und Syntax) und ihr Fleisch (Reichtum, Fülle und

Rundung der Formen), ihr Geist, Seele und Leben verleiht (Reinheit, Klarheit und Deutlichkeit, Bildlichkeit, Innigkeit, Kraft, Biegsamkeit, Vorfall und Rhythmus), war und konnte das Kanzleideutsch für Luther kein Vorbild sein. Hier war er ganz auf sich und seinen Sprachgenius angewiesen. Und wenn er dadurch, daß er einen Sprachtypus, der „in den äußeren Umrisßen eine einigermaßen gleichmäßige Schriftsprache“ vorstellte, bis dahin aber wesentlich auf den amtlichen Verkehr beschränkt war, . . . zu festerer Geltung und weiterer Verbreitung gebracht hat; wenn er deshalb als Begründer unserer neu-hochdeutschen Schriftsprache gelten muß, die sich eben auf dieser Grundlage ausgebildet hat: so muß er in jener anderen Hinsicht geradezu als Schöpfer und Neugestalter der Sprache angesehen werden. Und nur weil er dies war, konnte er jenes werden. . . . Er erkannte in dem verachteten Nischenbrödel das Königskind heraus, er riß es aus der verachteten Niedrigkeit, wusch ihr die Nase und den Schmutz der gemeinen Dienstbarkeit von den schönen Augen und dem edlen Angesicht, nahm ihr die schlechtesten Lumpen, kleidete und schmückte sie reich und königlich, daß ihr angeborener edler Gang und Haltung, ihre Jugendschönheit, Frische und Beweglichkeit und ihr ganzer Adel wieder leuchtend zutage trat.

Luther hat in das Deutsch erst wieder grammatische Festigkeit und Regel gebracht, er hat ihm einen neuen, lebensfrischen Geist eingehaucht und wieder eine Sprache geschaffen, die sich durch Reinheit, Kraft und Klarheit wie durch Fülle, Leben und Adel auszeichnet. Möglich war das nur dadurch, daß in Luther ein angeborener Sprachinn von erstaunlicher Kraft lebendig war, ein sprachgestaltendes Talent und ein Sprachtast, wie er in der Geschichte unserer Sprache nicht wieder gefunden wird; daß Luther, hervorgegangen aus dem Volke, und zwar dem Kern jedes Volkes, dem Bauernstande, gesunde Natürlichkeit und frische, urwüchsige Kraft des Wollens und Empfindens mitbrachte; daß er trotz aller Gelehrsamkeit mit allen Fasern seines Wesens, in dem die tüchtigsten Seiten deutschen Charakters gewissermaßen verkörpert waren, im Volkstum wurzelte und sich Auge und Herz offen gehalten hatte für Sein, Empfinden und Gebaren des Mannes aus dem Volke. Und so hat er, und zwar mit bewußter Absicht, wie aus der Schrift vom Dolmetschen hervorgeht, seine Sprache, wo er nur konnte, aus dem lebendigen Born des Lebens geschöpft, neugeformt, bereichert, hat „dem gemeinen Mann auf das Maul gesehen“, auf die Mutter im Hause, auf die spielenden Kinder in der Gasse, auf die Rede

des Volks auf dem Markte, in den Handwerksstuben geachtet. Überall, wo das frische Leben der Sprache pulsiert, hat er sich angelegen sein lassen, gute deutsche Wörter und Wendungen zu erlangen. Dazu kam seine reiche Belesenheit, die ihm aus der Prosa des verflorenen Zeitraums, besonders aus Tauler und den alten Theologen überhaupt, manches schöne, edle Wort zur Verfügung stellte. Auch aus den früheren deutschen Bibeln nahm er, was ihm gut schien. Bezeichnend ist es auch, daß er sich eigens eine deutsche Sprichwörterammlung angelegt hatte. Endlich ist nicht zu vergessen, daß seine Stellung und die unvergleichliche Popularität ihn in mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Leuten aus allen Kreisen brachte, von der Hütte bis zum Palast, mit Leuten aus allen deutschen Ländern, wie denn Tische und Stühle in seiner Stube immer voll lagen von Briefen, Berichten, amtlichen und privaten Schreiben, die der Beantwortung harften; war er doch der Gewissensrat, an den man aus nah und fern in Räten und Zweifeln aller Art sich wandte.

Indem er so aus dem lebendigen Leben die Sprache schöpfte, war er befähigt worden, sie so zu gestalten mit seiner Schöpferkraft, daß sie aus seinen Händen wie neu hervorging. Und nur so vermochte er richtig und jedem verständlich zu reden, nur so den gesunden, kräftigen, herzigen und einfältigen Ausdruck und Ton des Volkes zu treffen und der Sprache wieder einen neuen, echt volkstümlichen Lebensgehalt zu geben, nur so die deutsche Bibel zu einem wirklichen Volksbuch seiner Zeit zu machen, was bei keiner andern Nation eine Übersetzung derselben erreicht hat. Nur was Leben hat, wirkt Leben. Nur so erklärt es sich, daß die neue Sprache immer weiter vordrang, in die Kirchen, Schulen, Gerichtsstuben, in die bessere Gesellschaft, in das Haus und in die Familie, als die allein berechtigte Sprache der Gebildeten und als Sprache der Literatur, und überall in Süd und Nord aus ihr die Dialekte verdrängt hat.

Diese Äußerungen lassen uns die sprachschöpferische Tätigkeit Luthers erkennen, die allein schon, ohne alle seine sonstigen Verdienste, seinen Namen unsterblich gemacht hätten. In tiefer Bewunderung erkannten schon seine Zeitgenossen seine Sprachgewalt an. So urteilt z. B. Erasmus Alberus 1536: „Lutherus hat die deutsche Sprache reformiert, und ist kein Schreiber auf Erden, der es ihm gleich tun kann.“ Und 1564 singt Johann Walther von ihm treffend und schön:

Die deutsche Sprach' nach rechter Art
 Hat er aufs neu' polieret,
 So klar, verständlich, rein und zart,
 Wie deutscher Sprach' gebühret.
 Was er durch Gottes Geist und Kraft
 Geschrieben und gelehret,
 Hat Wort und Satz, es trifft und haßt,
 Wer's liest oder höret.

Das Werk, in dem Luther seine volle Sprachmeisterschaft zeigte und das als die eigentliche Urkunde des Neuhochdeutschen zu betrachten ist, ist seine **Bibelübersetzung**. Da diese somit für deutsche Sprache und Literatur wichtiger geworden ist als irgendein anderes Werk, so verdient sie auch eine besondere Betrachtung.

Luther war nicht der erste, der die Bibel ins Deutsche übertrug. Vor ihm war eine deutsche Bibelübersetzung vorhanden, die in 17 Ausgaben verbreitet war. Aber diese Bibeln erwiesen sich aus einem doppelten Grunde als unzulänglich: sie waren aus der fehlerhaften Vulgata übersetzt und durch falsche Übersetzung noch fehlerhafter gemacht und waren zudem meist steif und unbeholfen im Ausdruck, ja oftmals ganz unverständlich. So war z. B. die Stelle Matth. 22, 42: „Quid vobis videtur de Christo?“ („Wie dünket euch um Christo?“) übersetzt durch: „Was ist euch gesehen von Christo?“ Ferner die Stelle Röm. 2, 11: „Non enim est acceptio personarum apud Deum“ („Es ist kein Ansehen der Person vor Gott“) durch: „Die empfangung der leibe ist nit bey got.“ Ferner die Stelle Ps. 78, 26: „et induxit virtute sua africanum“ („und erregte durch seine Stärke den Südwind“) durch: „vnd führt in Africam zu seiner Kraft“. (Vgl. auch die folgende Zusammenstellung von Psil. 2, 5—11, S. 69.) Namentlich bei den schwierigen Stellen war der Sinn oft völlig verdreht. Ersichtlich ist das z. B. aus der Stelle Röm. 3, 23: „Omnes peccaverunt et egent gloria Dei“ („Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten“), die übersetzt war durch: „Sy haben alle gesündet vnd bedorfften der glori gotz.“ Somit erwies sich für Luther, der von Verlangen glühte, das lautere Wort Gottes unter die Leute zu bringen, eine Neuübersetzung der Bibel einfach als eine Notwendigkeit. Er selbst machte sich an das

Riesenunternehmen, und Gott gab ihm die Kraft, es zu Ende zu führen. Luther begann die Arbeit 1521 auf der Wartburg mit der Übersetzung des Neuen Testaments, und 1534 lag das ganze Werk im Druck vor. Unablässig feiste und verbesserte Luther daran, gründete zu dem Zweck 1539 mit seinen gelehrten Freunden das Collegium Biblicum, und 1545 erschien die letzte Originalausgabe aus seiner Hand. Luther vermied die oben genannten Mängel früherer Übersetzungen dadurch, daß er bei seiner Übersetzung auf den Grundtext zurückging und so den ursprünglichen Sinn des Bibelwortes rein und unverfälscht wiedergab, und daß er sich einer klaren, einfachen, volkstümlichen, durchaus verständlichen Sprache bediente. Mit welchen Schwierigkeiten aber dieses Unternehmen verbunden war, zeigt Luther selbst in der nachfolgenden Schrift vom Dolmetschen. Erschwerte ihm schon der Mangel an allerlei philologischen Hilfsmitteln die Arbeit, so noch viel mehr der damalige Zustand der deutschen Sprache, der ihn nötigte, für den fremden Ausdruck, für den wir jetzt eine entsprechende deutsche Wendung gleichsam fertig vorfinden, erst eine zu suchen, nötigenfalls zu prägen. Galt es ihm doch, eine ebenso treue als freie Übersetzung zu liefern, das heißt, den Sinn des Originals ganz treu und doch in idiomatischem Deutsch wiederzugeben. Aber trotz dieser Schwierigkeiten gelang ihm die Arbeit vortrefflich. „Wie ist“, sagt Götze, „ein Buch der Welt so meisterhaft übertragen worden wie die Bibel von Luther. In ihr ruht die ganze, mächtige Fülle und Gefügigkeit unserer Sprache. Die einfache Kraft, die feierliche Größe, die lautere Klarheit und feste Sicherheit dieser Sprache ist niemals wieder erreicht worden.“ In der Tat, was die deutsche Sprache an Schönheit aufzuweisen hat, das findet sich in der Lutherbibel. Luther brachte eben darin nicht nur das innerste Wesen der deutschen Sprache zum Ausdruck — daher auch die erstaunlich wenigen Fremdwörter in dem umfangreichen

Buche —, sondern er übersehte auch in dichterischer Kraft. Kein Wunder also, daß Luthers Bibelübersetzung eine begeisterte Aufnahme fand, in Hütte und Palast gelesen wurde und — als geheimer Sprachmeister seiner Sprache überall Eingang verschaffte und sie zum Sieg über die Dialekte führte.

Aber auch Luthers sonstige ausgedehnte literarische Tätigkeit war der Verbreitung seiner Sprache förderlich. Groß wie als Übersetzer; war er auch groß als Schriftsteller, ja er muß für den Begründer unserer klassischen Prosa gehalten werden. Besonders von etwa 1535 an, wo er zur vollendeten Sprachmeisterschaft gelangt war, steht er als **deutscher Klassiker** einzig da. Zwar schrieb Luther, wenn er sich an Gelehrte wandte, Lateinisch; wo er aber zum Volk reden wollte, da bediente er sich seiner Muttersprache¹⁾ gemäß seinem Grundsatz: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen.“ Und für seine „lieben Deut-

schen“ ließ er seine Predigten, Bibelauslegungen, Katechismen, Lieder, Streit- und Flugschriften hinausgehen, die in unzähligen Exemplaren das gesamte Volk erreichten. Und alles, was er schrieb, war frisch, anschaulich, packend, alles der lebendigen Rede abgelauscht, der Denk- und Sprechweise des Volkes angepaßt und daher von einem Reiz, wie ihn kein deutscher Schriftsteller je wieder seiner Sprache zu verleihen vermocht hat.

So ist Luther, der gewaltigste Volksmann, der populärste Charakter, den Deutschland je besessen, wie selbst der Katholik Ignaz Döllinger zugestehen muß, der Begründer unserer neuhochdeutschen Sprache geworden. Vor seinem Sprachgenius mußte sich Freund und Feind beugen, von ihm haben alle späteren großen deutschen Dichter ihr Deutsch gelernt, und für alle Zeiten wird er der Lehrer im guten deutschen Ausdruck bleiben. (über Luther als Dichter siehe den folgenden Paragraphen.)

1) Bemerkenswert ist auch, daß Luther sich weigerte, seinen schönen „lauteren“ deutschen Namen nach der Sitte der damaligen Zeit zu latinisieren.

1. Aus dem Sendschreiben vom Dolmetschen.

(Dieser sowie die folgenden Texte nach R. Reubauers „Martin Luther“.)

Luther war wegen seiner Bibelübersetzung, besonders wegen der Wiedergabe von Röm. 3, 28 durch „allein durch den Glauben“, heftig angegriffen worden. Zu seiner Verteidigung veröffentlichte er 1530 die in Briefform an seinen Freund Wenzeslaus Link in Nürnberg gerichtete vorliegende Schrift, worin er die Grundsätze darlegt, von denen er sich bei seiner schweren Arbeit hatte leiten lassen. Nachdem er dargetan, daß er sich von den Papisten, deren keiner die Kunst des Übersetzens versteht, nicht meistern lassen wolle, fährt er fort:

Ich hab mich des geblissen im Dolmetschen, das ich rein und klar Deutsch geben möchte. Und ist uns wol oft begegnet, das wir 14 Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob erbeten wir also, M. Philipp, Aurogallus und ich, das wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen fundten fertigen. Lieber, nu

es verdeutschst und bereit ist, kanst ein jeder lesen und meistern; läuft einer iht mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stößt nicht ein mal an, wird aber nicht gewar, welche Waden¹⁾ und Klöße da gelegen sind, da er iht über hin gehet, wie über ein gehoselt Bret, da wir haben müßt schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Waden und Klöße aus dem Wege räumeten, auf das man künfte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten und den Acker zurichten, da wil niemand an. Es ist bei der Welt kein Dank zu verdienen; kan doch Gott selbst mit der Sonnen, ja mit Himel und Erden, noch mit seines eigen Sons Tod keinen Dank verdienen. Sie sei und bleibe Welt, des Teufels Namen, weil sie ja nicht anders wil.

1) große Feldsteine.

Also habe ich hie Röm. 3 fast wol gewußt, das im lateinischen und griechischen Text das Wort sola nicht stehet, und hätten mich solchs die Papisten nicht dürfen leren. War ist's, diese vier Buchstaben sola stehen nicht drinnen, welche Buchstaben die Eeselsköpfe ansehen, wie die Kue ein neue Thor; sehen aber nicht, das gleichwol die Meinung des Texts in sich hat, und wo mans wil klar und gewaltiglich verdeutschen, so gehöret es hinein. Denn ich habe deudsch, nicht lateinisch, noch griechisch reden wollen, da ich deudsch zu reden im Dolmetischen furgenommen hatte. Das ist aber die Art unser deudschen Sprache, wenn sich eine Rede begibt von zweien Dingen, der man eins bekennet und das ander verneinet, so braucht man des Worts solum „allein“ neben dem Wort „nicht“ oder „kein“; als, wenn man sagt: Der Bauer bringt allein Korn und kein Gelt; item: Ich hab wahrlich ikt nicht Gelt, sondern allein Korn. Ich hab allein gessen und noch nicht getrunken. Hastu allein geschrieben und nicht uberlesen? — und dergleichen unzüliche Weise in täglichem Brauch.

In diesen Reden allen, obs gleich die lateinische oder griechische Sprache nicht thut, so thuts doch die deudsche, und ist ihr Art, das sie das Wort „allein“ hinzu setzt, auf das das Wort „nicht“ oder „kein“ desto völliger und deutlicher sei. Denn wiewol ich auch sage: Der Baur bringt Korn und kein Gelt, so laut doch das Wort „kein Gelt“ nicht so völlig und deutlich, als wenn ich sage: Der Baur bringt allein Korn und kein Gelt; und hilft hie das Wort „allein“ dem Wort „kein“ so viel, das es ein völlige deudsche, klare Rede wird. Denn man mus nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprachen fragen, wie man sol deudsch reden, wie diese Esel thun, sondern man mus die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drümb fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetischen. So verstehen sie

es denn, und merken, das man deudsch mit ihn redet.

Als, wenn Christus spricht: Ex abundantia cordis os loquitur.²⁾ Wenn ich den Eseln sol folgen, die werden mir die Buchstaben furlegen und also dolmetischen: „Aus dem überflus des Herzen redet der Mund.“ Sage mir, ist das deudsch geredt? Welcher Deudscher verstehet solchs? Was ist überflus des Herzen fur ein Ding? Das kan kein Deudscher sagen, er wolte denn sagen, es seh, das einer allzu ein gros Herz habe, oder zu viel Herzens habe, wiewohl das auch noch nicht recht ist. Denn überflus des Herzen ist kein Deudsch, so wenig als das deudsch ist: überflus des Hauses, überflus des Racheofens, überflus der Bank. Sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Man: Was das Herz vol ist, des gehet der Mund über. Das heisst gut deudsch geredt, des ich mich geblissen und leider nicht allwege erreicht noch troffen habe; denn die lateinischen Buchstaben hindern aus der Massen seer, gut deudsch zu reden.

Also, wenn der Verrhäter Judas sagt Matthäi 26, 8: Ut quid perditio haec? und Marci 14, 4: Ut quid perditio ista unguenti facta est? Folge ich den Eselen und Buchstablisten, so mus ichs also verdeutschen: Warum ist diese Verlierung der Salben geschehen? Was ist aber das fur Deudsch? Welcher Deudscher redet also: Verlierung der Salben ist geschehen? Und wenn ers wol verstehet, so denkt er, die Salbe sei verloren, und müsse sie etwa wieder suchen, wiewol das auch noch tunkel und ungewis lautet. Wenn nu das gut deudsch ist, warum treten sie nicht herfur und machen uns ein solch fein, hübsch neu deudsch Testament, und lassen des Luthers Testament ligen? Ich meine, ja, sie solten ihre Kunst an den Tag bringen. Aber der deudsche Man redet also: Ut quid etc.: Was sol doch solcher Unrat³⁾? oder: Was sol doch solcher Schade? Item: Es ist schade umb die Salben. Das ist gut deudsch, daraus

2) Matth. 12, 34. — 3) Unrat = Verschwendung.

man verstehet, das Magdalene mit der verschüttten Salben sei unräthlich umgegangen und habe Schaden gethan; das war Judas Meinung, denn er gedacht bessern Rath damit zu schaffen.

Nem, da der Engel Mariam grüßet und spricht: „Gegrüßet seistu Maria vol Gnaden, der Herr mit dir.“⁴⁾ Wolan, so ist bisher schlecht den lateinischen Buchstaben nach verdeutscht; sage mir aber, ob solchs auch gut deutsch sei. Wo redet der deutsche Man also: Du bist vol Gnaden? Und welcher Deutscher verstehet, was gesagt sei „vol Gnaden“? Er mus denken an ein Faß vol Bier oder Beutel vol Geldes. Darumb hab ichs verdeutscht: „Du Goldselige“, damit doch ein Deutscher desto mehr hinzu könne denken, was der Engel meinet mit seinem Grus. Aber hie wollen die Papisten toll werden über mich, das ich den engelischen Grus verderbet habe. Wiewol ich dennoch damit noch nicht das beste Deutsch hab troffen. Und hätte ich das beste Deutsch hie sollen nemen, so hätte ich den Grus also verdeutschen müssen: „Gott grüße dich, du liebe Maria“; denn so viel der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er hätte wollen sie deutsch grüßen. Ich halt, sie solten sich wohl selbsts erkennen haben fur grosser Andacht zu der lieben Maria, das ich den Grus so zu nichte gemacht hätte.

Aber was frage ich darnach? sie toben oder rasen. Ich wil nicht wehren, das sie verdeutschen, wie sie wollen; ich wil aber auch verdeutschen, nicht wie sie wollen, sondern wie ich wil. Wer es nicht haben wil, der las mirs stehen und halt seine Meisterschaft bei sich, denn ich wil ihr wider sehen noch hören. Sie dürfen fur mein Dolmetschen nicht Antwort geben, noch Rechenschaft thun. Das hörestu wol. Ich wil sagen: du holdselige Maria, du liebe Maria, und lasse sie sagen: du vol Gnaden Maria. Wer Deutsch kan, der weiß wol, welch ein herzlich fein Wort das ist: Die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Keiser, der liebe Fürst, der liebe Man, das liebe

Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort „liebe“ auch so herzlich und gnugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden müge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne, wie es thut in unser Sprache.

Denn ich halte, S. Lucas, als ein Meister in hebräischer und griechischer Sprache, hab das hebräische Wort, so der Engel braucht, wollen mit dem griechischen *μεγαλιωμένη* treffen und deutlich geben; und denk mir, der Engel Gabriel habe mit Maria geredt, wie er mit Daniel redet,⁵⁾ und nennet ihn Hamudoth und Isch Hamudoth, vir desideriorum, das ist: du lieber Daniel; denn das ist Gabriels Weise zu reden, wie wir im Daniel sehen. Wenn ich nu den Buchstaben nach aus der Esel Kunst solt des Engels Wort verdeutschen, müste ich also sagen: Daniel, du Man der Begirungen, oder: Daniel, du Man der Lüfte. O, das wäre schön deutsch! Ein deutscher Man höret wol, das Lüfte oder Begirungen deutsche Worte sind, wiewol es nicht eitel reine deutsche Wort sind, sondern Lust und Begir wären wol besser; aber wenn sie so zusammen gefasset werden: du Man der Begirungen, so weiß kein Deutscher, was gesagt ist, denkt, das Daniel vielleicht vol böser Lüft stide. Das hiesse denn fein gedolmetschet. Darumb mus ich hie die Buchstaben faren lassen und forschen, wie der deutsche Man solches redet, welchs der hebräische Man Isch Hamudoth redet; so finde ich, das der deutsche Man also spricht: Du lieber Daniel, du liebe Maria, oder du holdselige Magd, du niedliche Jungfrau, du zartes Weib, und dergleichen. Denn wer dolmetschen wil, mus grossen Vorrat von Worten haben, das er die Mal könne haben, wo eins an allen Orten nicht lauten wil.

Und was sol ich viel und lange sagen von Dolmetschen? Solt ich aller meiner Wort Ursachen und Gedanken anzeigen, ich müste wol ein Jar dran zu schreiben haben. Was Dolmetschen fur Kunst, Mühe und Erbeit sei, das hab ich wol erfahren; darumb wil ich keinen Papstesel,

4) Luth. 1, 28.

5) Dan. 10, 11.

noch Maulefel, die nichts versucht haben, hierin zum Richter oder Tadelser leiden. Wer mein Dolmetschen nicht wil, der laß es anstehen; der Teufel dank ihm, wers ungerne hat oder on mein Willen und Wissen meistert. Solz gemeistert werden, so wil ichs selber thun. Wo ichs selber nicht thue, da lasse man mir mein Dolmetschen mit Frieden, und mache ein jeglicher, was er wil für sich selbst, und habe ihm ein gut Jar.

Das kan ich mit gutem Gewissen zeugen, das ich meine höchste Treue und Bleis drinnen erzeigt, und nie kein falsche Gedanken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen, noch gesucht, noch damit gewonnen. So hab ich meine Ehre drinnen nicht gemeinet, das weiß Gott mein Herr; sondern habz zu Dienst gethan den lieben Christen, und zu Ehren einem, der droben sitzt, der mir alle Stunde so viel Guts thut, das, wenn ich tausent mal so viel und bleissig dolmetscht, dennoch nicht eine Stunde verdienet hätte zu leben, oder ein gesund Auge zu haben. Es ist alles seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es ist seines theuren Bluts und sauren Schweisses; drumb solz auch, ob Gott wil, alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. Lästern mich die Suedeler und Bapstefel, wolan, so loben mich die fromen Christen samt ihrem Herrn Christo; und bin allzu reichlich belohnet, wo mich nur ein einiger Christ für einen treuen Erbeiter erkennet. Ich frage nach Bapstefeln nichts, sie sind nicht werd, das sie meine Arbeit sollen erkennen; und solt mir im Grund meins Herzen leid sein, das sie mich lobeten. Ihr Lästern ist mein höchster Mhum und Ehre. Ich

wil doch ein Doctor, ja auch ein außblindiger Doctor sein, und sie sollen mir den Namen nicht nemen, bis an den jüngsten Tag, das weiß ich fürwar.

Doch hab ich widerumb nicht allzu frei die Buchstaben lassen faren, sondern mit groffen Sorgen samt meinen Gehülfsen darauf gesehen, das, wo etwa an einem Wort gelegen ist, hab ichs nach den Buchstaben behalten und bin nicht so frei davon gangen. Als, Joh. 6, 27, da Christus spricht: „Diesen hat Gott der Vater versiegelt“; da wäre wol besser Deudsich gewest: Diesen hat Gott der Vater gezeichnet, oder: Diesen meiner Gott der Vater. Aber ich habe ehe wollen der deudschen Sprache abbrechen, denn von dem Wort weichen. Ach, es ist Dolmetschen ja nicht eines jeglichen Kunst, wie die tolln Heiligen meinen. Es gehöret dazu ein recht frum, treu, bleissig, furchtsam, christlich, geleret, erfahren, geübet Herz. Darumb halt ich, das kein falscher Christ noch Nottengeist treulich dolmetschen könne, wie das wol scheint in den Propheten zu Worms⁶⁾ verdeudschet, darin doch warlich grosser Bleiz geschehen und meinem Deudschen fast nachgangen ist; aber es sind Jüden dabei gewest, die Christo nicht grosse Hulde erzeigt haben; sonst wäre Kunst und Bleiz gnug da.

Das sei vom Dolmetschen und Art der Sprachen gesagt. —

Er Cremo octava Septembris 1530.

Martinus Luther

eur guter Freund.

⁶⁾ Gemeint ist eine 1527 zu Worms erschienene Verdeutschung der Propheten von den wiedertäuferischen Theologen Heber und Dent.

2. Vergleichende Zusammenstellung der Übersetzungen von Phil. 2, 5—11.

Vulgata.

Hoc enim sentite in vobis, quod et in Christo Jesu. Qui cum in forma Dei esset, non rapinam arbitratus est esse se aequalem Deo. Sed semetipsum exinanivit, formam servi accipiens, in similitudinem hominum factus, et habitu inventus ut homo. Humiliavit

Erste vorlutherische hochdeutsche Bibel vom Jahre 1466, durch Joh. Mentelin gedruckt zu Strassburg.

Wann dis entphint in euch: das auch in ihesu cristo. Wie das er was in dem bilde gotz er massit nit den raube wesenit sich geleich got: wann er verüppigt sich selber er nam an sich das bilde des knechts er ist gemacht in die geleichsam der mann;

semetipsum, factus obediens usque ad mortem, mortem autem crucis. Propter quod et Deus exaltavit illum; et donavit illi nomen, quod est super omne nomen: Ut in nomine Jesu omne genu flectatur, caelestium, terrestrium, et infernorum, et omnis lingua confiteatur, quia Dominus Jesus Christus in gloria est Dei Patris.

Hochdeutsche Uebersetzung der Bibel, gedruckt 1483
zu Nürnberg.

Aber daz empfindt in euch, das auch in Christo ihesu. Wie wol er was in dez bild gotz, er gedacht, das er got gleich were. Aber er hat sich selb vernichtet und nam an sich das bild des knechts, und ward gemacht in die gleichnuß der menschen und ist funden in der wandlung als ein mensch. Er demütigt sich selber und ist worden gehorsam got dem vater unß in den tod, aber unß in den tod des kreuzes. Darumb got erhöhet in, und gab im einen namen, der da ist über all namen. Das in dem namen ihesu Christi wurd geneigt alles knie, der himelischen, und der irdischen, und der hellischen, und ein ieglich zunge bekente, das der herr ihesus Christus ist, in der glori gotz des vaters.

und ist funden in der wandlung als ein man. er gedemütiigt sich selber er ist gemacht gehorsam got dem vatter unß an den tod: wann unß an den tode des kreuzes. Dorumb gott erhöch in. und gab im einen namen der da ist über ein ieglichen namen: das in dem namen ihesu cristi würd genaigt alles knie der himelischen und der irdischen und der hellischen: und ein ieglich zunge begehete das der herre ihesus cristus ist in der wunniglich gotz des vatters.

Luthers Uebersetzung vom Jahre 1545.

Ein jeglicher sei gesinnet, wie Ihesus Christus auch war. Welcher, ob er wol in göttlicher gestalt war, hielt ers nicht für einen raub, Gotte gleich sein. Sondern außert sich selbst, und nam Knechts-gestalt an, ward gleich wie ein ander Mensch, und an geberden als ein Mensch erfunden. Ernidriget sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum tode am Creuz. Darumb hat in auch Gott erhöhet und hat im einen Namen gegeben, der über alle namen ist. Das in dem namen Ihesu sich beugen sollen alle der knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind, und alle Zungen bekennen sollen, das Ihesus Christus der Herr sei, zur ehre Gottes des Vaters.

3. Aus der Schrift: An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.

Zu Luthers Zeit lag das Schulwesen sehr danieder. Von vornherein erkannte er die Notwendigkeit einer Reform in dieser Hinsicht, wenn der Kirche und dem weltlichen Regiment gedient sein sollte, und arbeitete mit allem Eifer darauf hin. Epochemachend war die 1524 verfaßte vorliegende Schrift, durch die er der Begründer des deutschen Schulwesens wurde.

An die Bürgermeister und Rathern aller- lei Städte in deutschen Landen.

Martinus Luther.

Gnad und Frid von Gott unserm Vater und Herrn Ihesu Christo. Fürsichtigen, weisen, lieben Herrn! Wiewol

ich, nu wol drei Jar verbannt und in die Acht gethan, hätte sollen schweigen, wo ich Menschengepot mehr denn Gott gescheuet hätt, wie denn auch viel in deutschen Landen, beide gros und klein, mein Reden und Schreiben aus derselben Sach noch imer verfolgen und viel Bluts drüber vergießen; aber weil mir Gott den Mund aufgethan hat und mich heißen reden, dazu so kräftiglich bei mir stehet und meine Sache on meinen Rat und That so viel stärker macht und weiter ausbreitt, so viel sie mehr toben, und sich gleich stellet, als lache und spotte er ihres Tobens, wie der ander Psalm sagt: darumb will ich reden und nicht schweigen.

weil ich lebe, bis das Christus Gerechtheit ausbreche wie ein Glanz und sein heilbertige Gnad wie ein Lampe anzündet werde. Und bitte nu euch alle, meine lieben Herrn und Gründe, wölltet dise meine Schrift und Ermanung fründlich annemen und zu Herzen fassen. Denn, ich sei gleich an mir selber, wie ich sei, so kan ich doch fur Gott mit rechtem Gewissen rhümen, das ich darinnen nicht das Meine suche, wilchs ich viel bas möcht mit stille schweigen überfomen; sondern meine es von Herzen treulich mit euch und ganzem deutschen Land, dahin mich Gott berordnet hat, es gläube oder gläube nicht, wer do will.

Aufs erst, erfahren wir ietzt in deutschen Landen durch und durch, wie man allenthalben die Schulen zergehen läßt. Die hohen Schulen werden schwach, Klöster nemen ab, und will solichs Gras dürrer werden, und die Blume fällt dahin, wie Isaias sagt, weil der Geist Gottis durch sein Wort drein webet und scheint so heis drauf durch das Evangelion. Denn nu durch das Wort Gottis kund wird, wie solch Wesen unchristlich und nur auf den Bauch gericht sei. Ja, weil der fleischliche Hause sihet, das sie ihr Söne, Töchter und Freunde nicht mehr sollen oder mügen in Klöster und Stift verstopfen und aus dem Hause und Gut weisen, und auf fremde Güter setzen, will niemand meher lassen Kinder leren noch studiern. Ja, sagen sie, was soll man lernen lassen, so nit Pfaffen, Mönich und Nonnen werden sollen? Man lasz sie so mehr leren, damit sie sich ernähen.

Was aber solche Leut fur Andacht und im Sinn haben, zeuget gnugsam solch ihr eigen Bekenntnus. Denn, wo sie hätten nicht allein den Bauch und zeitliche Nahrung für ihre Kinder gesucht in Klöstern und Stiften oder im geistlichen Stand, und wäre ihr Ernst geweest, der Kinder Heil und Seligkeit zu suchen, so würden sie nicht so die Hände ablassen und hinfallen und sagen: „Soll der geistliche Stand nichts sein, so wöllen wir auch das Leren lassen anstehen und nichts dazu thun“; sondern würden also sagen:

„Ist war, wie das Evangelion leret, das solcher Stand unsern Kindern färllich ist, ach Lieber, so leret uns doch eine ander Weise, die Gott gefällig und unsern Kindern seliglich sei. Denn wir wöllten ja gerne unsern lieben Kindern nicht allein den Bauch, sondern auch die Seel versorgen.“ Das werden freilich rechte christliche, treue Eltern von solchen Sachen reden. Das aber der böse Teufel sich also zur Sache stellet und gibet solchs ein den fleischlichen Weltherzen, die Kinder und das junge Volk so zu verlassan, ist nit Wunder, und wer wils ihn verdenken? Er ist ein Fürst und Gott der Welt. Wie sollt er das zugehen oder anregen, das man jung Volk recht aufzihe? Ja, ein Narre wäre er, das er in seinem Reich sollt das lassen und helfen aufrichten, dadurch es aufs allerstündt müste zu Boden gehen, wie denn geschähe, wo er das niedliche Bislin, die liebe Jugent, verlöre und leiden müßt, das sie mit seiner Koste und Güter erhalten würden zu Gottis Dienst. Wo ihm soll ein Schaden geschehen, der da recht beisse, der muß durchs junge Volk geschehen, das in Gottis Erkenntnis aufwächst und Gottis Wort ausbreitet und ander leret.

Niemand, niemand gläubt, wilch ein schädlichs, teufelisch Farnemen das sei, und gehet doch so still daher, das niemand merkt. Man furcht sich fur Türken und Kriegen und Wassern; denn da verstehet man, was Schaden und Trumen sei; aber was hie der Teufel im Sinn hat, sihet niemand, furcht auch niemand, gehet still herein. So doch hie billich wäre, das, wo man einen Gulben gäbe wider die Türken zu streiten, wenn sie uns gleich auf dem Halße lägen, hie hundert Gulden geben würden, ob man gleich nur einen Knaben kund damit auferziehen, das ein rechter Christenman würde.

Verhalben bitt ich euch alle, meine lieben Herrn und Freunde, umb Gottis willen und der armen Jugent willen, wölet dise Sach nicht so geringe achten, wie viel thun. Denn es ist ein ernste, grosse Sache, da Christo und aller Welt

viel an ligt, das wir dem jungen Volk helfen und raten. Damit ist denn auch uns und allen geholfen und geraten. Lieben Herrn, mus man jählich so viel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzähligen Stücke mehr, damit eine Stad zeitlich Friede und Gemach habe: warumb sollt man nicht viel mehr doch auch so viel wenden an die dürftige, arme Jugend, das man einen geschickten Man oder zween hielte zu Schulmeistern? Auch soll sich ein jeglicher Burger selbst das lassen bewegen: hat er bisher so viel Gelds und Guts an Ablass, Messen, Vigilien, Stifter, Testament, Zartagen, Bettelmünchen, Bruderschaften, Walfarten und was des Geschwürms mehr ist, verlieren müssen, und nu hinfurt von Gottis Gnaden solches Raubens und Gebens los ist, wöllt doch Gott zu Dank und zu Ehren hinfurt desselben ein Teil zur Schulen geben, die armen Kinder aufzuziehen, das so herzlich wol angelegt ist. — So laßt nu dis die erste Ursach sein, alle lieben Herrn und Freunde, die euch bewegen soll, das wir hirin dem Teufel widerstehen, als dem allerjählichsten heimlichen Feinde.

Die ander, das, wie S. Paulus sagt 2 Cor. 6, wir die Gnade Gottis nicht vergeblich empfangen und die selige Zeit nicht versäumen. Denn Gott der Allmächtige hat fürwar uns Deutschen ietzt gnädiglich daheimen gesucht und ein recht gülden Jar ausgerichtet. Da haben wir ietzt die feinsten gelertisten junge Gesellen und Männer, mit Sprachen und aller Kunst geziert, welche so wol Nuß schaffen köndten, wo man ihr brauchen wöllt, das junge Volk zu leren. Ist nicht fur Augen, das man ietzt einen Knaben kan in dreien Jaren zurechten, das er in seinem funfzehenden oder achtzehenden Jar mehr kan, denn bisher alle hohen Schulen und Klöster gefund haben? Ja, was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Efel, Alß und Blöck werden? Zwenzig, vierzig Jar hat einer gelernt und hat noch wider latiniß noch deutsch geußt. Ich schweige das schändlich, lästerlich Leben, darinnen die edle Jugend so jämmerlich verderbt ist.

War ists, ehe ich wöllt, das hohe Schulen und Klöster blieben so, wie sie bisher gewesen sind, das kein ander Weise zu leren und leben sollt für die Jugend gebraucht werden, wöllt ich ehe, das kein Knabe nimer nichts lernte und stum wäre. Denn es ist mein ernste Meinung, Bitt und Begirde, das dise Gselställe und Teufelschulen entweder in Abgrund versünken oder zu christlichen Schulen verwandelt werden. Aber nu uns Gott so reichlich begnadet und solicher Leut die Menge geben hat, die das junge Volk sein leren und zihen mügen: warlich, so ist Not, das wir die Gnad Gottis nicht in Wind schlagen und lassen ihn nicht umbsonst anklopfen. Er stehet fur der Thür: wol uns, so wir ihm aufstun. Er grüßet uns: selig, der ihm antwortet. Versehen wirs, das er furüber gehet, wer will ihn wider hosen?

Laßt uns unsern vorigen Jamer ansehen und die Finsternis, darinnen wir gewest seind. Ich acht, das deutsch Land noch nie so viel von Gottis Wort gehört habe, als icht. Man spürt je nichts in der Historien davon. Lassen wirs denn so hingehen on Dank und Ehre, so ists zu besorgen, wir werden noch greulichere Finsternis und Plage leiden. Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt fur der Thür ist; samlet ein, weil es scheinet und gut Wetter ist; braucht Gottis Gnaden und Wort, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottis Wort und Gnade ist ein farenader Plazregen, der nicht widerkommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewest; aber hin ist hin, sie haben nu nichts. Paulus bracht ihn in Griechenland; hin ist auch hin, nu haben sie den Türken. Rom und latiniß Land hat ihn auch gehabt; hin ist hin, sie haben nu den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben: drumb greif zu und halt zu, wer greifen und halten kan; faule Hände müssen ein böses Jar haben.

Die dritte (Ursach) ist wol die allerschöbist, nämlich Gottis Gebot, der durch Mose so oft treibt und fodert, die Eltern

sollen die Kinder lernen. Und warum leben wir Alten anders, denn das wir des jungen Volks warten, lernen und aufziehen? Es ist je nicht möglich, das sich das tolle Volk sollt selbsts lernen und halten. Darumb hat sie uns Gott befohlen, die wir alt und erfahren sind, was ihn gut ist, und wird gar schwerlich Rechnung von uns für dieselben fordern. Wiemol es Sünde und Schande ist, das es dahin mit uns komen ist, das wir allererst reizen und uns reizen sollen lassen, unsere Kinder und junges Volk zu ziehen und ihr Bestes denken, so doch dasselb uns die Natur selbsts sollt treiben. Es ist kein unvernünftig Thier, das seiner Jungen nicht wartet und leret, was ihn gepürt, on der Straus, da Gott von sagt Job 39, das „er gegen seine Jungen so hart ist, als wären sie nicht sein, und lässt seine Eier auf der Erden liegen“. Und was hülfes, das wir sonst alles hätten und thäten und wären gleich eitel Heiligen, so wir das unterwegen lassen, darumb wir allermeist leben, nämlich des jungen Volks pflegen?

Ja, sprichstu, solchs alles ist den Eltern gesagt, was gehet das die Rathern und Oberkeit an? Ist recht geredt. Ja, wie? wenn die Eltern aber solchs nicht thun? Wer solls denn thun? Solls drum nachbleiben und die Kinder versäumen? Wo will sich da die Oberkeit und Rat entschuldigen, das ihnen solchs nicht sollt gepüren?

Das es von den Eltern nicht geschieht, hat mancherlei Ursach. Aufs erst sind etliche auch nicht so frum und redlich, das sie es thäten, ob sie es gleich künden, sondern wie die Strausse härten sie sich auch gegen ihre Jungen. Aufs ander, so ist der gröffest Haufe der Eltern leider ungeschickt dazu und nicht weis, wie man Kinder ziehen und lernen soll. Denn sie nichts selbsts gelernt haben, on den Vauß versorgen; und gehören sonderliche Leut dazu, die Kinder wol und recht lernen und ziehen sollen. Aufs dritte, ob gleich die Eltern geschickt wären und wollten gerne selbsts thun, so haben sie für andern Geschäften und Haushalten wider Zeit noch Raum dazu, also das die Not zwinget,

gemeine Zuchtmeister für die Kinder zu halten; es wollte denn ein jeglicher für sich selbsts einen eigen halten. Aber das würde dem gemeinen Man zu schwere, und würde abermal manch sein Knabe umb Armuts willen veräußet. Dazu, so sterben viel Eltern und lassen Weisen hinter sich, und wie dieselben durch Zermunden versorgt werden, ob uns die Erziehung zu wenig wäre, sollt uns das wol zeigen, das sich Gott selbsts der Weisen Vater nennet, als dere, die von jederman sonst verlassen sind.

Darumb wills hie dem Rat und der Oberkeit gepüren, die allergröffesten Sorge und Fleis außs junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehr, Leib und Leben ihn zu treuer Hand befohlen ist, so thäten sie nicht redlich für Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeien und Besserung nicht suchten mit allem Vermögen Tag und Nacht. Nu ligt einer Stadt Gedeien nicht alleine darin, das man grosse Schätze samle, feste Mauren, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnisch zeuge. Ja, wo des viel ist und tolle Narren drüber komen, ist so viel desto ärger und desto gröffer Schade der selben Stadt. Sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichst Gedeien, Heil und Kraft, das sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbar, wol gezoener Bürger hat; die künden darnach wol Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen.

Wie hat die Stadt Roma than, die ihre Knaben also lies ziehen, das sie inwendig funfzehn, achtzehn, zwenzig Jaren außs ausbündigt künden Lateinisch und Griechisch und allerlei freie Künste (wie man sie nennet), darnach flugs in den Krieg und Regiment; da wurden wichtige, vernünftige und treffliche Leute aus, mit allerlei Kunst und Erfahrung geschickt, das, wenn man iht alle Bischöfe und alle Pfaffen und Mönche in deutschem Lande auf einen Haufen schmelzet, sollt man nicht so viel finden, als man da wol in einem römischen Kriegsknecht fand. Darumb gieng auch ihr Ding von staten; da fand man Leute,

die zu allerlei tüchtig und geschickt waren. Also hats die Not allezeit erzwungen und erhalten in aller Welt, auch bei den Heiden, das man Zuchtmeister und Schulmeister hat müssen haben, so man anders etwas Redlichs hat wollen aus ein Volk machen. Daher ist auch das Wort „Zuchtmeister“ in St. Paulo Gal. 3, 24 als aus dem gemeinen Brauch menschlichs Lebens genommen, da er spricht: „Das Geseze ist unser Zuchtmeister gewesen.“

Weil denn eine Stadt soll und mus Leute haben, und allenthalben der grössie Gebreche, Mangel und Klage ist, das an Leuten feile, so mus man nicht harren, bis sie selbst wachsen; man wird sie auch wider aus Steinen hauen noch aus Holz schnitzen; so wird Gott nicht Wunder thun, so lange man der Sachen durch ander feine dargelhane Güter geraten kan. Darumb müssen wir dazu thun und Mühe und Kost dran wenden, sie selbst erziehen und machen. Denn wes ist die Schuld, das es izt in allen Städten so dünne sihet von geschickten Leuten, on der Oberkeit, die das junge Volk hat lassen aufwachsen, wie das Holz im Wald wächset, und nicht zugesehen, wie mans lere und zühe? Darumb its auch so unördig gewachsen, das zu keinem Bau, sondern nur ein unnütz Gehäcke und nur zum Feuertwerf tüchtig ist.

Es mus doch weltlich Regiment bleiben. Soll man denn zulassen, das eitel Rülzen und Knebel regiren, so mans wol bessern kan? Wenn man gleich den höchsten Fleis furwendet, das man eitel feine gelernte, geschickte Leut erzöge, zu regiren, es würde dennoch Mühe und Sorge gnug haben, das es wol zugienge. Wie sollt es denn zugehen, wenn man da gar nichts zu thut?

Ja, sprichstu abermal, ob man gleich sollt und müste Schulen haben, was ist uns aber nütze, lateinisch, griechisch und hebräisch Zungen und andere freie Künste zu leren? Künden wir doch wol deutsch die Bibel und Gottis Wort leren, die uns gnugsam ist zur Seligkeit? Antwort: Ja, ich weis leider wol, das wir Deutschen müssen imer Bestien und tolle Thier

sein und bleiben, wie uns denn die umbligende Länder nennen, und wir auch wol verdienen. Mich wundert aber, warumb wir nicht auch einmal sagen: Was sollen uns Seiden, Wein, Würze und der fremden ausländischen Ware, so wir doch selbst Wein, Korn, Wolle, Flach, Holz und Stein in deutschen Landen, nicht allein die Zülle haben zur Nahrung, sondern auch die Kür und Wal zu Ehren und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns on Schaden, ja grösser Schmuck, Nutz, Ehre und Frumen sind, beide zur heiligen Schrift zu verstehen und weltlich Regiment zu füren, wollen wir verachten; und der ausländischen Ware, die uns wider not noch nütze sind, dazu uns schinden bis auf den Grat, der wollen wir nicht geraten? Heissen das nicht billich deutsche Narren und Bestien?

Zwar, wenn kein anderer Nutz an den Sprachen wäre, sollt doch uns das billich erfreuen und anzünden, das es so ein edle, feine Gabe Gottis ist, damit uns Deutschen Gott izt so reichlich, fast über alle Länder, heimsucht und begnadet. Man sihet nicht viel, das der Teufel die selben hätte lassen durch die hohen Schulen und Klöster aufkomen. Ja, sie haben allzeit aufs höhest dawider getobet, und auch noch toben. Denn der Teufel rock den Vraton wol: wo die Sprachen herfurkamen, würde sein Reich ein Sach gewinnen, das er nicht künde leicht wider zustopfen. Weil er nu nicht hat mügen iveren, das sie herfurkamen, denket er doch sie nu also schmal zu halten, das sie von ihn selbst wider sollen vergehen und fallen. Es ist ihm nicht ein lieber Gast damit ins Haus komen. Drumb will er ihn auch also speissen, das er nicht lange solle bleiben. Disen bösen Tuck des Teufels sehen unser gar wenig, lieben Herren.

Darumb, lieben Deutschen, laßt uns hie die Augen aufthun, Gott danken fur das edel Kleinod und fest brob halten, das uns nicht wider entzuckt werde, und der Teufel nicht seinen Mutwillen blüffe. Denn das können wir nicht leufen, das, wiewol das Evangelion allein durch den heiligen Geist ist komen und täglich komt,

so iſts doch durch Mittel der Sprachen kommen und hat auch dadurch zugenommen, muſ auch dadurch behalten werden. Denn gleich, als da Gott durch die Apoſtel wolte in alle Welt das Evangelion laſſen kommen, gab er die Zungen dazu. Und hatte auch zuvor durch der Römer Regiment die griechiſche und lateiniſche Sprach ſo weit in alle Land ausgebreitet, auf das ſein Evangelion je bald fern und weit Frucht brächte. Alſo hat er ikt auch gethan. Niemand hat gewuſt, warumb Gott die Sprachen herfur lies kommen, biß das man nu allererſt ſihet, das es umb des Evangelio willen geſchehen iſt, wilchs er hernach hat wollen offnbarn und dadurch des Endchriſti Regiment aufdecken und zerſtören. Darumb hat er auch Griechen- land dem Türken geben, auf das die Griechen, verjagt und zerſtreuet, die griechiſche Sprach ausbrächten und ein Anfang würden, auch andere Sprachen mit zu lernen.

So lieb nu als uns das Evangelion iſt, ſo hart laßt uns über den Sprachen halten. Und laßt uns das geſagt ſein, das wir das Evangelion nicht wol werden erhalten on die Sprachen. Die Sprachen ſind die Scheiden, darin diß Meſſer des Geiſts ſticht; ſie ſind der Schrein, darinnen man diß Kleinod trägt; ſie ſind das Gefäß, darinnen man diſen Trank faſſet; ſie ſind die Remnot, darinnen diſe Speiſe ligt; und, wie das Evangelion ſelbs zeigt, ſie ſind die Körbe, darinnen man diſe Brot und Fiſche und Brocken behält. Ja, wo wirs verſehen, das wir (da Gott fur ſei) die Sprachen faren laſſen, ſo werden wir nicht allein das Evangelion verlieren, ſondern wird auch endlich dahin geraten, das wir wider lateiniſch noch deutſch recht reden oder ſchreiben können. Des laßt uns das elend greulich Exempel zur Be- weiſung und Warnung nemen in den hohen Schulen und Klöſtern, darinnen man nicht allein das Evangelion berlernt, ſondern auch lateiniſche und deutſche Sprache verderbet hat, das die elenden Leut ſchier zu lauter Beſtien worden ſind, wider deutſch noch lateiniſch recht reden oder ſchreiben können und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben.

Es iſt gewis, wo nicht die Sprachen bleiben, da muſ zuletzt das Evangelion unter- gehen. Wilchs uns alleine ſollt gnugsam bewegen, die ſelben mit Fleiß und Ehren zu ſuchen und nicht zu verachten.

Ja, ſprichſtu, es ſind viel Väter ſelig worden, haben auchgeleret on Sprachen. Das iſt war. Wo rechenſtu aber auch das hin, das ſie ſo oft in der Schrift geſeilt haben? Wie oft ſeilet St. Auguſtinus¹⁾ im Pfalter und andern Auslegung ſowol als Hilarius,²⁾ ja auch alle, die on die Sprachen ſich der Schrift haben unterwunden auszulegen? Und ob ſie gleich etwa recht geredt haben, ſind ſie doch der Sachen nicht gewiß geweſen, ob das ſelb recht an dem Ort ſtehe, da ſie es hin deuten. Auch die heiligen Väter oft geſeilt, und weil ſie der Sprachen unweiſſend geweſen, ſind ſie gar ſelten eines; der färet ſonſt, der färet ſo.

Darumb iſt das auch ein toll Zürnemen geweſen, das man die Schrift hat wollen lernen durch der Väter Auslegen und viel Bücher und Gloſſen Leſen. Man ſollt ſich dafür auf die Sprachen geben haben. Denn die lieben Väter, weil ſie on Sprachen geweſen ſind, haben ſie zuweilen mit vielen Worten an einem Spruch gearbeitet und dennoch nur kaum hinnach gomet, und halb geraten, halb geſeilet. So läuſeſtu dem ſelben nach mit viel Mühe, und kündtiſt dieweil durch die Sprachen demſelben viel baß ſelbs raten denn der, dem du folgeſt. Denn wie die Sonne gegen dem Schatten iſt, ſo iſt die Sprache gegen aller Väter Gloſſen.

Daher gehöret auch, das S. Paulus 1 Cor. 14 will, das in der Chriſtenheit ſoll das Urtheil ſein über allerlei Vere, dazu aller Dinge von Nöten iſt, die Sprache zu wiſſen. Soll man denn urtheilen, ſo muſ Kunſt der Sprachen da ſein, ſonſt iſts verloren. Darumb, obwol der Glaube und das Evangelion durch ſchlechte Prediger mag on Sprachen predigt werden, ſo gehet es doch ſaul und ſchwach, und man wird zuletzt müde und

1) St. Auguſtinus, der bedeutendſte Kirchenbater des Abendlandes, geſtorben als Biſchof zu Hippo Regius 430.

2) Hilarius, geſtorben 366 als Biſchof von Pictavium (Poitiers).

überdrüssig und fället zu Boden. Aber wo die Sprachen sind, da gehet es frisch und stark, und wird die Schrift durchtrieben, und findet sich der Glaube immer neu durch andere und aber andere Wort und Werk.

Es soll uns auch nicht irren, das etliche sich des Geists rühmen und die Schrift geringe achten, etliche auch, wie die Brüder Waldenses, die Sprachen nicht nützlich achten. Aber, lieber Freund, Geist hin, Geist her. Ich bin auch im Geist gewesen und habe auch Geist gesehen (wenns je gelten soll von eigenem Fleisch rühmen), vielleicht mehr, denn eben die selbigen noch im Jar sehen werden, wie fast sie auch sich rühmen. Auch hat mein Geist sich etwas beweiset, so doch ihrer Geist im Winkel gar still ist und nicht viel mehr thut, denn seinen Ruhm aufwirft. Das weiß ich aber wol, wie fast der Geist alles alleine thut; wäre ich doch allen Büschen zu ferne geweest,³⁾ wo mir nicht die Sprachen geholfen und mich der Schrift sicher und gewis gemacht hätten. Ich hätte auch wol haben kund frum sein und in der Stille recht predigen; aber den Papst und die Sophisten mit dem ganzen Endechristlichen Regiment würde ich wol haben lassen sein, was sie sind. Der Teufel achtet meinen Geist nicht so fast, als meine Sprache und Feder in der Schrift. Denn mein Geist nimt ihm nichts denn mich allein; aber die heiligen Schrift und Sprachen machen ihm die Welt zu enge und thut ihm Schaden in seinem Reich.

Nu das sei gesagt von Nutz und Not der Sprachen und christlichen Schulen für das geistlich Wesen und zur Seelen Heil. Nu laßt uns auch den Leib furnemen, und sehen: ob schon kein Seel noch Himmels oder Hölle wäre, und sollten alleine das zeitlich Regiment ansehen nach der Welt, ob das selbst nicht dürfte viel mehr guter Schulen und gelehrter Leute denn das geistliche. Denn bisher sich des selben die Sophisten so gar nichts haben angenommen und die Schulen so gar auf den geistlichen Stand gerichtet,

das gleich eine Schande gewesen ist, so ein Gelehrter ist ehlich worden, und hat müssen hören sagen: Siehe, der wird weltlich und will nicht geistlich werden; gerade als wäre allein ihr geistlicher Stand Gott angenehm, und der weltliche (wie sie ihn nennen) gar des Teufels und unchristlich.

Nu hie ist nicht Not zu sagen, wie das weltlich Regiment ein göttlich Ordnung und Stand ist, davon ich sonst so viel gesagt hab, das ich hoffe, es zweifel niemand dran; sondern ist zu handelen, wie man feine, geschickte Leute drein kriegt. Und hie bieten uns die Heiden ein grossen Trost und Schmach an, die vor Zeiten, sonderlich die Römer und Griechen, gar nichts gewußt haben, ob solicher Stand Gott gefiele oder nicht, und haben doch mit solichem Ernst und Fleiß die jungen Knaben und Weidlin lassen lernen und aufzieln, das sie dazu geschickt wurden, das ich mich unser Christen schämen mus, wenn ich dran denke, und sonderlich unser Deutschen, die wir so gar Stöck und Thier sind und sagen thürren: Ja, was sollen die Schulen, so man nicht soll geistlich werden? Die wir doch wissen, oder je wissen sollen, wie ein nötiges und nützes Ding es ist, und Gott so angenehm, wo ein Fürst, Herr, Ratman oder was regirn soll, gelehrt und geschickt ist, den selben Stand christlich zu führen.

Wenn nu gleich (wie ich gesagt habe) keine Seele wäre, und man der Schulen und Sprachen gar nichts dürfte um der Schrift und Gottis willen: so wäre doch allein diese Ursach gnugsam, die allerbesten Schulen beide für Knaben und Weidlin an allen Orten aufzurichten, das die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf feiner, geschickter Männer und Frauen; das die Männer wol regirn künden Land und Leute, die Frauen wol zihen und halten künden Haus, Kinder und Gesinde. Nu, soliche Männer müssen aus Knaben werden, und soliche Frauen müssen aus Weidlin werden. Darumb ist's zu thun, das man Knäblin und Weidlin dazu recht lere und aufzihe. Nu hab ich droben gesagt: der gemein Man thut hie nichts zu, kans

3) Die bei Luther beliebte Wendung: „allen Büschen fern sein“ bedeutet: einer Schwierigkeit nicht gewachsen sein.

auch nicht, wills auch nicht, weiß auch nicht; Fürsten und Herrn solltens thun; aber sie haben aufm Schlitten zu faren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen, und sind beladen mit hohen mercklichen Geschäften des Kellers, der Küchen und der Kamer. Und obs etliche gern thäten, müssen sie die andern scheuen, das sie nicht für Narren oder Reker gehalten werden. Darumb wills euch, lieben Rathern, alleine in der Hand bleiben; ihr habt auch Raum und Zug dazu, besser denn Fürsten und Herrn.

Ja, sprichstu, ein jeglicher mag seine Töchter und Söne wol selber leren oder je zihen mit Zucht. Antwort: Ja, man sihet wol, wie sichs leret und zeucht. Und wenn die Zucht aufs höhest getrieben wird und wol gerät, so komts nicht ferner, denn das ein wenig ein eingezwungen und ehrbar Gebärde da ist; sonst bleibens gleichwol eitel Holzböcke, die wider hiebon noch davon wissen zu sagen, niemand wider raten noch helfen können. Wo man sie aber leret und zöge in Schulen oder sonst, da gelerete und züchtige Meister und Meisterinn wären, die da die Sprachen und andere Künst und Historien lereten, da würden sie hören die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es diser Stadt, disem Reiche, disem Fürsten, disem Man, disem Weibe gangen wäre, und kündten also in kurzer Zeit gleich der ganzen Welt von Anbeginn Wesen, Leben, Rat und Anschläge, Gelingen und Ungelingen fur sich fassen, wie in ein Spigel, daraus sie denn ihren Sinn schicken und sich in der Welt Lauf richten kündten mit Gottisfurcht, dazu witzig und klug werden aus den selben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in disem äußerlichen Leben, und andern auch darnach raten und regirn. Die Zucht aber, die man daheime on solche Schulen furnimt, die will uns weise machen durch eigen Erfahrung. Ehe das geschicht, so sind wir hundertmal todt und haben unser Leben lang alles unbedächtig gehandelt; denn zu eigener Erfahrung gehört viel Zeit.

Weil denn das junge Volk mus leeren und springen, oder je was zu schaffen

haben, da es Lust innen hat, und ihm darin nicht zu iveren ist, auch nicht gut wäre, das mans allen iveret: warumb sollt man denn ihm nicht solche Schulen zurichten und solche Kunst furlegen? Sintemal es icht von Gottis Gnaden alles also zugericht ist, das die Kinder mit Lust und Spiel leren kündten, es seien Sprachen oder ander Künst oder Historien. Und ist icht nicht mehr die Helle und das Fegfeuer unser Schulen, da wir innen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus,⁴⁾ da wir doch nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer. Nimt man so viel Zeit und Mühe, das man die Kinder spielen auf Karten, singen und tanzen leret, warumb nimt man nicht auch so viel Zeit, das man sie lesen und ander Künst leret, weil sie jung und müßig, geschickt und lustig dazu sind. Ich rede fur mich: Wenn ich Kinder hätte und vermöchts, sie müßten mir nicht alleine die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musika mit der ganzen Mathematika lernen. Denn was ist dis alles, denn eitel Kinderspiel, darinnen die Griechen ihre Kinder vor Zeiten zogen, dadurch doch wundergeschickte Leute aus worden, zu allerlei hernach tüchtig? Ja, wie leid ist mirs icht, das ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mich auch dieselben niemand gelernt hat. Habe dafür müß lesen des Teufels Dreck, die Philosophos und Sophisten, mit großer Kost, Arbeit und Schaden, das ich gnug habe dran aufzufehen.

So sprichstu: Ja, wer kan seiner Kinder so emperen und alle zu Junkern ziehen? Sie müssen im Hause der Arbeit warten usw. Antwort: Ist doch auch nicht meine Meinung, das man solche Schulen anrichte, wie sie bisher gewesen sind, da ein Knabe zwenzig oder dreißig Jar hat über dem Donat und Alexander⁵⁾

4) Gemeint ist die unmenschlich grausame Methode bei den Deklinations- und Konjugationsübungen.

5) Lateinische Grammatiken. Aelius Donatus schrieb seine lateinische Sprachlehre um 355, Alexander de Villa Dei um 1220. Diese war in Versen verfaßt und war im 16. Jahrhundert ziemlich allgemein im Gebrauch.

gelernt und dennoch nichts gelernt. Es ist ikt ein ander Welt, und gehet anders zu. Mein Meinung ist, das man die Knaben des Tags eine Stund oder zwo lasse zu solcher Schule gehen und nichts deste weniger die ander Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen und wozu man sie haben will, das beides mit einander gehe, weil das Volk jung ist und gewarten kan. Bringen sie doch sonst wol zehn mal so viel Zeit zu mit K ulichen schieffen, Ball spielen, Laufen und Rammeln. Also kan ein Weidlin ja so viel Zeit haben, das sie des Tages eine Stunde zur Schule gehe und dennoch seins Geschäfts im Hause wol warte; verschl fts und vertanzet und verspielet es doch wol mehr Zeit. Es feilet allein daran, das man nicht Lust noch Ernst dazu hat, das junge Volk zu zihen, noch der Welt helfen und raten mit feinen Leuten. Der Teufel hat viel lieber grobe Bl che und unnütze Leut, das den Menschen ja nicht zu wol gehe auf Erden.

Wilde aber der Ausbund darunter wären, der man sich verhofft, das geschickte Leut sollen werden zu Lerer und Lerein, zu Prediger und andern geistlichen Aemptern, die soll man deste mehr und länger dabei lassen oder ganz dafelbs zu verordnen.

Darumb es hohe Not ist, nicht alleine der jungen Leut halben, sondern auch beider unser St nde, geistlich und weltlich, zurhalten, das man in diser Sachen mit Ernst und in der Zeit dazu thu, auf das wirs nicht hinten nach, wenn wirs versäumet haben, villeicht müssen lassen, ob wirs denn gerne thun wollten und umbsonst den Keuling uns mit Schaden beißen lassen ewiglich.

Darumb, lieben Herren, laßt euch das Werk anligen, das Gott so hoch von euch fodert, das euer Ampt schuldig ist, das der Jugend so not ist, und des wider Welt noch Geist emperen kan. Wir sind leider lang gnug im Finsternis verfaulet und verdorben; wir sind allzu lange gnug deutsche Bestien gewesen. Laßt uns einmal auch der Vernunft brauchen, das Gott merke die Dankbarkeit seiner Güter, und ander Lande sehen, das wir auch

Menschen und Leute sind, die etwas N tzlichs entweder von ihn lernen oder sie leren k ndten, damit auch durch uns die Welt gebessert werde. Ich habe das Meine gethan. Ich wollt je deutschem Lande gerne geraten und geholfen haben, ob mich gleich etlich darüber werden verachten und solchen treuen Rat in Wind schlagen und bessers wissen wollen; das mus ich geschehen lassen. Ich weis wol, das andere k ndten besser haben ausgericht; auch, weil sie schweigen, richt ichs aus, so gut als ichs kan. Es ist je besser dazu gered, wie ungeschickt es auch sei, denn aller Dinge davon geschweigen. Und bin der Hoffnung, Gott werde je euer etliche erwecken, das mein treuer Rat nicht gar in die Aschen falle, und werden ansehen nicht den, der es redt, sondern die Sach selbst bewegen und sich bewegen lassen.

Am lekten ist auch das wol zu bedenken allen denjenigen, so Lieb und Lust haben, das solche Schulen und Sprachen in deutschen Landen aufgericht und erhalten werden, das man Fleis und Koste nicht spare, gute Libraren oder B cherh user, sonderlich in den groffen Städten, die solichs wol vermögen, zu verschaffen. Denn so das Evangelion und allerlei Kunst soll bleiben, mus es je in Bücher und Schrift verfasst und angebunden sein. Und das nicht alleine darumb, das diejenigen, so uns geistlich und weltlich f rstehen sollen, zu Lesen und studirn haben, sondern das auch die guten Bücher behalten und nicht verloren werden samt der Kunst und Sprachen, so wir ikt von Gottis Gnaden haben.

Aber mein Rat ist nicht, das man on Unterschied allerlei Bücher zu Kauf raffe, und nicht mehr gedanke denn nur auf die Menge und Haufen Bücher. Ich wollt die Wal drunter haben, das nicht not sei aller Juristen Comment, aller Theologen Sententiarum und aller Philosophen Qu stiones und aller Mönche Sermones zu samlen. Ja, ich wollt solchen Mist ganz ausschossen und mit rechtlichaffenen Büchern meine Librarei versorgen und gelerte Leut darüber zu Rat nemen.

Erstlich sollt die heilige Schrift beide auf lateinisch, griechisch, hebräisch und deutsch, und ob sie noch in mehr Sprachen wäre, drinnen sein. Darnach die besten Ausleger und die ältisten, beide griechisch, hebräisch und lateinisch, wo ich sie finden kinde. Darnach solche Bücher, die zu den Sprachen zu lernen dienen, als die Poeten und Oratores, nicht angesehen, ob sie Heiden oder Christen wären, griechisch oder lateinisch; denn aus solchen mus man die Grammatika lernen. Darnach sollten sein die Bücher von den freien Künsten, und sonst von allen andern Künsten. Zuletzt auch Bücher der Recht und Erzeußeibücher, wiewol auch hie unter den Commenten einer guten Wal not ist.

Mit den fürnemsten aber sollten sein die Chroniken und Historien, waferslei Sprachen man haben kinde; denn die selben wundernüz sind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regiren, ja auch Gottis Wunder und Werk zu sehen. O wie manche feine Geschichte und Sprüche sollt man izt haben, die in deutschen Landen geschehen und gangen sind, der wir izt gar keins wissen. Das macht, niemand ist da gewesen, der sie beschreiben oder, ob sie schon beschrieben geweest wären, niemand die Bücher gehalten hat; darumb man auch von uns Deutschen nichts weiß in andern Landen, und müssen aller Welt die deutschen Bestien heißen, die nichts mehr künden, denn kriegen und fressen und saufen. Aber die Griechischen und Lateinischen, ja auch die Hebräischen haben ihr Ding so gnau und fleißig beschrieben, das, wo auch ein Weib oder Kind etwas Sonderlicks gethan oder geredt hat, das mus alle Welt lesen und wissen. Dieweil sind wir Deutschen noch imer Deutschen und wollen Deutsche bleiben.

Weil uns denn izt Gott so gnädiglich beraten hat mit aller Fülle, beide der

Kunst, gelehrter Leute und Bücher, so ist Zeit, das wir ernten und einschneiden das Beste, das wir künden, und Schätze sammeln, damit wir etwas behalten auf das Zukünftige von disen gülden Jaren, und nicht diese reiche Ernte versäumen. Denn es zu besorgen ist, und izt schon wieder anfähet, das man imer neu und ander Bücher macht, das zuletzt dahin come, das durch des Teufels Werk die guten Bücher, so izt durch den Druck herfurbracht sind, widerumb unterdrückt werden, und die losen, heillosen Bücher von unnützen und tollsen Dingen wider einreissen und alle Winkel füllen.

Derhalben bit ich euch, meine lieben Herrn, wöllet dise meine Treue und Fleiß bei euch lassen Frucht schaffen. Und ob etlich wären, die mich zu geringe dafur hielten, das sie meins Rats sollten leben oder mich als den Verdamten von den Tyrannen verachten: die wolten doch das ansehen, das ich nicht das Meine, sondern allein des ganzen deutschen Lands Glück und Heil suche. Und ob ich schon ein Narr wäre und träre doch was Guts, sollts je keinem Weisen ein Schande dünken, mir zu folgen. Und ob ich gleich ein Türke und Heide wäre, so man doch sihet, das nicht mir daraus kan der Nutz komen, sondern den Christen, sollen sie doch billich meinen Dienst nicht verachten. Es hat wol ehemals ein Narr das zu geraten, denn ein ganzer Rat der Klugen. Mose musste sich von Kethro leren lassen.

Hiermit befihl ich euch alle Gottis Gnaden. Der wöllet eur Herzen erweichen und anzünden, das sie sich der armen, elenden, verlassenen Jugent mit Ernst annemen und durch göttliche Hilfe ihn raten und helfen zu seligem und christlichem Regiment deutsches Lands, an Leib und Seel mit aller Fülle und Ueberflus, zu Lob und Ehren Gott dem Vater durch Jesum Christum unsern Heiland. Amen.

4. Etliche Briefe Luthers.

An seine Tischgesellen in Wittenberg.

Koburg, 28. April 1530.

Während des Reichstages zu Augsburg hatte der fürsorgliche Kurfürst Johann,

während er selber auf den Reichstag gezogen war, Luther, über dem die Reichsacht schwebte, Schloß Koburg als schützenden Aufenthaltsort angewiesen. Luther bewohnte auf der Feste ein hochgelegenes

Haus, mit dem Blick auf eine kleine Waldung, die zu jeder Tageszeit von dem Geschwirr und Geschrei der Krähen, Dohlen und Raben widerhallte. Ihr Gerümmel und Gebaren zu beobachten, machte ihm eine helle Freude, und mehrfach erwähnt er sie in seinen Briefen aus Koburg, „dem Reiche der Dohlen“. Launig vergleicht er in dem hier mitgetheilten Briefe ihre Versammlung mit einem Reichstage, auf den er nun doch gekommen sei, und deutet die schwarze räuberische Gesellschaft der Dohlen auf die Papisten. Der Brief, „eine der besten Proben seines poetischen Humors“, ist an seine Tischgesellen in Wittenberg gerichtet.

Gnade und Friede in Christo, lieben Herrn und Freunde! Ich hab euer aller Schreiben empfangen, und wie es allenthalben zusetzet, vernomen. Auf das ihr widerumb vernemet, wie es hie zusetzet, füge ich euch zu wissen, das wir, nämlich ich, Magister Veit und Cyriacus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg zihen; wir sind aber sonst wol auf einen andern Reichstag komen.

Es ist ein Rubet¹⁾ gleich für unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dolen und Kräen einen Reichstag hingelegt. Da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht one Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll. Da secht Jung und Alt durch einander, das mich wunderet, wie Stim und Odem so lang währen möge. Und möchte gern wissen, ob auch solches Adels und reissigen Zeugs auch etliche noch bei euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt hieher versamlet.

Ich hab ihren Keiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwängen der Adel und grossen Hansen iner für unsern Augen, nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz, und alle gleich grauaugig, singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Grossen und Kleinen. Sie achten auch nicht der grossen Palast und Saal, denn ihr Saal ist gewelbet mit dem schönen weiten Himmel; ihr Bodem ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen; so sind die Wände so weit als der

Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Garnisch, sie haben gefiderte Räder, damit sie auch den Büchsen empfehlen und ein Zorn entzünden können. Es sind grosse mächtige Herren; was sie aber beschliessen, weis ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernomen, haben sie für einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gersten, Hasern, Malz und allerlei Korn und Getraidig; und wird mancher Ritter hie werden und grosse Thaten thun.

Also sitzen wir hie im Reichstag, hören und sehen zu mit grosser Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herrn samt andern Ständen des Reichs so frölich singen und wolleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwängen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen,²⁾ das sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, das sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet wären.

Ich halt aber, es sei nichts anders denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben. Die mus ich alle auf ein Hausen also für mir haben, auf das ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie seer nützlich Volk es ist, alles zu verzeren, was auf Erden, und dafür setzen für die lange Weil. — Heute haben wir die erste Nachtigal gehöret; denn sie hat dem April nicht wollen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregenet, one gestern ein wenig. Bei euch wirds vileicht anders sein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wol Haus. Aus dem Reichstag der Malztürken, XXVIII. Aprilis. Anno M. D. XXX.

Martinus Luther. D.

An Wolfgang Sieberger.

1534.

Luthers Diener Wolfgang Sieberger hatte sich bei Wittenberg einen Vogelherd angelegt, was Luther mißbilligte und ihm in launiger Weise verwies, indem er eine Klageschrift der Amseln, Finken, Drosseln und „anderer frommen Vögel“ gegen ihn

1) lat. rubetum = Gebüsch, Gehölz.

2) Die Waffen senken zum Angriff.

auffegte und ihm in ihrem Namen überreichte. Der Brief zeugt von Luthers launigem Humor und dem gemüthlichen Verhältniss zu seinen Leuten.

Unserm günstigen Herrn, Doctori Martino Luther, Prediger zu Wittenberg.

Wir Drosseln, Amseln, Finken, Gänssling, Stigtlitzen samt andren fromen erbarn Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen Euer Liebe zu wissen, wie wir gläublich berichtet werden, das einer, genant Wolfgang Sibenberger, Euer Diener, sich unterstanden habe einer grossen frevelnlicher Turst¹⁾ und etliche alte verdorbene Reze aus grossem Zorn und Haß über uns teuer gekauft, damit einen Finkenherd anzurichten; und nicht allein unsern lieben Freunden und Finken, sondern auch uns allen die Freiheit, zu fliehen in der Luft und auf Erden Körnlin zu lesen, von Gott uns gegeben, zu weren furnimmet, dazu uns nach unserm Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihm gar nichts verschuldet, noch solche ernstliche und geschwinde Turst umb ihn verdienet. Weil denn das alles, wie ihr selbst könt bedenken, uns armen freien Vögeln (so zuvor weder Scheune noch Häuser noch etwas drinnen haben) eine fährliche und grosse Beschwerung, ist an Euch unser demüthige und freundliche Bitte, ihr wollet Euern Diener von solcher Turst weisen, oder wo das nicht sein kan, doch ihn dahin halten, das er uns des Abends zuvor sträue Körner auf den Herd, und morgens fur acht Uhr nicht aufstehe und auf den Herd gehe; so wollen wir denn unsern Zug über Wittenberg hin nemen. Wird er das nicht thun, sondern uns also frevelnlich nach unserm Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, das er ihm steuere, und er des Tages auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken an, unser Stat fabe und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen, Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und den freien Flug uns nicht wehre. Worumb gebraucht er solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperling, Schwalben, Elstern, Dolen, Raben, Mäuse

und Ratten, welche Euch doch viel Leids thun, stelen und rauben, und auch aus den Häusern Korn, Hafern, Malz, Gersten usw. enttragen, welchs wir nicht thun, sondern allein das kleine Bröckelin und einzeln verfallen Körnlin suchen. Wir stellen solche unsere Sache auf rechtmässige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart wird nachgestellt. Wir hoffen aber zu Gott, weil unser Bruder und Freunde so viel diesen Herbst fur ihme bleiben und ihm entschlohen sind, wir wollen auch seinen losen und faulen Reizen, so wir gestern gesehen, entschlichen. Gegeben in unserm himlischen Sitz unter den Bäumen, unter unserm gewöhnlichen Sigel und Federn.

An seine Hausfrau.

25. Januar 1546.

Luther war am 23. Januar 1546 nach Eisleben gereist, um dort Streitigkeiten zwischen den Grafen Mansfeld schlichten zu helfen, und hatte seine drei Söhne mitgenommen. Unterewegs, in Halle, wo sie am 25. morgens anlangten, waren sie durch eine Überschwemmung der Saale und durch Eisgang drei Tage festgehalten worden. Diesen Aufenthalt ihrer Reise meldet Luther seiner Frau in launiger Weise.

Meiner freundlichen, lieben Rätchen
Lutherin zu Wittenberg zu Handen.

Gnad und Friede im Herrn! Liebe Rätchel Wir sind heute umb acht Uhr zu Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren: denn es begegnete uns eine grosse Wiedertäuferin mit Wasserwogen und grossen Eischollen, die das Land bedeckete; die dräucte uns mit der Wiedertaufe. So konten wir auch nicht wieder zurück kommen von wegen der Mulda, musten also zu Halla zwischen den Wassern stille liegen. Nicht das uns darnach durstete zu trinken, sondern namen gut Torgisch Bier und guten Rheinischen Wein darfür; damit labeten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saala wolte wieder auszünnen. Dann weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben, und Gott versuchen. Dann der Teufel ist uns gram, und wohnet im Wasser; und ist

1) Redheit, Verwegenheit.

besser verwahret denn beklaget, und ist ohne Noth, das wir dem Papst samt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen solten. Ich hätte nicht gemeinet, das die Saala eine solche Tod machen könnte, das sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte. Izo nicht mehr dann: betet für

uns und seid fromm. Ich halte, wärestu hie gewesen, so hättestu uns auch also zu thun gerathen: so hätten wir deinem Rathe auch einmal gefolget.

Hiermit Gott befohlen! Amen. Zu Halla am 6. Paulus Befehrungstage Anno 1546. Martinus Luther D.

5. Der XLVI. Psalm.

Deus noster refugium et virtus etc.

Nach der ersten erhaltenen, im Jahre 1530 von dem Kapellmeister Johann Walther besorgten Niederschrift.

1. Ein feste burgh ist vnser got,
ein gute wehr vnd waffen.
Er hilff vns frey aus aller not,
die vns ist hat betroffen.

Der alt böse feindt
mit ernst ers ist meint,
gros macht vnd viel list
sein grausam rüstung ist,
auf erd ist nicht seins gleichen.

2. Mit vnser macht ist nichts gethan,
wir sind gar bald verloren,
es streit für vns der rechte man
den got hat selbst erkoren.

Fragestu, wer der ist?
Er heist Ihesus Christ,
der HERR Gebaoth,
vnd ist kein ander got,
das selb mus er behalten.

3. Vnd wen die welt vol teufel wer
vnd wolt vns gar verschlingen,
so furchten wir vns nicht so sehr,
es sol vns doch gelingen.

der fürst dieser welt,
wie saur er sich stelt,
thut er vns doch nicht,
das macht, er ist gericht,
ein wörtlein kan in fellen.

4. Das wort sie sollen lassen stan
vnd kein danc dazu haben;
er ist bey vns wol auf dem plan
mit seinem geist vnd gaben.

Nemen sie den leib,
gut, ehr, kind vnd weib,
las faren dahin,
sie habens kein gewin,
das reich mus vns doch bleiben.

§ 15. Das evangelisch-lutherische Kirchenlied.

Das evangelisch-lutherische Kirchenlied, dieser herrliche Zweig der deutschen poetischen Literatur, ist ein Erzeugnis der Reformation. Wohl hatte es schon vorher deutsche geistliche Lieder gegeben, doch wurden sie nicht in den Kirchen gesungen, denn seit Gregor dem Großen gab es in der römischen Kirche keinen Gemeindegesang mehr. Ursache war die im Gottesdienst gebräuchliche lateinische Sprache sowie die scharfe Scheidung des Laienstandes vom Klerus, der in seiner herrschenden Stellung die Kirche nicht zur Volkskirche werden ließ, in der das Volk mit jenem sich eins fühlte in der Glaubensgemeinschaft in Christo. Jahr-

hundertlang beschränkte sich daher die Beteiligung des Volkes an den gottesdienstlichen Handlungen auf das bloße Kyrie eleison, und wo endlich ein deutsches Lied erschallte, da war es nur geduldet.

Mit der Reformation, die die christliche Freiheit und das Priestertum aller Gläubigen verkündete, wurden dem geknechteten Christenvolk seine Rechte wiedererstattet. Die Scheidewand zwischen Klerus und Laien fiel, die hierarchisch bevormundete Kirche wurde eine Volksgemeinde. Die Folge davon war, daß Luther, der große Reformator, gemäß dem Willen des Herrn, daß

die ganze Gemeinde Gott lobsingend soll, allenthalben den Gemeindegesang einführte und ihn zu einem wesentlichen Bestandteil des lutherischen Gottesdienstes machte. Da jedoch keine brauchbaren Lieder vorhanden waren, so entschied sich Luther zu einer höchst bedeutungsvollen Tat — er trat als Dichter auf, und mit sicherem Griff erfaßte er des Kirchenliedes Eigenart: ebenso wahrhaft christlich als echt volkstümlich sollte es sein, um seinen Zweck zu erreichen. Und diesen Charakter trägt denn auch das Lied der Reformationszeit. Ganz objektiv, ohne den Ausdruck persönlicher Gemütsstimmung, singt es in laiver, herzlicher, fecker Weise die großen Taten des Heils. In ihm bekennt die ganze Kirche ihren Glauben, preist ihren Gott für seine seligmachende Gnade, freut sich seiner liebevollen Gemeinschaft, trotz allen ihren Feinden. Meisterhafte Melodien sicherten den Liedern eine um so größere Beliebtheit.

Luther schuf 37 Lieder, teils freie Übersetzungen lateinischer Hymnen, z. B. Wir glauben all' an einen Gott, teils Überarbeitungen deutscher Originallieder, z. B. Gott sei gelobet und gebenedeiet, teils Bearbeitungen von Bibelfstellen, z. B. Es wollt' uns Gott genädig sein (Ps. 67), teils selbständige Lieder, z. B. Nun freut euch, liebe Christen g'mein. Alle vertragen seine außerordentliche Sprachgewalt, sind kernig und kraftvoll. Metrische Härten sind aus der damaligen Weise der Silbenzählung zu erklären, und bewunderungswürdig ist, daß Luthers Sprachgefühl doch fast stets das Richtige zu treffen wußte. An fast jedes Lied knüpfen sich historische Erinnerungen. Unter den Klängen von „Ein' feste Burg“, dem gewaltigen Schlachtgesang der gesamten protestantischen Kirche, gingen die Salzburger Emigranten in die Verbannung, ging Gustav Adolf in die Schlacht bei Breitenfeld. Mit dem Lied „Ach Gott vom Himmel, sieh darein“ vertrieben die Braunschweiger einen päpstlichen Prediger von der Kanzel usw.

Auf Luthers Anregung traten nun auch andere poetisch begabte Männer als Kirchenlieddichter auf und schufen unvergängliche Perlen des Gemeindegesangs. Genannt seien beispielsweise folgende Dichter mit den bekanntesten ihrer Lieder:

Paul Speratus, der Reformator Preuzens (gest. 1554): Es ist das Heil uns kommen her, ein Lied, das mit Recht ein Wegbereiter der Reformation genannt wird. Es hat Magdeburg, Waiblingen, Heidelberg fürs Luthertum gewonnen;

Nik. Decius, erst Mönch, dann später Prediger in Stettin (gest. 1529?): Allein Gott in der Höh' sei Ehr' (nach dem alten hymnus angelicus: Gloria in excelsis Deo, et in terra pax, hominibus bonae voluntatis), und O Lamm Gottes unschuldig (Bearbeitung des alten Hymnus: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis);

Paul Eber, Professor und Superintendent zu Wittenberg (gest. 1569): Wenn wir in höchsten Nöten sein; Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott;

Lazarus Spengler, Ratschreiber in Nürnberg (gest. 1534): Durch Adams Fall ist ganz verderbt;

Joh. Gramann, Speratus' Mitarbeiter bei der Einführung der Reformation in Preußen, Prediger in Königsberg (gest. 1541): Nun lob', mein' Seel', den Herren;

Nik. Hermann, Kantor in Joachimsthal (gest. 1561): Lobt Gott, ihr Christen allzugleich; Himunter ist der Sonnenschein;

Michael Weiße, deutscher Prediger in Böhmen (gest. 1540), Übersetzer und Bearbeiter böhmischer Hussitenlieder: Nun laßt uns den Leib begraben; Gottes Sohn ist kommen.

Einer etwas späteren Zeit gehören an:

Barth. Ringwald, Prediger in der Mark Brandenburg (gest. 1599): Es ist gewißlich an der Zeit (Bearbeitung des erschütternden Requiems von Thomas de Celano: Dies irae, dies illa);

Nik. Selnecker, Hofprediger in Dresden, zuletzt nach vielen Verfolgungen

während der kalvinistischen Streitigkeiten Superintendent in Leipzig (gest. 1592):
Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ;

Martin Schalling, von den Calvinisten aus seinem Amte in Amberg vertrieben, dann Prediger in Nürnberg (gest. 1608):
Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr;

Phil. Nicolai, zuletzt Prediger in Hamburg (gest. 1608): Wie schön leuchtet der Morgenstern, Wachet auf! ruft uns die Stimme, beide gedichtet 1598 zu Anna in Weiskalen zur Zeit einer schrecklichen Pest, die binnen kurzem 1400 Menschen dahinraffte;

Val. Herberger, Prediger zu Graustadt in Polen (gest. 1627): Valet will ich dir geben, gedichtet 1613 in stündlicher Todesgefahr während der Pest, die jahrelang in seiner Gemeinde wütete.

Der von Luther angeschlagene Ton klang auch im 17. Jahrhundert weiter und entfaltet sich jetzt zu immer reicheren Harmonien. Die furchtbare Not und Drangsal des Dreißigjährigen Krieges zeitigte insonderheit jene unvergänglichen Kreuz- und Trostlieder, in denen das zerschlagene Herz in Jesu Hilfe und Erquickung suchte. Nach und nach nehmen die Lieder jetzt einen mehr subjektiven Charakter an. Es ist nicht mehr die Kirche, die durch die Dichter singt; nicht das allgemeine, sondern das besondere christliche Bewußtsein kommt zur Darstellung. An der Schwelle dieser neuen Richtung steht Paul Gerhardt, von dessen Liedern Wadernagel sagt: „Gerhardts Lieder spiegeln den Übergangscharakter seiner Zeit ab, wo neben dem christlichen Gemeindebewußtsein das persönliche Gefühlsleben, die subjektive Richtung, anfang, sich geltend zu machen, so daß man ihn für den letzten und zugleich vollendetsten der streng kirchlichen Dichter ansehen, ihn aber auch die Reihe derjenigen Dichter eröffnen lassen kann, in deren Liedern Preis und Anbetung des geoffenbarten Gottes zurücktreten vor dem Ausdruck der Empfindungen, die sich der Seele im Anschauen ihres Verhältnisses zu Gott, dem sich offen-

barenden Heil, bemächtigen.“ — Äußerlich gewinnen die Lieder, den früheren gegenüber, durch den mächtigen Einfluß der durch Martin Opiz (S. 96) gehobenen weltlichen Poesie an Korrektheit der Sprache und fließendem, gefälligem Versbau. Zugleich tritt an Stelle der früheren körnigen Kürze eine gewisse Breite.

Die hervorragendsten Dichter dieser Periode sind:

Joh. Heermann, nach einer ununterbrochenen Kette von Leiden jeder Art gestorben als Pastor zu Cöben 1647, Dichter von 400 Liedern, z. B. Herzlichster Jesu, was hast du verbrochen; Rett', o Herr Jesu, rett' dein' Ehr'; Wo soll ich fliehen hin; O Gott, du frommer Gott; Zion klagt mit Angst und Schmerzen;

Matth. Meyfart, Professor in Erfurt (gest. 1642): Jerusalem, du hochgebaute Stadt;

Martin Rindart, Pastor zu Eilenburg in Sachsen (gest. 1649): Nun danket alle Gott (gedichtet 1630 [?]) für die Hausandacht, später zum deutschen Ledeum geworden), gesungen von dem preussischen Heer nach dem Sieg bei Leuthen, 5. Dezember 1757 (vgl. S. 347);

Josua Stegmann, Superintendent zu Rinteln (gest. 1632): Ach bleib mit deiner Gnade;

Justus Gesenius, Superintendent in Hannover (gest. 1671): Wenn meine Sünd' mich kränken;

Joh. Rist, Prediger in Wedel im Holsteinschen, gekrönter Poet und Herzoglich-Mecklenburgischer Kirchenrat, 1653 vom Kaiser Ferdinand III. geadelt (gest. 1667): Auf, auf, ihr Reichsgenossen; O Traurigkeit, o Herzeleid; Werde munter, mein Gemüte;

der schon oben erwähnte **Paul Gerhardt**, der größte geistliche Dichter der evangelisch-lutherischen Kirche nach Luther, seit 1656 Diaconus in Berlin, 1666 abgesetzt, weil er sich dem Edikt des Großen Kurfürsten, alles Polemisieren auf der Kanzel zu lassen, gewissenshalber nicht fügen konnte, gestorben als Archidiaconus

in Lübben 1676. Seine 120 Kirchenlieder, gleich ausgezeichnet durch herrlichen Inhalt wie durch schöne Form, gehören zu den kostbarsten Kleinoden unseres Kirchengesanges, z. B. Ein Lämm-



Paul Gerhardt.

lein geht und trägt die Schuld; O Haupt voll Blut und Wunden; Nun ruhen alle Wälder; Befiehl du deine Wege; Nun danket all' und bringet Ehr' u. a.;

Georg Neumark, Bibliothekar zu Weimar, gestorben als Herzoglicher Archiv-

sekretär 1681: Wer nur den lieben Gott läßt walten;

Samuel Rodigast, Rektor in Berlin (gest. 1708): Was Gott tut, das ist wohlgetan;

Joachim Neander, reformierter Prediger in Bremen (gest. 1680): Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren;

Johann Frank, nach Paul Gerhardt der größte Dichter dieser Zeit; gestorben als Bürgermeister zu Guben in der Niederlausitz 1677. Von seinen 110 Liedern seien genannt: Schmücke dich, o liebe Seele; Jesu, meine Freude.

Außer den Genannten verdienten noch viele andere Sänger dieser Periode Erwähnung; auch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte unter dem Einfluß des Pietismus noch manche herrliche Gabe; wir nennen nur: Lobe den Herren, o meine Seele, von Dan. Herrenschildt, Professor in Halle (gest. 1723); Eins ist not, von Heinr. Schröder, Pastor im Magdeburgischen (gest. 1728); Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, von Christoph Dehler, Konrektor in Nürnberg (gest. 1722); Seelenbräutigam, Jesu, Gottes Lamm, von Adam Drese (gest. 1701); doch möge das Obige genügen, um den außerordentlichen Reichtum der lutherischen Kirche an geistlichen Liedern kennen zu lernen.

§ 16. Hans Sachs.

Hans Sachs wurde 1494 zu Nürnberg geboren, besuchte die Lateinschule, lernte das Schusterhandwerk und wurde zu gleicher Zeit von dem Leineweber Lienhard Nunnenbeck im Meistergesang unterwiesen. Nach fünfjähriger Wanderschaft durch Deutschland ließ er sich 1516 in seiner Vaterstadt als Schuhmachermeister nieder und starb 1576. — Sachs ist der fruchtbarste Dichter der Reformationszeit. Außerordentlich belesen in der Bibel, der Kirchen- und Weltgeschichte, der griechischen, römischen und zeitgenössischen Literatur, in Sagen und Märchen, dazu ein trefflicher Menschenkenner mit scharfem Blick für die

Schwächen und Vorzüge der einzelnen Stände, dichtete der fleißige, begabte Mann „über alles“, ohne freilich in eigener Erfindung Hervorragendes zu leisten. Vornehmlich Meisterländler, widmete er sich jedoch allen möglichen Dichtungsarten. Seinen Ruhm begründete er durch seine von köstlichem Humor übersprudelnden Schwänke und durch seine Dramen, die sich von den Fastnachtsspielen früherer Zeit sehr vorteilhaft unterscheiden, jedoch nicht nach dem Kunstmaßstab jetziger Zeit beurteilt werden dürfen. Er war ein treuer Patriot und ein eifriger Förderer der Reformation. Immer wieder sprach er es in seinen Dichtungen aus, daß er

der Welt nützlich sein, vor allem aber Gottes Ruhm und Ehre fördern wolle.

Von seinen Zeitgenossen hochgeehrt, war er im 17. Jahrhundert vergessen, bis er durch Goethe wieder zu Ehren gebracht wurde. („In Frohschaff all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt.“) Hans Sachs gab schon 1567 die Gesamtzahl seiner Werke auf 6048 an, darunter 208 „fröliche Comedi, traurige Tragedi, auch kurzweilige Spil“, 1700 Schwänke und Gespräche, Fabeln, Sprüche, geistliche Lieder usw.



Hans Sachs.

1. Die Wittembergisch Nachtigall, die man iez höret überall.

(Gefürzt.)

Wach auf, es nahent gen dem Tag!
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunigliche Nachtigall.
Ir Stim durchklinget Berg und Tal.
5 Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag get auf von Orient,
Die rotbrünstige¹⁾ Morgenröt
Her durch die trüben Wolken get,
Daraus die lichte Sonn tut blicken.
10 Des Mondes Schein tut sie verdrücken.
Der ist jetzt worden pleich und finster,
Der vor mit seinem falschen Glinster²⁾
Die ganzen Herd Schaf hat geblent,
Das sie sich haben abgewent

15 Von irem Hirten und der Weid
Und haben sie verlassen beid,
Sind gangen nach des Mondes Schein
In die Wildnus den Holzweg ein,
Haben gehört des Löwen Stim
20 Und sind auch nachgefolget im,
Der sie gefüret hat mit Lüste
Ganz weit abwegz tief in die Wüste.
Da habens ir süß Weid verloren,
Hant gessen Unkraut, Distel, Doren.
25 Auch legt in der Löw Strich verborgen,
Darein die Schaf fielen mit Sorgen.
Da sie der Löw dann fand verstridet,
Zurüß er sie, darnach verschlidet.³⁾
Zu solcher Gut haben geholten
30 Ein ganzer Hauf reißender Wolfen,
Haben die elent Herd besessen⁴⁾
Mit Scheren, Meßsen, Schinden, Fressen.
Auch lagen viel Schlangen im Gras,
Sogen die Schaf on Unterlas
35 Durch all Gelid biß auf das Mark.
Des wurden die Schaf dürr und ark⁵⁾
Durch aus und aus die lange Nacht
Und sind auch aller erst erwacht,
So die Nachtigall so hell singet
40 Und des Tages Gelsen⁶⁾ her dringet,
Der den Löwen zu kennen geit,⁷⁾
Die Wölff und auch ir falsche Weit.
(Des ist der grimmig Löw erwacht.)
Er lauret und ist ungeschlacht⁸⁾
über der Nachtigall Gesang,
45 Das sie meldt der Sonnen Aufgang,
Davon sein Königreich Ent nimt.
Des ist der grimmig Löw ergrimt,
Stelt der Nachtigall nach dem Leben
Mit List vor ir, hinden und neben.
50 Aber ir kan er nit ergreifen,
Im Hag kan sie sich wol verschleifen⁹⁾
Und singet frölich für und für.
Nun hat der Löw viel wilber Tier,
Die wider die Nachtigall blecken,
55 Waldefel, Schwein, Böck, Raß und
Schnecken.
Aber ir Heulen ist als sel,
Die Nachtigall singt in zu hel
Und tut sie all ernider legen.
Auch tut das Schlangengzücht sich regen.
60 Es wispelt ser und widersticht
Und förchtet ser des Tages Licht.

1) rothbrennend. — 2) Glanz.

3) verschlingt. — 4) feindlich angegriffen, belagert. —
5) schlecht. — 6) Glanz. — 7) gibt. — 8) zornig, erbost.
— 9) sich vertriehen, verflucht.

In will entgen die elent Hert,
 Darvon sie sich haben genert
 Die lange Nacht und wol gemest,
 65 Loben, der Löw sei noch der best,
 Sein Weid die sei süß unde gut,
 Wünschen der Nachtigall die Gut. . . .
 Doch ist dis Mortgschrei als umbsunst:
 Es leuchtet her des Tages Prunst¹⁰⁾
 85 Und singt die Nachtigall so klar,
 Und sehr viel Schaf an dieser Schar
 Heren wieder aus dieser Wilde
 Zu irer Weid und Hirten milde.
 Etlich melden den Tag mit Schall
 90 In maß¹¹⁾ recht wie die Nachtigall,
 Gen den die Wölfe ir Zen tun blecken,
 Zagen sie ein die Dorenhecken
 Und martern sie biß auf das Blut
 Und droen in bei Feuers Gut,
 95 Sie sollen von dem Tage schweigen.
 So tunt sie in die Sonnen zeigen,
 Der Schein niemand verbergen kan.

Mun das ir klärer möcht verstan,
 Wer die lieblich Nachtigall sei,
 100 Die uns den hellen Tag außschrei,
 Ist Doctor Martinus Luther,
 Zu Wittemberg Augustiner,
 Der uns aufwecket von der Nacht,
 Daren der Monschein uns hat bracht.
 105 Der Monschein deut die Menschenler
 Des Sophisten¹²⁾ hin unde her
 Innerhalb der vierhundert Jaren¹³⁾;
 Die sind nach ir Vernunft gefaren
 Und hant uns abgefüret fer
 110 Von der evangelischen Ler
 Unseres Hirten Jesu Christ
 Hin zu dem Löwen in die Wist.
 Der Löwe wirt der Papst genent,
 Die Wüst das geistlich Regiment,
 115 Darin er uns hat weit verfürt
 Auf Menschenfund, als man jetzt spürt;
 Damit er uns geweidnet¹⁴⁾ hat,
 Deut den Gotsdienst, der jezund gat
 In vollem Schwank auf ganzer Erden
 120 Mit Mönlich, Nonnen, Pfaffen
 werden,

Mit Kutten tragen, Kopf bescheren,
 Tag und Nacht in den Kirchen pieren. . . .
 137 Mit Bruderschaft und Rosenkrenzen,

Mit Ablass lesen, Kirchen schwenzen,¹⁵⁾ . . .
 Mit Monstranzen und silbern Bilden,
 145 In Klöster schaffen Rent und Zinst.
 Dis alles heist der Papst Gotsdienst.
 Spricht, man verdient damit den Himmel
 Und lös mit ab der Sünden Schimmel.
 Ist doch als in der Schrift ungründ,
 150 Eitel Gedicht und Menschenfund,
 Daran Got kein Gefallen hat. . . .

Des Papstes Gebote sind die Mordbriete,
 die Wölfe sind die Geistlichen, das Schaf-
 icheren bedeutet das Geldnehmen für kirch-
 liche Handlungen, das Melken geschieht durch
 den Zehnten, die Bettelorden, den Ablass-
 handel. Die austaugenden Schlangen sind
 die Klöster, die sich an den erprekten Gaben
 gütlich tun. Die Nacht ist die Irrlehre,
 Darin wir alle irr sint gangen,
 Bis Doctor Martin hat geschriben
 335 Wider der Geistlichen Mißbrauch
 Und widerumb aufdecket auch
 Das Wort Gottes, die heilig Schrift
 Er münlich und schriftlich außrist¹⁶⁾
 In vier Jaren bei hundert Stucken
 340 In teutscher Sprach und lat sie
 drucken. . . .

Luther lehrt, daß wir durch Adams Fall
 verderbt sind und daher nicht dem Gesetz
 genug tun. Gelangen wir zur Erkenntnis
 unsrer Schuld und sehen ein, daß wir ver-
 flucht, verdammt, verloren sind,

. . . Dan wirt der Mensch demüütig ganz.
 So dringet her des Tages Glanz,
 Bedeut das Evangelium,
 Das zeigt den Menschen Christum,
 365 Den eingebornen Gottes Son,
 Der alle Ding für uns hat ton,
 Das Gsch erfüllt mit eignem Gwalt,
 Den Fluch vertilgt, die Sünd bezahlt
 Und den ewign Tod überwunden,
 370 Die Hell zerstört, den Teufel bunden
 Und uns bei Gott erworben Gnad,
 Als Johannes gezeiget hat
 Und Christum ein Lamb Gots verklänt,
 Das hin nimt aller Welte Sünd.
 375 Auch spricht Christus, er sei nit kom-
 men

Auf Erd den Gerechten und Frommen,
 Sondern den Sündern; er auch spricht,
 Der Gsund bedörff keins Arztes nicht. . . .

Wer Christi Wort glaubt, wird von Sün-
 den frei, ist Trostes voll.

10) Brand. — 11) ebenso wie. — 12) Scholastiker. —
 13) mit Bezug auf die Wüste der Scholastik im 11. u.
 12. Jahrhundert. — 14) geweidet.

15) (in Prozessionen) hin und her gehen. — 16) ver-
 kündigt.

... All seine Werk sind Gott gefellig,
 Er schlaf, er trink oder arbeit.
 Solcher Gelaub sich dann ausbreit
 Zu dem Nächsten mit warer Liebe,
 420 Das er kein Menschen tut betriebe,
 Sonder ißt sich zu aller Zeit
 In Werken der Barmherzigkeit,
 Tut jederman herzlich als Guts
 Auß freier Lieb, sucht keinen Ruß,
 425 Mit Raten, Helfen, Geben, Leihen,
 Mit Leren, Strafen, Schuld verzeihen,
 Tut jedem, wie er selbst auch wolt,
 Als, das im von im gsehen solt.
 Solches würckt in im der Heilig Geist.
 430 Also das Gsez erfüllet heist
 Christus Matthei am siebenden.
 Sie merkt, das dißes allein sen
 Die waren christlich guten Werk,
 Das man aber hie fleißig merkt,
 435 Das sie zur Seligkeit nit din.
 Die Seligkeit hat man vorhin
 Durch den Glauben in Christum.
 Dis ist die Lr kurz in der Sum,
 Die Luther hat an Tag gebracht. . . .

Darüber ist der Papst Leo in Angst geraten. Er ist besorgt wegen seiner ihm aus den Annaten und dem Ablass zufließenden Einkünfte und fordert von Herzog Friedrich dem Weisen Luthers Auslieferung nach Rom. Da der Herzog sich aber dessen weigert und auch Cardinal Cajetan Luther vergeblich zum Widerruf auffordert, so tut der Papst Luthern in den Bann, und der Kaiser fordert ihn vor den Reichstag zu Worms. Aber weder hierdurch noch durch die Feindschaft eines Eck, Emser, Murner, Cochläus gelingt es, Luthers Lehre zu dämpfen.

... Doch hilft als Widerbellen nicht.
 590 Die Wahrheit ist kommen ans Liecht.
 Deshalb die Christen wider keren
 Zu den evangelischen Leren
 Unseres Hirten Jesu Christ,
 Der unser aller Löser ist,
 595 Des Glaub allein uns selig macht.
 Des sind all Menschen Fünd veracht
 Und die Päppling Gebot vernicht
 Für Lügen und Menschengedicht,
 Und hangen nur an Gottes Wort,
 600 Das man jezt hört an manchem Ort
 Von manchem christenlichen Mann. . . .

Bischöfe und weltliche Fürsten verfolgen und verjagen die Prediger des Evangeliums, verbrennen Luthers Schriften und verbieten sie „bei Leib und Gut und bei dem Kopf“.

... Ir Christen, merkt die tröstling Wort!
 So man euch secht hie oder dort,
 Laßt euch kein Tyrannei abtreiben!
 650 Tut bei dem Wort Gottes bleiben!
 Verlasset eh Leib und Gut! . . .

Einst wird das Ende des Regiments des Antichristen kommen.

690 . . . Darumb, ir Christen, wo ir seit,
 Kert wider aus des Papstes Wüste
 Zu unserm Hirten Jesu Christe!
 Derselbig ist ein guter Hirt,
 Hat sein Lieb mit dem Tod probirt;
 695 Durch den wir alle sind erlost.
 Der ist unser einiger Trost
 Und unser einige Hoffnung,
 Gerechtigkeit und Seligung
 All, die glauben in seinen Namen.
 700 Wer des beger, der spreche: Amen.

Anno Salutis 1523 Jar,

Am 8. Tag Julij.

Comedia.

2. Die ungleichen Kinder Eve.

Wie sie Got der Herr anret. Hat
 neunzehn Personen und
 fünf Actus.

Der Ernhold¹⁾ tritt ein, neigt sich und spricht:

Heil und Genad von Got dem Herren
 Sei al den, so von nah und ferren
 Versamlet seint an dißes Ort,
 Zu hören da von Wort zu Wort
 5 Ein Comedi und lieblich Gdicht,
 Das ursprünglich hat zugericht
 Im Latein Philipp Melanchthon
 Und nun zu Gut dem gemeinen Mon
 Auch in teutsche Sprach ist gewent
 10 Und helt in kurz das Argument:
 Nach dem und Adam wart austriben
 Vom Paradeis, darnach ist bliben
 Auf Ert hartselig²⁾ in Arbeit,
 Wie Got der Herr ist auf ein Zeit
 15 Herkomen in dis Jamertal,
 Zu trösten sie in dem Unsal
 Und sein Rint zu examinieren,
 Wie sie in Gottes Wort stu-
 diern. . . .

1) Ernhold = Herold. — 2) unglücklich.

Nun beginnt der 1. Akt. Adam tröstet sein wegen des Sündenfalls tiefbetrübtes Weib mit dem Hinweis auf den verheißenen Weibesamen und kündet ihr zum Beweis, daß Gott ihnen nicht gram und feind sei, den von Gabriel genommenen Besuch des Herrn an; daher solle sie die Kinder haben und das Haus lehren und schmücken, daß sie den Herrn wohl empfangen könne. Eva verspricht es und heißt ihren gehoramen, frommen Sohn Abel den Kain, „das Besialkind“, suchen. — Im 2. Akt sucht Abel seinen Bruder Kain und dringt, nachdem er ihn gefunden, in ihn, „sich als ein gottselig Kind dem Herrn darzustellen“; aber Kain widerstrebt mit frebelhaften Worten allen guten Lehren Abels und erweist sich auch, als er vor seinen Eltern erscheint, als ein böser Bube, der nicht gewaschen sein will und wünscht, Opfer, Predigt und Gebet wären nie erbacht, auch viel lieber Füchse und Hasen jagen oder mit seinen Gefellen laufen, spielen, mit ihnen sich schlagen und raufen möchte, denn hören viel vom Glauben sagen.

Actus 3.

Adam und Eva gen ein und Abel selbst und Kain auch selbst selbst.

Adam spricht:

Eva, ist das Haus auch gezirt,
315 Auf das, wenn der Herr kommen
wirt,
Das es als schön und lustig ste,
Wie ich dir hab befohlen e?

Eva spricht:

Alles Ding war schon zubereit
Ja nechten³⁾ umb die Vesperzeit.

Adam spricht:

320 Ihr Kinderlein, ich sich den Herrn
Mit seinen Engeln komm von fern.
Nun stellt euch in die Ordnung fein,
Und halt der Herre tritt herein,
Neigt euch und bietet ihm die Hent.
325 Schau zu, wie stellt sich an dem Ent
Der Kain und sein Galgenrot,
Sam⁴⁾ wollen sie fliehen vor Got!

Der Herr get ein mit zweien Engeln, gibt in den Segen und spricht:

Der Frid sei euch, ir Kinderlein!

Adam hebt seine Hent auf und spricht:

O himelischer Vater mein,
330 Wir danken in unserm Gemüt,
Das du uns Sünder durch dein Güt
Heimsuchst in unser Angst und Not.

Eva hebt ihr Hent auf und spricht:

Ach du treuer Vater und Got,
Wie sol wirs verdienen umb dich,
335 Das du komst so demütiglich
Zu uns Ellenden an dis Ort.
Dieweil ich hab veracht dein Wort
Und gefolgt der heilichen Schlangen,
Da ich die größt Sünd hab begangen
340 Wider dich, drumb wird mein Ge-
wissen
Bekümmert, geengst und gebissen.

Der Herr spricht:

Mein Tochter, sei zufrieden eben,
Deine Sünd seien dir vergeben.
Wann ich bin barmherzig und gütig,
345 Genedig, treu und gar langmütig,
Ein Vater der trostlosen Armen.
Ich wirt⁵⁾ mich über euch erbarmen,
So ich euch sent in meinem Namen
Den verheißenen Weibes Samen.
350 Der wirt von Abel euch erlösen,
Zetreteten die heilichen bösen
Schlangen.⁶⁾ Doch mitler Zeit und fort
Solt ir euch halten an mein Wort
Mit eim festen und starken Glauben,
355 Und laßt euch des niemand berauben.
Das sol dieweil euer Trost sein.

Adam spricht:

O himelischer Vater mein,
Des sei dir Lob, Dank, Preis und Er-
Zekunt ewig und immer mer.
360 Nun, ir Kinder, euch hieher macht
Mit Reberenz den Herrn entspacht.
Sich, sich,⁷⁾ wie sich der Kain stelt,
Mit seiner Not so ungeschickt helt
Und went unserm Herrgot den Rück.
365 Went euch und habt euch als Un-
glück,⁸⁾
Entspacht in nach einander rum.

Kain entspacht den Herren mit der linken
Hant und spricht:

Herre, nun bis⁹⁾ mir willemum.

Eva spricht:

Ei reicht ir denn an diesem Ent
Unserm Herrgot die linken Hent,
370 Ziecht auch nicht eure Hüttlein ab,
Wie ich euch vor gelernt hab,

5) richtige hochdeutsche Form der 1. Pers. Präs. —

6) schwacher Akt. Sing. — 7) sich. — 8) Der Sinn ist: sonst soll euch alles Unglück treffen. — 9) eigentlicher Imperativ von sein.

3) in voriger Nacht oder gestern abend. — 4) als ob.

Ir groben Filz on Zucht und Er?
 Mein Abel, kum zum Herren her
 Samt den ghorfamen Brüdern dein,
 375 Empfahet Gott den Herren sein.

Abel heut dem Herrn die Hant samt den
 frommen Kindern und spricht:

O Herr Got, du himlischer Vater,
 Ich dank dir, du höchster Woltater,
 Der du dich unsr so gnediglich
 Annimst, wer kan volloben dich!

Der Herr spricht:

380 Abel und dise fünfe sint
 Gehorsam, wolgezogne Kint.
 Komt, tut neher zu mir her treten.
 Saget mir her, wie könnt ir beten?

Sie legen die Hent zusammen.

Abel spricht:

O Vater in dem Himeereich,
 385 Wir bitten dich andechtiglich,
 Du wölst uns senden allermeist
 Dein heiligen himlischen Geist,
 Der uns erleucht mit der Lieb Flammen,
 Das wir heiligen deinen Namen
 390 Und den in Nöten rufen an.
 Laß uns kein falsche Zuflucht han
 Zu irgent einer Creatur,
 Dardurch dein Nam gelestert wur.

Set, der ander Bruder, spricht:

Himlischer Vatr, wir bitten gleich,
 395 Laß uns zukommen auch dein Reich
 Durch dein heilig tröstliches Wort,
 Das uns dasselb regiere fort.
 Laß das unser Lucerne¹⁰⁾ sein,
 Darnach wir wandeln allgemein.

Jared, der dritt, spricht:

400 Laß dein Willen gschehen auf Erden,
 Wie bei den Engln im Himeel werden,
 Das wir ganz leben nach deinem Willen.
 Hilf unser böse Natur stillen,
 Durch Kreuz und Leiden teglich dempfen,
 405 Daß unser Geist mög freudig kemp-

fen,
 Dem Fleisch und Blut mög angefigen,¹¹⁾
 Das er sich muß duden und schmigen
 Samt der Vernunft, das nur allein
 In uns gschech der gut Wille dein.

Enoch, der viert, spricht:

410 Auch bitt wir, almchtiger Got
 Vater, umb unser teglich Brot
 Und alle Notturft über Tag,
 Das alles uns durch dein Zusag
 Zufestt gnedig zu aller Zeit.
 415 Herr, bhüt uns vor der Geizigkeit,
 Die ein Wurzel als übelß ist,
 Und vergib uns in diser Frist
 Unser Schult, wie und wir vergeben
 Unsern Schuldner von Herzen eben.

Matufalach, der fünft, spricht:

420 Ach himlischer Vater, ich bitt,
 Für uns auch in Versuchung nit,
 Sondern sterck uns durch deinen Geist,
 Zu überwinden allermeist
 Bestendiglich alle Ansechtung
 425 In aller Triüßsal und Durchsech-
 tung,¹²⁾
 Und uns genediglich erner¹³⁾
 Vor Aecherei und falscher Ler
 Des Satanas und seiner Glider.
 Da hilfe uns, Herr, kempfen wider.

Lamech, der sechst, spricht:

430 Auch bitt ich, Herr, tu uns erlösen
 Von allem übel und dem Bösen
 Beide an Leib und auch an Sel,
 In aller Angst, Not, Pein und Quel
 Durch dein gebenedeiten Samen,
 435 Den du uns hast verheissen. Amen.

Nachdem der Herr nun noch die Kinder
 in den zehn Geboten und den drei Artikeln —
 im wesentlichen nach Luthers Katechismus —
 geprüft und stets richtige Antworten erhalten
 hat, spricht er endlich:

Ihr Kintlein, ir könnt meine Wort.
 Nun faret darin immer fort;
 Darzu wil ich geben mein Geist,
 585 Der euch leret, tröstet und speißt,
 Das ir komt zum ewigen Leben.
 Wil euch in dieser Zeit auch geben
 Glück unde Heil auf diser Erden,
 Das groß Leut aus euch sollen werden,
 590 Als König, Fürsten, Potentaten,
 Geleret, Prediger und Prelaten,
 Auf das in Eren wert erkant
 Euer Nam rumreich in all Lant.
 Darzu so habt auch meinen Segen,
 595 Der bleib auf euch ietzt und allwegen.

10) Leuchte. — 11) den Sieg erringen.

12) Verfolgung. — 13) erhalte, bewahre.

Raphael der Engel spricht:

Zu Lob wollen wir Got hofieren¹⁴⁾
Mit Saitenspiel, Singen, Quintieren,¹⁵⁾
Dieweil sein Gnad stet ganz aufrecht
Zu dem ganzen menschlichen Gschlecht,
600 Wie ers zum ewig Leben brecht.

Sie gen alle ab.

Actus 4.

Kain get ein mit seiner bösen Not samt dem
Satan und spricht:

Wie sol wir armen Schlucker tan,
Wenn uns der Herr auch redet an,
Das wir im sollen Antwort geben
Vom Glauben, Gebet, Gebot und Leben?
605 Ich weiz im zu antworten nicht.

Datan der Aufrüchig spricht:

Solch Disputiern mich nicht ansicht.
Het ich dafür Würfel und Karten,
Der wolt ich fleißiger auswarten.
Oder zu spilen in dem Bret
610 Wer lieber mir denn das Gebet,
Da mir etwan geriet ein Schanz.¹⁶⁾
Mit dem Glauben ich gar und ganz
Den meinen Kopf nicht brechen wil.

Nabal der Bol spricht:

O du hast meines Kopfs auch vil,
615 Der Predig tu ich nicht nachlaufen.
Het ich zu freßen und zu saufen
Die Nacht bis an den hellen Morgen,
Got lieh ich für sein Himel sorgen.

Achan der Dieb spricht:

Mir ist auch, wie du hast gemelt:
620 Het ich groß Reichthum, Gut und
Gelt,
Wer gleich,¹⁷⁾ mit Bucher odr Betriegen,
Mit Stelen, Rauben oder Liegen,
Wer mir auch lieber wann die Schrift,
Dieweil man sich daran vergift
625 So mit mancherlei Ketzerei,
Aberglauben und Schwirmerei.
Des wil der Schrift ich müzig gen.

Esau der Wollüstig spricht:

Ir Brüder, ich tu bei euch sten.
Mich erfreut ivenig Gottes Wort.
630 Het ich dafür an diesem Ort

Auf Erden allerlei Wollüst,
Darmit ich meinen Fürwitz büßt,¹⁸⁾
Dann wer ich wol content darmit.

Nimrod der Thran spricht:

Ir Brüder, ich habe auch den Sit,
635 Ich wolt vil liber gwalltig sein
Und herschen in der Welt gemein
über die Reichen und die Armen
Und Krieg füren on als Erbarmen.
Wann ich kann ringen, kempfn und sechten
640 Vor¹⁹⁾ Fürsten, Nittern und vor
Knechten.

Das kan ich haß denn disputirn,
Wil damit schwächen nicht mein Hirn.
Geb ich nicht ein guten Thranen?

Satan, der Teufel, spricht:

Ir seit all unter meinem Janen.²⁰⁾
645 Darumb fert euch nur nit an Got,
Veracht seine Wort und Gebot.
Ich bin ein Fürst der ganzen Welt,
Kan schaffen euch Gwalt, Er und Gelt.
Da mögt ir allm Wollust nachlaufen,
650 Episen, hulen, freßen und saufen
Und euch der jungen Tag wol nicken.²¹⁾
Tut unserm Herrgot den Troß bieten,
Seit auch unghorsam Muttr und Vater.
Ich wil wol sein euer Woltater,
655 Euch genug schaffen hie auf Ert,
Als, was nur euer Herz begert.

Der Herr get ein mit Adam und Eva,
Satan verbirgt sich.

Der Herr spricht:

Kain, kom her mit deiner Not,
Sag mir an, wie bet ir zu Got?

Kain spricht:

Ah, Herr, wir haben sein vergeßen.

Der Herr spricht:

660 Bei deiner Red kan ich ermessen,
Das ir sein nicht vil habt gelert,²²⁾
Sonder eur Sinn auf Schalkheit fert.
Nun, was du kannst, das bet mir her.

Kain spricht:

O Vater Himel unser,
665 Laß uns allhie dein Reich gesehen,
In Himel und in Erden sehen.
Gib uns Schult und teglich vil Brot
Und alles übel, Angst und Not. Amen.

14) dienen. — 15) mehrstimmig singen oder musizieren
(von Quinte). — 16) v. franz. chance = Wurf. —
17) wäre es auch gleich.

18) meinem übermut genug tun. — 19) besser als. —
20) Kane auch im Mittelalter schwaches Maskulin. —
21) vollauf geniesen. — 22) Ieren schon im Mittelalter
= lernen.

Der Herr spricht:

Wer lert dich das verkert Gebet?

Eva spricht:

670 Ach lieber Herr, ich lert in stet.
Es hilft kein Straf; was ich tu sagen,
Er tut es als in den Wint schlagen
Samt denen, so hie bei im stan,
Namen kein Zucht noch Straf nie an,
675 Tunt aller Hoffnung mich berauben.

Der Herr spricht:

Du, Datan, sag mir her den Glauben.

Datan spricht:

Ich glaub an Got, Himel und Erden,
Und auch des Samens Weib muß werden,
Und des Heiligen Geistes Namen,
680 Die Sünde, Fleisch und Leben.
Amen.

Der Herr spricht:

Ist so kurz deines Glaubens Grunt?

Datan spricht:

So vil ich kaum behalten kunt.

Der Herr spricht:

Nabal, sag her die zehn Gebot.

Nabal spricht:

Herr, ich dacht nie, das es tet not,
685 Das ich sie lert. Ich kan ir keins.

Der Herr spricht:

Achan, du aber sag mir eins,
Gedenkst du auch selig zu werden?

Achan spricht:

Ich weiß wol, wie es stet auf Erden,
Wies dort zuget, das weiß ich nicht.
690 Doch wenn mich Got daz zu versicht,
Das ich auch selig werden soll,
So wirt ich selig, tu, was ich woll.

Der Herr spricht:

Esau, was helfst vom Opfer du
In deinem Herzen? Das sag mir zu.

Esau spricht:

695 Ich halt, Got wert das ewig Leben
Uns von des Opfers wegen geben,
Darmit wir es Got kaufen ab,
Das er uns darnach mit begab;
Wo anderst ein ewigs Lebn ist.

Der Herr spricht:

700 Nimrod, sag mir zu dieser Frist,
Was helfstu von dem ewing Leben?

Nimrod spricht:

Das wil ich dir gleich sagen eben:
Was mein Augt sehen, glaubt das Herz.
Nicht höher schwing ich es aufverts.
705 Ich nem Er, Gut, Reichthum der=
maßen²³⁾
Und wolt dir deinen Himel laßen.

Der Herr spricht:

O wie gar ein glaublose Rot,
Die ganz und gar nichts helt von Got,
Weder vom Glauben noch Gebet,
710 Hengt nur an dem Irdischen stet,
Was wol tut irem Fleisch und Blut
Und der Saten einblasen tut!
Derhalben so müht ir auf Erden
Hart und armutselig Leut werden,
715 Als Baur, Köbler,²⁴⁾ Scherer und
Schinder,
Badknecht, Holzhaer und Besenbinder,
Tagelöner, Hirten, Büttl und Schergen,
Kerner,²⁵⁾ Wagenleut unde Jergen,
Jakobsbrüder,²⁶⁾ Schustr und Lantsknecht,
720 Auf Ert das hartseligst Geschlecht,
Und bleiben grob und ungeschicket,
Her gen zerhadert²⁷⁾ und geslicket
Hin und her wider in dem Lant
Vor jederman zu Spot und Schant,
725 Wo ir euch nicht zu mir tut feren,
Glauben, Gebot und Vet tut leren,
Wert ir auch entlich gar verdamt.
Darumb, Abel, hab dir das Amt,
Dein Brüder haßer underricht.

Abel spricht:

730 Herr, mein Fleiß wil ich sparen nicht,
Wo sie anderst mir folgen wollen.
Von mir sie all wol leren sollen
Dich allein fürchten, liebn und ern.

Gabriel, der Engel, spricht:

Auf daß die Sünder sich bekern,
735 Komt her, ir engelischen Trön,²⁸⁾
Mit eurem lieblichen Getön
Zu Lob göttlicher Majestat,
Die all Ding wol geordnet hat.

Sie gen alle ab.

23) demgemäß. — 24) Bewohner eines Kobels = enges, schlechtes Haus. — 25) Kärner. — 26) Vagabunden, die als Wallfahrer auftraten. — 27) zerfeht. — 28) Thronen und Herrschaften, nach Kol. 1, 16.

Zm 5. Akt gibt Satan dem auf seinen Bruder Abel neidischen Cain den Gedanken ein, jenen zu erschlagen. Er tut's beim Opfer. Satan hilft den Abel zudecken und flieht. Der Herr kommt und spricht den Fluch über Cain aus, worauf Satan wieder erscheint und Cain in Verzweiflung zu stürzen sucht. Der Herr heilt seine Engel den Abel beerdigen und erklärt den frommen Seth für den Erstgeborenen, von dem der Welt Heiland herkommen soll.

Der Ehrenhold beschließt das Stück, indem er vier Lehren daraus zieht, nämlich erkens, daß wir durch den Sündenfall vieler Angst und Plage unterworfen sind; zweitens, daß wir an Abel die Natur der Gottesfürchtigen erkennen können, wie drittens an Cain die der Gottlosen; und viertens, daß Gott allezeit geneigt ist, dem armen menschlichen Geschlechte zu helfen durch seinen Sohn Jesum Christum,

905 Das wir nach diesem Jamertal
Haben mit im das ewig Leben,
Das Got tut aus Genaden geben,
Da ewig Freud uns auferwachs
Mit allen Engeln, wünscht Hans Sachs.

Anno salutis 1553.

3. Sanct Peter mit der Geis.

Weil noch auf Erden ging Christus
Und auch mit im wandert Petrus,
Eins Tags aus ein Dorf mit im ging,
Bei einr Wegscheit Petrus anfang:

5 „O Herre Got und Meister mein,
Mich wundert ser der Güte dein,
Weil du doch Got almechtig bist,
Leßt es doch gen zu aller Frist
In aller Welt gleich, wie es get,
10 Wie Habakuk sagt, der Prophet:
Frel und Gewalt get für Recht,
Der Gotlos übervorteilt schlecht
Mit Schalkheit den Grecten und Frumen.
Nuch kan kein Recht zu Ende kumen.

15 Du leßt gen durch einander ser,
Eben gleich wie die Fische im Mer,
Da imer einr den andern verschlunt,
Der Böß den Guten überwint.
Des stet es übel an allen Enden,
20 In obern und in nidern Stenden;
Da sichst du zu und schweigest stil,
Sam kuemer dich die Sach nit vil
Und ge dich eben glat¹⁾ nichts on.
Kunst doch als übel unterston²⁾,

25 Wo du ernstlicher sechst darein!
O solt ich ein Jar Herrgot sein
Und solt den Gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schauen darzu,
Züern vil ein besser Regiment
30 Auf Erterich durch alle Stent;
Ich wolt steuren mit meiner Sant
Wucher, Petrug, Krieg, Raub und Brant,
Ich wolt anrichtn ein rutwig Leben.“

Der Herr sprach: „Petre, sag mir eben:

35 Mainst, du woltst ie besser regirn,
All Ding auf Erd haß ordinirn,
Die Frumen schüzgn, die Bößen plagen?“
Sant Peter tet hinwider sagen:

„Ja, es mueß in der Welt haß sten,
40 Mit also durch einander gen;
Ich wolt wol bessere Ordnung halten.“
Der Herr sprach: „Nun, so mußt verwalt-

ten,
Petre, die hohen Herrschaft mein,
Heut den Tag solt du Herrgot sein!
45 Schaff und gebent als, was du wilt;
Seh hart, streng, gütig oder milt;
Gib auf Erd Fluch oder den Segen;
Gib schön Weter, Wint oder Regen;
Du magst strafen oder belonen;
50 Plagen, schüzgn oder verschonen —
In Summa, mein ganz Regiment
Seh heut den Tag in deiner Hent!“
Darmit reichet der Herr sein Stab
Petro, den in sein Hende gab.

55 Petrus war des gar wolgemut,
Daucht sich der Herrlichkeit ser gut.
In dem kam her ein armes Weib,
Bleich und gar dürr, mager von Leib,
Barfuß in ein zerrissen Kleid.
60 Die trieb ir Geis hin auf die Weid.
Da sie nun auf die Wegscheit kam,
Sprach sie: „Ge hin in Gottes Nam!
Gott bhüt und bschüz dich imerdar,
Das dir kein übel widerfar
65 Von Wolfen oder Ungewiter;
Wan ich kan warlich ie nit mifer³⁾,
Ich mus arbeiten das Taglon,
Heint ich sunst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden;
70 Nun ge hin, wo du Weid magst finden,
Got der huet dein mit seiner Hent!“
Mit dem die Frau wider umbwent

1) rein, durchaus. — 2) verhindern.

3) mit dir.

Ins Dorf. So ging die Geis ir Stras.

Der Herr zu Petro sagen was:

75 „Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du mußt dich ir erbarmen!

Weil ja den Tag bist Herrgot du,

So steet dir auch billich zu,

Das du die Geis nembst in dein Gut,

80 Wie sie von Herzen bitten tut,

Und behüt sie den ganzen Tag,

Das sie sich nit verirrt im Tag,

Nit fall, noch müg gestolen wern,

Noch sie zerreißen Wolf noch Bern,

85 Auf das den Abent widerumb

Die Geis heim unbeschädigt kumb

Der armen Frauen in ir Haus.

Ge hin und richt die Sach wol aus!“

Petrus nam nach des Herren Wort

90 Die Geis in sein Gut an dem Ort

Und trieb sie in die Weid hindan.

Sich fing Sant Peters Unru an:

Die Geis war mutig, jung und frech

Und bliebe gar nit in der Rech⁴⁾,

95 Roff auf der Weide hin und wider,

Stieg ein Berg auf, den andern nider

Und schloß⁵⁾ hin und her durch die Stau-
den.

Petrus mit Schzen, Blasn und Schnau-
den⁶⁾

Mußt imer nachdrollen der Geis,

100 Barhaubt. Nun schin die Sün gar
heis,

Der Schweis über sein Leib abron.

Mit Unru verzert⁷⁾ der alt Mon

Den Tag bis auf den Abent spat;

Machtlos, heilig,⁸⁾ ganz müd und mat

105 Die Geis er widerumb heimpracht.

Der Herr sach Petrum an und lacht,

Sprach: „Petre, wilt mein Regiment

Noch lenger bhaltu in deiner Gtent?“

Petrus sprach: „Lieber Herre mein,

110 Rem wider hin den Stabe dein

Und dein Gwalt; ich beger mit nichten

Forthin dein Ampt mer auszurichten.

Ich merk, das mein Weisheit kaum doch⁹⁾,

Das ich ein Geis regiren mocht

115 Mit großer Angst, Mü und Arbeit.

O Herr, vergib mir mein Torheit.

Ich wil fort der Regirung dein,

Weil ich leb, nicht mer reden ein.“

Der Herr sprach: „Petre, das selb ta,

120 So lebst du stet in stiller Ru,

Und vertrau mir in meine Gtent

Das almechtige Regiment!“

Diese Fabel ist von den Alten

Uns zu Bermanung fürgehalten,

125 Das der Mensch hie in dieser Zeit

Gottes unerforschling Weisheit

Und sein almechtigen Gewalt,

Wie er Himmel und Erd erhalt

Und die verborgenlich regier,

130 Nach seinem Willen ordinier

Alle Geschöpf und Creatur

Als der almechtig Schöpfer pur,

Das er dem sag Lob, Preis und Er

Und forsch darnach nit weiter mer

135 Auß Fürwitz, mutwillig und frech,

Warumb bis oder jens geschach,

Warumb Got solch übel verheng,

Sein Straf verzieh bis in die Leng,

Und so vil Bosheit ob las schweben.

140 All solch Gedanken kumen eben

Geflossen her aus Fleisch und Blut,

Das aus Torheit urteilen tut

Und lezt sich dünken in den Sachen,

Es wolt ein Ding vil besser machen,

145 Den Got selber in seinem Tron;

Und wens im solt von nöten ton,

Solt er mit Not, Mü, Angst und Schweis

Auch hie regiren kaum ein Geis.

O Mensch, erkenn dein Unvermögen,

150 Das dein Weisheit und Kreft nit
tügen,

Nach zu forschon götlichem Willen.

Das den Glauben dein Herze stillen,

Das Got on Ursach nichtsen tu,

Sunder außs best, und sey zu Ru.

155 Der gleich urteil in dieser Zeit

Auch nit die weltlich Oberkeit,

Sam solts das ton und jenes laßen,

Diweil sie ist von Gott der maßen

Zu regiren hie auseriwelt

160 Und sein Volk zu gut fürgestellt,

Das sie Gottes Befeldh aufricht;

Und ob sie gleich das selb tut nicht,

Sunder eben das Widerspil,

So is Gotes verhengter Wil

165 Zu Straf der großen Sünde dein.

Sie wirt tragen das Urteil sein,

Derhalb mans nit urteilen sol.

4) Nähe. — 5) praet. von schließen, schlüpfen. —
6) mühsam tief atmen. — 7) verbringt. — 8) vor Dure
und Hunger kraftlos. — 9) taugt.

Bitten und beten mag man wol,
 Das uns Got woll die Sünd verzeihen
 170 Und sein Guntz und Genad verleihen
 Der Oberkeit im Regiment,
 Weil ir Herz stet in seiner Hent.

Auf das Ru und Fried auferwachs
 In chrißlicher Gemein, wünscht Hans
 Sachs.

Anno salutis 1557,
 am 8. Tag Octobris.

§ 17. Murner. — Hutten. — Fischart.

Die heftigen religiösen Kämpfe der Reformationszeit brachten einige in der deutschen Literatur nennenswerte Erscheinungen hervor, insofern sie besonders das Gebiet der Satire berührten.

Unter den Gegnern Luthers machte sich einen Namen der wandernde Franziskanermönch **Thomas Murner** (geb. 1475, gest. 1537). Ein witziger und scharfer Satiriker, schüttete er erst die Laugel seines Spottes über die sozialen und kirchlichen Zustände seiner Zeit aus und geriet deshalb mit seinen eignen Standesgenossen, den Dominikanern, in unangenehme Sündel. Als aber Luther, der, wie er selber so oft getan, „den Mönchen an den Bauch griff“, immer mehr an Ansehen gewann, da wandte sich Murner gegen ihn und schrieb die bedeutende Satire „Vom großen lutherischen Narren“, die aber protestantischerseits die ihr gebührende Abfertigung erhielt und auch dem Fortgang der Reformation keinen Schaden brachte.

Eine ganz andere Wirkung auf die Nation hatten die Schriften des kühnen, streitbaren Humanisten **Ulrich von Hutten** (geb. 1488, gest. 1523), der mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit gegen die Annäherung der päpstlichen Hierarchie auftrat und auf die Befreiung des Vaterlandes von dem römischen Joch hinwirkte. Anfänglich schrieb er nur lateinisch; aber als er von den Römlingen aufs heftigste angefeindet wurde, da wandte er sich an das Volk und schloßerte in deutscher Sprache heftige Gedichte, Sendschreiben und satirische Gespräche in die Welt, die — es war gerade die Zeit des Wormser

Reichstages — mit Sturmesgewalt die Nation erfaßten. Schwärmerisch war er für Luther eingenommen,¹⁾ der aber, da Hutten statt des geistigen Kampfes den Kampf mit dem Schwert befürwortete, an seinem Beginnen keinen Gefallen fand. Ganz verlassen, starb Hutten eines frühen Todes auf der Insel Pfynau im Zürichersee.

Als ein ebenso leidenschaftlicher Streiter im Dienste der Reformation, wenn gleich mehr dem Calvinismus zugetan, erwies sich etwas später **Johann Fischart** (geb. 1550, gest. 1590). Er war der genialste Schriftsteller seiner Zeit, ein origineller Vorkämpfer, der sich in den kühnsten, oft aus Ungeheuerliche streifenden Wendungen bewegte. Unablässig war er, ein treuer Eckart, auf die Hebung und Besserung seines Volkes bedacht. Seine Schriften, die freilich mehr kulturhistorisches als literarisches Interesse haben, sind meist Satiren und geißeln mit Ernst und mit Laune die Thorheiten seiner Zeit. Besonders tritt er mit scharfem Witz gegen die Jesuiten, „die Jesuvider, die Schüler des Ignaz Lugiboll“, und warnt das Volk vor ihren Antrieben. Das einzige seiner Gedichte, das noch heute gelesen zu werden verdient, ist das von warmer Vaterlandsliebe durchhauchte „Glückhafte Schiff von Zürich“, worin er die Rheinfahrt der Züricher beschreibt, die einen in ihrer Vaterstadt gefochten Hirschebrei noch warm nach Straßburg bringen und dadurch den Straßburgern zeigen, daß sie im Falle eines Bündnisses schnell genug herbeikommen könnten.

1) Vgl. S. 320.

§ 18. Volksbücher.

Das 16. Jahrhundert brachte zahlreiche Erzählungen aus der ritterlichen Welt, Schwänke, Fossen, Sagen und Mär-

chen hervor, die als echte Volksbücher unter dem Volk einen großen Leserkreis fanden und auch heute noch durch ihren

Wiß ergözen. Dahin gehört Till Eulenspiegel, Das Valenbuch von den Schildbürgern u. a. Ernsteren Inhalts ist die Sage von Doktor Faust und die von dem ewigen Juden Haszberus, der um diese Zeit in der

Gegend von Hamburg erschienen sein soll.¹⁾ Eine Anzahl dieser und älterer Volksbücher ist von Gustav Schwab (s. S. 311) neu bearbeitet worden.

1) Vgl. S. 179 „Mhasveros“ von Schubart.

Fünfte Periode. Die Zeit der literarischen Fremdherrschaft.

§ 19. Allgemeiner Charakter dieser Periode.

Auf das Reformationszeitalter folgte für die deutsche Literatur eine Zeit der Ede und Unfruchtbarkeit. Ursache war der schreckliche Dreißigjährige Krieg, der die Kraft des Volkes lähmte, ihm die Fähigkeit raubte, literarisch etwas Großes und Tüchtiges zu leisten, und es in geistige Abhängigkeit vom Ausland stürzte. Am unheilvollsten war der Einfluß des in stolzem Glanze prangenden Frankreichs. Mit der deutschen Sitte schwand die deutsche Sprache aus den vornehmen Kreisen, und sprach und schrieb man ja Deutsch, so geschah es mit einer lächerlichen Vermengung mit französischen Wörtern.

Zur Reinhaltung wie zur Pflege der Sprache überhaupt, die schon vorher an der Lutherschen Reinheit und Kraft viel eingebüßt hatte, bildeten sich im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrere Sprachgesellschaften, z. B. der Palmenorden in Weimar 1617, dem die hervorragendsten Männer beitraten, die Deutschgesinnte Genossenschaft in Hamburg, der Gekrönte Blumenorden in Nürnberg; doch nur unvollkommen erreichten sie, trotz der Aufrichtigkeit ihrer Bemühungen, ihren Zweck, ja machten sich zum Teil wegen ihres übertriebenen Purismus lächerlich.

Um der deutschen Literatur aufzuheben, versiel man auf den Gedanken, die glänzenden Erzeugnisse Italiens, Frankreichs und der Niederlande sowohl in der Form als im Inhalt mechanisch nachzuahmen. Diese Richtung ging von

Martin Opiz, dem bedeutendsten Glied des Palmenordens, aus, der hiermit auf ein ganzes Jahrhundert hinaus die deutsche Dichtung in Silbengefesseln legte. Da diese Poesie naturgemäß jede Berührung mit dem deutschen Volksempfinden verlor, so artete sie in eine Gelehrtenpoesie aus, die, dem Volke ganz fremd gegenüberstehend, nur auf die Teilnahme der Gebildeten rechnete. Den Mangel eines oft sehr dürftigen, abgeschmackten Inhalts suchte man durch eine möglichst glatte, korrekte Form und durch allerlei antiken Schmuck zu ersetzen. Dabei verlor man das Wesen der wahren Poesie so sehr aus den Augen, daß man sich einredete, die Poesie sei eine erlernbare Fertigkeit. Vermaß sich doch Harzsdörffer, ein Mitstifter des Gekrönten Blumenordens, in seinem „Nürnberg'scher Trichter“, „die deutsche Dicht- und Reinkunst in sechs Stunden einzugießen“!

Trotz seines bedauernswerten Mißgriffs hat Opiz hinsichtlich der Sprache, die er von Fremdwörtern zu reinigen suchte, und hinsichtlich der Verskunst sich ein dauerndes Verdienst erworben. Er forderte nämlich in seinem epochemachenden „Buch von der deutschen Poeterey“ die genaue Beobachtung des Verhältnisses zwischen Wortton und Versston beim Versbau und machte dadurch der barbarischen Silbenzählung ein Ende, die bis dahin oftmals die besten Dichtungen zu Knittelversen gemacht hatte. Dadurch gewann die deutsche Dichtung sehr an Glätte und Wohlklang.

Die Prosa dieses Abschnitts verlor nicht, wie die weltliche Poesie, den Zusammenhang mit dem Volksmäßigen. So ist der bedeutendste Roman dieser Zeit, „Der abenteuerliche Simplicissimus“ von Christophel von Grimmelshausen, unmittelbar aus den Ereignissen des Dreißigjährigen Krieges hervorgewachsen. Die als Folge des Krieges in Deutschland herrschenden traurigen Zustände schildert meisterhaft der große Satiriker Johann Moscherosch in seinem Werk „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald.“ Die übliche Phrasendrescherei in der Dichtung geißelt scharf der Hamburger Pastor

Balthasar Schupp in seinem „Deutschen Lehrmeister“. Für echtes Deutschtum tritt in zahlreichen Schriften der Philosoph Gottfried Wilhelm von Leibniz, einer der größten Gelehrten aller Zeiten, ein. Überhaupt muß nachdrücklich betont werden, daß der Ausländerei gegenüber sich äußerst wohlthuende patriotische Bestrebungen geltend machten. Unter den Kanzelrednern war eine eigenartige Erscheinung der Wiener Hofprediger Ulrich Megerle, genannt Abraham a Sancta Clara, der in dieser Zeit der Nachahmungssucht und geistigen Abhängigkeit durch seine Originalität Aufsehen machte.

1. Martin Opiz,

geboren den 23. Dezember 1597 zu Bunzlau in Schlessien, studierte in Frankfurt a. d. O. und in Heidelberg Philosophie und schöne Wissenschaften, war an verschiedenen Orten im Vehrant und Staatsdienst tätig, wurde von Kaiser Ferdinand II. zum Dichter gekrönt und geädelt („von Roberfeld“) und starb als Sekretär des Königs von Polen 1639 in Danzig. — Opiz war ein vielseitiger Dichter und trug nicht mit Unrecht ein Jahrhundert lang den ehrenreichen Beinamen „Vater der Dichtkunst“, indem er auf die deutsche Poesie entscheidenden Einfluß ausübte. Seine Anhänger, Fleming, Vogau und andere, pflegt man die erste schlesische Dichterschule zu nennen.

Auff Lehd kompt Freud.

(Geführt.)

1. Sey wolgemuth, laß trawren sein,
Auff Regen folget Sonnenschein;
Es gibet endlich doch das Glück
Nach toben einen guten Blick.

2. Vor hat der rauhe Winter sich
An uns erzeiget grimmiglich,
Der ganzen Welt Revier gar tieff
In einem harten Traume schlieff.

3. Weil aber jetzt der Sonnen Liecht
Mit vollem Glanz heraußer bricht
Vnd an dem Himmel höher steigt,
Auch alles frölich sich erzeht,

4. Das frostig Ey muß ganz vergehn,
Der Schnee kan gar nicht mehr bestehen,
Fabonius,¹⁾ der zarte Windt,
Sich wider auff die Felder findt,

5. Die Saate gehet auff mit macht,
Das Graze grünt in vollem Pracht,
Die Bäume schlagen wieder auß,
Die Blumen machen sich herauß,

6. Das Vieh in Felten jnniglich,
Das Wild in Büschen frewet sich,
Der Vögel schar sich frölich schwingt
Vnd lieblich in den Lüfften singt:

7. So stelle du auch trawren ein,
Mein Herz, und laß dein Zagen sein,
Vertrawe Gott vnd glaube fest,
Daß er die feinen nicht verlest.

8. So bis du auch getrost, mein Herz,
Vnd obersteh des Glückes Scherz.²⁾
Traw Gott, sey nur auff ihn bedacht;
Die Hoffnung nicht zu schanden macht.

1) Fabonius oder Zephyros, Westwind. —
2) Halte den Spott auß, den das Glück mit dir treibt.

2 Paul Fleming,

geboren den 5. Oktober 1609 zu Gartenstein in Sachsen, studierte in Leipzig Medizin und zugleich Poesie, wurde schon als Jüngling kaiserlicher gekrönter Poet, machte 1635 eine Reise nach Persien und starb ein Jahr nach seiner Rückkehr 1640 in Hamburg. Er ist der hervorragende Vertreter seiner Zeit. Sein vor der Abreise nach Persien verfaßtes Gedicht „In allen meinen Taten“ wird noch heute gesungen.

1. Das treue Herz.¹⁾

1. Ein getreues Herze wissen
hat deß höchsten Schazes Preiß.

Der ist seelig zu begrüßen,
der ein treues Herze weiß.
Mir ist wol bey höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Herze.

1) Afrokichon; Elägen (Elise Niehusen, Tochter eines Kaufmanns zu Reval, der der Dichter seine Liebe geschenkt hatte).

2. Läufft das Glücke gleich zu zeiten
anders, als man will und meynt,
ein getreues Hertz' hilfft streiten
wieder alles, was ist feind.
Mir ist wol bey höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Hertz.

3. Sein Vergnügen steht alleine
in deß andern Redligkeit,
hält deß andern Noth für seine,
weicht nicht auch bey böser Zeit.
Mir ist wol bey höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Hertz.

4. Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke,
Geld und Reichthum, das zerstreut,
Schönheit läßt uns bald zu rücke,
ein getreues Hertz bleibt.
Mir ist wol bey höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Hertz.

5. Eins ist da seyn und geschieden.
Ein getreues Hertz hält,
giebt sich allezeit zu frieden,
steht auff, wenn es nieder fällt.
Ich bin froh bey höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Hertz.

6. Nichts ist süßers als zwoy Treue,
wenn sie eines worden seyn.
Diß ist's, das ich mich erfreue,
und Sie giebt ihr Ja auch drein.
Mir ist wol bey höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Hertz.

2. Sonett an sich.

1. Sey dennoch unverzagt. Gieb den-
noch unverlohren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh höher
als der Reid.
Vergnüge dich an dir und acht es für kein
Leid,
hat sich gleich wider dich Glück, Ort und
Zeit verschworen.

2. Was dich betrübt und labt, halt
alles für erkohren.
Nimm dein Verhängniß an. Laß alles
unbereut.
Thu, was gethan muß seyn, und eh man
dies gebeut.
Was du noch hoffen kanst, das wird noch
stets gehohren.

3. Was klagt, was lobt man doch?
Sein Unglück und sein Glücke
ist ihm ein jeder selbst. Schau alle
Sachen an.
Diß alles ist in dir, laß deinen eiteln
Wahn,

4. und eh du förder gehst, so geh in dich
zurück.
Wer sein selbst Meister ist und sich be-
herrschen kan,
dem ist die weite Welt und alles unter-
than.

3. Friedrich von Logau,

geboren 1604 zu Produt in Schlesien, widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde 1644 Kanzleirat des Herzogs Ludwig von Brieg, starb 1655. Er ist Deutschlands größter Epigrammendichter. Seine Sinngedichte, 3553 an der Zahl, sind meist vortrefflich. Bald vergessen, ist er von Lessing 1759 wieder ans Licht gezogen worden.

1. Hoffnung.

Auff was gutes ist gut warten,
Und der Tag kommt nie zu spat,
Der was gutes in sich hat;
Schnelles Glück hat schnelle Fahrten.

2. Geduld.

Leichter trägt, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde leget.

3. Der Sonnen und deß Menschen Untergang.

Untergehn und nicht vergehn
Ist der Sonnen Eigenschaft:
Durch deß Schöpfers Will und Krafft
Stirbt der Mensch zum aufgerstehn.

4. Göttliche Rache.

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen
aber trefflich klein;
Ob auß Langmuth er sich seumet, bringt
mit Schärff er alles ein.

5. Die Sünde.

Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflich ist's, in Sünde bleiben,
Geistlich ist es, Sünde hassen,
Göttlich ist es, Sünd erlassen.

6. Selbst-Erkäntniß.

Wistn fremde Fehler zählen,
Heb an deinen an zu zählen,
Ist mir recht, dir wird die Weile
Zu den fremden Fehlern fehlen.

7. Die beste Arznei.

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schleußt dem Arzt die Thüre zu.

8. Weichmüthige Freundschaft.

Hände küssen, Hüte rücken,
Knie beugen, Häupter bücken,
Worte schrauben, Rede schmücken,
Wer, daß diese Gaudeleh,
Meinet, rechte Freundschaft seh,
Kennet nicht Betriegererey.

9. Französische Kleidung.

Diener tragen in gemein ihrer Herren
Lieberer;
Soll's dann seyn, daß Frankreich Herr,
Deutschland aber Diener seh?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser
schändlichen Knechterehey!

1) Bezieht sich auf die von den Sprachgesellschaften angestrebte Reinheit der deutschen Sprache. — 2) freundlich reden. — 3) lassen.

4. Simon Dach,

geboren den 29. Juli 1605 zu Memel, seit 1639 Professor der Poetik in Königsberg, starb 1659. Er war das Haupt des Königsberger Dichterkreises, der, wie die schlesische Schule, in Opiß den Meister verehrte.

Lob der Freundschaft.

(Gefürzt.)

1. Der Mensch hat nichts so eigen,
So wol steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kan;
Wann er mit seines gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

2. Die Red' ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor uns nur sollen leben
Und fern von Leuten seyn;
Wir sollen uns befragen
Und sehn auff guten Raht,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

10. Die blühende Deutsche Sprache.

Deutschen sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute.¹⁾
Wann sie lernen doch auch wolten,
Wie recht Deutsch sie handeln sollten!

11. Französische Sprache.

Wer nicht Französisch kan,
Ist kein gerühmter Mann;
Drum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen,
Bei denen Herz und Mund
Alleine Deutsch gekunt.

12. Die Deutsche Sprache.

Kan die Deutsche Sprache schrauben,
schmarnen, polstern, donnern, krachen,
Kan sie doch auch spielen, scherzen, lieben,
giitteln,²⁾ kürmeln,³⁾ lachen.

3. Was kan die Freude machen,
Die Einsamkeit verheelt?

Das gibt ein duppelt Lachen,
Was Freunden wird erzehlt.
Der kan sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

4. Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich giebt:
Mit diesem Bunds-Gesellen
Verlach' ich Pein und Noht,
Geh' auff dem Grund der Hellen
Und breche durch den Tod.

5. Johann Michael Moscherosch,

geboren den 5. März 1601 zu Wilsdorf im Elßaß, ward nach einem bewegten Leben Geheimrer Rat des Kurfürsten von Mainz und zuletzt der Landgräfin von Hessen-Kassel und starb den 4. April 1669.

Aus dem „A la mode Schrauß“,

dem vierten der „Wunderlichen und Wahrhaftigen Gesichte Philanders von Sirtewald, d. i. Straß-Schriefften Hans-Michael Moscherosch“.
1642.

König Airobest sprach ferner zu mir:
bistu nicht derjenige, der vor zwey Jahren
die wunderliche Satyrische Gesichte ge-
schrieben? Ja, Gnädiger Herr, ant-
wortete ich. So du nun ein Geböhrner

Teutscher bist oder ja sein wilt, was hastu dann für eine weise vnd manier zu schreiben? hat euch der Thurnmeyer, vnd vnserz Kessen, König Witzhunds, Bischoff vnd andere nicht genug gethan in der Sprach? wolt ihr es besser oder ärger machen? ist euch das Wälsche Gewäsch mehr angelegen als die Mannliche Heldensprach ewrer Vorfahren? was hastu in solchen Gesichtten mit Wälschen, Lateinischen, Griechischen, Italianischen, Spannischen Worten vnd Sprüchen vmb dich zuwerffen gehabt? mehnstu, das man darumb glaube, das du alle solche Sprachen gelernt? warumb legstu dich nicht dieselbe zeit vber auff deine Muttersprach, solche in einem Ruff vnd rechten Gebrauch zubringen, vielmehr, als einer außländischen Zungen also zu Diensten zu sein?

Solche Sprach verlägerung ist anzeigung genug der Vntreiw, die du deinem Vatterland erweistest. Deine ehrliche Vorfahren sind keine solche Mischmäscher gewesen, wie ihr fast mit einander seit. Wer wolte nicht Ursach genug haben zu schelten, das du dieses Werck (der du doch den Namen haben wilt, das du gar eines Freyen Teutschen Gemüths sehest, umb frembdes Geschmind, Schmeichelehen vnd Liebesosen weit verwerfest) also mit allerhand frembden Sprachen (vnd darzu derjenigen Völker, die euch so listig vnd grausamlich nach ewrer alten Teutschen durch mich vnd ewre Vorfahren erhalten angeborner Freiheit stellen vnd trachten) verderbet? weil ja deine werthe Mutter=sprach den andern nicht wurde nachgeben, in dem die Wälsche Sprachen meistens ihren Ursprung von der Lateinischen haben, die vnserige aber von anfang her von vnserem Vranherrn Thuitscho von sich, als eine wahre Hauptvnd Helben=sprach, selbst bestehet.

Ich will euch, meine Teutschen, hiemit gezeigset haben, vnd hab es von meinem Vranherren König Caro hiezuwegen, vnd Er von vnserem ersten Erzbatter vnd König Tuitscho verstanden, der also gesagt:

Es wird eine zeit kommen, weil alle Ding vergänglich sind, wan das Teutsche Reich soll zu grunde gehen, so werden

Burger gegen Burger, Brüder gegen Brüder im Felde streitten vnd sich ermorden vnd werden ihre Herzen an frembde Dinge hängen, ihre Mutter=sprach verachten vnd der Wälschen gewäsch höher halten, wider ihr eigen Vatterland vnd Gewissen dienen; vnd alsdan wird das Reich, das mächtigste Reich, zu grunde gehen vnd vnder derer hände kommen, mit welcher Sprach sie sich so gekübelt haben, wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprach wider ihre maß sehe, Sie durch Gelehrte Leut auffbringe vnd die Wälschende Stimpler nach verdienst abstraffe. O Gott, welchen Helden hastu dir hie zu erwählt? treibe ihn, auf das diß Werck einen Seeligen vortrang habe!

Doch ich will also sagen, sprach König Xirobest weiters, viel Sprachen wissen, ist nicht vnrecht, dieweil mit Nachbarn vnd Außländischen Völkern man sich zu vnserm schaden im handel so weit eingelassen, vnd bißweilen denselben muß antworten können, wie Marggrav Jacob von Baden, Bischoff zu Trier, auff dem Reichstag zu Cöln, des Pabsts Gesandten Lateinisch, den Teutschen Teutsch, den Franckösischen Franckösisch, den Venetianischen Italianisch geantwortet hat. Aber solche frembde Sprachen der Mutter=sprach vorziehen, oder also vndermischen, das ein Widermann nicht errathen kan, was es für ein Gespräch sehe, das ist Verrätherisch vnd muß billig nicht geduldet werden.

Ich mehne, sprach er ferner, der Ehrliche Teutsche Michel hab euch Sprachverderbern, Wälschen Kortisanen, Concipisten, Cancellisten, die ihr die alte Mutter=sprach mit allerley frembden, Lateinischen, Wälschen, Spannischen vnd Franckösischen Wörtern so vielfältig vermischet, verkehret vnd zerstöret, so das sie ihr selbst nicht mehr gleich siehet vnd kaum halb kan erkant werden, die Teutsche Wahrheit gesagt!

Ist es nicht eine schand zu hören? Einem frembden Volk zu belieben, sein eigen Heyl vnd Wolfahrt verachten?

Ihr mehr als Vbernünfftige Nachkömmlinge! welches vbernünfftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprach oder Stimm nur änderte? hastu

je eine Raß dem Hund zu gefallen bellen,
Ein Hund der Raßen zu Lieb mauchzen
hören? Nun sind wahrhaftig in seiner
Natur ein Teutsches festes Gemüth vnd
ein Schlipfferiger Wälscher Sinn anderst
nicht als Hund vnd Raßen gegen einander
geartet; vnd gleichwohl wollet Ihr unver-
ständiger als die Thiere Ihnen wider allen
danck nacharten? Hastu je einen Vogel
blärren, eine Kuh pfeiffen hören? vnd ihr
wollet die edele Sprach, die euch ange-
hören, so gar nicht in obacht nemmen in
eurem Vatterland. Psuh dich der schand!

Fast jeder Schneider
Will jekund leyder
Der Sprach erfahren sein
Vnd redt Latein,
Wälsch vnd Französijch,
Halb Japonesisch,
Wan er ist doll vnd voll,
Der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies
Spricht bonae dies,
Wan er gut morgen sagt
Vnd grüßt die Magd;
Die wend den Kragen,
Thut ihm Danck sagen,
Spricht Deo gratias,
Herr Hippocras.

Ihr böse Teutschen,
Man solt euch peutschen,
Das ihr die Muttersprach
So wenig acht.
Ihr lieben Herren,
Das heist nicht mehrn,
Die Sprach verkehren
Vnd zerstören.

Ihr thut alls mischen
Mit faulen fischen
Vnd macht ein misch gemäsch,
Ein wüste wäsch,

Ich muß es sagen,
Mit vnmutß klagen,
Ein faulen Saaffen läß,
Ein selkams gfräs.

Wir hans verstanden
Mit spott vnd schanden,
Wie man die Sprach verkehrt
Vnd ganz zerföhrt.
Ihr böse Teutschen,
Man solt euch peutschen,
In vnserm Vatterland;
Psuh dich der schand!

Gnädiger Herr, sprach ich, wan ich was
reden dörrfte, ich wolt warlich beweizlich
sagen, diese Schuld wäre nicht der Schrei-
ber, sonder der Herrschafften selbstn.
Den die Herrschafften wollen es also
haben, vnd ich hab es selbstn erfahren.
Die Herrschafften mehen nicht, dz ein
Diener was wisse oder gelernt habe,
wan er seine Schrifften nicht der gestalt
mit Wälschen vnd Lateinischen Wörtern
ziere vnd schmücke; Vnd geschicht oft, das
ein gut Gesell, der sich des puren Teut-
schen gebraucht, vnd solcher vnteutschen
Reden sich mit allem fleiß müßiget vnd
enthaltet, für einen unverständigen Esel
gescholten oder wohl gar abgeschafft vnd
an seinem Glück wird verkürzet. Will dan
ein gut Kerl irgend ein Dienstklein haben,
so muß er sich nach der Herrschafft vnd
deren Herren Rätthen weise richten vnd
ihnen antworten, wie sie fragen, Singen,
wie sie Geigen, Tanzen, wie sie Pfeiffen,
Schreiben, wie sie es haben wollen. Ich
hab selbst oft darwider gescholten, aber
was hilfft es? ich bin viel zu gering, das
ich es allein ändern wolte.

Fürsten vnd Herren, Stätt- vnd Schul-
Rätthe solten da ihre Macht vnd Liebe
gegen das werthe Vatterland setzen lassen
vnd demselben zu Ehren wegen der Sprach
heylsame Ordnungen setzen, verständige
Teutsche Gelehrte Männer darauff halten
vnd wohl besolden.

6. Ulrich Negerle, genannt Abraham a Sancta Clara,

geboren den 4. Juni 1642 in Baden, gestorben 1709 als Hofprediger in Wien. Seine Predigten und Schriften, in denen er die Schäden seiner Zeit behandelt, sind oft voller Witz und Humor und zeichnen sich durch eine höchst kräftige, durch viele Wortspiele geschmückte Sprache aus.

Aus der Flugschrift „Auf, auf, ihr Christen!“ 1683.

. . . Der Zeiten hatte die Welt, absonderlich vnser Europa, ein solchen harten Zustand, welchen so bald kein Medicus wenden kan . . . ; zumahlen kein Land fast ohne Krieg ist, kein Reich ohne feindliche Waffen, von vielen Jahren hero ist das Römisch Reich, schier Römisch Arm worden, durch stätte Krieg; von etlichen Jahren hero ist Niederland noch niderer worden durch lauter Krieg; Elsaß ist ein Elendsaß worden durch lauter Krieg; der Rhein-Strohm ist ein Pein-Strohm worden durch lauter Krieg, vnd andere Länd der in Elender verkehrt worden, durch lauter Krieg: Hungarn führt ein doppeltes Creutz in Wappen, vnd bißhero hat es viel tausend Creutz außgestanden durch lauter Krieg. . . . Die Sünd ist der Magnet, welcher das scharpffe Eysen vnd Kriegs-Schwert in vnser Länd ziehet. . . . Lebt man doch allerseits, als hätte der Allmächtige Gott das Chiragra, vnd könne nicht mehr dareinschlagen. . . . Man hat es dem Esau so starck vor Ubel, daß er vmb ein Linsen-Roch sein Primogenitur verschwend, der Zeit trifft man viel tausend an, welche noch vmb geringere Ding die Ewigkeit vertändlen; vnd nicht allein verschertzt man anjeho so vielfältig das Ewige, sondern auch das zeitliche Heill, dann ein warhafft Maden, so vnsern zeitlichen Wohlstand zerbeist, ist die Sünd. . . . Wer hat den Türcken, disen Erbfeind gezogen in Asiam, in Europam, in Hungarn? Niemand anders als die Sünd, nach dem S. in ABC. folgt das T. nach der Sünd folgt der Tüsch. . . .

Sintweg mit den jenigen Soldaten, die lieber von den Muskatellern, als von den Musqueten hören: Fort mit den jenigen Soldaten, die lieber mit der Decken,¹⁾ als mit dem Degen vmbgehen: Auß mit solchen Soldaten, die lieber zu Preßburg als Preßburg in der Quarantison liegen: Nichts nuß seynd diejenige Sol-

daten, die lieber Lucelburg als Lugenburg belägeren! Nicht zu leyden seynd jene Soldaten, die da lieber Partiterey als Parthey-Reuter abgeben; zu schimpffen seynd alle diejenige Soldaten, die lieber mit der Sabinl als mit dem Sabel vmbspringen: . . . Entgegen ein rechtschaffener Soldat schreibet sich von Mehr Zueschlag,²⁾ dann solcher auß vnverzagter Tapfferkeit nur begehrt auß den Feind Mehr Zueschlagen, drauff schlagen, dreinschlagen, drumschlagen, ein solcher kühner vnd tapfferer Soldat ware absonderlich der David. . . . Zu dem H. Joanni dem Tauffer seynd vnterschiedliche Standt-Personen getreten, vnd den H. Buß-Prediger vmb Rath gefragt, was doch ihnen nothwendig seye zu Erhaltung der Seeligkeit: vnter andern seynd auch (ist ja viel) etliche scrupulosi Soldaten zu ihm getreten, sprehend: „Was solten dann wir thun?“ Worauff Joannes geantwort: „Thuet niemandt Überlast, noch Gewalt: contenti estote stipendiis vestris, vnd sehet mit euerm Sold zufriden.“ Joannes redet wol heilig: wann aber der Soldat den Soldt nicht bekommt? wie es wol zu Zeiten geschicht, daß die Officier solchen in den vnrechten Sack schieben. . . .

Es ist ein Gebott, du sollest den Nahmen Gottes nicht eitel nennen; wer ist der mehrer flucht und schwert als ihr? . . . Das Weib im Evangelio hat den verlohrenen Groschen gesucht, vnd gefunden; der Saul hat die Esel gesucht, vnd gefunden; . . . der aber Zucht vnd Ehrbarkeit bey theils Soldaten sucht, wird nicht viel finden. . . . Es ist mehrmalen ein Gebott, „Du solst nit stehlen.“ Die Soldaten haben dise Wort mit einem einigen Strichel vermehrt, indem sie anstatt deß Nit das Mit gesetzt, wesentwegen es jezt bey ihnen haist: „Du solst Mitstehlen. Es hat vor langer Zeit einer außgebracht, als habe der Teuffel sich verheurath, vnd zu einem Weib genohmen die Bosheit, mit welcher er vnterschiedliche Töchter gezeugt hat: Ein Tochter hat ge-

1) Decke.

2) Name eines Ortes nahe bei Wien.

haissen die Hoffsart, die hat er einem Edelmann verheyrat; ein andere hat gehaissen der Weiz, die hat er einem Kauffmann verheyrat; mehr hat eine gehaissen der Betrug, die hat er einem Advocaten an-
gehenkt; ein andere wurde genennt die Gleisneren, die hat er einem Religiosen übergeben; eine sehr grosse Tochter hat er, die ware der Meyd, solche hat er einem Hoff-Herrn vermählet; noch ein andere ware, die hiesse Raub, umb welche sehr viel gebult, sie aber doch endlich ein Soldat geheyrat. Es steckt demnach vnter einer Fedelhauben viel Rauben vnd Klauen, vnd seynd sie schon der Maynung, als sehen sie destwegen Kriegs-Leut genennt, damit sie allenthalben sollen etwas kriegen. . . . Es gibt freylich wol viel plumpe Soldaten, aber die mehristen doch haben gute Inventiones, absonderlich bey den Bauren; dann wann sie allda ein Kuhe stehlen, so nehmen sie das Kalb für ein Zuewag. Ob sie schon wenig Spitztaller auffbauen, so thuen sie doch viel arme Häuser stifften: Nach Göttlicher Lehr seynd jeelig die Armen, beati Pauperes, auff solche Weiz befürderen die Soldaten viel Leut zur Seeligkeit: dije gute Leut wollen gar keine Dieb seyn, vnd treiben vnterdesen stätts frehe Kunst; dahero die wehemütige Klage bey vnsern Landsgeossen, daß sie von vnsern Kriegs-Knechten mehrer Gewaltthätigkeit vnd Überlast leyden, als von dem Feind selbst. . . . Ach sagt etwan ein Soldat, der solches lisset, man wird gewiß lauter H. Charthäuser für Soldaten werben; man wird gewiß an statt der Musqueten den Wehrtadel brauchen; man wird gewiß an statt der Trommel oder Trompeten die Glocken leutten: in Feld last es sich nicht also thun, Kriegswesen ist ein anders Wesen, ein Soldat muß Krieg führen, muß die Trommel rühren, muß die Bauern abschmiren, muß das Gewissen verlihren. . . . Holla! mein lieber Soldat, an disen Mueß verbrenst du das Maul, es muß nicht seyn, weil es weit kan anders seyn, sintemahlen kein Stand ist, in welchen nicht Bestand haben kan die Fromkeit. Besiße du mir alle

Ständ, als erstlich die Bauren seynd zu weilen böse Bauren, welche oft vmb den Garten ein Zaun führen, vnd aber das Gewissen offen lassen, dannoch ist der H. Isidorus ein Bauer gewesen, vnd hat er so wol getroschen in seiner Scheuer, als getroschen auff seinen Rücken mit harten Geißel-Straihen zur Gedächtnuß des Lebens Christi. Es seynd die Maucrer bißweilen solche Leut, was sie ein ganze Wochen gewinnen, daß muß am Sonntag durch die Gurgel rinnen, vnd wissen sie oft andern das Zimmer auß, vnd lassen das eigene Gewissen ruessig, vnd doch ist der H. Proculus ein Maurer gewesen, welcher bey den Häusern bauen des Gottshaus nicht vergessen: Die Müllner seynd solche Leut, welche Wein trinken so lang sie Wasser haben, vnd ihr bester Edelstein [ist] der Müllstein, bey dem sie biß weilen gewinnen was nicht gehört ihnen, vnd doch der H. Vinocus ist ein Müllner gewesen, welcher bey dem stätten Mahlen auch ein zerknirichtes Herz zu Gott getragen. Die Zutscher oder Fuhr-Leut seynd sonst solche Leut, welche nicht allein mit der Geißel vmbgehn, sondern gar oft auch über die Schnur hauen, vnd wissen sie so wol die Leut von einem Ort zu dem andern zu führen, als auch hinder das Licht zu führen; dannoch ist ein Fuhrmann gewesen der H. Richardus, vnd ware sein Stall mit dem Bethlemitischen an Heiligkeit verwand. Die Schneider seynd bißweilen solche Leut, die einen Zeug schneiden ohne Zeugen vnd zwick oft manchen ein Schneider-Scher mehr als ein Krebs-Scher; doch ist der H. Homo bonus ein Schneider gewesen, der auch bey den Knöpfen einseken allezeit ein schöne Rosen verblieben. Die Lackey seynd sonst solche Leut, welche nicht allein hinder ihren Herrn gehen, sondern gar oft auch auff die Seyten gehen, doch ist der H. Minardus ein Lackey gewesen, der auch vnter der blauen Liberee ein Himmelsfarbs Gewissen getragen. . . . Es kan sich demnach kein einiger Stand rechtmäßig entschuldigen, daß ihme mangle die Gelegenheit from zu seyn. Auch forderist ihr Soldaten habt nicht Ursach, euch zu

beklagen, daß ihr nicht from und Gottesförchtig könet seyn. Es kan ja seyn, daß ihr tapffer mit dem Feind herumhauet, und dannoch euer Gewissen nicht im Stich laßet: Es kan ja seyn, daß ihr mit Spieß-

sen und Stangen umgeheth, und dannoch dem Nächsten kein Spieß in Augen seyhet: Es kan gar wol seyn, daß ihr den Feind thuet schlagen, und darneben dem bösen Feind auch kein Schank laßet.

7. Christian Warnede (Wernicke),

geboren um 1665 in Polnisch-Preußen, besuchte die Universität Kiel, erwarb sich durch seine Epigramme die Freundschaft der Herzogin von Medlenburg, an deren Hof er sich drei Jahre aufhielt, ward dann in London Gesandtschaftssekretär und ging nach kurzem Aufenthalt in Hamburg als dänischer Staatsrat nach Paris, wo er um 1720 starb. — Er war der Verfasser von sechs Büchern „Epigrammata“, die sich durch kraftvolle Sprache, Witz und feine Menschenkenntnis auszeichnen. Besonders gezielte er darin die Verfehrtheiten der Dichtungen der zweiten schlesischen (Vohensteinschen) Schule, so daß mit ihm die Periode einer gesunden Kritik beginnt.

Epigramme.

1. Auf gewisse Trauerspiele.

An stat Mitleiden oder Schrecken
In seinen Hörern zu erwecken,
So füllt Archombrotus mit viel
Gefahrtheit seine Trauerspiel.
Er hält auch mehr an allen Orten
Von grossen, als geschickten Worten,
So daß man alle Helden sieht,
Die er auf seinen Schauplatz zieht,
Stat Römischer Tracht in sammtnen
Pelzen,
Und stat der Socken gehn auf Stelken.

2. Auf gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fleußt
wol. Der Reim? geschickt.
Die Wort? in Ordnung. Nichts als der
Verstand verrückt.

3. Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten.

Astolph beschreibet ein Thier, das in den
Wäldern wohnt,
Und in der hohlen Eich' als seinem Neste
lebet,
Das um unwegsame Gebürge brummend
schwebet,
Und oft auch nicht des Bluts des müden
Pilgrims schont.
Merck aber, wie er dich durch falschen
Pracht betrüge:
Du denkst, es sey ein Löw', und es ist
eine Fliege.

4. Blumenreiche Gedichte.

Man find't, wenn man mit Fleiß die
Roscn und Narzissen,
Die unser Deutschen Vers' anfüllen oder
schließen,

Mit dem Verstand des Dichters überlegt,
Daß ein unfruchtbar Land die meisten
Blumen trägt.

5. An einen gewissen Britischmeister.

Es ist nicht recht, daß man dich, der du
manches Blatt
Mit rauhen Versen angefüllt,
Deswegen einen Esel schilt;
Der kann kein Esel sein, der keine Ohren
hat.

6. Römische Fußbeichte.

Es fand sein zartes Weib ein Ehmann in
Gefahr
Und wollte, weil es so zu Rom gebräuchlich
war,
Aus großer Liebe sich bequemen,
Die Ruthenstreich' ihr abzunehmen,
Die in der Beicht' ein Münd' ihr heilig
auferlegte.
Als nun der Vater ihm den Rücken lustig
setzte,
So rief sein Weib: „Haut zu, Herr
Vater! Denn ich bin
Gar eine große Sünderin.“

7. Die Klagen über die ige Zeit.

Man klagt, daß alte Lieb' und Treue seh
verlohren,
Daß aller Seegen sich verkehrt in einen
Fluch;
Allein, wenn ich die Zeit, die vorhergeht,
durchsuch',
So dank' ich Gott, daß ich in dieser bin
gebohren.

§ 20. Vorboten einer besseren Zeit. — Gottsched und die Schweizer.

Der Umstand, daß den deutschen Dichtern der Begriff von dem wahren Wesen der Poesie abhanden gekommen war, hatte die bedenklichsten Verirrungen zur Folge, die namentlich in der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule, deren Häupter Lohenstein und Hoffmannswaldau waren, in unglaublichem Schwulst und geschmackloser Darstellung zutage traten. Eine Zeitlang als der höchste Triumph der Schönheit gepriesen, forderten diese Produktionen doch bald zur Kritik heraus. (Siehe Seite 104 Warncke, dem sich Weise, Caniz und Brodes anreihen.) Eine gründliche Reform suchte **Johann Christoph Gottsched** (1700 bis 1766), seit 1729 Professor in Leipzig, anzubahnen. Er nahm den Kampf gegen Unnatür und Roheit auf und richtete dabei sein Augenmerk vornehmlich auf die deutsche Bühne, die er von den wertlosen, bombastischen Stücken und wüsten Hanswurstiaden befreien und durch klassische Stücke heben wollte. Aber als nüchterner Verstandesmensch, dem selbst das Wesen der Poesie verborgen blieb, wußte er zur Hervorbringung „klassischer“ Werke nichts Besseres zu tun, als slavische Nachahmung fremder Muster zu predigen, und da die französischen Dichter nach seiner Meinung die Regeln der Alten am besten verstanden und angewandt hatten, so stellte er sie als allein gültige Muster hin. So legte Gottsched die deutsche Poesie auf neue in fremde Fesseln; denn seine Grundsätze fanden weithin Anhang, und er genoß länger als ein Jahrzehnt das Ansehen einer höchsten Autorität auf poetischem Gebiet. Unstreitig hat er sich auch um die Reinheit und Einfachheit der Sprache wie um die Besserung des Geschmacks überhaupt große Verdienste erworben. Da er aber auf jede freie Entfaltung dichterischen Talentes den Bann legte, dem Gefühl und der Phantasie kein Recht zugestand, nur Korrektheit in der Form und Verständigkeit des Inhalts forderte und danach alle poetischen Erscheinungen in herrischer Weise kritisierte, so geriet er in Streit mit den Züricher Professoren

Johann Jakob Bodmer (1698 bis 1783) und **Johann Jakob Breitinger** (1701 bis 1776). Diese beiden hatten auf einem anderen Weg der deutschen Literatur aufzuhelfen versucht. Sie sahen das Mittel dazu nicht sowohl in der äußeren Korrektheit als vielmehr in der Art und Weise des poetischen Schaffens. Sie gingen von der Ansicht aus, daß die Poesie vor den Regeln gewesen sei,¹⁾ und forderten daher bei der dichterischen Hervorbringung für Gemüt und Phantasie das erste Recht. Sie verwarfen demgemäß die steifen französischen Theorien und wiesen auf die englischen Dichter hin, die seit Shakespeare sich Naturwahrheit und Freiheit von Regelzwang bewahrt hätten, und drangen auf Natürlichkeit sowohl der Empfindung wie des Ausdrucks. In Miltons „Verlorenem Paradies“ sahen sie den Gipfel moderner Dichtung, und als Bodmer von diesem Werke, das Gottsched heftig kritisierte, eine Übersetzung herausgab, führten die prinzipiellen Gegensätze der Leipziger und der Schweizer 1740 zu einer bitteren Fehde, die mit der Niederlage Gottscheds endigte, indem alle seine begabteren Schüler sich den Schweizern zuwandten. Endgültig wurde der Streit entschieden einerseits durch die vortrefflichen Leistungen der selbständig im Sinne der Schweizer wirkenden Dichter, namentlich Klopstocks, anderseits durch die scharfe Kritik Lessings, der die französischen Autoritäten zunichte machte. Durch Lessing (in seinem „Laoköon“) wurde aber auch der seit Opitz herrschende Irrtum, dem auch Gottsched — und die Schweizer huldigten, beseitigt, daß die Poesie eine „Nachahmung der Natur“ sei, nämlich in weitläufiger Malerei oder Schilderung bestehe, und daß ihr Zweck sei, moralisch zu bessern und zu belehren.

Die Wichtigkeit dieser literarischen Fehde bestand darin, daß der französische Geschmack verdrängt und die Selbständigkeit der deutschen Literatur vorbereitet wurde.

1) Als Beleg hierfür dienten Bodmer das Nibelungenlied und die Minnesänger, die er herausgab.

Gleichzeitige Dichter, die sich den Schweizern angeschlossen, waren Haller, Hagedorn sowie der sächsische Dichterverein, der durch Gründung der „Bremer Beiträge“ in offenen Gegensatz zu Gottsched trat und an dessen Spitze Gellert stand. Den sächsischen Dichtern standen

die preußischen nahe, die, durch die Taten Friedrichs des Großen angepornt, die vaterländische Lyrik pflegten, aber auch, in Anlehnung an den griechischen Dichter Anakreon, sich einer heiteren Dichtungsart befleißigten. Ihre Hauptvertreter waren Gleim und Kleist.

1. Albrecht von Haller,

geboren den 16. Oktober 1708 in Bern in der Schweiz, gestorben ebenbüßli am 12. Dezember 1777, einer der bedeutendsten und vielseitigsten Gelehrten seines Jahrhunderts, verband in seinen Dichtungen einen trefflichen Inhalt mit kräftiger Darstellung und hat dadurch auf die folgende Zeit mächtig eingewirkt. An seiner Dichtersprache und seiner Prosa haben sich ein Vespiger und ein Schiller gebildet. Sein berühmtestes Werk ist das munter und anspannend beschreibende Vehrgedicht „Die Alpen“, in dem er den natürlichen, glücklichen Zustand des Alpenvolks dem naturwidrigen, unglücklichen der meisten Kulturmenschen gegenüberstellt und so zum erstenmal den Gegensatz zwischen Natur und Kultur beleuchtet.

Aus der Dichtung „Die Alpen“.

Schilderung des Schweizerlandes.

33. Wenn Titans erster Strahl der
Felsen Höh' verguldet
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten
gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg
erblickt.
Durch den zerfahrenen Dunst von einer
dünnen Wolke
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer
Welt;
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem
Volke
Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk
enthält.
Ein sanfter Schwindel schließt die allzu-
schwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzu-
strahlen taugen.

34. Ein angenehmes Gemisch von Ber-
gen, Fels und Seen
Fällt, nach und nach erblickt, doch
deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz be-
glänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten
Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanfter-
hohen Hügel,
Wobon ein laut Gebläß im Tale wider-
hallt;

Bald scheint ein breiter See ein meilen-
langer Spiegel,

Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer
wallt;

Bald aber öffnet sich ein Strich von
grünen Tälern,

Die, hin und her gekrümmt, sich im Ent-
fernen schmälern.

35. Dort senkt ein kahler Berg die
glaten Wände nieder,

Den ein verjährtes Eis dem Himmel
gleich getürmt;

Sein frostiger Kristall schickt alle Strah-
len wieder,

Den die gestiegne Hiß' im Krebs umsonst
bestürmt.

Nicht fern vom Eise streckt, voll futter-
reicher Weide,

Ein fruchtbares Gebirg den breiten
Rücken her;

Sein sanfter Abhang glänzt von reifen-
dem Getreide,

Und seine Hügel sind von hundert Herden
schwer.

Den nahen Gegenstand von unterschied-
nen Zonen

Trennt nur ein enges Tal, wo kühle
Schatten wohnen.

36. Hier zeigt ein steiler Berg die
mauergleichen Spitzen,

Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzt
Fall auf Fall.

Der dickbeschäumte Fluß dringt durch der
Felsen Riß

Und schießt mit jäher Kraft weit über
ihren Wall;

Das dünne Wasser teilt des tiefen Falles
Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein beweg-
tes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zer-
stäubten Teile,
Und das entfernte Thal trinkt ein bestän-
dig Tau.
Ein Wanderer sieht erstaunt im Himmel
Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in
Wolken gießen.

37. Doch wer den edlern Sinn, den
Kunst und Weisheit schärfen,
Durchs weite Reich der Welt empor zur
Wahrheit schwingt,

Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke
werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Stehn
und Forschen zwingt.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft
der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den
Bächen schenkt;
Durchsucht den holden Bau der buntge-
schmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Per-
len tränkt:
Ihr werdet alles schön und doch verschie-
den finden
Und den zu reichen Schatz stets graben,
nie ergründen.

2. Friedrich von Hagedorn,

geboren den 23. April 1708 in Hamburg, gestorben ebendasselbst am 28. Oktober 1754, dichtete in leichter, anmutiger Sprache Fabeln, die er zuerst wieder in die deutsche Literatur einführte, sowie Lieder und Erzählungen und bahnte so im Norden, wie Haller im Süden, einer besseren Anschauung den Weg.

1. Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
5 Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung
bringen,
Und wann er aß, so mußt' er singen;
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
10 Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht; man fragt: Wer singt schon
wieder?

Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

15 Im Lesen war er anfangs schwach;
• Er las nichts als den Almanach;
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
20 Oft singend, öfter lesend ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

25 Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennützig'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,

Im Schmausen keinem Fürsten wich:
Ein Garfoch richtender Verwandten,
30 Der Schwäger, Bettern, Nichten,
Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß
Und seiner Wechsel oft vergaß.
Raum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
35 So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu. . . .
Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann!
40 Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's
an?

Es rühmt ein jeder Eure Ware:
Sagt, wieviel bringt sie Euch im Jahre?“
„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vorteil sei.
45 So rechn' ich nicht. Ein Tag be-
scheret,

Was der, so auf ihn kommt, verzehret.
Dies folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Dreihundertfünfundsechzigmal.“

„Ganz recht; doch könnt Ihr mir's
nicht sagen,
50 Was pflegt ein Tag wohl einzu-
tragen?“

„Mein Herr, Ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr,

So, wie's denn fällt. Mich zwingt zur
 Klage

Nichts als die vielen Feiertage;
 55 Und wer sie alle rot gefärbt,
 Der hatte wohl, wie Ihr, geerbt,
 Dem war die Arbeit sehr zuwider,
 Das war gewiß kein Seifensieder.“

Dies schien den Reichen zu erfreun.
 60 „Hans,“ spricht er, „du sollst glücklich
 sein;

Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler.
 Da hast du bare fünfzig Taler;
 Nur unterlasse den Gesang!
 Das Geld hat einen bessern Klang.“

65 Er dankt und schleicht mit scheuem
 Blicke,

Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
 Er herzt den Beutel, den er hält,
 Und zählt und wägt und schwenkt das
 Geld,

Das Geld, den Ursprung seiner Freude
 70 Und seiner Augen neue Weide.

Es wird mit stummer Lust beschaut
 Und einem Kasten anvertraut,
 Den Wand und starke Schlösser hüten,
 Beim Einbruch Dieben Troß zu bieten,
 75 Den auch der karge Thor bei Nacht
 Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
 Sobald sich nur der Haushund reget,
 Sobald der Kater sich bewegt,
 Durchsucht er alles, bis er glaubt,
 80 Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
 Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
 Sich endlich beide paßen müssen:
 Sein Mops, der keine Kunst vergaß
 Und webelnd bei dem Kessel saß,
 85 Sein Hinz, der Liebling junger Raketen,
 So glatt von Fell, so weich von Laken.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
 Wie oft sich Sorg' und Reichtum paart
 Und manches Bärtlings dunkle Freuden
 90 Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
 Die nur in reine Seelen strahlt,
 Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er stets gewecket,
 Bis der das Geld ihm zugestecket,
 95 Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh'
 Den vollen Beutel wieder zu
 Und spricht: „Herr, lehrt mich bess're
 Sachen,

Als statt des Singens Geld bewachen!
 Nehmt immer Euren Beutel hin
 100 Und laßt mir meinen frohen Sinn.
 Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden,
 Ich tausche nicht mit Euren Freuden.
 Der Himmel hat mich recht geliebt,
 Der mir die Stimme wiedergibt.
 105 Was ich gewesen, werd' ich wieder:
 Johann, der muntre Seifensieder.“

2. Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
 Einen feinen Diamant
 Und verscharrt' ihn in den Sand.

„Möchte doch, mich zu erfreun,“
 Sprach es, „dieser schöne Stein
 Nur ein Weizenkörnchen sein!“

Unglücksel'ger Überfluß,
 Wo der nötigste Genuß
 Unfern Schätzen fehlen muß!

3. Drei Taube.

Es haben oft zugleich der Leser und der
 Dichter
 Und auch der Kritikus kein zuverlässig
 Ohr.

So lud vor einen tauben Richter
 Ein Tauber einen Tauben vor.
 Der Kläger sagt: „Auf meinem Felde
 Hat er dem Wilde nachgeheßt.“
 Beklagter: „Nein, von meinem Gelde
 War längst das Dritteil abgesetzt.“
 Der Richter sprach: „Das Recht der Ehen
 Bleibt heilig, alt und allgemein.
 Es soll die Heirat vor sich gehen,
 Und ich will bei der Hochzeit sein!“

3. (Christian) Fürchtegott Gellert,

geboren den 4. Juli 1715 zu Hainichen in Sachsen, gestorben den 13. Dezember 1769 als Professor der Philosophie in Leipzig, seit langer Zeit der erste wirkliche Volksdichter Deutschlands, dichtete außer geistlichen Liedern vornehmlich Fabeln und Erzählungen, die in allen Volksschichten mit Begeisterung gelesen wurden.

1. Die Ehre Gottes aus der Natur.

1. Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,

Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdfreis, ihn preisen die Meere;

Bernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

2. Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?

Wer führt die Sonn' aus ihrem Best?
Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne

Und läuft den Weg gleich als ein Held.

3. Bernimm's und siehe die Wunder der Werke,

Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke

Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

4. Kannst du der Wesen unzählbare Heere,

Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gib ihm die Ehre!

„Mir“, ruft der Herr, „sollst du vertraun!

5. Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde,

An meinen Werken kennst du mich!
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,

Dein Gott und Vater ewiglich.

6. Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,

Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's! Mich liebe von ganzem Gemüte

Und nimm an meiner Gnade teil!“

2. Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn

5 Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,

Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.

10 Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner tritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geß herein
Und nahm das Bild in Augenschein.

15 „O,“ rief er bei dem ersten Blicke,

„Ihr Götter, welch ein Meisterstückel!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt

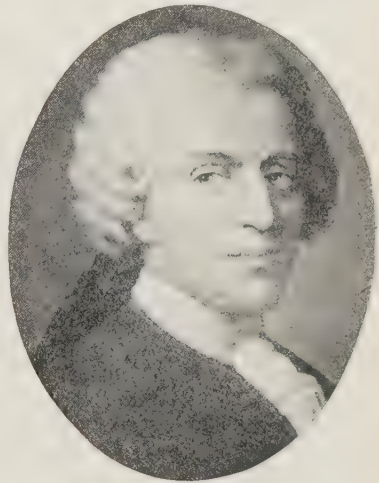
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!

Mars lebt durchaus in diesem Bilde.

20 Wie viele Kunst, wie viele Pracht

Ist in dem Helm und in dem Schilde

Und in der Rüstung angebracht!“



Fürchtgott Gellert.

Der Maler ward beschämt, gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.

25 „Nun“, sprach er, „bin ich überführet.
Ihr habt mir nicht zu viel getan.“

Der junge Geß war kaum hinaus,

So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,

30 So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

3. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter, dummer Bauernbabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe,

Recht dreist zu lügen, wiederkam,
5 Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.

Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen
fand,

Log auf die unverschäm'te Weise.

Zu seinem Unglück kam ein großer Hund
gerannt.

10 „Ja, Vater,“ rief der unverschämte
Knabe,

„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich's Euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag
gesehen habe,

Hart an dem Weg, wo man nach Frank-
reich fährt,

15 Der — ja, ich bin nicht ehrentwert,
Wenn er nicht größer war als Euer größ-
tes Pferd.“

„Das“, sprach der Vater, „nimmt mich
wunder,

Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge
sehn.

Wir zum Exempel gehn izunder

20 Und werden keine Stunde gehn,

So wirst du eine Brücke sehn

(Wir müssen selbst darüber gehn),

Die hat dir manchen schon betrogen;

Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu
richtig sein.

25 Auf dieser Brücke liegt ein Stein,

An den stößt man, wenn man denselben
Tag gelogen,

Und fällt und bricht sogleich das Wein.“

Der Bub' erschrak, sobald er dies ver-
nommen.

„Ach,“ sprach er, „lauft doch nicht so
sehr!

30 Doch wieder auf den Hund zu kom-
men,

Wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'?

Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel
gehören.

Der Hund, ißt fällt mir's ein, war erst
ein halbes Jahr;

Allein das wollt' ich wohl beschwören,

35 Daß er so groß als mancher Ochse
war.“

Sie gingen noch ein gutes Stück;

Doch Fritzgen schlug das Herz. Wie konnt'
es anders sein?

Denn niemand bricht doch gern ein Wein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
40 Und fühlte schon den Weinbruch halb.

„Ja, Vater,“ fing er an, „der Hund, von
dem ich red'te,

War groß, und wenn ich ihn auch was
vergrößert hätte,

So war er doch viel größer als ein Kalb.“

Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie
wird dir's gehen?

45 Der Vater geht voran; doch Fritz hält
ihn geschwind.

„Ach, Vater,“ spricht er, „seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund ge-
sehen!

Denn kurz und gut, eh' wir darüber-
gehen:

Der Hund war nur so groß, wie alle
Hunde sind.“

4. Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,

Verfolgten sich aus aller Macht

Auf allen Bier- und Branntweinbänken

5 Und ruhten nicht, mit pöbelhaften
Ränken

Einander bis aufs Blut zu kränken;

Denn keiner brannte von dem Span,

Woran der andre sich den Tabak ange-
zündet,

Aus Haß den seinen niemals an.

10 Kurz, jeden Schimpf, den nur die
Rach' erfindet,

Den Feinde noch den Feinden angetan,

Den taten sie einander an;

Und jeder wollte bloß den andern über-
leben,

Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu
geben.

15 Man riet und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren.

Doch endlich kam die Sache vor Gericht;

Da mußte sich's denn offenbaren,

Warum sie seit so vielen Jahren

20 So heidnisch unversöhnlich waren.

Was war der Grund? Der Brotneid?

War er's nicht? —

Nein! Dieser sang: Wer wahrt das
Feuer und das Licht!

Allein so sang der andre nicht;
Er sang: Bewahrt das Feuer und das
Licht! . . .

25 Die Wächter, hör' ich viele schrein,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein. —
Ihr Herren, stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich sein!
30 Wißt ihr denn nichts von so viel
großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Silben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wut entzweiten?

5. Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot er-
tanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Auf-
enthalt.

Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen
Küssen

Und brummten freudig durch den Wald,
5 Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: „Peß ist wieder da!“
Der Bär erzählte drauf, was er in frem-
den Landen

Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehen, gehört, getan,
10 Und sing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glie-
der,

15 Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang dar-
nieder.

Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn.
20 Doch seine Kunst verdroß den ganzen
Haufen.

„Fort!“ schrieen alle, „fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein als wir?“
Man zwang den Peß davonzulaufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig
hassen,

25 Weil dir dann jeder ähnlich ist.
Doch je geschickter du vor vielen andern
bist,

Je mehr nimm dich in acht, dich prahlend
sehn zu lassen!

Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
30 Doch traue nicht! Bald folgt der Neid
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unbergeblisches Verbrechen.

6. Der Prozeß.

Ja, ja, Prozesse müssen sein!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmt und entschieden werden?
5 Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und streite nur!
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gib nicht nach, seß' alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf!
10 Denn Recht muß doch Recht bleiben.

„Was spricht Ihr, Nachbar? Dieser
Rain,

Der sollte, meint Ihr, Euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.“ —

„Nicht doch, Gebatter, nicht, Ihr irrt!
15 Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder sagen wird,
Daß lange vor der Schwedenkzeit —“
„Gebatter, Ihr seid nicht geschick!
Besteht Ihr mich? Ich will Euch's
lehren,

20 Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn,
Das Recht, das soll den Ausspruch tun!“
So saget Kunz, schlägt in die Hand
Und rückt den spigen Hut die Quere.

25 „Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
So meid' ich lieber Gut und Land.“
Der Born bringt ihn zu schnellen Schrit-
ten,

Er eilet nach der nahen Stadt.

Allein Herr Glimpf, sein Advokat,
30 War kurz zuvor ins Amt geritten;
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, spricht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?

35 Ich bitt' euch, stellt das Reden ein;
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen spre-
chen.

Ich sag' es noch einmal, Kunz holt
Herr Glimpfen ein,

Greift in den Baum und grüßt Herr
Glimpfen.

40 „Herr!“ fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der insame Mann,
Der Schelm — ich will ihn zwar nicht
schimpfen —

Der, denkt nure! spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,

45 Der, spricht der Narr, der wäre fein!
Allein den will ich sehn, der mich darum
betrüget!“

„Herr,“ fuhr er fort, „Herr, meine beste
Ruh,

Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)

50 O, dient mir wider ihn und helfst die
Sach' entscheiden!“ —

„Kein Mensch“, versetzt Herr Glimpf,
„dient freudiger als ich.

Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus Euren Reben zeigt es sich.

55 Genug, verklagt den Ungezümmten!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies tut kein ehrlicher Jurist;

Doch dieses könnt Ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren

60 Von mir verloren worden ist.
Ich will Euch Eure Sache führen;
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht
verlieren.“

Glimpf reitet fort. „Herr,“ ruft ihm
Kunz noch nach,

„Ich halte, was ich Euch versprach.“ —

65 Wie hitzig wird der Streit ge-
trieben!

Manch Ries Papier wird vollgeschrieben;
Das halbe Dorf muß in das Amt!

Man eilt, die Zeugen abzuheören,
Und fünfundzwanzig müssen schwören,

70 Und diese schwören insgesamt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich
schlecht!

Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
75 Doch, im Vertrauen gered't, ich dächte,

Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urtheil kommt; doch laßt
es widrig klingen!

Glimpf muntert den Klienten auf:

„Laßt dem Prozesse seinen Lauf!
80 Ich schwör' Euch, endlich durchzudrin-
gen;

Doch —“

„Herr, ich hör' es schon; ich will das
Geld gleich bringen.“

Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre
währt der Streit.

Allein warum so lange Zeit?

85 Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kommt. O seht doch,
Kunz gewinnt!

Er hat zwar viel dabei gelitten;

Allein, was tut's, daß Haus und Hof
versfritten

90 Und Haus und Hof schon angeschlagen
sind?

Genug, daß er den Rain gewinnt!

„O!“ ruft er, „lernst von mir den Streit
aufs höchste treiben!

Ihr seht ja, Recht muß doch Recht blei-
ben!“

7. Brief an Rabener.

Leipzig, den 29. Januar 1761.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie
wollen, so werde ich Ihnen doch diesmal
keine ausführliche Antwort schreiben;
denn ich bin schon seit vierzehn Tagen
von einem Husten und von Schmerzen in
der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß
ich in der Mitte des letzten Monats vorigen
Jahres durch einen Major zu dem König¹⁾
gerufen worden bin; daß er sich von vier
Uhr bis drei Viertel auf sechs Uhr mit
mir von den schönen Wissenschaften und
der deutschen Literatur und der Methode,
womit er seine Hypochondrie kuriert und
mit der ich die meinige kurieren sollte,
unterredet; daß er mir sehr gnädig be-
gegnet hat; daß ich, wider allen meinen
Charakter ohne die geringste Furcht, ohne
die Begierde zu gefallen bloß das, was
Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, ge-
redet und eben deswegen gefallen habe.
Am Ende des Gesprächs fragte er mich,
ob ich keine von meinen Fabeln auswendig

1) Der preussische König Friedrich II.

könnte. „Nein, Sire.“ — „Besinne Er sich doch, Herr Professor; ich will etliche mal in der Stube auf und nieder gehn.“ — Endlich fiel ich, ohne zu wissen, warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „Nun,“ sagte er, „das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?“ — „In der Schule der Natur.“ — „Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?“ — „Nein, Ihre Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.“ — „Nein, ich muß Ihn loben.“ Und da sagte er zu dem Major, der dabei stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „Komme Er wieder zu mir und stecke Er seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor.“ — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: „Dränge dich nicht zu den Königen.“ Er hat mich den Tag darauf bei der Tafel gegen den Oberstleutnant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lektor Le Cat und andere, die mir's wiedergefagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersehen will, weil es doch eitel sein würde. . . . Der König sprach bald Deutsch, bald Französisch; ich meistens Deutsch, nur im Notfalle Französisch.

Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit sein. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sei. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst

ist mir so schätzbar als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden und gestrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ich umarme Sie, liebe Sie und bin ewig

der Ihrige

Gellert.

Den 5. Februar.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen und nicht gekonnt; morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte mich nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfiehl, waren Sie und Cramer. Er schmälte auf die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache. „Aber warum nötigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?“ — „Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV.“ — „Sachsen hat ja zweien Auguste gehabt.“ — „Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, da fingen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten.“ — „So gefallen Ihm diese Zeiten nicht? Sind's böse Zeiten?“ — „Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Frieden.“ — „So? Steht dies bei mir? Drei wider einen!“ — „Ich wiederhole es noch einmal: Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden!“ — „Ja! Ja!“

4. (Magnus) Gottfried Lichtner,

geboren den 30. Januar 1719 zu Wurzen in Sachsen, gestorben den 7. Juli 1783 als Regierungsrat in Halberstadt, war ein bedeutender Fabeldichter.

1. Der junge Rater.

1. Der Ausbund eines schönen Raters,
Den Mut und Alter mündig sprach,
Bekam die Würde seines Vaters

Und stellte Mäuf' und Ratten nach.
Er folgte der gemeinen Weise:
Des Räubers Sohn wird gern ein Dieb,
Das Wölffchen fühlt des Wolfes Trieb,
Ein junger Rater wünscht sich Mäuse.

2. Es tat der junge Herr so feß
Als wie ein andrer Standerbeg;¹⁾
Sein Hirn war voller Mäus' und Ratten,
Die seine Klauen noch nicht hatten.
Wer ihn gesehen haben mag,
Der hätte wirklich sollen schwören,
Dies sei der Mäuse jüngster Tag,
Die sich auf Deutschlands Böden nähren.

3. Die dunkle Nacht bezog das Land;
Der Tau wusch die bestäubten Fluren,
Als unser Held noch keine Spuren
Des längst gesuchten Wildbrets fand.
Das Warten löschte sacht und sachte
Des Raters erstes Feuer aus;
Er sah und hörte keine Maus,
Ein Ding, das ihn verdrießlich machte.

4. Er saß und putzte sich das Kinn,
Da schlich ein Wiesel bei ihm hin.
„Was suchst du?“ sprach der Rater leise.
„Ich suche“, war die Antwort, „Mäuse.“
„O weh, soll ich mein bißchen Brot“,
Sing Murner heimlich an zu heulen,
„Mit einem schlimmen Wiesel teilen,
So leid' ich endlich selber Not.“

5. Auf bess're Kundschaft sich zu legen,
Kroch er bis auf das Scheuerdach;
Da flog ihm Jungfer Gul' entgegen.
„Schatz“, fragt' er, „bist du auch noch
wach?“

„Ja!“ sprach das schleirichte Gesicht,
„Ich warte hier auf ein Gericht,
Auf einen guten Abendschmaus.“
„Auf was denn, Kind?“ — „Auf eine
Maus.“

6. Die Antwort ärgerte den Rater;
Er steigt herab, sieht auf den Mist:
Da ist ein Igel, der was frist.
„Ist Glück zur Mahlzeit, alter Vater!
Was schmeckt dir denn alhier so gut?“
„Ein Mäuschen“, sprach er, „ist mein
Essen.“

„Ei, daß du müßtest Kohlen fressen!“
Gedachte jener voller Wut.

7. „Hier“, seufzt' er, „ist nichts mehr
zu naschen;
Fort auf das Feld! Vielleicht kann ich
Noch eine dicke Feldmaus haschen.“
Mit dieser Hoffnung stärkt' er sich.

Er kam aufs Feld und traf im Gehen
Den Fuchs voll Zorn und Rachgier an.
Aus Neugier blieb der Rater stehen
Und sprach: „Wer hat dir was getan?“

8. „O!“ ließ der Fuchs sich fluchend
hören,
„Ich wußt' ein volles Mäuseloch
Und dachte, diesen Abend noch
Es mit Vergnügen auszustören.
Doch als ich in dem Walde bin,
So geht der Schelm, der Sperber, hin
Und leert, so geht's mir, das Geniste;
Daß er davon zerbersten müßte!“

9. Sobald der Rater mit Verdruß
Des Fuchses letzte Worte hörte,
So wandt' er traurig Kopf und Fuß.
Damit er stracks nach Hause kehrte.
„Ach“, sprach er, „wenn so viele sind,
Die nach dem Mäusfleisch streben,
Was hoff' ich noch, ich armes Kind,
Von diesem Handwerk auch zu leben?“

10. Indem er also bei sich dachte,
So fing er eine Maus im Geln,
Die ihn auf den Gedanken brachte,
Den Mäusen dennoch nachzustehn.
Er tat in kurzem Heldentaten;
Die Praxis macht' ihn dick und fett.
Es ging ihm, unter uns gered't,
Als wie den jungen Advokaten.

2. Der Hänfling.

1. Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Nester trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb; denn eigner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes wert.

2. Die stolze Glut der jungen Brust
Macht' ihm zu einem Eichbaum Lust.
„Hier wohn' ich“, sprach er, „wie ein
König;
Dergleichen Nester gibt es wenig.“
Raum stund das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

3. Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war.
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

1) Standerbeg, der letzte siegreiche Verteidiger christlicher Interessen auf der Balkanhalbinsel gegen die Türken, gestorben 1468 zu Alessio.

4. Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut' in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmal davonzuziehn.

5. Da baut' er sich das dritte Haus
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt.
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

6. Vergnügte Tage findet man,
Wofern man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sei dein eigner Herr und Knecht;
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

3. Die Raken und der Hausherr.

1. Tier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete¹⁾ schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

2. In dem Vorfaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

3. Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Taft erbärmlich schön,
Und zweien abgelebte Vater
Quälten sich, ihm beizustehn.

4. Endlich tanzen alle Raken,
Poltern, lärmern, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, krachen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

5. Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Duzend Schalen²⁾ um,

6. Stolzert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr
Und zerbricht zwei Reihen Zähne —
Blinder Eifer schadet nur.

1) Der Hahn. — 2) Vasen.

5. (Gottlieb) Wilhelm Rabener,

geboren den 17. September 1714 zu Wachau in Sachsen, gestorben den 22. März 1771 als Obersteuerrat in Dresden, war ein hervorragender Satiriker, der mit treffendem Witz und Humor allerlei Torheiten seiner Zeit geißelte.

Kleider machen Leute.

In diesen drei Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Teil der Menschen vergebens bemüht. Toren sind es, welche sich und andern weismachen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glücklich und uns zu wahrhaft großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich sind unsre Morallisten seither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider — glückselige Erfindung! — nur Kleider machen das, was

Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu sein verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurchwinden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu tun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vierundzwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum ersten Male wagt. Er muß

sehr glücklich sein, wenn ihm der Türsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt, Seiner Exzellenz aufzuwarten; man antwortet ihm nicht. Er verlangt, Seiner Exzellenz untertänig aufzuwarten; ein Lakai weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Exzellenz seine ganz untertänigste Aufwartung machen dürfe. „Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer!“ — „Aber wäre es nicht möglich“ — „Kurz, nein! Seine Exzellenz hätten viel zu tun, wenn sie jede Bettelbissite annehmen wollten; der Herr kann morgen wiederkommen!“ — Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rat glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thür, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Exzellenz eilen entgegen, und wem? Einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe heraufgesehelt kommt und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmacß besteht in der Kunst, sich artig

zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, soviel es ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande oder ihm selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Exzellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entinnen und die Treppe hinunterkommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider und geringere Verdienste?

Man tut der Welt unrecht, wenn man sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sei. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen und sie durch ein vornehmeres Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche würdlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwicklung des Spiels abzuwarten. . . .

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Wert unsrer Verdienste zu danken haben, so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich würdigen Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen und teure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so wie das erste Noß an dem Ufer mutig hervorsprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreizack

in den Sand stach. . . . Ich [stehe dann] bei dem Meister, [halte] den Hut unterm Arme und [bleibe] länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weiß die Hochachtung, welche ich gegen die wundertätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren; und weil uns der Körper, der in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint, so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe, so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, sooft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbniße sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines wichtigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Bucherers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Be-

wunderung der ganzen Stadt und der befangungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Mägen gewesen, endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen und habe bewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen. Zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das ebenso billig ist. Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprichwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht sein und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Ermahnung nicht in acht nähme und, wie es bei den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumazen, so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern und, wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen als: „Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihre Weste meiner untertänigsten Devotion zu versichern; ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protektion; das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags; der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahre!“ . . .

6. (Johann Wilhelm) Ludwig Gleim,

geboren den 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, Erzieher des Prinzen Wilhelm von Preußen, seit 1747 Domschreiber in Halberstadt, starb den 18. Februar 1803. Nach dem Mäker Anacreon's (gestorben 474 v. Chr.) führte er das leichte, kändelnde Lied ein; seinen dichterischen Ruhm begründete er jedoch durch seine Kriegslieber und seine Fabeln, durch die er den Weg zur rechten Volksdichtung bahnen half.

1. An die Schwalbe.

1. Liebe Kleine, kommst du wieder
Zu dem Alten, der dich liebt
Und für deine süßen Lieder
Dir so gern ein Obdach gibt?

2. Sei willkommen, liebe kleine
Wiederkommerin! Du bringst
Mir die wärmern Sonnenscheine,
Welche du so schön besingst.

3. Singen kannst du, kannst nicht
sprechen;

Das ist schade! Sonst frag' ich
Nach den Strömen, nach den Bächen,
Die du sahst, du liebe, dich!

4. An dem einen und dem andern
Wohnt ein lieber Freund von mir;
Du kannst fliegen, ich nur wandern,
Sieh, sonst flog' ich oft mit dir.

5. Verne sprechen, liebe Kleine!
Wenn du's kannst, so nenn' ich dir
Meine lieben Freund' am Rheine,
Und du grüßest sie von mir!

2. Die Milchfrau.

Nachlässig aufgeschürzt, zwei Gürtel um
den Leib,
Auf leichten Füßen ging ein artig Bauer-
weib

Frühmorgens nach der Stadt und trug
auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen süße Milch in einem gro-
ßen Topfe.

5 Sie lief und wollte gern „Kauft Milch!“
am ersten schrein;

„Denn“, dachte sie bei sich, „die erste
Milch ist teuer;

Ich nehme heut', will's Gott, zwölf bare
Groschen ein

Und kaufe mir dafür ein halbes Duzend
Eier;

Die bringt mein einzig Huhn mir dann
auf einmal aus.

10 Gras stehet rund herum um unser
kleines Haus;

Da werden sie sich schon im Grünen selbst
ernähren,

Die kleinen Kücheltchen, die meine Stimme
hören.

Und ganz gewiß! der Fuchs muß mir
sehr listig sein,

Läßt er mir nicht so viel, daß ich ein
kleines Schwein,

15 Nur eins zum wenigsten, dafür er-
tauschen kann.

Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste
freue,

So denk' ich dabei nur an meinen guten
Mann.

Zu mästen, kostet es ja nur ein wenig
Kleie.

Ist es dann fett gemacht, dann kauf' ich
eine Kuh

20 In unsern kleinen Stall, auch wohl
ein Kalb dazu.

Das will ich allemal selbst vor den Hir-
ten bringen;

Wie fröhlich wird es dann um seine Mut-
ter springen!

Heil!“ — sagt sie und springt auch, und
von dem Kopfe fällt

Der Topf mit Milch herab, und ach! ihr
bares Geld,

25 Ihr Kalb und ihre Kuh, Glück, Reich-
tum und Vergnügen

Sieht sie nun vor sich da in kleinen Scher-
ben liegen.

Betrübt steht sie dabei, schielt sie barm-
herzig an:

„Die schöne, weiße Milch“, sagt sie, „auf
schwarzer Erde!“

Weint laut und geht nach Haus, erzählt
es ihrem Mann,

30 Der ihr entgegenkommt, mit zitternder
Gebärde.

Was sagte der dazu? Erst sah er ernst-
haft aus,

Als wär' er böse auf sie, ging schweigend
aus dem Haus,

kehrt' aber um und sprach: „Schah, bau'
ein andermal

Nicht Schlösser in die Luft! Man bauet
seine Qual.

35 Am Wagen, welcher läuft, dreht sich so
schnell kein Rad,

Als sie verschwinden in den Wind.

Wir haben alles Glück, das unser Jun-
ger hat,

Wenn wir zufrieden sind.“

3. Der Löwe und der Fuchs.

„Herr Löwe,“ sprach der Fuchs, „ich muß
Dir's nur gestehen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende:

Der Esel spricht von dir nicht gut.

5 Er sagt, was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldennut

Sei zweifelhaft; du gäb'st ihm keine
Proben

Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würdestest die Unschuld, suchtest Streit;
10 Er könne dich nicht loben.“
Ein Weibchen schwieg der Löwe still;

Dann sprach er: „Fuchs, er spreche, was
er will.
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht.“

7. Ewald (Christian) von Kleist,

geboren den 7. März 1715 zu Jechlin in Pommern, ward 1740 preussischer Offizier und starb am 24. August 1759 an den in der Schlacht bei Runersdorf (12. August) erhaltenen Wunden. Er war ein begabter Dichter, der in verschiedenen Gattungen der Poesie Vortreffliches leistete. Sein Hauptwerk ist das beschreibende Gedicht „Der Frühling“.

1. Hymne.

(Geflügelt.)

1. Groß ist der Herr! Die Himmel
ohne Zahl
Sind Säle seiner Burg;
Sein Wagen Sturm und donnernde Ge-
wölk',
Und Blitze sein Gespann.

2. Die Morgenröth' ist nur ein Wider-
schein
Von seines Kleides Saum;
Und gegen seinen Glanz ist Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.

3. Er sieht mit gnäd'gem Blick von
seiner Höh'
Zur Erd' herab; sie lacht.
Er schilt, und Feuer fährt vom Felsen
auf,
Des Erdballs Achse bebt.

4. Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen
Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg!
Ihr Sonnenheere, flammt zu seinem
Ruhm!
Ihr Erden, singt sein Lob!

5. Erhebet ihn, ihr Meere, braust sein
Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Fledern hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

6. Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr'
im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Seid sein Altar, ihr Felsen, die er traf,
Eu'r Dampf sei Weihrauch ihm!

7. Der Wiederhall lob' ihn, und die
Natur
Sing' ihm ein froh Konzert!

Und du, der Erden Herr, o Mensch, zer-
fleuß
In Harmonien ganz.

8. Dich hat er mehr als alles sonst
beglückt:
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt
und fennt
Die Räder der Natur.

9. Erheb ihn hoch, zu deiner Selig-
keit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niederen Neigungen und Laster fliehn,
Wenn du zu ihm dich schwingst.

10. Die Sonne steige nie aus roter
Flut
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigt mit
Der Stimme der Natur.

11. Lob' ihn im Regen und in dürrer
Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm;
Wann's schneit, wann Frost aus Wasser
Brücken baut,
Und wann die Erde grünt!

12. In überschwemmungen, in Krieg
und Pest
Trau' ihm und sing ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zum
Glück
Das menschliche Geschlecht.

2. Die preussische Armee.

(März 1757.)

1. Unüberwundnes Heer, mit dem Tod
und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die güldnen Flü-
gel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

2. Sieh, Feinde, deren Last die Hügel
fast versinken,
Den Erdkreis heben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual
und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.

3. Der dürre, schiele Reid treibt nie=
derträcht'ge Scharen
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spein, so wie des
Osts, Barbaren
Und Ungehe'r, dich zu verschlingen, aus.

4. So tobt ein Flammenmeer, das aus
Besubens Munde
Sich donnernd in das Feld ergießt,
Mit dem Furcht und der Tod in Städt'
und Dörfer fließt;
Das Wasser fließt das Land und lockt
auf heißem Grunde.

5. Verdopple deinen Mut! Der Feinde
wilbe Gluten
Hemmt Friedrich und dein starker Arm,
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen
Schwarm;
Sie blizt durch dich auf ihn, und seine
Rücken bluten.

6. Die Nachwelt wird auf dich als auf
ein Muster sehen;
Die künft'gen Helden ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar
Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Tro=
phäen.

7. Nur schöne wie bisher im Lauf von
großen Taten
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Not, wenn du von Not ent=
fernet bist;
Das Rauben überlaß den Feigen und
Kroaten!

8. Ich seh', ich sehe schon — freut euch,
o Preußens Freunde! —
Die Tage deines Ruhms sich naht.
In Angewittern ziehn die Wilden stolz
heran;
Doch Friedrich winket dir — wo sind sie
nun, die Feinde?

9. Du eilest ihnen nach und drückst mit
schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen
zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn und ihre Ret=
ter preisen.

10. Auch ich, ich werde noch — ver=
gönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen
Haufen fliehn
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Ge=
tömmel.

3. Arist.

Auf einer langen Reis' Arist's war stets
Die Sonn' in Dunst versteckt. Oft heulte
Sturm

In der durchwühlten Luft; oft, wenn er
schwieg,
Ziel schnell ein Wolkenbruch mit wildem
Lärm

5 Zur hangen Erd' herab. Die Seel'
Arist's
War finster wie die Luft. Er hofft', um=
sonst,

Die Sonne wiederum am Firmament
Zu sehen, die daraus verschwunden schien,
Und klagt' voll Ungeduld den Himmel an,
10 Der bald die Welt verbrennt und bald
erläuft. —

Schnell fuhr ein Pfeil vor ihm ins Erd=
reich. „Tor!

Um was beschwerst du dich?“ rief eine
Stimm'

Vom Himmel; „dieser Pfeil hätt' dich er=
reicht,

Wär' nicht die Sehne durch den Regen
schlaff

15 Geworden. Tadle nicht, so kühn als
schwach,

Die Einrichtung der Welt! Was willst
du doch

Mit Maulwurfsaugen durch den Himmel
sehen?

Den du in Stürmen hörst und über dir
In Blitz gehüllet siehst, der sorgt für
dich!“

8. Abraham (Gottheß) Kästner,

geboren den 27. September 1719 zu Leipzig, berühmter Mathematiker, gestorben den 20. Juni 1800 als Professor in Göttingen, leistete Treffliches auf dem Gebiet des Epigramms.

1. Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er
ausgesungen;
Doch manche Critici, die bleiben immer
— Jungen.

2. Hippokrene¹⁾ auf deutsch.

Ein Gallier, der Gallisch nur verstand
Und das allein reich, stark und zierlich
fand,

Den hat ich: „Nennt mir doch auf gallisch
Hippokrene!“
„Herr Deutscher, könnt Ihr mich im Ernst
so seltsam fragen?
Der Gallier behält die griech'schen
Töne.“
„Nun wohl, Monsieur, wir können Roß-
bach sagen.“

2. 1) Quelle auf dem Gipfel des Helikon, entstanden durch den Aufschlag des Pegasos; für die Mufen der Quell wahrer Begeisterung, daher Dichterquell.

9. (Gottlieb) Konrad Pffeffel,

geboren den 28. Juni 1736 in Kolmar, erblindete im 21. Lebensjahr, starb den 1. Mai 1809 als Präsident des evangelischen Konsistoriums in seiner Vaterstadt. Er machte sich durch seine Fabeln und poetischen Erzählungen bekannt.

1. Der Ortolan.

Es tagte kaum, so hörte man
Der Vögel Lied im Hain erschallen.
„Singt immer!“ sprach ein Ortolan,
„Der Fett'ste bin ich doch von allen.“

2. Das Kamel und das Trampeltier.

„Fort! geh mir aus dem Wege!“
So sprach an einem Stege
Zum biedern Trampeltier
Einst das Kamel. „Dir weichen?“
Sprach jenes; „eil' wofür?“
„Meinst du, daß unsereiner“,
Rief das Kamel, „von deiner
Verworfenen Rasse sei?
Du hast nur einen Buckel,
Und ich, ich habe zwei.“

3. Die Tabakspfeife.

1. „Gott grüß' Euch, Alter! Schmeckt
das Pfeifchen?

Weist her! — Ein Blumentopf
Von rotem Ton mit goldnem Pfeifchen! —
Was wollt Ihr für den Kopf?“

2. „O Herr, den Kopf kann ich nicht
lassen!

Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Vassen
Bei Belgrad abgewann.

3. Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummel sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mahn.“

4. „Ein andermal von Euren Taten!
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifentopf!“

5. „Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadenold;
Doch, Herr, den Pfeifentopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold!“

6. Hört nur! Einst jagten wir Hu-
saren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Dem Hauptmann in die Brust.

7. Ich heb' ihn flugs auf meinen
Schimmel —

Er hätt' es auch getan —
Und trag' ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

8. Ich pflegte fein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch held.

9. „Das Geld mußt du dem Wirte
schenken,
Der dreimal Blind'ung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

10. Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß."

12. „Schön, Vater, Ihr entlodt mir
Zähnen.

O sagt, wie hieß der Mann,
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann!"

13. „Man hieß ihn nur den tapfern
Walter;

Dort liegt sein Gut am Rhein."
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

14. Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir
nun leben!
Vergesset Eure Not!
Kommt, trinkt mit mir von Walters
Neben
Und eßt von Walters Brot!"

15. „Nun topp! Ihr seid sein wahrer
Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein!"

Sechste Periode. Die zweite Blütezeit: 1748 — 1832.

§ 21. Charakter dieser Periode.

Die zweite Blütezeit der deutschen Literatur begann mit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, durch dessen Taten „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie kam“ (Goethe), und der alles, was deutsch gesinnt war, mit Stolz erfüllte. (Vgl. einige Dichter des vorigen Abschnitts.) Man begann sich der unwürdigen Nachahmerei zu schämen, und obwohl man den fremden Einfluß nicht ganz abzustreifen vermochte, so vergaß man doch nicht, daß man deutsch war, und stellte die Dichtkunst immer mehr in den Dienst deutschen Fühlens und Denkens.

Der erste große Dichter, der, mit kühnem Schritt neue Bahnen betretend, die Fesseln des herkömmlichen Regelzwangs brach, war Klopstock. Gleichzeitig mit ihm setzte Lessing an die Stelle der den Dichtern aufgedrängten verkehrten Regeln die wahren Gesetze dichterischer Schönheit, wie er sie den Werken der Alten entnahm. War schon hiermit ein gewaltiger Schritt vorwärts getan, so führte Wieland durch seinen anmutigen Stil und Herder durch Er-

öffnung des Verständnisses wahrer Poesie die deutsche Dichtkunst der Vollendung entgegen, welche sie dann in Schiller und Goethe erreichte, die in ihren Werken unsere Poesie der aller Völker und Zeiten ebenbürtig an die Seite stellten.

Die Werke dieser klassischen Zeit haben nach Inhalt und Form ihren eigenen Charakter. Inhaltlich sind sie durchtränkt einerseits von dem Geist des Altertums, dessen Verständnis damals, insbesondere durch Johann Joachim Winckelmann (1717—1768), erst recht aufgegangen war, andererseits von den Ideen der Aufklärung, die von England über Frankreich nach Deutschland gedrungen waren und hier leider sich überall eingewurzelt hatten. Weht auch teilweise in den Werken dieser Periode eine biblische Luft, so gewinnt doch das vermeintliche Recht der Vernunft die Oberhand: die Dichtung verwirft alle göttliche Offenbarung, fordert die Selbstbestimmung des Menschen, Denk- und Gewissensfreiheit und verherrlicht eine aus natürlichen Kräften hervorgehende Verbollkommenung der Menschheit. So

wird diese Periode meist von einem gottfeindlichen Geist beherrscht. Das wahre Christentum findet darin keinen Raum. Wie die Dichter in der Forderung der Gleichberechtigung aller Menschen sich über alle konfessionellen Schranken erheben, so auch über alle nationalpolitischen. Sie sind weltbürgerlich, und das Politische tritt in ihnen zurück.

Hinsichtlich der Form genügen die Dichtungen dieser Periode allen Anforderungen des besten Geschmacks. Mit reiner, edler Sprache verbinden sie eine dem römisch-griechischen Schönheitsideal entsprechende Darstellung. Alles die schöne Harmonie Störende ist sorgfältig ausgeschieden. In allen Teilen ist der vollendetste Formenjinn gewahrt.

§ 22. Friedrich (Gottlieb) Klopstock

wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, besuchte 1739 bis 1745 die Fürstenschule zu Pforta, wo seine frühzeitige Begabung sich in Oden, Liedern und andern Gedichten kundgab, bezog 1745 die Universität Jena, siedelte im nächsten Jahre nach Leipzig über, wo er mit dem sächsischen Dichterverein in Verbindung trat, wurde nach der Auflösung des Vereins Hauslehrer in Langensalza, trat darauf nach einem längeren Besuch in Zürich bei Bodmer 1751 in die Dienste König Friedrichs V. von Dänemark, wohnte erst in Kopenhagen, dann in Hamburg und starb daselbst am 14. März 1803. — Mit Klopstock beginnt eine neue Glanzzeit unserer Literatur. Mit großer natürlicher Begabung, schöpferischer Phantasie und lebendigem Gefühl für alles Schöne und Edle ausgerüstet, schuf er eine neue dichterische Sprache voll Kraft, Schwung und Wohlklang, führte neue erhabene Stoffe in die Dichtung ein und gab durch Anwendung der verschiedensten antiken Verhältnisse der deutschen Sprache eine Vielseitigkeit, die man vormals nicht für möglich gehalten hätte. Dabei war er ein Mann von echt deutscher Gesinnung und ungeheuchelter Frömmigkeit, der seine Gaben nie in den Dienst des Niedrigen und Gemeinen stellte, und ist daher eine der angestimmtesten Erscheinungen unserer Literatur. Sein Meisterwerk, das für die Folgezeit von höchster Bedeutung wurde, ist „Der Messias“, ein christliches Epos in zwanzig Gesängen. Durch Milton's „Verlorenes Paradies“ dazu angeregt, begann er damit schon in Pforta und vollendete in Leipzig die ersten drei Gesänge, die alsdann in den „Bremser Beiträgen“ veröffentlicht wurden. Die Wirkung war ungeheuer. Der hohe Gegenstand, nämlich die Erlösung der sündigen Menschheit durch Christus, dargestellt mit einer ungewöhnlichen Wärme und in einer Sprache, die alles weit hinter sich ließ, was seit Luther in Deutschland hervorgebracht worden war, wirkte mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Herzen ein. Zum Nachteil des Gedichts zog sich jedoch dessen weitere Ausführung in die Länge, und die letzten Gesänge, die 1773 vollendet wurden, zeigen nicht mehr die Frische, die den Anfang des Gedichtes auszeichnet. Trotz dieser und anderer Schwächen, wie z. B. Mangel an Handlung, die doch das Epos erfordert, und Vergeißung der Charaktere, denen infolgedessen die konkrete Gestaltung fehlt, ist, wie Herder sagt, der „Messias“ das erste klassische Buch unserer Sprache nächst Luthers Bibelübersetzung und enthält — freilich neben manchem Verfehlten — eine Fülle hoher, herrlicher Gedanken und Schönheiten der Darstellung, die ihm einen dauernden Wert verleihen. — Klopstock war vornehmlich lyrischer Dichter, und als solcher hat er in seinen Oden, in denen er mit außerordentlichem Schwung die höchsten Gegenstände, Religion, Vaterland, Freundschaft, Natur, befaßt, das Vollendetste geleistet. (Vgl. Schillers Urteil S. 233.) Wenig Wert haben seine Dramen, in denen er biblische und vaterländische Stoffe behandelt. — Klopstock ist zwar von späteren Meistern überholt worden, doch als „Grund- und Eckstein unserer Literatur“ ist er für alle Zeiten der höchsten Verehrung würdig.



Friedrich Gottlieb Klopstock.

1. Aus dem „Messias“.

Aus dem ersten Gesang.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen
Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner
Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der
Liebe der Gottheit,

Leidend getötet und verherrlicht, wieder
erhöht hat.

5 Also geschah des Ewigen Willc. Ver-
gebens erhob sich

Satan gegen den göttlichen Sohn; um-
sonst stand Juda

Gegen ihn auf: er tat's und vollbrachte
die große Versöhnung.

Aber, o Tat, die allein der Allbarmherzige kennet,
 Darf aus dunkler Ferne sich auch dir
 nahen die Dichtkunst?
 10 Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem
 ich hier still anbetе,
 Führe sie mir, als deine Nachahmerin,
 voller Entzückung,
 Voll unsterblicher Kraft, in verklärter
 Schönheit entgegen!
 Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die
 Tiefen der Gottheit
 Schaut und den Menschen, aus Staube
 gemacht, zum Tempel sich heiligt!
 15 Rein sei das Herz! So darf ich, ob-
 wohl mit der bebenden Stimme
 Eines Sterblichen, doch den Gottversöh-
 ner besingen
 Und die furchtbare Bahn, mit verziehnem
 Straucheln, durchlaufen.
 Menschen, wenn ihr die Hoheit kennt, die
 ihr damals empfindet,
 Da der Schöpfer der Welt Versöhner
 wurde, so höret
 20 Meinen Gesang; und ihr vor allen,
 ihr wenigen Edeln,
 Teure, herzliche Freunde des liebenswür-
 digen Mittlers,
 Ihr mit dem kommenden Weltgerichte
 vertrauliche Seelen,
 Hört mich und singt den ewigen Sohn
 durch ein göttliches Leben! —
 Nah an der heiligen Stadt, die sich
 jetzt durch Blindheit entweihte
 25 Und die Krone der hohen Erwählung
 unwissend hinwegwarf,
 Sonst die Stadt der Herrlichkeit Gottes,
 der heiligen Väter
 Pflegerin, jetzt ein Altar des Bluts, ver-
 gossen von Mördern:
 Hier war's, wo der Messias von einem
 Wolfe sich losriß,
 Das zwar jetzt ihn verehrte, doch nicht
 mit jener Empfindung,
 30 Die untadelhaft bleibt vor dem
 schauenden Auge der Gottheit.
 Jesus verbarg sich diesen Entweihten.
 Zwar lagen hier Palmen
 Vom begleitenden Volk; zwar klang dort
 ihr lautes Hosanna;
 Aber, umsonst. Sie kannten ihn nicht,
 den König sie nannten,

Und den Gesegneten Gottes zu sehn, war
 ihr Auge zu dunkel.
 35 Gott kam selbst vom Himmel herab.
 Die gewaltige Stimme:
 „Sieh, ich hab' ihn verklärt und will ihn
 von neuem verklären!“
 War die Verkündigerin der gegenwärtigen
 Gottheit.
 Aber sie waren, Gott zu verstehn, zu nie-
 drige Sünder.
 Unterdes nahte sich Jesus dem Vater, der
 wegen des Volkes,
 40 Dem die Stimme geschah, mit Zorn
 zu dem Himmel hinaufstieg;
 Denn noch einmal wollte der Sohn des
 Bundes Entschließung,
 Seine Menschen zu retten, dem Vater
 feierlich kundtun. —
 Gegen die östliche Seite Jerusalems
 liegt ein Gebirge,
 Welches auf seinem Gipfel schon oft den
 göttlichen Mittler,
 45 Wie in das Heilige Gottes, verbarg,
 wenn er einsame Nächte
 Unter des Vaters Anschauung ernst in Ge-
 beten durchwachte.
 Jesus ging nach diesem Gebirg'. Der
 fromme Johannes,
 Er nur folgt' ihm dahin bis an die Grä-
 ber der Seher,
 Wie fein göttlicher Freund, die Nacht im
 Gebete zu bleiben;
 50 Und der Mittler erhob sich von dort zu
 dem Gipfel des Berges.
 Da umgab von dem hohen Moria ihn
 Schimmer der Opfer,
 Die den ewigen Vater noch jetzt im Wilde
 versöhnten.
 Ringsum nahmen ihn Palmen ins Rühle.
 Gelindere Lüfte,
 Gleich dem Säuseln der Gegenwart Got-
 tes, umflossen sein Antlitz.
 55 Und der Seraph, der Jesus zum Dienst
 auf der Erde gesandt war,
 Gabriel nennen die Himmlischen ihn,
 stand feiernd am Eingang
 Zwoer umdufteter Federn und dachte dem
 Heile der Menschen
 Und dem Triumphe der Ewigkeit nach,
 als jetzt der Erlöser
 Seinem Vater entgegen vor ihm in stillem
 vorbeiging. . . .

Jesus redete. Er und der Vater durch-
 schauten den Inhalt
 Grenzlos; dies nur vermag des Men-
 schen Stimme zu sagen:
 „Göttlicher Vater, die Tage des Heils
 und des ewigen Bundes
 85 Nahen sich mir, die Tage, zu größeren
 Werken erkoren
 Als die Schöpfung, die du mit deinem
 Sohne vollbrachtest.
 Sie verkären sich mir so schön, und herr-
 lich als damals,
 Da wir der Zeiten Reih' durchschauten,
 die Tage der Zukunft,
 Durch mein göttliches Schaun bezeichnet,
 und glänzender sahen.
 90 Dir nur ist es bekannt, mit was für
 Einmut wir damals,
 Du, mein Vater, und ich und der Geist,
 die Erlösung beschlossen.
 In der Stille der Ewigkeit, einsam und
 ohne Geschöpfe
 Waren wir beieinander. Voll unsrer
 göttlichen Liebe
 Sahen wir auf die Menschen, die noch
 nicht waren, herunter.
 95 Edens selige Kinder, ach, unsre Ge-
 schöpfe, wie elend
 Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub
 und entstellt von der Sündel!
 Vater, ich sah ihr Elend, du meine Trä-
 nen. Da sprachst du:
 Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen
 von neuem uns schaffen!
 Also beschlossen wir unser Geheimnis,
 das Blut der Versöhnung
 100 Und die Schöpfung der Menschen,
 verneut zu dem ewigen Bilde!
 Hier erkor ich mich selbst, die göttliche Tat
 zu vollenden.
 Ewiger Vater, das weißt du, das wissen
 die Himmel, wie innig
 Mich seit diesem Entschlusse nach meiner
 Ernied'ung verlangte!
 Erde, wie oft warst du, in deiner niedri-
 gen Ferne,
 105 Mein erwähltes, geliebteres Augen-
 merk! Und, o Kanan,
 Heiliges Land, wie oft hing unverwendet
 mein Auge
 An dem Hügel, den ich von des Bundes
 Blute schon voll sah!

Und wie bebt mir mein Herz von süßen,
 wallenden Freuden,
 Daß ich so lange schon Mensch bin, daß
 schon so viele Gerechte
 110 Sich mir sammeln und nun bald alle
 Geschlechter der Menschen
 Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich,
 göttlicher Vater,
 Noch nach deinem Bilde geschmückt mit
 den Zügen der Menschheit,
 Betend vor dir; bald aber, ach, bald wird
 dein tödend Gericht mich
 Blutig entstellen und unter den Staub
 der Toten begraben.
 115 Schon, o Richter der Welt, schon hör'
 ich fern dich und einsam
 Kommen und unerbittlich in deinen Him-
 meln dahergehn.
 Schon durchdringt mich ein Schauer, dem
 ganzen Geistergeschlechte
 Unempfindbar, und wenn du sie auch mit
 dem Borne der Gottheit
 Tötetest, unempfindbar! Ich seh' den
 nächtlichen Garten
 120 Schon vor mir liegen, sinke vor dir
 in niedrigen Staub hin,
 Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im
 Todesarmweize.
 Siehe, da bin ich, mein Vater! Ich will
 des Allmächtigen Zürnen,
 Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehor-
 sam ertragen.
 Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat
 das Zürnen der Gottheit,
 125 Keiner je den Unendlichen, tödend mit
 ewigem Tode,
 Ganz gedacht und keiner empfunden.
 Gott nur vermochte
 Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter
 der Welt! Hier bin ich!
 Töte mich, nimm mein ewiges Opfer zu
 deiner Versöhnung!
 Noch bin ich frei, noch kann ich dich bitten;
 so tut sich der Himmel
 130 Mit Myriaden von Seraphim auf
 und führet mich jauchzend,
 Vater, zurück im Triumph zu deinem er-
 habenen Throne!
 Aber ich will leiden, was keine Seraphim
 fassen,
 Was kein denkender Cherub in tiefen Be-
 trachtungen einsieht;

Ich will leiden, den furchtbarsten Tod ich
Ewig' er leiden!"

135 Weiter sagt' er und sprach: „Ich hebe
gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und schwöre
dir bei mir selber,
Der ich Gott bin wie du: Ich will die
Menschen erlösen.“

Jesus sprach's und erhob sich. In seinem
Anlitz war Hoheit,
Seelenruh' und Ernst und Erbarmung,
als er vor Gott stand.

140 Aber, unhörbar den Engeln, nur sich
und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater und wandte sein
schauendes Antlitz

Nach dem Verlöbner hin: „Ich breite
mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit,
sage: Ich bin

Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich will
die Sünde vergeben.“

145 Also sprach er und schwieg. Indem
die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehr-
furchtsvolles Erbeben.

Seelen, die jezo wurden, noch nicht zu
denken begannen,
Bitterten und empfanden zuerst. Ein ge-
waltiger Schauer

Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz,
und um ihn lag wartend,

150 Wie vor dem nahen Gewitter die
Erde, sein schweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künf-
tigen Christen

Seelen und süßbetäubend Gefühl des ewi-
gen Lebens.

Aber sinnlos und zur Verzweiflung nur
noch empfindlich,

Sinnlos, wider Gott was zu denken, ent-
stürzten im Abgrund

155 Ihren Thronen die Geister der Hölle.
Da jeder dahinsank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter
jedem die Tiefe

Ungeflüm ein, und donnernd erklang die
unterste Hölle.

2. Die beiden Musen.

(1752.)

1. Ich sah — o sagt mir, sah ich, was
jetzt geschieht?

Erblickt' ich Zukunft? — mit der britan-
nischen

Sah ich in Streitlauf Deutschlands Muse
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.

2. Zwei Ziele grenzten, wo sich der
Blick verlor,

Dort an die Laufbahn. Eichen beschat-
teten

Des Hains das eine; nah dem andern
Weheten Palmen im Abendschimmer.

3. Gewohnt des Streitlaufs, trat die
von Albion

Stolz in die Schranken, so wie sie kam,
da sie

Einst mit der Mäonid¹⁾ und jener
Am Kapitol in den heißen Sand trat.

4. Sie sah die junge, bebende Strei-
terin;

Doch diese behte männlich, und glühende,
Siegwerte Röten überströmten
Flammend die Wang', und ihr goldnes
Haar flog.

5. Schon hielt sie mühsam in der em-
pörten Brust

Den engen Atem, hing schon hervor-
gebeugt

Dem Ziele zu; schon hub der Herold
Ihr die Drommet', und ihr trunkner
Blick schwamm.

6. Stolz auf die Bühne, stolzer auf
sich, bemach

Die hohe Britin, aber mit edlem Blick,
Dich, Thuisföne: „Ja, bei Warden
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf;

7. Allein die Sage kam mir, du sei'st
nicht mehr.

Verzeih, o Muse, wenn du unsterblich bist,
Verzeih, daß ich's erst jezo lerne;

Doch an dem Ziele nur will ich's lernen!

8. Dort steht es! Aber siehst du das
weitere

Und seine Kron' auch? Diesen gehaltenen
Mut,

Dies stolze Schweigen, diesen Blick, der
Feurig zur Erde sich senkt, die kenn' ich.

1) Beinamen des Homer und seiner Werke.

9. Doch wäg's noch einmal, eh' zu gefahr-
voll dir
Der Herold tönet! War es nicht ich, die
schon

Mit der an Thermophyl die Bahn maß
Und mit der hohen der sieben Hügel?"

10. Sie sprach's. Der ernste, richtende
Augenblick
Kam mit dem Herold näher. „Ich liebe
dich!"

Sprach schnell mit Flammenblick Teu-
tona,

„Britin, ich liebe dich mit Bewund'ring;

11. Doch dich nicht heißer als die Un-
sterblichkeit

Und jene Palmen! Rühre, dein Genius,
Gebeut er's, sie vor mir; doch faß' ich,
Wenn du sie fass'est, dann gleich die Kron'
auch.

12. Und — o wie heb' ich! o ihr Un-
sterblichen! —

Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel.
Dann mag, o, dann an meine leichte,
Fliegende Locke dein Atem hauchen!"

13. Der Herold klang. Sie flogen mit
Ablerei!'.
Die weite Laufbahn stäubte wie Wolken
auf.

Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick ver-
lor sie.

3. Wir und sie.

(1766.)

1. Was tat dir, Tor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

2. Sie sind sehr reich und sind sehr stolz;
Wir sind nicht reich und sind nicht stolz;
Das hebt uns über sie.

3. Wir sind gerecht, das sind sie nicht;
Hoch stehn sie, träumen's höher noch;
Wir ehren fremd Verdienst.

4. Sie haben hohen Genius;
Wir haben Genius wie sie;
Das macht uns ihnen gleich.

5. Sie dringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein;
Wir tun's und taten's lang.

6. Wen haben sie, der kühnes Flugs,
Wie Händel,¹⁾ Zaubereien tönt?
Das hebt uns über sie.

7. Wer ist bei ihnen, dessen Hand
Die trunkne Seel' im Bilde täuscht?
Selbst Kneller²⁾ gaben wir.

8. Wann traf ihr Warde ganz das
Herz?
In Bildern weint er.³⁾ Griechenland,
Sprich du Entscheidung aus!

9. Sie schlagen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt;
Wir schlugen da wie sie.

10. Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, heran;
Vor uns entflöhen sie.

11. O sah'n wir sie in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt,

12. Germanne unsre Fürsten sind,
Cherusker unsre Helden sind,
Cherusker, kalt und kühn!

13. Was tat dir, Tor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

4. Unsere Sprache.

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands
Sprache sich

In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer
Kraft es sage,

An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deut-
scher Wendung reich,
Ist, was wir selbst in jenen grauen
Jahren,

Da Tacitus uns forschte, waren,
Besondert, ungemischt und nur
sich selber gleich.

1) Georg Friedrich Händel, der (besonders durch seinen „Messias“) berühmte Kirchenkomponist, geboren 1685 zu Halle, Kapellmeister des hannoverschen Kurfürsten und späteren englischen Königs Georg, mit dem er nach London ging, wo er 1751 starb. — 2) Gottfried Kneller, geboren zu Rübek 1648, berühmter Porträtmaler, ging 1674 nach England, wo er großes Glück machte. — 3) Klopstock macht hier der Shakespearischen Dichtung den Vorwurf des hochtrabenden Schwulstes, der auf das Gemüth keinen Eindruck mache; aber mit Unrecht.

5. Vergebliche Warnung.

Jedes Wort, das ihr von dem Fremden,
Deutsche, nehmt,
Ist ein Glied in der Kette,
Mit welcher ihr, die stolz sein dürften,
Demütig euch zu Sklaven fesseln laßt.

6. Das Epigramm.

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch (die Griechen lieb-
ten's so)
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

7. Die frühen Gräber.

(1764.)

1. Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedan-
kenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur
hin.

2. Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der
Locke träuft
Und zu dem Hügel herauf rötlich er
kommt.

3. Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit
euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die
Nacht!

8. Sommernacht.

(1766.)

1. Wenn der Schimmer von dem Monde
nun herab
In die Wälder sich ergießt und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn,

2. So umschatten mich Gedanken an
das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

3. Ich genoß einst, o ihr Toten, es mit
euch!
Wie umwehten uns der Duft und die
Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

9. Der Eislauf.¹⁾

(1764.)

1. Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft.
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen
wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

2. Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Mastie Segel erhob?
Ach, berging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

3. Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, mutig im Lauf, niemals
gab,
Welche der Reih'n selber nicht hat?

4. Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt
er hin,
Kreiset umher, schöner zu sehen.

5. Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik; drum gib dem Tanz Me-
lodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres
Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut!

6. O Jüngling, der den Wasserfo-
thurn²⁾
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Ramin! Komm
mit mir,
Wo des Kristalls Eb'ne dir winkt!

1) C. F. Cramer erzählt in seiner Schrift „Klopstock in Fragmenten aus Vriesen“, der Dichter sei mit Claudius (dem Wandsbeder Boten), damals einem Jüngling von 21 Jahren, oft auf den Lyngbyer See (in der Nähe der Park von Sorgenfrei und das Schloß Frederiksdal) gegangen, um dort Schrittschuhe zu fahren, und habe gegen Claudius geäußert, er wolle einen Eislauf erfinden (Str. 4), zu dem Claudius, ein tüchtiger Musiker, eine Musik machen solle (Str. 5). — 2) Schlittschuh. Rothurn bezeichnet eigentlich eine Art hoher Schuhe der griechischen Schauspieler.

7. Sein Licht hat er in Däfte gehüllt;
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Ster-
nen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

8. Wie schweigt um uns das weiße
Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verrät deines Rothurns Schall dich
mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

9. Wir haben doch zum Schmause ge-
nug
Von des Salmes Frucht und Freuden
des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem
Mahl;

Flügel am Fuß reizen sie mehr!

10. Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich
drehn!
Nimm den Schwung, wie du mich ihn
nehmen siehst:

Also! Nun fleug schnell mir vorbei!

11. So gehen wir den schlängelnden
Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künste nicht! Stellung wie die lieb' ich
nicht,

Zeichnet dir auch Preisler³⁾ nicht nach.

12. Was horchst du nach der Insel
hinauf?
Unerfahrene Läufer tönen dort her!
Fuß und Last gingen noch nicht übers Eis,
Neße noch nicht unter ihm fort.

13. Sonst späht dein Ohr ja alles;
bernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O, wie tönt's anders, wie hallt's, wenn
der Frost

Weilen hinab spaltet den See!

14. Zurück! Laß nicht die schimmernde
Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's
vielleicht,

Sprudeln vielleicht Quellen empor.

15. Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod.
Glitt'st du auch leicht wie dies Laub, ach,
dorthin,
Sänkest du doch, Jüngling, und stürb'st!

10. Frühlingsfeier.

(1759.)

1. Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelschöre
der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung
vergehen.

2. Nur um den Tropfen am Eimer,¹⁾
Um die Erde nur, will ich schweben und
anbeten.

Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am
Eimer

Kann aus der Hand des Allmächtigen
auch!

3. Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und
Siebengestirne wurden,

Da entrannest du, Tropfen, der Hand des
Allmächtigen!

4. Da ein Strom des Lichts rauscht'
und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom
Felsen

Der Wolf' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des
Allmächtigen!

5. Wer sind die Tausendmaltausend,
wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und be-
wohnten? Und wer bin ich?

Halleluja dem Schaffenden! mehr wie
die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus
Strahlen zusammenströmten!

6. Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlich-golden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

3) Preisler, ein berühmter Kupferstecher und Professor
an der Akademie zu Kopenhagen, besaß eine Villa am
Lyngbyer See; † 1794.

1) Jes. 40, 15.

7. Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Träne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

8. Du wirst die Zweifel alle mir ent-
hüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen
hatte.

9. Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

10. Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudentränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

11. Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden; ich singe
dem Herrn.

Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht und Wunder alles!

12. Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die
Schöpfung an;
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie!

13. Lüfte, die um mich wehn und sanfte
Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

14. Aber jetzt werden sie still, kaum
atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

15. Nun schweben sie, rauschen sie,
wirbeln die Winde.
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich
der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein
kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

16. Der Wald neigt sich, der Strom
fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

17. Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

18. Sie kommt, Erfrischung auszu-
schütten
über den stärkenden Halm,
über die herzerfreuende Traube.
Vater, du zürnest nicht!

19. Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still.
Auch das Würmchen, mit Gold bedeckt,
merkt auf.

Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es
unsterblich?

20. Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie
ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich,
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

21. Seht ihr den Zeugen des Nahen,
den zuckenden Strahl?
Hört ihr Jehovas Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

22. Herr, Herr, Gott,
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

23. Und die Gewitterwinde, sie tragen
den Donner.
Wie sie rauschen! Wie sie mit lauter
Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

24. Seht ihr den Zeugen des Nahen,
den fliegenden Strahl?
Hört ihr hoch in der Wolke den Donner
des Herrn?

Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft;

25. Aber nicht uns're Hütte.
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

26. Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist — wie dürstete sie! — die Erd'
erquid't
Und der Himmel der Segensfüll' ent-
läßt.

27. Siehe, nun kommt Jehova nicht
mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des
Friedens.

11. Auferstehung.

1. Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh'!
Unsterblich's Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja!

2. Wieder aufzublühn, werd' ich gesät!
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben!
Halleluja!

3. Tag des Danks, der Freudentränen
Tag!

Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich!

4. Wie den Träumenden wird's dann
uns sein!

Mit Jesu gehn wir ein
Zu seinen Freuden!
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!

5. Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann; lebt' ich
Im Heiligtume
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

Zur weiteren Charakteristik Klopstocks diene
der folgende Artikel des geistreichen Prosaiters
Helfrich Peter Sturz, 1736—1779.

über Klopstock.

(An Boie.)

Als ich im Hause des unsterblichen
Bernstorff mit Klopstock lebte, mein Herz
mit ihm theilte, über alle Wünsche glück-
lich war unter den besten, edelsten Men-
schen — welch heiterer Morgen einer
trüberen Zukunft! — Meine Bekannt-
schaft mit Klopstock bildete sich schnell,
und in sieben unvergeßlichen Jahren sind
außer einer achtmonatlichen Reise wenige
Tage verfloßen, worin wir uns nicht

sahen. Nie hat in dieser Zeit ein Wölff-
chen Laune unsre Freundschaft getrübt,
denn auch als Freund ist Klopstock

„Siehe, die dem Ortane steht“.

Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im
täuschenden Schatten, er erkennet seine
Freunde nie. Hat er einmal geprüft und
geliebt, so währt's ewig.

Ich will, lieber Boie, auch aus meinem
Gedächtnis einzelne Züge für die wenigen
sammeln, denen das Bild eines würdigen
Mannes Geisteswollust gewährt. Alles
ist mir ganz gegenwärtig; denn ich emp-
finde, lebe, genieße immer noch in der
vergangenen Zeit. Klopstock ist heiter in
jeder Gesellschaft, fliehet über von tref-
fendem Scherz, bildet oft einen kleinen
Gedanken mit allem Reichtum seiner Dich-
tergaben aus, spottet nie bitter, streitet
bescheiden und verträgt auch Widerspruch
gern. . . . Seine Geradheit hält ihn von
der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück;
nicht daß er Geburt und Würde nicht
schätzte, aber er schätzte den Menschen noch
mehr. Er forschet tiefer nach innerem
Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz
blenden können, und er fürchtet, als eine
Beschimpfung, die kalte, beschützende
Herablassung der Großen. Darum muß
nach dem Verhältnisse des Rangs immer
ein Vornehmerer einige Schritte mehr
tun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu
tun ist. Selten findet ihr ihn in der so-
genannten guten Gesellschaft, im Zirkel
abgeschliffener Leute, bei welchen, wie auf
König Williams Schillingen, kaum ein
Gepräge mehr kenntlich ist, die sich täglich
ohne Liebe suchen, ohne Kummer ver-
lassen, über alles gleiten und an nichts
teilnehmen, ihre Zeit unter Spielen und
Schmausen wie eine Bürde fortzuschleppen
— sie sind auf der Leiter der Wesen nur
eine Sprosse höher als Puppen im Uhr-
werk, die, auf ihrer Walze befestigt, sich
ewig in der nämlichen Schwunglinie
drehen. Dafür zog Klopstock lieber mit
ganzen Familien seiner Freunde aufs
Land: Weiber und Männer, Kinder und
Diener, alle folgten und freuten sich mit.
Wir suchten dann unbegleimte Orter, fin-
stere, schauervolle Gebüsch, einsame, un-

bewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergözten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein. Oft zeigte Klopstock einen fernen Baum. „Dorthin!“ rief er, „aber geradezu!“ — „Wir werden auf Morast und Gräben treffen.“ — „Ei, Bedächtlicher! so bauen wir Brücken“; — und so wurden Äste gehauen; wir rüdten, mit Faszinen¹⁾ beladen, als Belagerer fort, sicherten den Weg und erreichten das Ziel. Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe Knaben umherzog, habe ich ihn oft den Mann von Hameln²⁾ genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Deutschland verdankt seiner Jugendliebe einige seiner besseren Menschen: unsere Stolberge und Karl Cramern hatten seine Bärlichkeit früh gebildet.

Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt bei dem Mahle der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk atmet, ist die Kunst seiner Guldigung wert; aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck . . . fesseln seine Beobachtung nicht; aber zeigt ihm . . . Rembrandts Lazarus, wie er zum Leben erwacht, Rubens' sterbenden Christus: dann hängt er trunken am Bilde. So auch Musik. Sie durchströmt ihn, wenn sie klagt, wie die leidende Liebe, Wonne seufzet, wie ihre Hoffnung, stolz dahertönt, wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, . . . nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben, wie der Schleier eine griechische Tänzerin. Die freudigste Zeit des Jahrs für Klopstock war,

„Wenn der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom“.

Gleich nach der Erfindung der Schifffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs³⁾ ihre Stelle:

„Wer nannte dir den kühnern Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?“

Eislauf predigte er mit der Salbung eines Heidenbefehrs, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, lieber Boie, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert. Kaum daß der Reif sichtbar ward, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspielen. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Wasseransammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolz herab:

„Säumst du noch immer an der Waldung auf
dem Herd und schläfst
Scheinbar denkend ein? Wcket dich der silberne
Reif

Des Dezembers, du Bärtling! nicht auf?“

Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

„Nur ein Gesez: wir verlassen nicht eh' den
Strom,

Bis der Mond am Himmel sinkt!“

Wenn ich das Gesez durch Glossen verdrehte oder es brach, so ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit; Schlangelinien, gefälliger als Hogarths⁴⁾ Schwelungen, wie des physischen Apolls; schöner als der Liebesgöttin Locken wehet ihm Bragas⁵⁾ goldenes Haar. Die Holländer schätzte er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und — die besten Eisläufer sind. Einst traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachsinnen an; er zog Linien, maß und teilte. — „Wird es wohl gar ein Partagetraktat?⁶⁾ oder ein System eines bessern Staatsgleichgewichtes?“ — „Sehen Sie,“ rief er, „man vereinigt Meere; wenn man diese Flüsse verbände, hier einen Kanal zöge, dort noch einen, das wäre doch unsrer Fürsten noch würdig, denn so hätte man Deutschland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt.“ Er hat Geseze über den Eislauf gegeben mit einem solonischen Ernst.

1) Reiskibündel. — 2) Vgl. das Gedicht S. 339. — 3) Tialf oder Thialfi, in der nordischen Mythologie Personifikation des Blitzes, „der schnellste der Männer“.

4) englischer Charakterzeichner, 1697—1764. — 5) Braga (oder Bragor), Gott der Dichtkunst und aller edlen Freuden. — 6) Teilungsvertrag.

über alles, auch über seinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwei Briefe von ihm, für eine Dame geschrieben. . . . Andere Briefe besitze ich wenig von diesem lieben, sophistischen Nichtschreiber. Ich ließe gern seine Scheingründe gelten, wäre nur ein anderes Mittel gekannt, seiner abwesenden Freunde zu genießen. Aber die Not ist erfinderisch. Viele seiner Freunde werden ihm nur vierteljährlich ihre Briefe durch einen Notar einhändigen lassen, der dann jedes Wort von ihm auffängt und ein Instrument darüber verfertigt. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einschicken?

In seiner schweren Geistesarbeit wird Klopstock durch keinen Einbruch, keine Überraschung gestört. Ich habe ihn, als er „Hermanns Schlacht“ und manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tages und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch; ja es schien, als wenn er sich gern durch eine leichte Unterhaltung erholte. Klopstock ist dunkel; allein grabt in der Mine, so findet ihr Gold. . . . Freilich feilt er so emsig die Sprache, schneidet so streng den Überfluß weg, wägt so empfindlich dem Vers und dem Inhalt Tonlaut, Zeitmaß und Wort-

laut zu, schöpft so anhänglich aus der Gegenwart Eindruck, daß es so gemächlich nicht angeht, alle Nuancen⁷⁾ seiner Darstellung zu haschen. Oft schreibt er nur das letzte Glied einer langen Gedankenkette hin, und man muß mit seines Geistes Sitte vertraut sein, wenn man ihm sicher zurückfolgen will. Wer mit ihm gelebt hat, versteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält, der ihn durch seine Schöpfungen führt, und darum ist es nützlich und gut, daß jetzt schon Tellow seine Oden kommentiert.

Von Klopstocks poetischer Ordnung, von seinem Goufre,⁸⁾ der Schriften verschlingt und wieder auswirft — *disiecta membra poetac*⁹⁾ —, ließe sich noch manches erzählen; aber Ehre, dem Ehre gebührt; ich habe Klopstocks Papiere einst in lauter goldenen Umschlägen gekannt, zierlich auf seinem Schreibtisch geordnet, wie die Briefe eines Stützers; und das nenne ich die goldene Zeit seines Archivs. Sie währte ganze acht Tage lang; und wer die Epoche zu erneuern Lust hat, darf ihm nur seine Gedichte in Goldpapier zuschicken.

7) Schattierungen, Feinheiten. — 8) Abgrund, Strudel. — 9) wörtlich = die zerstreuten Glieder des Poeten (vgl. Horaz, Sat. I, 4, 62).

§ 23. (Christoph) Martin Wieland

wurde am 5. September 1733 bei Biberach in Schwaben als Sohn eines Predigers geboren, erhielt im Kloster Bergen bei Magdeburg seine Erziehung, besuchte die Universität Tübingen, wurde 1769 Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften in Erfurt und siedelte 1772 nach Weimar über, um die Erziehung des Prinzen Karl August zu übernehmen. 1775 wurde er pensioniert und starb am 20. Januar 1813. — Anfangs sich eng an Klopstock angeschlossen, trat Wieland, durch die Schriften englischer und französischer Freigeister verführt, bald zu ihm in den entschiedensten Gegensatz, und aus einem frommen Schwärmer wurde er der Prediger des sinnlichen Lebensgenusses. Daher ist auch von seinen zahlreichen Schriften nicht viel Gutes zu sagen. Nur zu häufig schlagen sie einen trivialen, leichtfertigen Ton an und sind ein wahres Gift für Tausende geworden. Ihre Bedeutung für unsere Literatur besteht darin, daß sie dem Geist, dem Pathos und der überschwebendsten der Klopstockschen Muse gegenüber unserer Sprache Muth, Leichtigkeit und Geselligkeit verliehen haben. Auch setzte Wieland den von Klopstock vererbten Reim — nur in einigen seiner geistlichen Lieder wendete er ihn an — wieder in seine Rechte ein. Wielands berühmtestes Werk ist der „Oberon“, ein Heldengedicht in zwölf Gesängen, durch das er wieder den Blick in die Romantik eröffnete.

1. über das Schachspiel.

Aus der Abhandlung über die ältesten Zeitzählungsspiele.

Das Schachspiel war in Europa vor den Kreuzzügen unbekannt. Es ist ein morgenländisches Spiel. Die ersten abendländischen Schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die Verfasser der Rittergeschichten von der Tafelrunde; bei den Griechen aber ist die berühmte Prin-

zessin Anna Komnena die erste, die davon, unter dem Namen *Zatriktion*, als von einem Spiele spricht, das von den Persern zu den Griechen gebracht worden sei. Aber auch die Perser gestehen, daß sie nicht die Erfinder desselben sind, sondern es erst in den Zeiten des großen Khosru oder Khosroes (also gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts) aus Indien erhalten haben.

Ungefähr um eben diese Zeit, nämlich unter der Regierung des Wu=Ti, haben es auch die Sineser, laut ihres eignen Bekenntnisses, von den Indiern erhalten. Unter diesen soll es, zu Anfang des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, ein Brahmine¹⁾ namens Nassir, Dahers Sohn, erfunden haben, um einen damaligen jungen und mächtigen König von Indien namens Behiib oder Behram — der in den ziemlich gewöhnlichen Fehlseler der Könige, von sich selbst zu groß und von den Menschen unter ihnen zu gering zu denken, gefallen war — mit



Martin Wieland.

guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: „daß ein Fürst matt werden muß, sobald er von seinen Untertanen verlassen wird oder keine mehr hat“. Hundert andere wackere Leute, Rajahs²⁾ und Brahminen, hatten dies dem jungen Fürsten geradezu gesagt, aber waren damit so übel angekommen, daß mehrere ihre Freimütigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müssen. Die natürlichen Folgen einer solchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu erkennen, daß ihre Geduld er-

schöpft sei, und die zinsbaren Fürsten sehnten schon Anstalten vor, sich diesen Umstand zunutze zu machen, als Nassir, der Sohn Dahers, auf den Gedanken kam, dem Könige über die unglücklichen Folgen, welche sein Betragen nach sich ziehen würde, die Augen zu öffnen. Nun hatten ihm aber die Beispiele seiner Vorgänger gezeigt, daß die Belehrung auf keine andre Weise von gutem Erfolge sein würde, als wenn der Fürst sich solche selbst zu geben und nicht sie von einem andern zu empfangen glauben würde. Er er fand also das Königs spiel: wo der Schach oder König, wiewohl der wichtigste unter allen Steinen, zu dessen Beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum Angriff geschickt ist, noch sich selbst gegen seine Feinde schützen kann, wenn seine Untertanen nicht das Beste dabei tun, und wo die gemeinen Soldaten die wichtigsten Dienste tun und eben deswegen auch auf alle mögliche Weise geschont werden müssen, weil der unzeitige Verlust eines einzigen genug ist, den Untergang des Königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen.

Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon sprechen und bekam Lust, es von dem Erfinder selbst zu erlernen. Der Brahmine wurde nach Hofe berufen und fand unter dem Vorwande, Sr. Hoheit die Regeln des Spieles zu erklären, Gelegenheit genug, ihm auf eine feine und seine Eitelkeit nicht beleidigende Art alle die großen Wahrheiten beizubringen, die er aus dem Munde der Hofmeisterlichen Rajahs und Brahminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürst, dem es weder an Verstande noch Anlage zu edeln Gesinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellektionen des Brahminen Nassir auf sich selbst, änderte sein Betragen, gewann das Herz seiner Untertanen wieder und wandte dadurch alles Unglück ab, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

So erzählen die arabischen Autoren die Geschichte der Erfindung des Schachspiels, und man muß gestehen, wenn es gleich nur ein Märchen sein sollte, so ist es wenigstens gut erfunden, und die

1) ein indischer Priester. — 2) Rajah, ein indischer Fürst.

ganze Beschaffenheit dieses edeln Spieles stimmt aufs vollkommenste mit dem Zweck überein, der dem Erfinder beigelegt wird.

Vielleicht ist der Leser neugierig zu wissen, wie der König von Indien den Brahminen Sissa oder Nassir für eine so schöne Erfindung belohnte. — „Sohn Dahers,“ sagte Behram zu ihm, „ich erkenne, daß du ein Mann bist, in welchem der Geist der Weisheit wohnt; begehre frei, was ich dir geben soll, es sei so tief oder so hoch du willst, fordere bis zur Hälfte meines Reiches, es soll dir werden!“ Sissa, der Weise, beugte sich mit seinem Antlitz zur Erde und antwortete dem Könige: „Mein Herr König, wenn ich Gnade gefunden habe vor deinen Augen, so gewähre mich dessen, was ich von dir bitten will. Siehe, ich habe die Tafel meines Spiels, die hier vor dir liegt, in vierundsechzig Felder abgetheilt. So befehl nun deinen Knechten, welche über deine Getreidehäuser gesetzt sind, daß sie auf das erste Feld legen ein Weizenkorn, auf das andere zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht und so immer auf das nächstfolgende noch einmal so viel als auf das vorhergehende, bis zum letzten der vierundsechzig Felder; und mein Herr, der König, lasse dies meine Belohnung sein!“

Wie der König dies hörte, geriet er in einen großen Zorn und verachtete den Brahminen in seinem Herzen,prechend: „Du hast nicht gefordert wie ein weiser Mann, sondern wie ein Narr. Meinst du etwa, daß ich nicht Macht genug habe, dir etwas Großes zu geben, daß du etwas so Geringes von mir verlangst?“ Allein der Brahmine blieb dabei, daß ihm an der gebetenen Belohnung vollkommen genüge, und setzte hinzu, wenn es Er. Hoheit ja zu wenig dünke, so möchte er ihm doppelt so viel geben lassen. Der König ließ also den Oberaufseher über seine Kornhäuser kommen und befahl ihm, dem Brahminen zu geben, was er begehrt hatte. Aber es zeigte sich bald, daß der weise Sissa seinem Herrn in dieser Bitte abermals eine indirekte Lehre hatte bringen wollen; denn der Oberaufseher über die Kornhäuser kam in kurzem wie-

der zurück und versicherte: er habe zwar die Summe der Weizenkörner, die der König dem Brahminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen, aber solche, eh' er noch über die Hälfte der Zahl vierundsechzig gekommen, so ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich sei, fortzurechnen. Alles, was er davon sagen könne, sei: daß alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre, nur die Hälfte des Getreides zu bezahlen, welches der Brahmine nach dem Versprechen des Königs zu fordern habe. Jetzt ging dem Könige auf einmal ein Licht auf: er merkte, was ihm der Sohn Dahers durch diese Bitte zu verstehen gegeben hatte, ließ ihn zu sich holen, umarmte und küßte ihn und sprach: „Nun sehe ich, daß die Weisheit Gottes in dir ist; von Stund' an soll mein Volk nach deinem Munde regiert werden, und du sollst das Brot an meinem Tische essen!“ Und der weise Sissa (setzt der Rabbi hinzu) lebte mit dem Könige und war ihm wie ein Freund und Bruder alle Tage seines Lebens. . . .

Ob der gute Brahmine Nassir die Könige durch sein Königsspiel viel weiser und besser gemacht habe, wollen wir nicht fragen; aber wenigstens darin hat er seinen Zweck erreicht, daß es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingspiel der morgenländischen Fürsten und Großen gewesen und es noch auf diesen Tag ist. Von dem Kalifen Al-Amir, dem sechsten unter den Abbassiden, erzählt der Geschichtschreiber Elmasin eine Anekdote, die für einen sehr heroischen Beweis seiner Leidenschaft für dieses Spiel gelten kann. Er spielte eben im Innersten seines Palastes mit seinem Liebling Ruter Schach, da einer von seinen Dienern ihn erinnerte, daß es Zeit wäre, seine Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten zu widmen; denn die Feinde, welche Bagdad seit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriff, sich von der Stadt Meister zu machen. „Gut, ich komme ja,“ sagte der Kalif zu dem Offizier, „Laß mich nur erst Rutern matt machen.“

Man erzählt von unserm großherzigen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, einen ähnlichen Zug, aber unter

Umständen, die seinem Charakter zu größerer Ehre gereichen. Als ihn Kaiser Karl der Fünfte nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg in seine Gewalt bekommen hatte und, der Grundgesetze des Deutschen Reichs und seiner Wahlkapitulation uneingedenk, ihm durch ein aus spanischen und italienischen Offizieren bestehendes Kriegsgericht unter dem Vorsitz des abscheulichen Duca d'Alba den Prozeß machen ließ, spielte der Kurfürst eben mit dem Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Freunde und Mitgefangenen, Schach, da ihm Karl das von jenem ungerechten Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurteil ankündigen ließ. Der Kurfürst hielt einen Augenblick inne; aber ohne den mindesten Anschein von Bestürzung blicken zu lassen, gab er die Antwort eines Helden und eines guten Vaters, hieß darauf Herzog Ernsten, an dem der Zug war, fortziehen, spielte mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort und freute sich, da er den Herzog matt gemacht, seines Sieges ebenso herzlich, als ob nichts Widriges vorgefallen wäre.

Auch der große asiatische Eroberer Timur, oder Tamerlan, war ein großer Liebhaber vom Schachspiele; er spielte aber nur das große, das auf hundertundachtundzwanzig Feldern mit zweiunddreißig Figuren auf jeder Seite gespielt wird; das gewöhnliche mit sechzehn Figuren war ihm zu klein. Die Geschichte nennt sogar diejenigen, mit denen er's gewöhnlich zu spielen pflegte, und unter diesen auch den Ala-Eddin oder Maddin, der so geübt darin war, daß er immer, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, zog und doch immer allen andern überlegen war. Timur, der auch im Schachspiel nicht gern den kürzeren zog, war doch so billig, dem Maddin seine Überlegenheit zu verzeihen. Da ihm dieser einst in einem Meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt auch den Sieg erhielt, rief Timur lachend aus: „Maddin, du hast gewonnen! Du bist unter den Schachspielern so einzig als Timur unter den Königen.“ Gingegeben wird von dem Sultan Mahmud, . . . Gassni ge-

nannt, erzählt, daß er im Schachspiel ebenso unerschöpflich an Kriegslisten und ebenso unüberwindlich gewesen als in dem eigentlichen Königsspiele, welches er mit den morgenländischen Fürsten seiner Zeit um Kronen und Länder spielte. Dies gab einem persischen Dichter namens Onfori Anlaß, ihm in zwei Versen ein Kompliment zu machen, das auf einen großen König unsrer Zeit anwendbar wäre:

Mit tauzend Fürsten spielt der König Mahmud
Schach,
Und jeden macht er auch auf andre Weise matt.

Das Schachspiel ist seit den Zeiten, da die abendländischen Fürsten und Ritter es von ihren unglücklichen Kreuzzügen nach dem Heiligen Grabe mitgebracht, auch in Europa lange das Lieblingspiel der Großen gewesen. Daher kam es, daß man einem so königlichen Spiele durch die Kostbarkeit und künstliche Arbeit des Schachbretts und der Figuren Ehre anzutun suchte und hierin mit den Morgenländern gleichsam wetteiferte. . . . Im Orient wurde die Pracht auch in diesem Stücke so weit getrieben, daß (nach dem Geschichtschreiber Medschdi) der persische König Kosru, Perbiz' Sohn, ein Schachspiel, wo die eine Hälfte der Figuren von Ghazinth³⁾ und die andere von Smaragd⁴⁾ war, und ein anderer persischer Monarch eines besaß, dessen mindester Stein dreitausend goldene Dinars wert war.

2. über Goethes Götz von Berlichingen.

(Aus dem Deutschen Merkur 1774.)

Gerne sei es von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude haben soll, Personalsatiren auf den ersten den besten, der ihm in den Wurf kommt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude; und obwohl der Mutwille an einem Knaben

3) ein bläulicher Edelstein. — 4) ein grüner Edelstein.

eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Rute zu verdienen. Junge, mutige Genien sind wie junge, mutige Füllen: das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! Denn wenn es, ut iniquae mentis asellus,¹⁾ die Ohren sinken ließe und die Lenken schleppte, würde niemals ein Bucephalus²⁾ oder Briigliador³⁾ daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus⁴⁾ — da ist kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik und tröste sich damit, daß aus diesen nämlich wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten, inzeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl dies freilich dem einen und andern schon mißlungen ist und auch fernhin zuweilen mißlingen dürfte. . . . Genie, Wissenschaft, gutes Herz! dies ist just, als ob jemand Feuer im Busen trüge; das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. Aber zu unserm Götz von Verlichingen.

Immerhin sei dies Schauspiel — das man nicht aufführen kann, bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigne Schauspieler dazu herzaubert — immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir nur viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum), daß ihn nicht leicht eine

andere Lektüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergreifen, so stark interessiert, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen und ans ununterbrochene Anschauen der lebendigen Gemälde, die er, ut magus,⁵⁾ vor unsern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte der Genie, der dies getan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte? — —

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte, warum er sein Drama gerade in fünf Akte geieilt habe? — Wenigstens nicht dem Aristoteles zu Gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben und, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Akte machen können. Die chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Gözens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragikomischen Farce, die im Geiste seines Gözens geschrieben wäre! Möchte sie doch dreihundertundfünfundsiechzig Akte haben! — —

[Eine] Rezension meint, die Charaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt als die männlichen; [ich glaube, mit Unrecht.] Nichts vom Worte „geglückt“ zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles und das Glück gewiß nichts getan haben, — so deucht mich, der größte Meister in weiblichen Charaktergemälden, Shakespeare selbst, sei nirgends größer in dieser Art von Malerei als unser Dichter in seinen Gemälden von Maria, Elisabeth und Adelsheid. . . . Mir hat in dem ganzen Stücke nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Tränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt — und diese ist in der Szene zu Jagthausen, wo Göz, da es nun mit ihm bis

1) wie ein mähmutiger Esel. — 2) das feurige Pferd Alexanders des Großen. — 3) das wundervolle Roß des rasenden Roland (in dem Epos von Ariost). — 4) Dem freien Geist muß man seinen Lauf lassen.

5) wie ein Zauberer.

aufs Äußerste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sickingen nötigt, sich zu entfernen. Die ganze Szene ist ein Meisterstück von erhabener Einfachheit, wahre, ungekünstelte, im höchsten Grade rührende Natur! Maria und Sickingen haben sich nun endlich aus Götzens und Elisabeths Armen gerissen. „Ich trieb sie,“ sagt Götz, „und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir.“ — „Bis in den Tod,“ antwortet

Elisabeth. Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, ist unendlichmal mehr als alle die schönen Tiraden, wie der beste französische Poet sie hätte herdeklamieren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Geldes würdig ist; ein Weib, das durch dies einzige „bis in den Tod“ so schön und groß als alle Alcesten, Pantheen, Porcien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird. —

§ 24. Der Göttinger Dichterbund.

Unter den vielen Anhängern Klopstocks ragten besonders hervor einige poetisch begabte junge Männer, die in Göttingen studierten und sich 1772 zu einem Bund zusammenschlossen, dem Göttinger Dichterbund oder *Sainbund*. Mit Abscheu sich von Wieland abwendend, der durch seine Schriften das Volk zu vergiften drohte, hingen sie mit schwärmerischer

Verehrung ihrem Meister an, in dessen Sinn und Geist sie sich dichterisch zu betätigen bestrebt waren, schlugen jedoch in ihren Werken einen frischeren, volksmäßigeren Ton an. Die bedeutendsten der achtzehn Glieder des Bundes waren Voß, Hölty und die beiden Grafen von Stolberg. In naher Beziehung zu ihnen standen Bürger und Claudius.

1. Johann (Heinrich) Voß

wurde am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg geboren, war längere Zeit Rektor einer Schule in Cutin, siedelte 1802 nach Jena über und starb als badiſcher Hofrat in Heidelberg den 29. März 1826. Seine Hauptbedeutung liegt in seinen metrischen Übersetzungen zahlreicher griechischer und römischer Schriftsteller, z. B. des Homer und des Virgil, wodurch er nicht nur das deutsche Volk mit einem neuen Bildungselement bereicherte, sondern auch die Gefügigkeit der deutschen Sprache förderte. Als Dichter leistete er Hervorragendes auf dem Gebiete der Idylle, die er wieder auf den Boden des gesunden Volkslebens zurückführte. Sein Hauptwerk dieser Art ist „Quise“, das er aber leider dazu benutzte, um als eingeseigelter Rationalist seinen grimmigen Haß gegen das Christentum zu äußern.

1. Der siebzigste Geburtstag.

(In der älteren, noch unveränderten Gestalt.)

Auf die Postille gebüßt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Lamm, seit vierzig Jahren des Dorfes
Organist, im geerbten und künstlich gebildeten Lehnhstuhl,
Mit braunnarbichtem Sucht voll schwelender Haare bepolstert.
5 Oft die Hände gefaltet und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüche und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;

Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag.

10 Und ihm hatte sein Sohn, der gelahrte Pastor in Marliß,

Jüngst vier Flaschen gesandt voll alten, balsamischen Rheinweins

Und gelobt, wenn der Schnee in den hohen Wegen es irgend

Zuließ, ihn zu besuchen mit seiner jungen Gemahlin.

Eine der Flaschen hatte der alte Mann bei der Mahlzeit

15 Fröhlich des Siegels beraubt und mit Mütterchen auf die Gesundheit

Ihres Sohnes geklingt und seiner jungen Gemahlin,

Die er so gerne noch sähe vor seinem seligen Ende.

Auf der Postille lag sein silberfarbenes
Haupthaar,
Seine Brill' und die Mütze von violette-
nem Sammet,
20 Mit Fuchspelze verbrämt und ge-
schmückt mit goldener Troddel.
Mütterchen hatte das Bett und die Fen-
ster mit reinen Gardinen
Ausgeziert, die Stube geseg't und mit
Sande gestreuet,
über den Tisch die Decke mit roten Blu-
men gebreitet
Und die bestäubten Blätter des Feigen-
baums an dem Fenster,
25 Auch der Winterlebkj' und des Rosen-
busches gereinigt
Samt dem grünenden Korb Maililien
hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheu'rt die zinnernen
Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims, und es hingen ein paar
stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflocken, die Feuer-
tiefe von Messing,
30 Desem und Mangelholz und die zier-
liche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise ge-
stimmt und besaitet,
Stand mit behildertem Deckel und schim-
merte; unten befestigt
Ging ein Pedal; es lag auf dem Pult
ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügel-
ten Köpfen und Schnörkeln,
35 Schraubenförmigen Füßen und Schlüs-
selschildern von Messing
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft'
ihn zum Brautschak),
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem
Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein
züngelnder Löwe,
Beide von Gips, Trinkgläser mit einge-
schliffenen Bildern,
40 Zween Teetöpfe von Zinn und irdene
Tassen und Äpfel.
Jeko erhob sie sich vom binsenbesflochtenen
Spinnstuhl
Langsam, trippelte leise auf knirrendem
Sande zur Wanduhr
Hin und knüpfte die Schnur des Schlag-
gewichts an den Nagel,

Daß den Greis nicht weckte das klingelnde
Glas und der Kuckuck,
45 Sah dann hinaus, wie des Schnees
dichttöbernde Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der zuckende Sturm
in den Eschen des Hofes
Rauscht' und verwehte die Spuren der
hüpfenden Krähn an der Scheune.
Und sie schüttelt' das Haupt und flüsterte
halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt und der
Schnee in den Gründen sich auf-
häuft!
50 Arme reisende Leute! Kein Mensch
wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Türe, wer sei-
nes Viehs sich erbarmet!
Aber mein Sohn kommt doch zum Ge-
burtstag! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die
Kak' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und ihr Psörchen leckt und Bart
und Nacken sich puket!
55 Das bedeutet ja Fremde nach aller
Vernünftigen Urtheil!“
Sprach's und setzte die Tassen mit zittern-
den Händen in Ordnung,
Füllte die Zuckerdoß' und scheuchte die
sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont
zur Wintergesellschaft,
Nahm zwei irdene Pfeifen, mit grünen
Pösen gezieret,
60 Von dem Gesims und legte Tobak auf
den zinnernen Teller.
Jeko ging sie und rief mit leiser, heiserer
Stimme
Aus der Gesindestube Marie vom rum-
melnden Spulrad,
Wo sie gehaspeltes Garn von der Wind'
abspulte zum Weben:
„Scharre mir Kohlen, Marie, aus dem
tiefen Ofen und lege
65 Kien und Torf hinein und dürres
buchenæs Stammholz,
Aber sacht, daß der Vater vom Mittags-
schlummer nicht aufwacht!
Sinkt das Feuer zu Glut, dann schiebe
den knorrigen Klotz nach;
Denn der alte Vater, das wissen wir, kla-
get beständig

über Frost und sucht die Sonne sogar in
der Ernte.

70 Auch die Kinderchen hätten ein war-
mes Stübchen wohl nötig.“

Also sprach sie; da scharrte Marie aus
dem Ofen die Kohlen,

Legte Feurung hinein und weckte die Glut
mit dem Blasbalg,

Gußend, und schimpfte den Rauch und
wischte die tränenden Augen.

Aber Mütterchen brannt' am Feuerherd
in der Pfanne

75 über der Glut den Kaffee und rührt'
ihn mit hölzernem Löffel;

Anatternd schwitzten die Bohnen und
bräunten sich, während ein dicker,
Duftender Qualm aufstieg, die Küch' und
die Diele durchräuchernd.

Und sie langte die Mühle herab vom Ge-
simse des Schornsteins,

Schüttete Bohnen darauf und nahm sie
zwischen die Knie,

80 hielt mit der Linken den Rumpf und
drehte den Knopf mit der Rechten;

Sammelt* auch oft haushält'rich die hüp-
fenden Bohnen vom Schoße,

Goß dann auf graues Papier den grob-
gemahlenen Kaffee.

Aber nun hielt sie mitten im Lauf die
rasselnde Mühl' an,

Wandte sich gegen Marie, die den Ofen
schloß, und gebot ihr:

85 „Eile, Marie, und sperre den wach-
samen Hund in den Holzstall,

Daß, wenn der Schlitten kommt, sein Ge-
bell den Vater nicht wecke!

Aber versäumt auch Thoms, vor dunkler
Nacht von dem Fischer

Unsere Karpfen zu holen? Aus Vorsicht
bring ihm den Beutel!

Wenn er auch etwas Holz, die Gans am
Spieße zu braten,

90 Splittertel! Bring ihm das Beil und
bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn

Steig auf den Taubenschlag und sieh, ob
der Schlitten nicht ankommt!“

Also sprach sie; da eilte die fleißige Magd
aus der Küche,

Nahm von der rußigten Wand das Beil
und den maschigten Beutel,

Lockte mit schimmeligem Brode den treuen
Monarch in den Holzstall,

95 Krampfte die Türe zu und ließ ihn
tragen und winseln,

Lief durch den Schnee in die Scheune, wo
Thoms mit gewaltiger Arbeit

Gäckerling schnitt, denn ihn froz, und be-
deutet' ihn, eilte dann weiter,

Stieg auf den Taubenschlag und pustete,
rieb sich die Hände,

Steckte sie unter die Schürz' und schlug
sich über die Schultern.

100 Jezo sah sie im Nebel des fliegenden
Schnees, wie der Schlitten

Dicht vor dem Dorfe vom Berg herklin-
gelte, stieg von der Leiter

Eilend herab und brachte der alten Mut-
ter die Botschaft.

Haftig enteilete die Mutter mit bebenden
Knieen, ihr Herz schlug

Ängstlich, ihr Atem war kurz, und im
Laufen entfog der Pantoffel.

105 Jene ging zu der Pfort' und öffnete.
Näher und näher

Kam das Gelling' und das Klatschen der
Reitsch' und der Pferde Getrappel;

Und nun schwebte der Schlitten herein
durch die Pforte des Hofes,

Hielt an der Tür, und es schnoben, be-
schneit und dampfend, die Pferde.

Mütterchen eilte hinzu. „Willkommen!“
rief sie, „willkommen!“

110 Küßt' und umarmte den lieben Sohn,
der zuerst aus dem Schlitten

Eprang, und half der Tochter aus ihrem
zottigen Fußsack,

Löst' ihr die samtne Kapuz' und küßte sie;
Tränen der Freude

Rannen von ihrem Gesicht auf die schönen
Wangen der Tochter.

„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist
doch gesund am Geburtstag?“

115 Fragte der Sohn; da tuschte mit
winkenden Händen die Mutter:

„Still, er schläft! Nun laß die beschnei-
ten Mäntel euch abziehen;

Und dann weck' ihn mit Küssen, du liebe,
trauteste Tochter!

Armes Kind, das Gesicht ist dir ganz rot
von dem Ostwind!

Aber die Stub' ist warm, und gleich soll
der Kaffee bereit sein!“

120 Also sprach sie und hängt' an ge-
drechselte Pflöcke die Mäntel,

Öffnete leise die Klink' und ließ die Kinn-
der hineingehn.

Aber die junge Frau mit schönem, lächelndem
Antlitze

Hüpfte hinzu und küßte des Greises
Wange; erschrocken

Sah er empor und hing in seiner Kinder
Umarmung.

2. Epigramme.

1. Der Schnellgläubige.

Wer hastig glaubt, was Schalk und Wun-
dertäter spricht,

Ist Dummkopf oder Bösewicht.

2. Katos Sittenspruch.

Damit du nichts entbehrest, war Katos
weise Lehre:

Entbehre!

3. Die sieben Weisen.

Maß zu halten, ist gut, dies lehrt Kleo-
bulus in Lindus.

Jegliches vorbedacht! heißt Ephyras¹⁾
Sohn Perianther.

Wohl ermäge die Zeit! sagt Pittakus
aus Mytilene.

Mehrere machen es schlimm, wie Bias
meint, der Priener.

Bürgschaft bringet dir Leid, so warnt
der Milesier Thales.

Kenne dich selbst! so befiehlt der Late-
dämonier Chilon.

Endlich: Nimmer zu sehr! gebeut der
Kreopier Solon.

1) Der alte Name der Stadt Korinth.

2. Ludwig (Heinrich Christoph) Höltz,

geboren den 21. Dezember 1748 zu Mariensee in Hannover, schon früh (am 1. September 1776) durch eine heimtückische Krankheit dahingerafft, war ein Mann von bedeutender geistiger Begabung und sicherte sich durch seine garten, gefüllten Elegien, Oden und Lieder ein bleibendes Gedächtniß.

1. Das Landleben.

1. Wunderfeligster Mann, welcher der
Stadt entfloß!

Jedes Säuseln des Baums, jedes Ge-
räusch des Bachs,

Jeder blinkende Kiesel

Predigt Tugend und Weisheit ihm.

2. Jedes Schattengesträuch ist ihm ein
heiliger

Tempel, wo ihm sein Gott näher vor-
überwallt;

Jeder Rasen ein Altar,

Wo er vor dem Erhabnen kniet.

3. Seine Nachtigall tönt Schlummer
herab auf ihn,

Seine Nachtigall weckt flötend ihn wie-
der auf,

Wann das liebliche Frührot

Durch die Bäume auf sein Bette scheint.

4. Dann bewundert er dich, Gott, in
der Morgenflur,

In der steigenden Pracht deiner Verkün-
derin,

Deiner herrlichen Sonne,

Dich im Wurm und im Knospenzweig;

5. Ruht im wehenden Gras, wann sich
die Kühle ergießt,

Oder strömet den Quell über die Blumen
aus,

Trinkt den Atem der Blüte,

Trinkt die Milde der Abendluft.

6. Sein bestrohetes Dach, wo sich das
Laubenvolk

Sonnt und spielt und hüpfet, winket ihm
süßere Rast

Als dem Städter der Goldsaal,

Als der Polster der Städterin.

7. Und der spielende Trupp schwirret
zu ihm herab,

Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm
auf den Korb,

Picket Krumen und Erbsen,

Picket Körner ihm aus der Hand.

8. Einsam wandelt er oft, Sterbege-
danken voll,

Durch die Gräber des Dorfs, setzt sich
auf ein Grab

Und beschauet die Kreuze

Mit dem wehenden Totenkranz

[9.¹⁾ Und das steinerne Mal unter dem
Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu ster-
ben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.]

10. Wunderfeller Mann, welcher der
Stadt entfloß!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

2. Vermächtnis.

1. Ihr Freunde, hänget, wann ich ge-
storben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schim-
mern.

2. Der Küster zeigt dann freundlich
dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem roten
Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

[3.¹⁾ Oft, jagt' er staunend, tönen im
Abendrot
Von selbst die Saiten leise, wie Vie-
nenton;
Die Kinder, hergeloct vom Kirchhof,
Hörten's und sahn, wie die Kränze
behten.]

3. Aufmunterung zur Freude.¹⁾

(Geführt.)

1. Wer wollte sich mit Grillen plagen,
Solang uns Lenz und Jugend blühen?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

2. Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

3. Noch rinnt und rauscht die Biesen-
quelle,
Noch ist die Laube kühl und grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

4. Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling süße Fühlung zu,
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'.

5. O wunderschön ist Gottes Erde
Und ipert, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

1. 1) und 2. 1) Diese Strophen sind Zusätze von F.
H. Voß.

3. 1) Hölth's letztes Lied. Er sang es, als er schon
dem Tode nahe war.

3. Friedrich (Leopold) Graf zu Stolberg,

geboren den 7. November 1750 zu Bramstedt in Holstein, bekleidete eine Anzahl hoher politischer Ämter, trat 1800 zur katholischen Kirche über und starb am 6. Dezember 1819. Er war ein fruchtbarer Dichter und Schriftsteller, blieb jedoch nur eine Zeitlang den Grundsätzen des Hainbundes treu. Sein Bruder Christian (1748—1821) war dichterisch nur wenig begabt.

1. Der Harz.

1. Herzlich sei mir begrüßt, wertest
Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürch-
teten
Kühnheit, freieres Geistes
Denn das blache Gefild umher!

2. Dir gab Mutter Natur aus der ver-
geudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und
Würde dir,
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir.

3. Im antwortenden Tal waltet die
goldene
Flut des Segens und strömt in den ge-
nügamen
Schoß des lächelnden Fleißes,
Der nicht karglich die Garben zählt.

4. Schafe weiden die Trift; auf der
gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesät-
tigte
Roß; die härtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

5. Wie der schirmende Forst deinen er-
haben
Nacken schattet! Er nährt stolzes Ge-
weisse dir,

Dir den schnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!

6. Dein wohlthätiger Schoß, selten mit
goldnem

Fluche schwanger, verleihst mühenbes Eisen
uns,

Das den Acker durchschneidet
Und das Erbe der Väter schüßt.

7. Dir gibt reinere Luft und die teu-
tonische

Keuschheit Jugend von Stahl. Moosigen
Eichen gleich,

Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

8. Dort im wehenden Hain wohnt die
Begeisterung.

Felsen jauchzten zurück, wenn sich der
Varden Sang

Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

9. Und dein Hermann vernahm's.
Sturm war sein Arm, sein
Schwert

Wetterflamme! Betäubt stürzten die
trogigen

Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

10. Doch des Heldengeschlechts Enkel
verhüllten

Hermanns Namen in Nacht, bis ihn (auch
er dein Sohn!)

Klopstocks mächtige Harfe
Sang der hochenden Ewigkeit.

11. Heil, Cheruskia, dir! Furchtbar
und ewig steht,

Gleich dem Brocken, dein Ruhm! Don-
nernd verkünden dich

Freiheitskämpften und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

2. Lied eines deutschen Knaben.

1. Mein Arm wird stark und groß mein
Mut:

Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut!

Ich bin der Väter wert.

2. Ich finde fürder keine Ruh'

Im weichen Knabenstand;
Ich stürb', o Vater, stolz wie du
Den Tod fürs Vaterland!

3. Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg;

Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

4. Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;

Noch jüngst ein Haußschlag, welchen ich
Dem Vassa zugebracht.

5. Da neulich unsrer Krieger Schar
Auf dieser Straße zog,

Und wie ein Vogel der Husar
Das Haus vorüberflog:

6. Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;

Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

7. Mein Arm wird stark und groß mein
Mut:

Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut!

Ich bin der Väter wert.

3. Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

1. Sohn, da hast du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu schwer.

Nimm den Schild und dies Geschloß;
Tumulte du forthin mein Roß!

2. Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm schon fünfzig Jahr;
Jedes Jahr¹⁾ hat eine Schlacht
Schwert und Streitart stumpf gemacht.

3. Herzog Rudolf²⁾ hat dies Schwert,
Agt und Kolbe mir verehrt;

Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verschmähte Heinrichs Sold.

4. Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten. Rudolfs Mut

Tat mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand.

5. Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Konrad³⁾ rüstet sich!

Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!

1) „Jedes Jahr“ ist Affektativ der Zeit. — 2) Herzog Rudolf von Schwaben wurde 1077 zum Gegenkaiser Heinrichs IV. erwählt. — 3) Kaiser Konrad III. wurde 1138, gerade 60 Jahre nach Rudolfs Tode, erwählt.

6. Zücke nie umsonst dies Schwert
Für der Väter freien Herd!
Sei behutsam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

7. Immer sei zum Kampf bereit!
Suche stets den wärmsten Streit!
Schone des, der wehrlos fleht;
Haue den, der widersteht!

8. Wenn dein Haufe wandend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht,
Trobe dann, ein fester Turm,
Der vereinten Feinde Sturm!

9. Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Söhne, Deutschlands wert!
Deine Mutter härmte sich,
Stumm und starrend, und verblich.

10. Einsam bin ich nun und schwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir härter siebenmal
Als der sieben andern Fall.

11. Drum so scheue nicht den Tod
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfdest ritterlich,
Freut dein alter Vater sich.

4. Gottfried August Bürger,

geboren den 31. Dezember 1747 zu Wolmerswende bei Halberstadt, 1772 Amtmann zu Altengleichen bei Göttingen, gestorben den 8. Juni 1794 als außerordentlicher Professor in Göttingen, war ein genialer Dichter, ein Meister besonders in der Balladendichtung, zu der ihn Berch's "Relics of Ancient English Poetry" und Herder's Abhandlung über Ossian und die Lieder alter Völker anregten. Sein Streben, die Poesie zum Eigentum des Volkes zu machen, ist ihm glücklich gelungen; denn viele seiner Balladen und Lieder fanden wegen ihres volkstümlichen Inhalts, verbunden mit allgemeinverständlicher Darstellung, im Volke begeisterte Aufnahme und eine weite Verbreitung. Er dichtete auch musterghltige Sonette und war der Übersetzer der in englischer Sprache von Kasper verfaßten "Wunderbaren Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen".

1. Lenore.

(1773.)

1. Lenore fuhr uns Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?“
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

2. Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reifern,
Zog heim zu seinen Häusern.

3. Und überall, allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog alt und jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut;
Ach, aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

4. Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.

Als nun das Heer vorüber war,
Zerraupte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit müttiger Gebärde.

5. Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarmel!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“
Und schloß sie in die Arme.
„O Mutter, Mutter, hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

6. „Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnä-
dig an!
Kind, he! ein Vaterunser!
Was Gott tut, das ist wohlgetan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —
„O Mutter, Mutter, eiler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgetan.
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöten.“ —

7. „Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater
kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter, Mutter, was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament;
Kein Sakrament mag Leben
Den Toten wiedergeben.“

8. „Hör', Kind! Wie, wenn der falsche Mann

Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgetan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen!“

9. „O Mutter, Mutter, hin ist hin! —
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Liß aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“

10. „Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen!“

11. „O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit
Und ohne Wilhelm Hölle!
Liß aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden!“

12. So wütete Verzweiflung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern,
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

13. Und außen, horch! ging's trapp
trapp trapp,
Als wie von Rosses Hufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen.
Und horch! und horch! den Pfortenring,
Ganz lose, leise klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

14. „Holla, holla! Tu auf, mein Kind!

Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?“

„Ach, Wilhelm, du? — So spät bei Nacht?

Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?“

15. „Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen.“
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchjaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!“

16. „Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen.“

17. „Ach, wolltest hundert Meilen noch
Mich heut' ins Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen.“
„Sieh hin, sieh her! Der Mond scheint hell;

Wir und die Toten reiten schnell;
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut' ins Hochzeitbette.“

18. „Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?

Wo, wie dein Hochzeitbettchen?“

„Weit, weit von hier! Still, kühl und klein:

Sechs Bretter und zwei Brettchen!“

„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!

Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“

19. Schön Liebchen schürzte, sprang
und schwang,

Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;

Und hurre hurre, hopp hopp hopp!
Ging's fort in tausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Riez und Funken stoben.

20. Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Ager, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken!
„Braut Liebchen auch? Der Mond scheint
hell!

Hurral Die Toten reiten schnell!
Braut Liebchen auch vor Toten?“
„Ach nein! Doch laß die Toten!“

21. Was klang dort für Gesang und
Klang?

Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! Horch Totensang:
„Laßt uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

22. „Nach Mitternacht begrabt den
Leib

Mit Klang und Sang und Klage!
Jest' führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Kister, hier! Komm mit dem
Chor

Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Ch' wir zu Bett uns legen!“

23. Still Klang und Sang. Die
Bahre schwand.

Gehorsam seinem Rufen
Kam's hurre hurre nachgerannt
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp hopp hopp!
Ging's fort in tausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Riez und Funken stoben.

24. Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Braut Liebchen auch? Der Mond scheint
hell!

Hurral Die Toten reiten schnell!
Braut Liebchen auch vor Toten?“
„Ach, laß sie ruhn, die Toten!“

25. Sieh da! Sieh da! Am Hoch-
gericht

Tanz um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein lustiges Gesindel.

„Sasal Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!“

26. Und das Gesindel, husch husch
husch!

Kam hinten nachgepfaßt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter raselt.
Und weiter, weiter, hopp hopp hopp!
Ging's fort in tausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Riez und Funken stoben.

27. Wie flog, was rund der Mond be-
schien,

Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne!
„Braut Liebchen auch? Der Mond scheint
hell!

Hurral Die Toten reiten schnell!
Braut Liebchen auch vor Toten?“
„O weh! Laß ruhn die Toten!“

28. „Rapp', Rapp'! mich dünkt, der
Hahn schon ruft,

Bald wird der Sand verrinnen.
Rapp', Rapp'! ich wittre Morgenluft,
Rapp', tummle dich von hinnen!
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette tut sich auf!
Die Toten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle.“

29. Rasch auf ein eisern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen flirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

30. Ha sieh! Ha sieh! Im Augenblick,
Huhu, ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.

Zum Schädel ohne Popf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

31. Hoch bäumte sich, wild schnob der
Rapp'

Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Denorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben. —

32. Nun tanzten wohl bei Mondesglanz
Rundum herum im Kreise
Die Geister einen Reittanz
Und heulten diese Weise:
„Geduld, Geduld! wenn's Herz auch
bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!“

2. Der wilde Jäger.¹⁾

1. Der Wild- und Rheingraf stieß ins
Horn:

„Hallo, hallo, zu Fuß und Roß!“
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn,
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klist' und klist' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und
Stoppel.

2. Vom Strahl der Sonntagsfrühe
war

Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt ruste dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gefänge
Der andachtvollen Christenmenge.

3. Rischrasch quer übern Kreuzweg
ging's

Mit Horrido und Hussasal
Sieh da! Sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silberblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

1) Keine bestimmte einzelne Sage, sondern im allgemeinen die Sagen vom wilden Jäger liegen zugrunde. Wild- und Rheingrafen, Grafen des Hunsrücks; der Rheingrafenstein bei Kreuznach.

4. Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichtheer erschien der Reiter rechts
Mit mildem Frühlingsangezicht,
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schob Blick' vom Aug' wie Ungewitter.

5. „Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt!“
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

6. „Schlecht stimmt deines Hornes
Klang“,
Sprach der zur Rechten sanften Muts,
„Zu Feierglock' und Chorgefang.
Rehr' um! Erjagt dir heut' nichts Gut's.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!“

7. „Sagt zu, jagt zu, mein edler Herr!“
Ziel rasch der linke Ritter drein;
„Was Glockenklang! Was Chorgeplärr!
Die Jagdlust mag Euch haß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren
Und Euch von jenen nicht betören!“

8. „Ha, wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich haß ver-
brießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“

9. Und hurre hurre vorwärts ging's
Feldlein und -aus, bergab und -an;
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnackigem Gehörne.

10. Und lauter stieß der Graf ins
Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' einer tot dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verhürzen!“

11. Das Wild duckt sich ins Ährenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglichster Gestalt:
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!“

12. Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch haß heßt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frebelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

13. „Hinweg, du Hund!“ schnaubt
fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an;
„Sonst heß' ich selbst, beim Teufel dich;
Hallo, Gefellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!“

14. Gesagt, getan! Der Wildgraf
schwung
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zer-
stampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

15. Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Jelbein und =aus, bergab und =an,
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Greilt das Wild des Angers Plan
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Eslau mitten zwischen zahme Herden.

16. Doch hin und her, durch Flur und
Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde:

17. „Erbarmen, Herr, Erbarmen!
Läßt
Mein armes, stilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier graßt
So mancher armen Witwe Ruh.
Ihr eins und alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!“

18. Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch haß heßt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frebelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

19. „Vertweger Hund, der du mir
wehrest!
Ha, daß du deiner besten Ruh
Selbst um- und angewachsen wär'st,
Und jede Bettel noch dazu!
So sollt' es haß mein Herz ergözen,
Euch stracks ins Himmelreich zu heßen.

20. Hallo, Gefellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussajasa!
Und jeder Hund fiel wütend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde.

21. Dem Mordgewühl entrafft sich
kaum
Das Wild mit immer schwächerem Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

22. Risch ohne Rast, mit Peitschenkknall,
Mit Horrido und Hussajasa
Und Klaff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte:

23. „Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!“

24. Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch haß heßt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frebelmut.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen.

25. „Verderben hin, Verderben her!
Das“, ruft er, „macht mir wenig Graus!
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus!“

Mag's Gott und dich, du Narr, ber-
drießen,

So will ich meine Lust doch büßen!“

26. Er schwingt die Peitsche, stößt ins
Horn:

„Hallo, Gefellen, drauf und dran!“

Hui! schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrüll
Verschlingt auf einmal Totenstille.

27. Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt ins Horn, es tönet nicht;
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche fauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor-, nicht rückwärts
reiten.

28. Drauf wird es düster um ihn her
Und immer düst'rer, wie ein Grab;
Dampf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

29. „Du Wütrich teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Tier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert!

30. Fleuch, Unhold, fleuch und werde
jezt,

Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehezt,
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu fronen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!“

31. Ein schwefelgelber Wettererschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein,
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub;
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewitterrausen.

32. Das Grausen weht, das Wetter
faust,

Und aus der Erd' empor, huhul
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu,
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen,
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

33. Es flimmt und flammt rund um
ihn her

Mit grüner, blauer, roter Glut;
Es walt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllebrut.
Jach fahren tausend Höllehundende,
Laut angehezt, empor vom Schlunde.

34. Er rafft sich auf durch Wald und
Feld

Und flieht, laut heulend weh und ach;
Doch durch die ganze, weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

35. Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt;
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehezt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Zappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen.

36. Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum Jüngsten Tage währt
Und oft dem Wüßling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

3. Spruch.

Wann dich die Läst'rzunge sticht,
So laß dir dies zum Troste sagen:
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

4. An das Herz.

1. Lange schon in manchem Sturm und
Drange

Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald, den Lebensmüden beigezelt,
Ruß' ich aus von meinem Pilgergange.

2. Reife sinkend faltet sich die Wange,
Jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

3. Trotz der Zeit Despotenallgewalt
Fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend, wie die Nachtigall, zu schlagen.

4. Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Titbons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!

5. Matthias Claudius

(pseudonym Asmus omnia sua secum portans), geboren den 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein, gestorben den 21. Januar 1815 in Hamburg, Herausgeber des „Wandsbeker Boten“, in dem er seine Werke veröffentlichte, war ein heiterer, gemüthvoller Mann, der durch seine volkstümlichen, oft mit frischem Humor gewürzten Schriften viel Gutes gewirkt hat. In vielen seiner Lieder hat er den einfachen Ton des Volksliedes aufs glücklichste getroffen.

1. Rheinweinslied.

1. Befränzt mit Laub den Lieben, vollen
Becher

Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europa, ihr Herren Becher,
Ist solch ein Wein nicht mehr.

2. Er kommt nicht her aus Hungarn
noch aus Polen,

Noch wo man Franzmann'sch spricht.
Da mag Saft Weiz, der Ritter, Wein
sich holen!

Wir holen ihn da nicht.

3. Ihn bringt das Vaterland aus sei-
ner Fülle;

Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Mut!

4. Er wächst nicht überall im Deutschen
Reiche,

Und viele Berge, hört!
Sind, wie die weiland Kreter,¹⁾ faule
Bäuche
Und nicht der Stelle wert.

5. Thüringens Berge, zum Exempel,
bringen

Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht; man kann dabei nicht
singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

6. Im Erzgebirge dürst' ihr auch nicht
suchen,

Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Kobalt-
kuchen
Und etwas Laufegold.

7. Der Blockberg ist der lange Herr
Philister

Und macht nur Wind wie der.
Drum tanzen auch der Ruckuck und sein
Küster

Auf ihm die Kreuz und Quer'.²⁾

8. Am Rhein, am Rhein, da wachsen
unfre Neben;

Gefegnet sei der Rhein!

Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Laberwein.

9. So trinkt ihn denn und laßt uns
allwege

Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

2. Abendslied eines Bauersmanns.

(Gefürzt.)

1. Das schöne, große Taggestirne
Vollendet seinen Lauf.

Komm, wisch' den Schweiß mir von der
Stirne,

Lieb Weib, und denn tisch' auf!

2. Kannst hier nur auf der Erde decken,
Gier unterm Apfelbaum!

Da pflegt es abends gut zu schmecken
Und ist am besten Raum.

3. Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör', mich hungert's sehr!
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her!

4. Es [leuchtet uns] bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein,
Und guckt von oben in die Schale
Und tut den Segen h'nein.

5. Nun, Kinder, esset, eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden,
Bin arm und bin doch reich!

3. Ein Lied hinter dem Ofen zu singen.

1. Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
Und scheut nicht Süß noch Sauer.

2. War je ein Mann gesund, ist er's;
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß noch Wa-
peurs
Und schläft im kalten Zimmer.

1) Vgl. Titus 1, 12. — 2) Vgl. Heines „Harzreise“,
S. 371.

3. Er zieht sein Hemd im Freien an
Und läßt's vorher nicht wärmen
Und spottet über Fluß im Zahn
Und Koll in Gedärmen.

4. Aus Blumen und aus Vogelsang
Heißt er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

5. Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn 's Holz im Ofen knittert
Und an dem Ofen Knecht und Herr
Die Hände reißt und zittert;

6. Wenn Stein und Wein vor Frost
zerbricht
Und Teich' und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er tot sich lachen.

7. Sein Schloß von Eis liegt ganz
hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

8. Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

4. Bei dem Grabe meines Vaters.

1. Friede sei um diesen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

2. Träufte mir von Segen, dieser
Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten,
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir getan!

3. Er entschlief; sie gruben ihn hier
ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein,

4. Bis ihn Jesus Christus, groß und
hehr,
Freundlich wird erwecken! — Ach, sie
haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

5. Eine Ehria,

darin ich von meinem akademischen Leben und
Wandel Nachricht gebe.¹⁾

Bin auch auf Unverstädten²⁾ gewesen
und hab' auch studiert. Ne, studiert hab'
ich nicht, aber auf Unverstädten bin ich
gewesen und weiß von allem Bescheid.
Ich ward von ohngefähr mit einigen
Studenten bekannt, und die haben mir
die ganze Unverstädt gewiesen und mich
allenthalben mit hingenommen, auch ins
Kollegium. Da sitzen die Herren Stu-
denten alle neben 'nander auf Bänken
wie in der Kirch', und am Fenster steht
eine Hitzche,³⁾ darauf sitzt 'n Professor
oder so etwas und führt über dies und
das allerlei Reden, und das heißen sie
denn dozieren. Das war der Hitzchen
saß, als ich drin war, das war 'n Magister
und hatt' eine große, krause Paruque auf
'm Kopf, und die Studenten sagten, daß
seine Gelehrsamkeit noch viel größer und
krauser, und er unter der Hand ein so
kapitaaler Freigeist sei als irgendeiner in
Frankreich und England. Wochte wohl
was dran sein, denn 's ging ihm vom
Maule weg, als wenn 's aus 'm Most-
schlauch gekommen wär'; und demon-
strieren konnt' er wie der Wind. Wenn
er etwas vornahm, so fing er nur so eben
'n bißgen an, und eh' man sich umfah, da
war's demonstriert. So demonstriert' er
z. Ex., daß 'n Student 'n Student und
kein Rhinoceros sei, denn, sagte er, 'n
Student ist entweder 'n Student oder 'n
Rhinoceros; nun ist aber 'n Student
kein Rhinoceros, denn sonst müßt 'n Rhi-
noceros auch 'n Student sein; 'n Rhino-

1) In diesem für ihn äußerst charakteristischen Bericht verpöthet Claudius mit überprudelnder Laune, aber auch mit tiefem Ernst die nüchterne Verstandesaufklärung, besonders die demonstrierende Lehrmethode der Wolffschen Schule. Der Philosoph Ehr. Aug. Wolf nämlich führte die sogenannte mathematische Demonstration, den streng logischen Beweis, in den Wissenschaften ein und stellte als Grundbedingung aller Erkenntnis den Satz der Identität und des Widerspruch auf, wonach jedes Ding sich selbst gleich sei und nicht seinem Gegentheil („daß ein Student ein Student ist und kein Rhinoceros“), und sodann den daraus folgenden Satz des zureichenden Grundes, wonach jedes Ding als zufällig eine Ursache außer sich haben müsse („das Hinterteil der Spinne, aus dem der Spinnfaden hervorkommt“). Die bald allerorts zutage tretende Demonstrierwut der Wolfianer, die alles beweisen, auch das Klarste noch klarer machen wollten, erweckte endlich bei vernünftigen Denkern Widerspruch, der oft in derbster Satire zum Ausdruck kam. — 2) niedere Pant.

zeros ist aber kein Student, also ist 'n Student 'n Student. Man sollte denken, das verstünd' sich von selbst, aber unjereins weiß das nicht besser. Er sagte: Das Ding: „daß 'n Student kein Rhinzeros, sondern 'n Student wäre“, sei eine Hauptfrüße der ganzen Philosophie, und die Magister könnten den Rücken nicht fest genug gegenstemmen, daß sie nicht umkippe.

Weil man auf einem Fuß nicht gehen kann, so hat die Philosophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als einem Etwas, und das eine Etwas, sagte der Magister, sei für jedermann; zum andern Etwas gehör' aber eine feinere Nas', und das sei nur für ihn und seine Kollegen. Als wenn eine Spinne einen Faden spinnt, da sei der Faden für jedermann, und jedermann für den Faden, aber im Hinterteil der Spinne sei sein bescheiden Teil, nämlich das andere Etwas, das der zureichende Grund von dem ersten Etwas ist, und einen solchen zureichenden Grund miß' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hinterteil zu sein. Ich hätt' auch mit diesem Axioma, wie der Magister 's nannte, übel zu Fall kommen können. Daran hängt alles in der Welt, sagt' er, und wenn einer 's umstößt, so geht alles über und drunter.

Dann kam er auf die Gelehrsamkeit und die Gelehrten zu sprechen und zog bei der Gelegenheit gegen die Ungelehrten los. Alle Hagel, wie segt' er fiel Dem ungelahrten Pöbel segten sich die

Vorurteile von Alp, Leichbörnern, Religion usw. wie Fliegen auf die Nase und stechen ihn; aber ihm, dem Magister, dürfe keine kommen, und kam' ihm eine, schnaps! schlug' er sie mit der Klappe der Philosophie sich auf der Nase tot. Ob und was Gott sei, lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben usw. Dies nun sagt' der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daß mir nicht einfielen, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und dann ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei.

Weiter sprach er von Berg und Tal, von Sonn' und Mond, als wenn er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Pflor ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war als Salomo. Mich dünkt, wer was Rechts weiß, muß, muß — säh' ich nur 'nmal einen, ich wollt' 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen, heitern, ruhigen Auge, mit dem stillen, großen Bewußtsein usw. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andere beachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz ist eine feindselige Leidenschaft: Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeihen.

§ 25. Gotthold (Ephraim) Lessing

wurde am 22. Januar 1729 in Camenz in Sachsen als Sohn eines armen Predigers geboren. Zwölf Jahre alt kam er auf die berühmte Fürstenschule zu St. Austra zu Meißen, wo er sich durch eifriges Studium, besonders der Alten und der Mathematik, ein solches Wissen aneignete, daß er schon mit siebzehn Jahren die Universität Leipzig beziehen konnte. Dort sollte er nach dem Wunsch des Vaters Theologie studieren, beschäftigte sich aber mehr mit philologischen und ästhetischen Studien und wandte sich dem Theater zu. 1751 ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Wittenberg und von da nach Berlin, wo er durch Übersetzungen und andere literarische Arbeiten sein kümmerliches Brot erwerben mußte. Nachdem er sich hierauf in Wittenberg die Magisterwürde erworben hatte, trat er in Berlin mit dem Philosophen Mendelssohn und dem Buchhändler Nicolai in Verbindung und veröffentlichte seine ersten kritischen Schriften, die seinen Namen über ganz Deutschland trugen, wie er denn auch als Dichter Aufsehen erregte. Von 1760 bis 1765 war er Gouvernementssekretär bei dem General Tauenzien in Breslau, wo er den Stoff zu den zwei großen Werken „Minna von Barnhelm“ und „Laokoön“ sammelte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin übernahm er 1767 die Stelle eines Theaterkritikers in Hamburg, ging dann 1770 als Bibliothekar nach Wolfenbüttel und starb am 15. Februar 1781 in Braunschweig. — Lessings große Bedeutung für unsere Literatur liegt auf dem Gebiet der Kritik. Ein Mann von erstaunlichem Wissen, durchdringender Arbeit des Verstandes und zwingendem Denkvormögen, übte er durch seine aus den Alten gewonnene gründliche

Kenntnis der Grundgesetze der Poesie, die er mit bewundernswerter Schärfe und in mustergültigem Stil darzulegen wußte,*) einen ungeheuren Einfluß auf seine Zeit aus. Mit rücksichtsloser Strenge verurteilte er alles Schlechte und Mittelmäßige, das aus Mangel an Kenntnis der Kunstgesetze von seinen Zeitgenossen nur zu oft als vortrefflich gepriesen wurde, klärte die so verschwommenen Begriffe der mancherlei Dichtungsarten, wobei er besonders die Verfehrtheit der durch die Franzosen zur Herrschaft gelangten Auffassung der griechischen Kunst aufdeckte, und wies so durch nachdrücklichste Bekämpfung alles Falschen, Unnatürlichen, Unwahren seinem Volk das Ziel, um zu einer selbstständigen nationalen Literatur zu gelangen. Lessings hauptsächlichste kritische Schriften sind:

1) Die Briefe die neueste Literatur betreffend (1759 bis 1760); 2) Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und der Poesie (1766); 3) Die hamburgische Dramaturgie (1767 bis 1769); 4) Abhandlungen über die Fabel, das Epigramm usw. — Auch als Dichter war Lessing von Bedeutung und hat die deutsche Literatur durch eine Anzahl Dramen, z. B. „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“, sowie Fabeln, Sinngedichte und Lieder bereichert. Verächtigt hat sich Lessing in allen christlichen Kreisen gemacht durch seine fälschlicherweise so genannten „theologischen Schriften“. Veranlaßt wurden diese zum Teil durch die von ihm veranstaltete Veröffentlichung der „Fragmente eines Ungenannten“, einer gottlosen Schrift, die die schärfsten Angriffe auf das Christentum enthielt, die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung leugnete und nur eine leichte Vernunftreligion anerkannt wissen wollte. Deswegen von dem Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Götze, der entschieden für die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift eintrat, heftig angegriffen, verfaßte er seinen „Antigötze“, worin er sich zum Hüter der freien Forschung und Kritik auch in geistlichen Dingen aufwarf und sich als Gefinnungsgenossen des „Ungenannten“ offenbarte. Sein Glaubensbekenntnis legte er dann nieder in dem Drama „Nathan der Weise“. So hat Lessing als bitterer Feind des wahren Christentums viel bösen Samen ausgestreut, der bis auf den heutigen Tag seine Früchte trägt.

1. Aus „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“.

1. Das höchste Gesetz der griechischen Kunst.)

1. Das allgemeine, vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst setzt Herr Winckelmann in eine edle Einfachheit und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. „So wie die Tiefe des Meeres“, sagt er, „allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften^{*)} eine große und gefasste Seele.“

„Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Teile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt, dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wut in dem Gesichte und in der



Gotthold (Ephraim) Lessing.

ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Öffnung des Mundes gestattet es nicht; es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet³⁾ beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgeteilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet; sein Elend geht uns bis an die Seele, aber wir wünschen, wie dieser große Mann

*) Vgl. den Artikel „Lessings Stil“, S. 330.

1) Lessing knüpf hier an die 1755 erschienene Schrift des berühmten Kunsthistorikers Winckelmann „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ an, die sowohl wegen ihres Inhalts und der geistvollen Auffassung der Kunst als auch wegen der Form, der einfach edlen Darstellung und Sprache allgemeines Aufsehen erregte. Winckelmanns Hauptwerk ist die „Geschichte der Kunst des Altertums“, worin er den Begriff und das Wesen der künstlerischen Schönheit und deren Verhältnis zur Natur in meisterhafter Weise darstellt. — 2) Leiden.

3) italienischer Dichter und Gelehrter, gest. 1547.

das Elend ertragen zu können. Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur. Der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person und mehr als einen Metrodor.⁴⁾ Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein“ usw.

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wut nicht zeige, welche man bei der Heftigkeit desselben vermuten sollte, ist vollkommen richtig. Auch das ist unstreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte, daß, sage ich, eben hierin die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winckelmann dieser Weisheit gibt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus diesem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meinung zu sein.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerst stußig gemacht hat, und nächstdem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich ausgehen und meine Gedanken in eben der Ordnung niederschreiben, in welcher sie sich bei mir entwickelt.

„Laokoon leidet wie des Sophokles Philoktet.“ Wie leidet dieser? Es ist sonderbar, daß sein Leiden so verschiedene Eindrücke bei uns zurückgelassen. Die Klagen, das Geschrei, die wilden Verzweiflungen, mit welchen sein Schmerz das Lager erfüllte und alle Opfer, alle heiligen Handlungen störte, erschollen nicht minder schrecklich durch das öde Eiland, und sie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ!

Man hat den dritten Aufzug dieses Stückes ungleich kürzer als die übrigen gefunden. Hieraus sieht man, sagen die Kunsttrichter, daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu tun gewesen. Das glaube ich auch, aber ich wollte mich desfalls lieber auf ein ander Exempel gründen als auf dieses. Die jammervollen Ausrufungen, das Winseln, die abgebrochenen „ach, ach! weh, oh, weh mir!“ die ganzen Zeilen voller „wehe, wehe!“ aus welchen dieser Aufzug besteht, und die mit ganz andern Dehnungen und Absezungen declamiert werden mußten als bei einer zusammenhängenden Rede nötig sind, haben in der Vorstellung diesen Aufzug ohne Zweifel ziemlich ebenso lange dauern lassen als die andern. Er scheint dem Leser weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen sein.

Schreien ist der natürlichste Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden. Die geritzte Venus⁵⁾ schreit laut, nicht um sie durch dieses Geschrei als die weichliche Göttin der Wolust zu schildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn selbst der eiserne Mars,⁶⁾ als er die Lanze des Diomedes fühlt, schreit so gräßlich, als schrien zehntausend wütende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzen.

Soweit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so trenn bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Äußerungen dieses Gefühls durch Schreien oder durch Tränen oder durch Scheltworte ankommt. Nach ihren Taten sind es Geschöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen wahre Menschen.

Ich weiß es, wir feinem Europäer einer klügern Nachwelt wissen über unsern Mund und über unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Tränen. Die tätige Tapferkeit des ersten, rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende

4) griechischer Maler und Philosoph, um 170 v. Chr.

5) Zl. V, 343 ff. — 6) Zl. V, 859 ff.

verwandelt. Doch selbst unsere Ureltern waren in dieser größer als in jener. Aber unsere Ureltern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen sehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Helldemuths. . . .

Nicht so der Grieche. Er fühlte und fürchte sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bei ihm Grundsätze. Bei ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, so lange keine äußere Gewalt sie weckt, und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bei dem Barbaren war der Heroismus eine helle, fressende Flamme, die immer tobte und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte. Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen in entschlossener Stille zur Schlacht führt, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollen. Mich wundert, daß sie an einer andern Stelle⁷⁾ eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerkt haben. Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillstand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Toten beschäftigt, welches auf beiden Seiten nicht ohne heiße Tränen abgeht. Aber Priamus verbietet seinen Trojanern zu weinen. „Er verbietet ihnen zu weinen“, sagt die Dacier,⁸⁾ „weil er besorgt, sie möchten sich zu sehr erweichen und morgen mit weniger Mut an den Streit gehen.“ Wohl; doch frage ich: Warum muß nur Priamus dieses befehlen? Warum erteilt nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nämliche

Verbot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer sein könne, indem der ungesittete Trojaner, um es zu sein, alle Menschlichkeit vorher erstickend müsse. . . .

Es ist merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Alterthume zu uns gekommen sind, sich zwei Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Teil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trifft: außer dem Philoktet der sterbende Herkules. Und auch diesen läßt Sophokles klagen, winseln, weinen und schreien. Dank sei unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreiender Herkules die lächerlichsten, unerträglichsten Personen auf der Bühne sein würden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter, Chateaubrun, an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbst ein Laokoon findet sich unter den verlorenen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schicksal doch auch diesen Laokoon gegönnt hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alte Grammatiker tun, läßt sich nicht schließen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. So viel bin ich versichert, daß er den Laokoon nicht stoischer als den Philoktet und Herkules wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch, und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äußert. Sieht man ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung ist ein kalter Affekt, dessen untätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft sowie jede andere deutliche Vorstellung ausschließt.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindungen körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann, so kann

7) A. VII, 421. ff. — 8) Anna Dacier, gest. 1720, Übersetzerin und Erklärerin Homers.

der Ausdruck einer solchen Seele die Ur-
sache nicht sein, warum demungeachtet
der Künstler in seinem Marmor dieses
Schreien nicht nachahmen wollen, son-
dern es muß einen andern Grund haben,
warum er hier von seinem Nebenbuhler,
dem Dichter, abgeht, der dieses Geschrei
mit bestem Vorsehe ausdrückt.

2. Es sei Fabel oder Geschichte, daß
die Liebe den ersten Versuch in den bil-
denden Künsten gemacht habe: so viel ist
gewiß, daß sie den großen alten Meistern
die Hand zu führen nicht müde geworden.
Denn wird jetzt die Malerei überhaupt
als die Kunst, welche Körper auf Flächen
nachahmt, in ihrem ganzen Umfange be-
trieben, so hatte der weise Grieche ihr
weit engere Grenzen gesetzt und sie bloß
auf die Nachahmung schöner Körper ein-
geschränkt. Sein Künstler schilderte nichts
als das Schöne; selbst das gemeine
Schöne, das Schöne niederer Gattungen,
war nur sein zufälliger Vorwurf, seine
Übung, seine Erholung. Die Vollkom-
menheit des Gegenstandes selbst mußte
in seinem Werke entzücken; er war zu
groß, von seinen Betrachtern zu verlan-
gen, daß sie sich mit dem bloßen kalten
Vergnügen, welches aus der getroffenen
Ähnlichkeit, aus der Erwägung seiner
Geschicklichkeit entspringt, begnügen soll-
ten; an seiner Kunst war ihm nichts lie-
ber, dünkte ihm nichts edler als der End-
zweck der Kunst.

„Wer wird dich malen wollen, da dich
niemand sehen will?“ sagt ein alter Epi-
grammatist über einen höchst ungestalte-
ten Menschen. Mancher neuere Künstler
würde sagen: „Sei so ungestalten wie
möglich, ich will dich doch malen. Mag
dich schon niemand gern sehen, so soll man
doch mein Gemälde gern sehen, nicht in-
sofern es dich vorstellt, sondern insofern
es ein Beweis meiner Kunst ist, die ein
solches Scheusal so ähnlich nachzubilden
weiß.“

Freilich ist der Gang zu dieser üppigen
Frahlerei mit leidigen Geschicklichkeiten,
die durch den Wert ihrer Gegenstände
nicht geädelt werden, zu natürlich, als
daß nicht auch die Griechen ihren Pauson,

ihren Pyreikus⁹⁾ sollten gehabt haben.
Sie hatten sie; aber sie ließen ihnen
strenge Gerechtigkeit widerfahren. Pau-
son, der sich noch unter dem Schönen der
gemeinen Natur hielt, dessen niedriger
Geschmack das Fehlerhafte und Häßliche
an der menschlichen Bildung am liebsten
ausdrückte, lebte in der verächtlichsten Ar-
mut. Und Pyreikus, der Barbierstuben,
schmutzige Werkstätten, Esel und Küchen-
kräuter mit allem dem Fleiße eines nie-
derländischen Künstlers malte, als ob
dergleichen Dinge in der Natur so viel
Reiz hätten und so selten zu erblicken
wären, bekam den Zunamen des Rh-
parographen, des Rotmalers, obgleich der
wollüstige Reiche seine Werke mit Gold
aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch
diesen eingebildeten Wert zu Hilfe zu
kommen.

Die Obrigkeit selbst hielt es ihrer Auf-
merksamkeit nicht für unwürdig, den
Künstler mit Gewalt in seiner wahren
Sphäre zu erhalten. Das Gesetz der
Thebaner, welches ihm die Nachahmung
ins Schönere befahl und die Nachahmung
ins Häßlichere bei Strafe verbot, ist be-
kannt. Es war kein Gesetz wider den
Stümper, wofür es gemeinlich gehalten
wird. Es verdamnte den unwürdigen
Kunstgriff, die Ähnlichkeit durch Übertrei-
bung der häßlichen Teile des Urbildes
zu erreichen, mit einem Worte, die Kari-
katur.

Aus eben dem Geiste des Schönen war
auch das Gesetz der Hellanodiken¹⁰⁾ ge-
flossen. Jeder olympische Sieger erhielt
eine Statue, aber nur dem dreimaligen
Sieger ward eine ikonische¹¹⁾ gesetzt. Der
mittelmäßigen Porträts sollten unter
den Kunstwerken nicht zu viel werden.
Denn obgleich auch das Porträt ein Ideal
zuläßt, so muß doch die Ähnlichkeit dar-
über herrschen; es ist das Ideal eines ge-
wissen Menschen, nicht das Ideal eines
Menschen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei
den Alten auch die Künste bürgerlichen

9) richtiger Piraios. — 10) Kampfrichter bei den
olympischen Spielen, die den Siegern auch den Preis
zuerkennen hatten. — 11) porträtähnliche.

Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer recht, wenn wir lachen. Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele notwendig, und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzutun. Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen, und das Vergnügen ist unbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen und in welchem Maße er jede Art desselben verstatten will. —

Doch ich gerate aus meinem Wege. Ich wollte bloß festsetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei.

Und dieses festgesetzt, folgt notwendig, daß alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen und, wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet sein müssen.

Ich will bei dem Ausdrucke stehen bleiben. Es gibt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind.

Mut und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.¹²⁾ Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte, bei dem Künstler nur der ernste Jammer ward in Betrübnis gemildert. Und wo diese Wülderung nicht stattfinden konnte, wo der Jammer ebenso verkleinert als entstellend gewesen wäre, was tat da Timan-

thes?¹³⁾ Sein Gemälde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umstehenden den ihnen eigentümlich zukommenden Grad der Traurigkeit erteilte, das Gesicht des Vaters aber, welches den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllte, ist bekannt, und es sind viele artige Dinge darüber gesagt worden. Er hatte sich, sagt dieser, in den traurigen Physiognomien so erschöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, sagt jener, daß der Schmerz eines Vaters bei dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck sei. Ich für mein Teil sehe hier weder die Unvermögenheit des Künstlers noch die Unvermögenheit der Kunst. Mit dem Grade des Affekts verstärken sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts; der höchste Grad hat die allerentschiedensten Züge, und nichts ist der Kunst leichter, als diese auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Grenzen, welche die Grazien seiner Kunst setzen. Er wußte, daß sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zusam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich sind. Soweit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, so weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm seine Komposition beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? Was er nicht malen durfte, ließ er erraten. Kurz, diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte. Sie ist ein Beispiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunst treiben, sondern wie man ihn dem Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen soll.

Und dieses nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suche. Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herabsetzen, er mußte Schreien in Seufzen mildern,

12) nämlich so, wie man sie sich vorstellt.

13) griechischer Maler um 400 v. Chr.

nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellt. Denn man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf und urtheile. Man lasse ihn schreien und sehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des Leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Öffnung des Mundes — beiseite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Teile des Gesichts dadurch verzerrt und verschoben werden — ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt tut. — —

3. Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstreckt sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Teil ist. Wahrheit und Ausdruck sei ihr erstes Gesetz, und wie die Natur selbst die Schönheit höhern Absichten jederzeit opfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichste der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt werde.

Gesetzt, man wollte diese Begriffe vorerst unbestritten in ihrem Werte oder Unwerte lassen, sollten nicht andere, von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen sein, warum demungeachtet der Künstler in dem Ausdrucke Maß halten und ihn nie aus dem höchsten Punkte der Handlung nehmen müsse?

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaligen betrachtet zu werden: so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblickes nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Je mehr wir dazudenken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affekts ist aber kein Augenblick, der diesen Vorteil weniger hat als die höchste Staffel desselben. Über ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Äußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden und sie nötigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich, unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheut. Wenn Laokoon also seufzt, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichen, folglich uninteressanteren Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon tot.

Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unabänderliche Dauer, so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können, alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird und uns endlich vor

dem ganzen Gegenstande ekest oder graut. La Mettrie,¹⁴⁾ der sich als einen zweiten Demokrit¹⁵⁾ malen und stechen lassen, lacht nur die ersten Male, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck, aus seinem Lachen wird ein Grinsen. So auch mit dem Schreien. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspreßt, läßt entweder bald nach oder zerstört das leidende Subjekt. Wenn also auch der geduldigste, standhafteste Mann schreit, so schreit er doch nicht unablässlich. Und nur dieses scheinbare Unablässliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreien zu weiblichem Unvermögen, zu kindischer Unelblichkeit machen würde. Dieses wenigstens mußte der Künstler des Laokoon vermeiden, hätte schon das Schreien der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden ohne Schönheit auszu- drücken.

Unter den alten Malern scheint Timomachus Vorwürfe des äußersten Affekts am liebsten gewählt zu haben. Sein rasender Ajax, seine Kindermörderin Medea waren berühmte Gemälde. Aber aus den Beschreibungen, die wir von ihnen haben, erhellt, daß er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Äußerste nicht sowohl erblickt als hinzudenkt, jene Erscheinung, mit der wir den Begriff des Transitorischen nicht so notwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derselben in der Kunst mißfallen sollte, vortrefflich verstanden und miteinander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem sie ihre Kinder wirklich ermordet, sondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eifersucht kämpft. Wir sehen das Ende dieses Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloß die grausame Medea zu erblicken, und unsere Einbildungskraft geht weit über alles hinweg, was uns der Maler in diesem schrecklichen

Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidigt uns die in der Kunst fort- dauernde Unentschlossenheit der Medea so wenig, daß wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabei geblieben, der Streit der Leidenschaften hätte sich nie entschieden oder hätte wenigstens so lange angehalten, bis Zeit und Überlegung die Wut entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg versichern könnten. Auch hat dem Timomachus diese seine Weisheit große und häufige Lob- sprüche zugezogen und ihn weit über einen andern, unbekannten Maler erhoben, der unverständlich genug gewesen war, die Medea in ihrer höchsten Raserei zu zeigen und so diesem flüchtig überhinegehenden Grade der äußersten Raserei eine Dauer zu geben, die alle Natur empört. — —

Von dem rasenden Ajax des Timomachus läßt sich aus der Nachricht des Philostrat¹⁶⁾ urtheilen. Ajax erschien nicht, wie er unter den Herden wütet und Rin- der und Vöcke für Menschen fesselt und mordet, sondern der Meister zeigte ihn, wie er nach diesen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet dasitzt und den Anschlag faßt, sich selbst umzubringen. Und das ist wirklich der rasende Ajax, nicht weil er eben jetzt rast, sondern weil man sieht, daß er gerast hat, weil man die Größe seiner Raserei am lebhaftesten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimmt, die er nun selbst darüber empfindet. Man sieht den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworfen.

4. Ich übersehe die angeführten Ur- sachen, warum der Meister des Laokoon in dem Ausdrücke des körperlichen Schmerzes Maß halten müssen, und finde, daß sie allesamt von der eigenen Beschaffenheit der Kunst und von derselben notwendigen Schranken und Bedürfnissen hergenommen sind. Schwerlich dürfte sich also wohl irgendeine derselben auf die Poesie anwenden lassen.

Ohne hier zu untersuchen, inwieweit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu schildern, so ist so viel un-

14) französischer Freigeist, der eine Zeitslang am Hofe Friedrichs II. lebte; gest. 1756. — 15) „der lachende Philosoph“, gest. um 362 v. Chr.

16) griechischer Sophist und Rhetor um 200 n. Chr.

streitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit seiner Nachahmung offen steht, diese sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von den geringsten Mitteln sein kann, durch die er uns für seine Personen zu interessieren weiß. Oft vernachlässigt er dieses Mittel gänzlich, versichert, daß, wenn sein Held einmal unsere Gemogenheit gewonnen, uns dessen edlere Eigenschaften entweder so beschärfen, daß wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken oder, wenn wir daran denken, uns so bestechen, daß wir ihm von selbst, wo nicht eine schöne, doch eine gleichgültige erteilen. Am wenigsten wird er bei jedem einzelnen Zuge, der nicht ausdrücklich für das Gesicht bestimmt ist, seine Rücksicht dennoch auf diesen Sinn nehmen dürfen. Wenn Virgils Laokoon schreit, wem fällt es dabei ein, daß ein großer Mund zum Schreien nötig ist und daß dieser häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit¹⁾ ein erhabener Zug für das Gehör ist, mag er doch für das Gesicht sein, was er will. Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nötigt hiernächst den Dichter, sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu konzentrieren. Er nimmt jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf und führt sie durch alle möglichen Abänderungen bis zu ihrer Endschafft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes, besonderes Stück kosten würde, kostet ihm einen einzigen Zug; und würde dieser Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, so war er entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet oder durch das Folgende so gemildert und vergütet, daß er seinen einzelnen Eindruck verliert und in der Verbindung die trefflichste Wirkung von der Welt tut. Wäre es also auch wirklich einem Manne unanständig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu schreien, was kann diese kleine überhingehende Unanständigkeit demjenigen bei

uns für Nachteil bringen, dessen andere Tugenden uns schon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon schreit, aber dieser schreiende Laokoon ist eben derjenige, den wir bereits als den vorzüglichsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen sein Schreien nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden. Dieses allein hören wir in seinem Schreien, und der Dichter konnte es uns durch dieses Schreien allein sinnlich machen.

Wer tadelt ihn also noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künstler wohl tat, daß er den Laokoon nicht schreien ließ, so tat der Dichter ebenso wohl, daß er ihn schreien ließ? — —

2. über Homerische Gemälde.

13. Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von seiner Ilias und Odyssee nichts übrig hätten als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus¹⁾ daraus vorgeschlagen: würden wir wohl aus diesen Gemälden — sie sollen aus der Hand des vollkommensten Meisters sein — ich will nicht sagen, von dem ganzen Dichter, sondern bloß von seinem malerischen Talente uns den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben?

Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten Stücke. Es sei das Gemälde der Pest (Iliade I, B. 44—53). Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Tote Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende, mit Gestorbenen beschäftigt, den erzürnten Gott auf einer Wolke, seine Pfeile abdrückend. Der größte Reichtum dieses Gemäldes ist Armut des Dichters. Denn sollte man den Homer aus diesem Gemälde wiederherstellen: was könnte man ihn sagen lassen: „Hierauf ergrimmete Apollo und schoß seine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Griechen starben, und ihre Leichen

17) er erhebt ein erschreckliches Geschrei zu den Sternen.

1) ein französischer Kunstsammler. Das Werk, worauf Lessing sich bezieht, führt den Titel: *Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère et de l'Énéide de Virgile*, Paris 1757.

wurden verbrannt.“ Nun lese man den Homer selbst:

Von den Höh'n des Olymps entleitet' er, zürnen-
den Herzens,
Auf der Schulter den Bogen und wohlverschlos-
senen Köcher.

Laut erklärten die Pfeil' an der Schulter des
zürnenden Gottes,

Als er einher sich schwang; er wandelte, düsterer
Nacht gleich,

Setzte sich dann den Schiffen genüber und schnellte
den Pfeil ab.

Graunvoll aber erklang das Getön des silbernen
Bogens.

Nur Maultier' erlegt' er zuerst und hurtige
Hunde;

Doch nun gegen sie selbst das herbe Gejoch hin-
wendend,

Traf er, und rastlos brannten die Totenfeuer in
Menge.

So weit das Leben über das Gemälde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt, mit Bogen und Köcher, steigt Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er geht einher gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über und schnellst — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maultiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen. — Es ist unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit- hören lassen, in eine andere Sprache übertragen zu lassen. Es ist ebenso unmöglich, sie aus dem materiellen Gemälde zu vermuten, ob sie schon nur der aller kleinste Vorzug ist, den das poetische Gemälde vor selbstigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeigt, durch eine Galerie von Gemälden führt.

Aber vielleicht ist die Pest kein vorteilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier ist ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat: die ratspflegenden trinkenden Götter (Iliade IV, B. 1—4). Ein goldener, offener Palast, willkürliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pokal in der Hand, von Geben, der ewigen Jugend, bedient.

Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Kontraste, welche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks! Wo fange ich an, wo höre ich auf, meine Augen zu weiden? Wenn mich der Maler so bezaubert, wieviel mehr wird es der Dichter tun? Ich schlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute, plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die selbst kein Gemälde sind.

Aber die Götter, um Zeus versammelt im goldenen Saale,

Saßen zum Räte vereint; sie durchwandelt die herrliche Hebe,

Rektar umher einschenkend, und jen' aus goldenen Bechern

Tranken einander zu und schauten hernieder auf Troja.

Das würde ein Apollonius oder ein noch mittelmäßigerer Dichter nicht schlechter gesagt haben; und Homer bleibt hier ebenso weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Cäthylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias sonst kein einziges Gemälde als nur eben in diesen vier Zeilen. „So sehr sich“, sagt er, „das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und absteigender Charaktere und durch die Kunst ausnimmt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung setzen will, zeigt, so ist es doch für die Malerei gänzlich unbrauchbar.“ Er hätte dazusetzen können: so reich es sonst auch an dem ist, was man poetische Gemälde nennt. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche so häufige und so vollkommene vor als nur in irgendeinem andern. Wo ist ein ausgeführteres, täuschenderes Gemälde als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenstillstand bricht und seinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? als das von dem Anrücken des griechischen Heeres? als das von dem beiderseitigen Angriffe? als das von der Tat des Ulysses, durch die er den Tod seines Leukus rächt? Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der

schönsten Gemälde des Homer kein Gemälde für den Artisten geben? Daß der Artist Gemälde aus ihm ziehen kann, wo er selbst keine hat? daß die, welche er hat, und der Artist gebrauchen kann, nur sehr armselige Gemälde sein würden, wenn sie nichts mehr zeigten, als der Artist zeigt? Was sonst als die Verneinung meiner obigen Frage? — daß aus den materiellen Gemälden, zu welchen die Gedichte des Homer Stoff geben, wann ihrer auch noch so viele, wann sie auch noch so vortrefflich wären, sich dennoch auf das malerische Talent des Dichters nichts schließen läßt.

14. Ist dem aber so, und kann ein Gedicht sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, hinwiederum ein anderes sehr malerisch und dennoch nicht ergiebig für den Maler sein, so ist es auch um den Einfall des Grafen Caylus getan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probiersteine der Dichter machen und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die sie dem Artisten darbieten, bestimmen wollen.

Fern sei es, diesen Einfall auch nur durch unser Stillschweigen das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. Milton²⁾ würde als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. Denn es scheint wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn spricht, nicht sowohl Nationalgeschmack als eine Folge seiner vermeinten Regel gewesen. „Der Verlust des Gesichts“, sagt er, „mag wohl die größte Ähnlichkeit sein, die Milton mit dem Homer gehabt hat.“ Freilich kann Milton keine Galerien füllen. Aber müßte, solange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges sein, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, einen großen Wert auf den Verlust des erstern legen. Das „Verlorne Paradies“ ist darum nicht weniger die erste Epöide nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deswegen ein Poem ist,

weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftigt hätte. Die Evangelisten erzählen das Faktum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nutzt die mannigfaltigen Teile desselben, ohne daß sie ihrerseits den geringsten Funken von malerischem Genie gezeigt haben. Es gibt malbare und unmalbare Fakta, und der Geschichtschreiber kann die malbarsten ebenso unmalerisch erzählen, als der Dichter die unmalbarsten malerisch darzustellen vermögend ist. Man läßt sich bloß von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetisches Gemälde ist nicht notwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist, sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion³⁾ näher bringt, dessen das materielle Gemälde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemälde am ersten und leichtesten abstrahieren lassen.

15. Nun kann der Dichter zu diesem Grade der Illusion, wie die Erfahrung zeigt, auch die Vorstellungen anderer als sichtbarer Gegenstände erheben. Folglich müssen notwendig dem Artisten ganze Klassen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens⁴⁾ Ode auf den Säcilienstag ist voller musikalischer Gemälde, die den Pinsel müßig lassen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernt, als daß die Farben keine Töne und die Ohren keine Augen sind.

Ich will bei den Gemälden bloß sichtbarer Gegenstände stehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein sind. Woran liegt es, daß manche poetische Gemälde von dieser Art für den Maler unbrauchbar sind, und hinwiederum manche eigent-

2) englischer Dichter, Verfasser des „Verlorenen Paradieses“, gest. 1674.

3) täuschende Nachahmung der Wirklichkeit. — 4) englischer Dichter, gest. 1700.

liche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Teil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, täuschendsten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zum Fluge des Pfeiles ist jeder Augenblick gemalt, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus diesem Gemälde allein lernen könnte (Iliade IV, V. 105 ff.). Pandarus zieht seinen Bogen hervor, legt die Senne an, öffnet den Köcher, wählt einen noch ungebrauchten, wohlbesiederten Pfeil, setzt den Pfeil an die Senne, zieht die Senne mitsamt dem Pfeile unten an dem Einschnitte zurück, die Senne naht sich der Brust, die eiserne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der große, geründete Bogen schlägt tönend auseinander, die Senne schwirrt, ab sprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach seinem Ziele.

Übersehen kann Caylus dieses vortreffliche Gemälde nicht haben. Was fand er also darin, warum er es für unfähig achtete, seinen Artisten zu beschäftigen? Und was war es, warum ihm die Versammlung der ratpflegenden, zechenden Götter zu dieser Abicht tauglicher dünkte? Hier sowohl als dort sind sichtbare Vorwürfe, und was braucht der Maler mehr als sichtbare Vorwürfe, um seine Fläche zu füllen? Der Knoten muß dieser sein: ob schon beide Vorwürfe als sichtbar der eigentlichen Malerei gleich fähig sind, so findet sich doch dieser wesentliche Unterschied unter ihnen, daß jener eine sichtbare fortschreitende Handlung ist, deren verschiedene Teile sich nach und nach in der Folge der Zeit ereignen, dieser hingegen eine sichtbare stehende Handlung, deren verschiedene Teile sich nebeneinander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die sie nur im Raume verbinden kann, der

Zeit gänzlich entsagen muß, so können fortschreitende Handlungen, als fortschreitend, unter ihre Gegenstände nicht gehören, sondern sie muß sich mit Handlungen nebeneinander oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuten lassen, begnügen. Die Poesie hingegen — —

16. Doch ich will versuchen, die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten. Ich schließe so. Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume; diese aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müssen: so können nebeneinandergeordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, aufeinanderfolgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen.

Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei. Gegenstände, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existieren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden und kann die Ursache einer folgenden und sonach gleichsam das Zentrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper. Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind oder als Körper betrachtet werden, schil-

dert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren köerigstieren den Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einsamkeit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände. Ich würde in diese trodene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homer vollkommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, sowie der entgegengesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht erteilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie notwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelnen Dinge malt er nur durch ihren Anteil an diesen Handlungen, gemeinlich nur mit einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler da, wo Homer malt, wenig oder nichts für sich zu tun sieht, und daß seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vorteilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probierstein

des Dichters machen will, um die Manier des Homer näher zu erklären.

Für ein Ding, sage ich, hat Homer gemeinlich nur einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte, schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffe, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte. Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften, so wird demungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte, sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge nicht sowohl, wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammenkömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug und weist uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Fellen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung ebensoviele Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte (Iliade V, V. 722 bis 731). Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umtun: das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefel, den Degen; und so ist

er fertig und ergreift das Zepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Faser gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen (Iliade II, B. 43—47).

... Zog sein weiches Gewand an,
Saub' und neu, und warf den gewaltigen Mantel darüber;
Unter die glänzenden Füße befestigt' er stattliche Sohlen,
Hängte sodann um die Schulter sein Schwert voll silberner Buckeln,
Nahm das Zepter, vom Vater ererbt und von ewiger Dauer.

Und wenn wir von diesem Zepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Zepter heißt, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß *χρυσόλοις ἡλοιοι πεπορμένον*, das „mit goldenen Stiften beschlagene“ Zepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Zepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen, was tut sodann Homer? Malt er uns außer den goldenen Nägeln nun auch das Holz, den geschnitzten Knopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik⁵⁾ sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau danach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung⁶⁾ daraus würde gemacht haben in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Maler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung gibt er uns die Geschichte des Zepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkan; nun glänzt es in den Händen des Jupiter; nun bemerkt⁷⁾ es die Würde Merkurs; nun ist es der Kommandostab des kriegerischen Pelops, nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus usw. (Iliade II, B. 101 bis 108). So kenne ich endlich dieses Zepter besser, als mir es der Maler vor Augen legen oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte. — —

5) Wappenkunde. — 6) „Wappenkönig“ im Mittelalter der Vorsteher der Gilde der Herolde, welche u. a. auch die Wappenbücher zu führen hatten. — 7) bezeichnet.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu tun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Gesichte des Gegenstandes verstreuen, um die Teile desselben, die wir in der Natur nebeneinander sehen, in seinem Gemälde ebenso natürlich aufeinander folgen und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen: einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohlpoliert und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was tut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mitnichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepaßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, poliert sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entstanden sehen können (Iliade IV, B. 105—111).

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer innehat, in Menge beifallen.

2. Aus der „Hamburgischen Dramaturgie“.

Aus dem sechsundvierzigsten Stück.

Ein anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, ein anderes, sie wirklich beobachten. Jenes tun die Franzosen; dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erste dramatische Gesetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichsam nur Folgen aus jener, die sie schwerlich strenger beobachtet

haben würden, als es jene notwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazugekommen wäre. Da nämlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und diese Menge immer die nämliche blieb, welche sich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen noch länger aus denselben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der bloßen Neugierde wegen zu tun pflegt, so konnten sie fast nicht anders, als den Ort auf einen und ebendenselben individuellen Platz und die Zeit auf einen und ebendenselben Tag einschränken. Dieser Einschränkung unterwarfen sie sich denn auch bona fide, aber mit einer Biegsamkeit, mit einem Verstande, daß sie unter neun Malen siebenmal weit mehr dabei gewannen als verloren. Denn sie ließen sich diesen Zwang einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu simplifizieren, alles überflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandteile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Orts verlangte.

Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden, die durch die wilden Intrigen der spanischen Stücke schon verwöhnt waren, ehe sie die griechische Simplizität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts nicht als Folgen jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse, welche sie auch ihren reichern und verwickelteren Handlungen in eben der Strenge anpassen mußten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem sie doch gänzlich entsagt hatten. Da sie aber fanden, wie schwer, ja wie unmöglich öfters dieses sei, so trafen sie mit den thransischen Regeln, welchen sie ihren völligen Gehorsam aufzukündigen nicht Mut genug hatten, ein Abkommen. Anstatt eines einzigen Ortes führten sie einen unbestimmten Ort ein, unter dem man sich

halb den, halb jenen einbilden könne; genug, wenn diese Orte zusammen nur nicht gar zu weit auseinander lägen, und keiner eine besondere Verzierung bedürfe, sondern die nämliche Verzierung ungefähr dem einen so gut als dem andern zukommen könne. Anstatt der Einheit des Tages schoben sie die Einheit der Dauer unter, und eine gewisse Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der niemand zu Bette ging, wenigstens nicht öfter als einmal zu Bette ging, mochte sich doch sonst noch so viel und mancherlei darin ereignen, ließen sie für einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieses verdacht haben; denn unstreitig lassen sich auch so noch vortreffliche Stücke machen, und das Sprichwort sagt: Bohre das Brett, wo es am dünnsten ist. Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren lassen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickste Kante, den ästigsten Teil des Brettes zeigen und schreien: Da bohre mir durch! Da pflege ich durchzubohren! Gleichwohl schreien die französischen Kunstrichter alle so, besonders wenn sie auf die dramatischen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen sie von der Regelmäßigkeit, die sie sich so unendlich erleichtert haben! Doch mir ekelst, mich bei diesen Elementen länger aufzuhalten.

3. Aus der „Abhandlung über die Fabel“.

Wie entsteht eine Fabel?

„Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigers.“ Das ist ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen denke, deren eins immer stärker ist als das andere, die sich also nach der Folge ihrer verschiedenen Stärke untereinander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gerne den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte

mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, sobald ich meine Staaten oder Könige nur nannte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegeneinander an Größe und Macht gestanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben, und ich möchte ihn gern allen so faßlich als möglich machen. Ich falle auf die Tiere, und warum sollte ich nicht eine Reihe von Tieren wählen dürfen, besonders wenn es allgemein bekannte Tiere wären: ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf? — Wir kennen diese Tiere; wir dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frisst den Auerhahn, der Fuchs den Marder, den Fuchs der Wolf. Er frisst? Er frisst vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt' ein Fuchs, den Fuchs des
Wolfes Zahn. (Hagedorn.)

Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

4. Fabeln.

1. Der Strauß.

„Jetzt will ich fliegen!“ rief der gigantische Strauß, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn versammelt. „Jetzt will ich fliegen!“ rief er nochmals, breitete die gewaltigen Fittiche weit aus und schoß, gleich einem Schiffe mit ausgespannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren. — Sehet da ein poetisches Bild jener unpoetischen Köpfe, die in den ersten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit stolzen Schwingen prahlen, sich

über Wolken und Sterne zu erheben drohen und dem Staube doch immer getreu bleiben!

2. Der Löwe und der Gase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Gassen seiner nähern Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr,“ fragte ihn einst der Gase, „daß euch Löwen ein elender krähen der Hahn so leicht verjagen kann?“ — „Allerdings ist es wahr,“ antwortete der Löwe; „und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß wir große Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Exempel von dem Elefanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauer und Entsetzen erweckt.“ — „Wahrhaftig?“ unterbrach ihn der Gase; „ja, nun begreif' ich auch, warum wir Gassen uns so entschuldig vor den Hunden fürchten.“

3. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Roße flog stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Roße zu: „Schande! Von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!“ — „Aber ich,“ versetzte das Roß; „denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?“

5. Sinngedichte.

1. An den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

2. An den Leser.

Du, dem kein Epigramm gefällt,
Es sei denn lang und reich und schwer:
Wo sahest du, daß man einen Speer
Statt eines Pfeils vom Bogen schnellst?

3. Händchen Schläu.

„Es ist doch sonderbar bestellt,“
Sprach Händchen Schläu zu Wetter
Frisen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
Das meiste Geld besitzen.“

4. Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt,
Werden unbergänglich bleiben,
Weil, dergleichen Zeug zu schreiben,
Stets ein Stümper übrigbleibt.

5. Auf den Kaüz.

Wer sagt, daß Meister Kaüz Satiren auf
mich schreibt?

Wer nennt geschrieben das, was unge-
lesen bleibt?

6. In ein Stammbuch.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

§ 26. (Johann) Gottfried Herder

wurde am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen als Sohn eines armen Lehrers geboren, studierte in Königsberg Medizin, dann Theologie und (unter Kant) Philosophie, wurde dort mit dem tiefen Denker Johann Georg Hamann, dem Magus des Nordens, bekannt, der ihm das Verständnis für Shakspeare, Ossian und die volkstümliche Dichtung eröffnete, ward Lehrer und Prediger in Riga, reiste nach Paris, wo er die französische Literatur studierte und mancherlei neue Anregungen empfing, begleitete den Prinzen von Holstein-Gutin von Hamburg bis Strassburg, machte hier Goethes Bekanntschaft, auf den er hinsichtlich der Poesie nachdrücklich einwirkte, wurde 1771 Hofprediger in Bückeburg, 1776 auf Goethes Empfehlung Hofprediger und Generalsuperintendent in Weimar, besuchte 1788 Italien, ward 1801 von dem Kurfürsten von Bayern in den Abelsstand erhoben und starb als Präsident des Oberkonsistoriums am 18. Dezember 1803. — Herders große Bedeutung für die Entwicklung unserer Literatur liegt in seinem Universalismus. Hatte Lessing für die Klärung des Begriffs der Poesie auf Grund des *Alerztums* gewirkt, so wies Herder mit wunderbar seinem poetischen Gefühl nach Hamanns Vorgang auf die dichterischen Schöpfungen aller Völker und aller Zeiten hin. So lenkte er den Blick auf bisher unverständene Gebiete, wies die Poesie als „die Muttersprache der Völker“ nach und drang nun mit überlegenem Geiste auf Ablegung alles Gemachten und Gefälschten und stellte als erstes Erfordernis in der Poesie die Empfindung des eignen Herzens hin.¹⁾ Die Werke, in denen Herder diese bedeutungsvollen Ansichten vertrat, waren 1) „Die Fragmente zur deutschen Literatur“ und „Die kritischen Wälder“, in denen er u. a. die Epen Homers als Muster ursprünglicher Dichtung in neuer Weise beleuchtete; 2) „Blätter von deutscher Art und Kunst“, in denen er in gleicher Weise Shakspeare und die Gedichte Ossians, eines schottischen Volksdichters des dritten Jahrhunderts, behandelte und zum erstenmal den Begriff des Volksliedes feststellte; 3) „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ und „Vom Geist der hebräischen Poesie“, worin er die herrliche ursprüngliche Poesie des Alten Testaments nachwies. Als Beleg dafür, daß die Poesie eine Völkergabe sei, veranstaltete er 1778—79 in den „Stimmen der Völker in ihren Liedern“ eine Sammlung von Volksliedern aus den meisten europäischen und einigen nichteuropäischen Völkern, worin er mit genialer Meisterschaft seine Fähigkeit erwies, sich in das eigentümliche, innerste Wesen aller Nationen zu versenken und es in trefflicher Sprache dem deutschen Volk zu eigen zu machen. Ähnlich erschloß er in den „Palmbliättern“ einen Blick in den Orient und machte im „Cid“ einen spanischen Helden auf deutschem Boden heimisch. Durch diese umfassende Tätigkeit hat Herder ein richtiges Verständnis für wahre Poesie eröffnet und die bis dahin geltenden Ansichten betreffs derselben endgültig beseitigt. Er lehrte unsere Dichter in ihre eigene Brust schauen, indem er sie überall auf das Ursprüngliche hinwies. Dadurch, daß er von einer einseitigen Gallo-, Anglo-, Gräkomanie zu einer allseitigen Anerkennung der Poesie aller Völker und Zeiten hinführte, gab er unserer Poesie die Weltweite des Gedankens und schenkte zugleich unserer durch Klopstock, Lessing und Wieland so herrlich geförderten Dichtersprache noch das eine, was ihr zu ihrer Vollendung fehlte: das volkstümliche Element. — Herders selbständige Dichtungen, Lieder, Reden (die er in die deutsche Literatur einführte), Parabeln, Paraphrasen, sind nicht von hervorragender Bedeutung. Um so berühmter sind seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, an die sich gleichsam als Ersatz für deren unterbliebene Vollendung die „Briefe zur Beförderung der Humanität“ anschließen. Aber mag er auch in diesen Schriften der Wissenschaft manche neue Anregung gegeben haben, so sind sie doch ein trauriges Zeugnis für seine religiöse Stellung. Hier offenbart sich nämlich Herder als Apostel der „Humanität“. Darunter verstand er als echter Rationalist, dem die biblische Lehre von dem erbündlichen Verderben des menschlichen Geschlechts und der Notwendigkeit einer Erlösung und Versöhnung mit Gott sowie der Wiedergeburt und Erneuerung verschlossen blieb, die aus natürlichen Kräften hervorgehende Entwicklung der allen Menschen innewohnenden glücklichen Naturanlage zur Vollkommenheit. Damit warf er, wie Gerbinus richtig sagt, den Begriff der Menschheit dem der Christenheit entgegen. Bewußtseinsmäßig bekämpfte er in seinen „Ideen“ den angeblichen Stolz der wahren Christen, mit dem sie „ihre Welt zum Mittelpunkt des Alls“ machten, und war auf eine Universalreligion aus, auf ein nach Christo, „dem Liebling Jehovas“, „dem einfachen, lauterem (Zweck-)Menschen“, gebildetes Christentum, das ihm aber nichts weiter war als Gewissenhaftigkeit in allen Pflichten, Menschengüte, Menschenliebe, kurz, „Menschenreligion“.

1) Vgl. hierzu S. 331 Gerbinus' Artikel: „Herders größtes Verdienst.“

1. Aus den „Stimmen der Völker in ihren Liedern“.

1. Erbkönigs Tochter.

(Dänisch.)

1. Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitzeit!
2. Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erbkönigs Tochter reicht ihm die Hand.
3. „Willkommen, Herr Oluf, was eilst
von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir!“
4. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen
ich mag;
Früh morgen ist mein Hochzeittag.“
5. „Hör' an, Herr Oluf; tritt tanzen
mit mir!
Zwei güldne Sporen schenk' ich dir,
6. Ein Hemd von Seide, so weiß und
fein,
Meine Mutter bleicht's mit Monden-
schein.“
7. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen
ich mag;
Früh morgen ist mein Hochzeittag.“
8. „Hör' an, Herr Oluf; tritt tanzen
mit mir!
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir.“
9. „Einen Haufen Goldes nähm' ich
wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll.“
10. „Und willst, Herr Oluf, nicht tan-
zen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir.“
11. Sie tät einen Schlag ihm auf sein
Herz;
Noch nimmer fühl't er solchen Schmerz.
12. Sie hob ihn bleichend auf sein
Pferd:
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein
wert!“
13. Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.
14. „Hör' an, mein Sohn, sag' an mir
gleich:
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?“

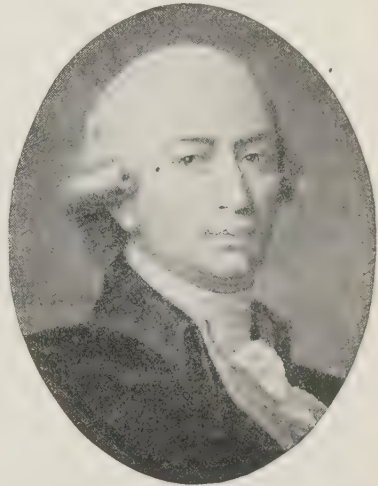
15. „Und sollt' sie nicht sein blaß und
bleich?“

Ich traf in Erbkönigs Reich.“

16. „Hör' an, mein Sohn, so lieb und
traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?“

17. „Sagt ihr, ich sei im Wald zur
Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund.“

18. Frühmorgens, und als es Tag
kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitsschar.



(Johann) Gottfried Herder.

19. Sie schenkten Met, sie schenkten
Wein.

„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam
mein?“

20. „Herr Oluf, er ritt in Wald zur
Stund',

Er probt allda sein Pferd und Hund.“

21. Die Braut hob auf den Schar-
lach rot,

Da lag Herr Oluf, und er war tot.

2. Das Lied der Hoffnung.

(Italienisch.)

1. Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, labest ihn.

Alles mag das Glück uns rauben,
Freunde, Freuden, Würde, Gut;
Nur umsonst ist Glückes Schnauben,
Wenn uns Hoffnung gütlich tut.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, tröstest ihn.

2. Wenn die Meereswogen brüllen,
Singet der Sirenen Schar:
Hoffnung kann die Fluten stillen,
Führt den Schiffer durch Gefahr.

Hoffnung, Hoffnung usw.
Du, o Hoffnung, leitest ihn.

3. Dir, o süße Hoffnung, säet
Froh der Landmann seine Saat,
Trauet dir und fröhlich mähet,
Was er dir vertrauet hat.

Hoffnung, Hoffnung usw.

4. Jener, der das Reich verloren,
Dieser in den Fesseln hier,
Der, zum Sklaven nur geboren,
Alle, alle singen dir:

Hoffnung, Hoffnung usw.

5. Ist des Lebens Baum verdorret,
Will die letzte Blüte fliehn,
Trittst du, Trösterin, zum Kranken,
Beigst ihm noch die Wurzel grün.

Hoffnung, Hoffnung usw.

6. In Verzweiflung, im Gefechte,
Wenn schon alles weicht und fällt,
Stehst du an des Edlen Rechte,
Winkest ihm in andre Welt.

Hoffnung, Hoffnung usw.

3. Ännchen von Tharau.¹⁾

1. Ännchen von Tharau ist, die mir
gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein
Geld.

Ännchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in
Schmerz.

Ännchen von Tharau, mein Reichthum,
mein Gut!

Du, meine Seele, mein Fleisch und mein
Blut!

2. Käm' alles Wetter gleich auf uns
zu schlahn,
Wir sind geminnt, heicinander zu stahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und
Pein

Soll unsrer Liebe Verfortigung sein.
Ännchen von Tharau, mein Licht und
mein' Sonn'!

Mein Leben schließ' ich um deines herum!

3. Recht als ein Palmenbaum über
sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind ge-
beugt,

So wird die Lieb' in uns mächtig und
groß
Nach manchen Leiden und traurigem Los.

Ännchen von Tharau, mein Reichthum,
mein Gut!

Du, meine Seele, mein Fleisch und mein
Blut!

4. Würdest du gleich einmal von mir
getrennt,

Lebstest da, wo man die Sonne kaum
kennt,

Ich will dir folgen durch Wälder und
Meer,

Eisen und Kerker und feindliches Heer!
Ännchen von Tharau, mein Licht und
mein' Sonn'!

Mein Leben schließ' ich um deines herum!

4. Edward.

(Schottisch.)

1. „Dein Schwert, wie ist's von Blut
so rot,

Edward, Edward?

Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot,
Und gehst so traurig her? — O!“

„O ich hab' geschlagen meinen Geier tot,
Mutter, Mutter!

O ich hab' geschlagen meinen Geier tot,
Und keinen hab' ich wie er — O!“

2. „Dein's Geiers Blut ist nicht so rot,
Edward, Edward!

Dein's Geiers Blut ist nicht so rot,
Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!“

„O ich hab' geschlagen mein Rotroß tot,
Mutter, Mutter!

O ich hab' geschlagen mein Rotroß tot,
Und's war so stolz und treu — O!“

1) Das Gedicht ist von Simon Dach (s. Seite 99), 1657 in samländisch-niederdeutschem Dialekt verfaßt, und zwar auf die Hochzeit der Anna Reander mit einem Freund des Dichters. Die obige Übersetzung weicht erheblich von der ursprünglich von Herder gegebenen ab, ist aber hier aufgenommen, weil sie, getragen von der bekannten Melodie, Volkseigentum geworden ist.

3. „Dein Noß war alt, und hast's nicht not,
Edward, Edward!

Dein Noß war alt, und hast's nicht not;
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!
„O ich hab' geschlagen meinen Vater tot,
Mutter, Mutter!

O ich hab' geschlagen meinen Vater tot,
Und weh, weh ist mein Herz — O!“

4. „Und was für Buße willst du nun tun,
Edward, Edward?

Und was für Buße willst du nun tun?
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — O!“
„Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!

Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern übers Meer — O!“

5. „Und was soll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!

Und was soll werden dein Hof und Hall?
So herrlich sonst und schön — O!“
„Ich laß' es stehn, bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich laß' es stehn, bis es sink' und fall'!
Mag nie es wiedersehn — O!“

6. „Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!

Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehst über Meer? — O!“
Die Welt ist groß; laß sie betteln drin!
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß; laß sie betteln drin!
Ich seh' sie nimmermehr! — O!“

7. „Und was willst du lassen deiner Mutter teu'r?
Edward, Edward!

Und was willst du lassen deiner Mutter teu'r?
Mein Sohn, das sage mir! — O!“
„Glück will ich Euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!

Glück will ich Euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr rietet's mir! — O!“

2. Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,

Sie, die schon verloren war, zu retten.

5 Sanft Johannes, aus dem öden Patmos

Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
10 Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling“, sprach er zu dem Bischof,

„Nimm in deine Hut! Mit deiner Treue
15 Stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge

Mir und dir vor Christo die Gemeinde.“
Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,

Unterries ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühen, und weil er ihm vertraute,
20 Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Reiz des Jünglings:

Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
25 Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spießgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wiederkam,
die erste Frag' an ihren Bischof
30 War: „Wo ist mein Sohn?“ — „Er ist gestorben!“

Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.

„Wann und wie?“ — „Er ist Gott abgestorben,

Ist (mit Tränen sag' ich es) ein Räuber.“

„Dieses Jünglings Seele“, sprach Johannes,

35 „Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo
ist er?“
„Auf dem Berge dort!“ — „Ich muß ihn
sehen!“

Und Johannes, kaum dem Walde nahest,
Ward ergriffen; eben dieses wollt' er.
„Führet“, sprach er, „mich zu eurem
Führer!“

40 Vor ihn trat er. Und der schöne
Jüngling

Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Liehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
45 Meinem Herrn und muß für dich ant-
worten.

Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht. Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“

50 Weinend schlang der Jüngling seine
Arme

Um den Greis, bedeckte sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der
Antwort

Aus den Augen ihm ein Strom von
Tränen.

Auf die Knie sank Johannes nieder,
55 Rührte seine Hand und seine Wangen,
Nahm ihn neugeschenkt vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.
Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Miteinander; in den schönen Jüngling
60 Goß sich ganz Johannes' schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des
Jünglings

Also tief erkannt' und innig festhielt
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanft-Johannes-Glaube,
65 Zutraun, Festigkeit und Lieb' und
Wahrheit.

3. Die ewige Bürde.

(Parabel.)

Der Kalif Hakkam, der die Pracht
Liebte, wollte die Gärten seines Palastes
verschönern und erweitern. Er kaufte alle
benachbarten Ländereien und bezahlte den
Eigentümern so viel Geld dafür, als sie

verlangten. Nur eine arme Witwe fand
sich, die das Erbteil ihrer Väter aus from-
mer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern
wollte und alle Anerbietungen, die man
ihr deswegen machte, geradezu aus-
schlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude
verdroß der Eigensinn dieser Frau; er
nahm ihr das kleine Land mit Gewalt
weg, und die arme Witwe kam weinend
vor den Richter. Ibn Beschir war eben
Radi der Stadt. Er ließ sich den Fall
vortragen und fand ihn schlimm; denn
obchon die Gesetze der Witwe ausdrücklich
recht gaben, so war es doch nicht leicht,
einen Fürsten, der gewohnt war, seinen
Willen für vollkommene Gerechtigkeit zu
halten, zur freiwilligen Erfüllung eines
veralteten Gesetzes zu bewegen. Was tat
also der Radi? Er sattelte einen Esel,
hing ihm einen großen Sack über den Hals
und ritt unverzüglich nach den Gärten des
Palastes, wo der Kalif sich eben in dem
schönen Pavillon befand, den er auf dem
Erbteil der Witwe erbaut hatte. Die An-
kunft des Radi mit seinem Esel und Sacke
setzte ihn in Verwunderung, und noch
mehr erstaunte er, als Ibn Beschir sich
ihm zu Füßen warf und also sagte: „Er-
laube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit
Erde von diesem Boden fülle!“ Hakkam
gab es zu. Als der Sack voll war, bat
Ibn Beschir den Kalifen, ihm den Sack
auf den Esel heben zu helfen. Hakkam
fand dieses Verlangen noch sonderbarer
als alles Vorige, und aber zu sehen, was
der Mann vorhabe, griff er mit an. Allein
der Sack war nicht zu bewegen, und der
Kalif sprach: „Die Bürde ist zu schwer,
Radi, sie ist zu schwer!“ — „Herr,“ an-
wortete Ibn Beschir mit einer edlen Drei-
stigkeit, „du findest diese Bürde zu schwer,
und sie enthält doch nur einen kleinen Teil
der Erde, die du ungerechtfertig einer
armen Witwe genommen hast; wie willst
du denn das ganze geraubte Land tragen
können, wenn es der Richter der Welt am
letzten Gerichtstage auf deine Schultern
legt?“ Der Kalif war betroffen; er lobte
die Herzhaftigkeit und Klugheit des Radi
und gab der Witwe das Land mit allen
Gebäuden, die er darauf hatte anlegen
lassen, wieder.

4. Das Kind der Sorge.

(Paramythie.)

1. Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

2. „Was hast du, sinnende Göttin?“
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild, von Tone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott!“

3. „Wohlan denn! Lebel! — Es lebet!
Und mein sei dieses Geschöpf!“
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!“

4. Mein Finger hat es gebildet.“
„Und ich gab Leben dem Ton.“
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus¹⁾ hinan:

5. „Mein ist's! Sie hat mir genom-
men
Von meinem Schoße das Kind.“
„Wohlan,“ sprach Jupiter, „wartet!
Dort kommt ein Entscheider, Saturn.“²⁾

6. Saturn sprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.

Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;

7. Du, Tellus, seine Gebeine;
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

8. Du wirfst, solange es nur atmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab.“

9. Des Schicksals Spruch sich erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf;
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

5. Bilder, Gnomen, Epigramme.

1. Das Lied vom Schmetterling.

1. Liebes, leichtes, luft'ges Ding,
Schmetterling,
Das da über Blumen schwebet,
Nur von Tau und Blüten lebet,
Blüte selbst, ein fliegend Blatt,
Das — mit welchem Rosenfinger! —
Wer bepurpurt hat?

2. War's ein Schilphe,¹⁾ der dein Kleid
So bestreut,
Dich aus Morgenduft gewebet,
Nur auf Tage dich belebet,
Seelchen? Und dein kleines Herz
Rocht da unter meinem Finger,
Fühlet Todeschmerz.

3. Fleuch dahin, o Seelchen! Sei
Froh und frei,
Mir ein Bild, was ich sein werde,
Wenn die Raupe dieser Erde²⁾
Auch wie du ein Zephyr ist
Und in Duft und Tau und Honig
Jede Blüte küßt!

2. Verschiedener Umgang.

1. Sohn, die Freundschaft mit den
Bösen,
Mit Gleichgültigen und Guten
Sei dir ja nicht einerlei.

2. Ein Tropfe Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen
Und war nicht mehr.

3. Er fiel auf eine Blume
Und glänzt' als eine Perle
Und blieb ein Tröpfchen Tau.

4. Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde
Und ward zur Perle selbst.

3. Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten
hängen,
Neigen sie die Äste freundlich nieder;
Wenn ein guter Mann zu Würden auf-
steigt,
Neigt er sich, damit er andern helfe.

4. Anklagen.

Ein Tor, der klaget
Stets andre an.
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann.
Nicht sich noch andre klaget
Der Weise an.

1) die Erde. — 2) die Zeit.

1) Luftgeist. — 2) der Mensch.

5. Der Mond.

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Reidgefellen?
Der hohe Mond, der leuchtet dort
Und läßt die Hunde bellen
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

6. Der Weg zur Wissenschaft.

Sag', o Weiser, wodurch du zu solchem
Wissen gelangtest!
„Dadurch, daß ich mich nie andre zu
fragen geschämt.“

7. Wissenschaft ohne Anwendung.

Wer sich um Weisheit müht und nicht an=
wendet die Weisheit,
Gleicht dem Manne, der pflügt, aber zu
säen vergißt.

8. Wissenschaft für andere.

Wer für andre nur weiß, der trägt wie
ein Blinder die Fackel,
Leuchtet voran und geht selber in ewiger
Nacht.

9. Strenge gegen sich selbst.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die
üppigen Reben!
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube
dereinst.

10. Das Schweigen.

Lerne schweigen, o Freund! Dem Silber
gleicht die Rede;
Aber zu rechter Zeit schweigen, ist lau=
teres Gold.

11. Der Tapfere.

Der ist der Tapfere nicht, der den zorn=
igen Löwen hervorlockt,
Der ist's, der auch im Zorn gütig die
Worte beherrscht.

12. Staub und Edelgestein.

Edel bleibet der Edelgestein, und läg' er
im Staube;
Flög' er gen Himmel empor, bleibet der
Staub, was er ist.

6. Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen.

Eine Schultrede, gehalten 1796.

Wie Rede und Sprache den Menschen vom Tiere unterscheidet, so gibt es eine Kunst der Sprache und Rede, die unter den Menschen selbst vielleicht einen so großen Unterschied macht als die Rede zwischen Tieren und Menschen. In der wenigen Zeit, die mir hier vergönnt ist, werde ich zeigen, daß diese Kunst der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen auszubilden, ein Hauptgeschäft der Schulen sein müsse.

Wenn wir auf die Welt treten, können wir zwar schreien und weinen, aber nicht sprechen und reden; wir äußern nur tierische Laute. Manche Völker und Menschen verfolgen diese tierischen Laute durchs ganze Leben. . . . Glückselig ist das Kind, der Jüngling, dem von seinen ersten Jahren an verständliche, menschliche, liebliche Töne ins Ohr kamen und seine Zunge, den Ton seiner Sprache unvermerkt bildeten! Glückselig ist das Kind, dem seine Wärterin, seine Mutter, seine älteren Geschwister, seine Anverwandten und Freunde, endlich seine frühesten Lehrer auch im Gehalt und Ton der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie zusprachen; der Jüngling, der Mann wird sie nicht verleugnen, solange er lebt. Denn nur durch Hören lernen wir sprechen, und wie wir früher hörten, wie unser Mund, unsere Zunge sich in der Kindheit und Jugend formten, meistens sprechen wir so zeitlebens. Die *suavitas oris ac sermonis*, die *suavitas, quae exit ex ore*, ist ein schöner Empfehlungsbrief auf den ganzen Weg unsers Lebens. . . . Wem dieses Glück nicht ward, der muß in frühen Zeiten bei noch biegsamen Organen seine Sprache bessern; er lerne sprechen wie die Menschen, deren Sprache ihm am reinsten, deutlichsten, charaktervollsten, lieblichsten tönt; sein eigner Verstand, sein Ohr sei hierin Richter. Diese Menschen höre er oft und mit Liebe; ihre Stimme umschalle ihn auch in der Einsamkeit. . . . Er ahme ihnen aber nicht wie jener amerikanische Vogel, der die Stimme anderer Vögel nachahmt, unber-

ständig und knechtisch nach. . . Die Rede ist Ausdruck der Seele, ein darstellendes Bild aller unserer Gedanken und Empfindungen; sie muß also Charakter haben und nicht den Tönen gleich sein, die man hinter dem Steg hervorgeigt. Wie unser Körper nicht bloß Nerven und feine Fibern oder zierliche Blut- und Saftgefäße, sondern auch Muskeln, Sehnen, Haut, Knochen hat und solche in gehöriger Stärke haben muß, wenn er gesund sein soll, so ist's nicht die weiche, zierliche, entnervte, buhlerische Sprache, die einen Mann und Jüngling empfiehlt. Wir wollen an ihm keine dulces loquentem Lalagen hören, dulces ridentem, sondern einen jungen Mann, der gesunden Verstand, bestimmte Begriffe, Treue, Wahrheit, Herzlichkeit, Rechtschaffenheit, so wie in Gesicht, Handlung und Gebärden, so auch in seinen Worten, im Ton seiner Stimme ausdrückt. Es gibt einen Ton des Herzens, der unmittelbar zum Herzen dringt, einen Ton der Überzeugung und der gesunden Vernunft, der die ganze Seele ergreift und als Sieger einnimmt; dahingegen der falsche Ton, wenn man Gefinnung und Affekte ausdrücken will, die man weder hat noch kennt, dem Gemüt anderer Menschen viel widriger und unaussprechlicher ist als ein falscher Ton im Gesänge, wenn er auch noch so arg heulte. Wahrheit, Wahrheit bilde unsern Ausdruck auch im Ton der Stimme; ex abundantia cordis: „wessen das Herz voll ist, dessen gehet der Mund über“. Wie die Musik eine Donleiter hat, auf der sich die Stimme auf- und absteigend üben muß, so hat die Rede ein weites Reich von Gegenständen, Gefinnungen, Leidenschaften, Empfindungen, Zuständen der Seele uß., deren Ausdruck sie zu schaffen und auf die mächtigste, angenehmste Weise darzustellen hat. Daß sie dieses zu tun vermöge, dazu gehört Übung; denn auch in der Kunst, seine Sprache zu brauchen, fällt der Meister so wenig vom Himmel als in der Tonkunst. In dieser müssen die Zfinger, in jener die Organe geübt werden zusammen den Seelenkräften, auf die sich die Rede bezieht, deren Wirkung sie äußert. Lesen heißt diese Übung; aber ein Lesen

mit Verstande und Herz, ein Lesen im Vortrag jeder Art und neben ihm eigne Komposition und ein lauter, lebendiger Vortrag derselben. Dies ist die Schule, in welcher die Rede der Menschen gebildet und geübt wird; ihrer haben sich in Griechenland und Rom die größten, die geschäftreichsten und wichtigsten Männer hoch hinauf bis in ihr Alter nicht geschämt. Sie haben sie angepriesen, diese Schule menschlicher Sprache und Redenübung, Anweisungen und Regeln in ihr gegeben; sie haben sich wetteifernd um die Verbollkommenung der Sprache, der Stimme, der Rede befleißigt. Auf diese Weise wurden sie kultivierte Nationen und schrieben ihre Kultur der Ausbildung der Sprache und Rede zu. Wer dies nicht getan hatte, hieß ein Barbar, und wir werden uns nicht befremden lassen, daß man uns, sobald wir nicht unsere Sprache und Rede ihnen gleich ausbilden, dafür, was selbst dem Ton und Buchstaben nach das Wort Barbar sagt, halte.

Das Lesen, ein lautes Lesen der besten Schriften in jeder Art des Vortrages, Erzählung, Fabel, Geschichte, Gespräche, Selbstgespräche, Lehre und Lehrgedichte, Epopöen, Oden, Hymnen, Lust- und Trauerspiele in Gegenwart anderer oder mit anderen ohne Zwang in der natürlichsten Art gibt der Rede sowohl als der Seele selbst eine große Vielförmigkeit und Gewandtheit. Von der Fabel, vom Märchen an, durch alle Gattungen des Vortrages sollte das Beste, das wir in unserer Sprache sowohl in eigenen Produkten als Übersezungen haben, in jeder wohl eingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden. Kein klassischer Dichter und Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtnis, die Einbildungskraft, der Verstand und Wiß lehrbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf diesem Wege sind Griechen, Römer, Italiener, Franzosen und Briten ihrem edelsten Teile nach zu gebildeten Nationen worden. Alibiades gab jenem Schulmeister zu Athen eine Maulschelle, der den ersten klassischen Dichter seiner Sprache, den Homer, nicht in der Schule hatte; und

wie fleißig die Griechen ihre besten Schriftsteller, wie fleißig die edelsten Römer die besten griechischen Schriften lasen, wie oft sie solche abschrieben, auswendig lernten, nachahmten und sich zu eigen machten, klingt für unsere neue, barbarische Zeit beinahe wie ein altes Märchen. In Italien weiß der gebildete Theil der Nation ihre klassischen Dichter fast auswendig; in englischen neuen Schriften werden sie zur Zeit und Unzeit angeführt und mit brittischem Stolz gepriesen; wie sehr die französische Nation auf ihre Sprache und Schreibart, auf die Muster derselben in jeder Art stolz ist, weiß jedermann, und nur dadurch, durch die Gelenkigkeit und Richtigkeit ihrer Schreibart, durch ihre immer der Lage der Sache angemessene Gegenwart des Geistes, durch ihren immer lebendigen Witz und Verstand sind sie bei Freunden und Feinden, was sie sind, worden. . . . Wir Deutsche hingegen sind hierin sehr nachgeblieben; unser Schul- und Kanzelstil und unser Kanzleistil, der Regensburger zumal, sind aus wahren deutschen Eichen und Buchen noch nicht einmal geformte hölzerne Stile, mit denen wir wohl keine Nation an uns locken, aber auch keinen Feind todschlagen werden. Unsere edle deutsche Sprache ist noch bei weitem nicht geworden, was sie sein könnte; unsere besten Schriftsteller sind in Häusern, oft auch in Schulen unbekannt und an Höfen verachtet, da sie doch von Jugend auf die Denkart der Nation bilden, ihre lebende Sprache regeln, ihren Umgang versüßen und erheitern sollten. Kein edles Bild, keine große Gesinnung, Aufmunterung und Warnung, wenn es musterhaft gedacht und gesagt ist, sollte bloß in unsern deutschen Büchern und Bibeln stehen oder makulaturweise in unsern Buchläden liegen, sondern in den Schulen sollte, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu gesiebt, jedes Edelste und Beste laut gelesen, auswendig gelernt, von Jünglingen sich zur Regel gemacht und in Herz und Seele befestigt werden. . . . Dies laute Lesen, Auswendiglernen, Vortragen bildet nicht nur die Schreibart, sondern es prägt Formen der Gedanken ein und weckt eigene Gedanken;

es gibt dem Gemüth Freude, der Phantasie Nahrung, dem Herzen einen Vorgesmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter. . . . Zum guten Lesen und Auswendiglernen gehört notwendig eigene Komposition, so eingeschränkt diese auch sein möge. Man muß sich im Schreiben üben, wenn man richtig sprechen, wenn man genau lesen und hören will. Also kleine Aufsätze von allerlei Art, Auszüge aus Büchern theils stückweise, theils nach dem ganzen Plan des Buches und seiner Anordnung: dies sind die Zellen, die sich die fleißige Biene baut, die Körbe, in denen sie ihren Honig bereitet. Nulla dies sine linea, kein Tag muß vorübergehen, wo nicht ein junger Mensch für sich selbst etwas schreibt; er hole nun nach, was er vergessen möchte, oder setze sich seine Zweifel auf oder berichtige dieselben oder erzepiere oder komponiere, in welcher Übung es auch sei. Der Griffel, d. i. bei uns die Schreibfeder, schärft den Verstand, sie berichtigt die Sprache, sie entwickelt Ideen, sie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weise tätig. Nulla dies sine linea.

Am innigsten aber wird Sprache und Rede durch Umgang gebildet, und leider! wir Deutsche nutzen den Umgang zur Bildung unserer Sprache und Rede fast gar nicht; daher heißen wir bei andern Nationen so oft stumme oder ungeschickt sprechende, grobe Barbaren. Sprache ist durch Umgang, nicht in der Einsamkeit entstanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und poliert. Auch im Umgange sollte man sich nie einen Barbarismus erlauben; alle gebildete Stände in andern Nationen sprechen ihre Sprache im Umgange korrekt, nur der einzige Deutsche nicht, der spricht und erzählt etwa wie die Ghehamme in Shakespeare. Junge Leute sollten sich untereinander aufgeben zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; dies ist keine Pedanterie, sondern setzt uns fürs ganze Leben in den sichern Besitz eines regelmässigen, guten Ausdrucks. Noch mehr sollte man sich befleißigen, jedesmal aufs beste und

anständigste zu reden; wenn man gefragt wird, aufs bestimmteste und gefälligste zu antworten; wenn man erzählen soll und will, aufs anmutigste zu erzählen; oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu tun hat, sie aufs bescheidenste und würdigste zu tun; selbst unangenehme Dinge, Verweise und dergleichen, ohne Zorn und Grobheit auf die anständigste, nachdrücklichste und zweckmäßigste Art zu sagen. Das ist der wahre Attizismus, Politesse, Urbanität, oder wie man sonst den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge. Durch ihn haben sich alle wohlgeputzte, bürgerliche Nationen unterschieden. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Bauer, halb, schief, quer, und weiß nicht, ob man den Mund öffnen soll; erzählt man wie ein Trunkener, das Vorderste zuhinterst, das Hinterste voran, in ellenlangen Einschüßeln und Parenthesen, so daß man nie zum Zweck kommt und nirgends den Ausgang findet; überläßt man sich im Scherz groben Joten, beleidigenden Ausdrücken und dem unsinnigen Überwitz von Wortspielen und Lächerlichkeiten, über die niemand lacht: so läuft man Gefahr, ewig ein deutscher Bauer zu bleiben, welchen Noth man auch trage. „Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt,“ sagt Paulus. . . . Es gibt kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen Gesellschaft als einen Menschen von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menschlichen Gliedern als eine fortlaufende, stolpernde, stotternde, grobe oder unzeitig spitzig und fein geschliffene, dumme Zunge.

Um zu dieser Nüchternheit in Reden des Umganges und zu einem guten Stil der Gesellschaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorsicht nötig. 1) Man falle niemandem in die Redel. Ein Mensch, der dem andern in die Rede fällt, ist ein Wahnsinniger, wie die Indianer sagen, oder, wie andere sagen, ein seines Verstandes nicht Mächtiger, dem niemand viel zutraut. Im Buch Hiob war Elihu so voll von Weisheit, daß ihm der Bauch bersten wollte; er wartete aber doch, bis die Alten ausgesprochen hatten, ans

Ende. 2) Man hüte sich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, dadurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man sie gemeinlich zur Unzeit wiederholt! . . . Man bestelle sich Wächter, die uns solche sagen müssen, oder sei sich selbst Wächter! Jedem von uns ist bekannt, an welche Abergkeiten man sich gewöhnen kann, wenn man nicht auf sich merkt. 3) Man hüte sich vor allem Despotismus im Umgang und seinen Gesprächen! Despoten im Umgang sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere, liebliche Unterredung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts und prägen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen andere nicht dazu lassen. Jeder junge Mensch prüfe sich des Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäußert, einen Diskurs verderbt, eine Antwort gegeben oder sonst ein Betragen gezeigt hat, mit dem andere, mit dem er nicht zufrieden sein könnte. Zu Unfreundlichkeit ist uns die Rede nicht gegeben. Bei allem kommt es vorzüglich darauf an, daß unsere Rede ganz sei und was Ganzes bestimmt sage. Der Deutsche halbiert außerordentlich gern und hält sich niederträchtigerweise an die Halbwahrheit. Entweder antworten wir wie der Unteroffizier mit dem Knüttel: „Hum! Hem!“ ohne zu fragen, ob der andere daraus klug werde, oder wir sprechen wie Dienstboten, Lakaien — komplimentvoll, herumgehend um die Wahrheit. Dafür halten uns dann auch die fremden Nationen. Sie sagen, man kenne einen Deutschen an seinen Komplimenten, an seiner Anrede oder Antwort, an Ton seiner Unterredung; entweder sei er ein Grobian oder ein schleichernder Hofierer, oft beides zugleich. Das, was man sagen will, rein, ganz, bestimmt und doch artig, höflich zu sagen und ein Ende in seiner Rede finden zu können, das ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umgangs. Er ist, wie ein schöner Edelgestein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst gesägt, voll Sinnes, voll Anmut, voll inneren Wertes, klein und kostbar. . . .

§ 27. Sturm und Drang.

Herders Anregungen, vereint mit Lessings kühner Kritik, die rücksichtslos mit den alten Anschauungen aufräumte, und mit Klopstocks begeisterten Gesängen, die das hohle Gebäu der willkürlichen Kunstregeln zertrümmerten, wozu noch die Aufklärung mit der Aufstellung einer dem herrschenden Kirchenglauben entgegengesetzten sogenannten natürlichen Religion und die neuen Lehren des gottlosen Philosophen J. J. Rousseau über Staat, Gesellschaft und Erziehung kamen — alles dies verursachte etwa in den Jahren 1765 bis 1785 in der studierenden Jugend Deutschlands eine stürmische Gärung, die sich in der Dichtung wie im Leben kundgab. Nach dem Wahlspruch Rousseaus: „Rückkehr zur Natur!“ sollte mit allem Herrömmlichen gebrochen und zum Naturzustand zurückgegangen und mit der

Kultur von vorne angefangen werden. In der Dichtung sollte mit jedem Regelzwang gebrochen werden und Originalität in der Auffassung und Darstellung herrschen, ohne daß man bedachte, daß Vernichtung jedweder Kunstgesetze zu verderblicher Willkür führt. Man nennt dieses verworrene Treiben nach einem Schauspiel eines der Hauptstürmer, Maximilian von Klingers, „Sturm und Drang“. Die besten Dichter der damaligen Zeit, auch Goethe und Schiller, wurden eine Zeitlang von dieser Strömung mit fortgerissen, bis endlich ein abgeklärtes, ruhiges Urtheil dem guten Kern dieser Bestrebungen zum Sieg verhalf und so „die Wiedergeburt des deutschen Geistes“ herbeiführte. Mit dem Alten war es nun vorbei.

Christian (Daniel Friedrich) Schubart,

geboren am 16. März 1739 zu Odersontheim in der Grafschaft Limburg, gestorben am 10. Oktober 1791 als Musikdirektor in Stuttgart, war ein Hauptvertreter der Sturm- und Drangzeit. Sein glühender Tyrannenhaß wurde ihm von dem ausschweifenden Herzog Karl Eugen von Württemberg mit einer zehnjährigen Gefängnisstrafe auf Hohenasberg gelohnt. Durch seine schwungvolle Lyrik erhob er sich zu einer der kraftvollsten Gestalten seiner Zeit.

1. Kaplied.

(Gefürzt.)

1. Auf, auf! ihr Brüder, und seid stark!
Der Abschiedstag ist da.
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.

2. Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her;
Uns knüpft so manches teure Band
An unser deutsches Vaterland;
Drum fällt der Abschied schwer.

3. Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den Herzen Bruder, Schwester, Freund,
Und alles schweigt, und alles weint,
Tobblatz von uns gewandt.

4. Ist hart! — Drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarsch drein!
Der Abschied macht uns sonst zu weich;
Wir weinten kleinen Kindern gleich!
Es muß geschieden sein.

5. Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns

Vielleicht zum letztenmal,
So denkt: nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.

6. An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand
Und küssen sie. Das sei der Dank
Für deine Pflege, Speiß' und Trank,
Du liebes Vaterland!

7. Wenn dann die Meereswoge sich
An unsern Schiffen bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier und Gott ist dort,
Und der verläßt uns nicht!

8. Und hal! wenn sich der Tafelberg
Aus blauen Düsten hebt,
So strecken wir empor die Hand
Und jauchzen: Land! ihr Brüder, Land!
Daß unser Schiff erbebt.

9. Und wenn Soldat und Offizier
Gesund ans Ufer springt,
Dann jubeln wir: Ihr Brüder, hal!
Nun sind wir ja in Afrika!
Und alles dankt und singt.

10. Wir leben drauß in fernem Land
Als Deutsche brav und gut;
Und sagen soll man weit und breit:
Die Deutschen sind doch brave Leut',
Sie haben Geist und Mut.

11. Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an euch,
Und Tränen fließen drein.

2. Ahasveros.

Aus einem finsternen Geflüste Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend
Jahre,

Seit Unruh' ihn durch alle Lande peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug
5 Und rasten wollt' vor Ahasveros' Thür,
Ach, da versagt' ihm Ahasver die Rast
Und stieß den Mittler trogig von der Thür;
Und Jesus schwankt' und sank mit seiner
Last.

Doch er verstummt'. Ein Todesengel trat
10 Vor Ahasveros hin und sprach im
Grimme:

„Die Ruh' hast du dem Menschensohn ver-
sagt;

Auch dir sei sie, Unmenschllicher, versagt,
Bis daß er kommt! Ein schwarzer, höll-
entflohner

Dämon geißelt nun dich, Ahasver,
15 Von Land zu Land. Des Sterbens
süßer Trost,

Der Grabesruhe Trost ist dir versagt!“

Aus einem finsternen Geflüste Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte, nahm der aufge-
türmten

20 Totenschädel einen, schleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpf't und
scholl

Und splitterte. „Der war mein Vater!“
brüllte

Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha,
Noch sieben Schädel polterten hinab

25 Von Fels zu Fels! „Und die — und
die“, mit stierem,
Vorgequollnem Auge rast's der Jude,
„Und die — und die — sind meine Wei-
ber — Hal“

Noch immer rollten Schädel. „Die und
die“,

Brüllt' Ahasver, „sind meine Kinder, hal!
30 Sie konnten sterben! — Aber ich Ver-
worfner,

Ich kann nicht sterben! Ach, das furcht-
barste Gericht

Hängt schreckenbrüllend ewig über mir.

Jerusalem sank. Ich knirschte den Säug-
ling,

Ich rannt' in die Flamme. Ich fluchte
dem Römer;

35 Doch, ach! doch, ach! der rastlose
Fluch

Hielt mich am Haar, und ich starb nicht.
Roma, die Riesin, stürzte in Trümmer,
Ich stellte mich unter die stürzende Riesin,
Doch sie fiel und zermalmte mich nicht.
40 Nationen entstanden und sanken vor
mir;

Ich aber blieb und starb nicht!

Von wolfengegürteten Klippen stürzt' ich
Hinunter ins Meer; doch strudelnde
Wellen

Wälzten mich ans Ufer, und des Seins
45 Flammenpfeil durchstach mich wieder.

Hinab sah ich in Ätnas grausenden
Schlund

Und wüthete hinab in seinen Schlund:

Da brüllt' ich mit den Riesen zehn Mon-
den lang

Mein Angstgeheul und geißelte mit Seuf-
zern

50 Die Schwefelmündung. Hal zehn
Monden lang!

Doch Ätna gor und spie in einem Lava-
strom

Mich wieder aus. Ich zuckt' in Asch' und
lebte noch!

Es brannt' ein Wald. Ich Rasender
lief

In brennenden Wald. Vom Haare der
Bäume

55 Troff Feuer auf mich —

Doch sengte nur die Flamme mein 'Gebein
Und verzehrte mich nicht.

Da mischt' ich mich unter die Schlächter
der Menschheit,
Stürzte mich dicht ins Wetter der Schlacht,
60 Brüllte Hohn dem Gallier,
Hohn dem unbefiegten Deutschen:
Doch Pfeil und Wurffpieß brachen an mir.
An meinem Schädel splitterte
Des Sarazenen hochgeschwungnes
Schwert.

65 Kugelsaat regnete herab an mir,
Wie Erbsen auf eiserne Panzer geschleu-
dert.

Die Wlge der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Fackelfelsens Hüften,
70 Der in Wolken sich birgt.
Vergebens stampfte mich der Elefant;
Vergebens schlug mich der eiserne Huf
Des zornfunkelnden Streitrosses.
Mit mir barst die pulverschwangre Mine,
75 Schleuderte mich hoch in die Luft;
Beträubt stürzt' ich herab und fand mich
geröstet

Unter Blut und Hirn und Mark
Und unter zerstückelten Ädern
Meiner Streitgenossen nieder.

80 An mir sprang der Stahlkolben des
Riesen;

Des Henters Faust lahmte an mir;
Des Tigers Bahn stumpfte an mir;
Rein hungriger Löwe zerriß mich im
Zirkus.

Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen;
85 Ich zwickte des Drachen blutroten
Kamm;

Doch die Schlange stach — und mordete
nicht!

Mich quälte der Drach' — und mordete
nicht!

Da sprach ich Hohn dem Tyrannen,
Sprach zu Nero: „Du bist ein Bluthund!“
90 Sprach zu Christiern: „Du bist ein
Bluthund!“

Sprach zu Mulei Ismael: „Bist ein
Bluthund!“

Doch die Tyrannen erfannen
Grausame Qualen und würgten mich
nicht.

Ha! Nicht sterben können! nicht ster-
ben können!

95 Nicht ruhen können nach des Leibes
Müh'n!

Den Staubleib tragen! mit seiner Toten-
farbe

Und seinem Siechtum! seinem Gräber-
geruch!

Sehen müssen durch Jahrtausende
Das gährende Ungeheuer Einerlei!

100 Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebärend, immer Kinder
verschlingend!

Ha! Nicht sterben können! nicht sterben
können!

Schrecklicher Zürner im Himmel,
Gast du in deinem Rüsthaufe

105 Noch ein schrecklicheres Verdict?
Ja, so laß es niederdonnern auf mich!

Mich wälz' ein Wettersturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an seinem Fuße

110 Ausgestreckt lieg' —

Und leuch' — und zuck' — und sterbe!“ —
Und Ahasveros sank. Ihm sang's im
Ohr;

Nacht deckte seine horst'gen Augentwim-
pern.

Ein Engel trug ihn wieder ins Geflüßt.
115 „Du schlaf nun,“ sprach der Engel,

„Ahasver,

Schlaf süßen Schlaf; Gott zürnt nicht
einig!

Wenn du erwachst, so ist er da,
Des Blut auf Golgatha du fließen sahst,
Und der — auch dir verzeiht.“

§ 28. (Johann) Wolfgang Goethe.

Goethe wurde am 28. August 1749 in der geschichtlich und politisch bedeutenden Stadt Frankfurt a. M. geboren. Unter der Leitung seines Vaters, des kaiserlichen Rates Johann Kaspar Goethe, erhielt er frühzeitig eine vielseitige Bildung und bezog sechzehnjährig die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren; doch beschäftigte er sich hier mehr mit Poesie und der Kunstgeschichte, wodurch er seinen Sinn für das Schöne förderte. 1768 kehrte er krank nach Hause zurück und bezog 1770 die Universität Strassburg. Der dortige Aufenthalt war für ihn besonders durch den Einfluß Herders bedeutsam, der ihn über das Wesen der Poesie aufklärte, ihn überzeugte, daß „die Dichtung eine Welt; und Völkergabe sei, nicht das Privatereignis einiger feinen, gebildeten Männer“, und ihn so von seinen engen, seine herrlichen Gaben hemmenden Ansichten losriß. Nachdem er 1771

als Doktor der Rechte promoviert hatte, arbeitete er eine Zeitlang am Reichskammergericht in Wehlar, machte 1775 eine Reise in die Schweiz und erhielt in demselben Jahre von dem Herzog Karl August eine ehrenvolle Einladung nach Weimar, das fortan seine Heimat blieb. 1776 trat er als Legationsrat in den Staatsdienst, wurde der vertraute Freund und Ratgeber des Herzogs, machte in dessen Begleitung 1779 die zweite Reise in die Schweiz, wurde in demselben Jahre zum Wirklichen Geheimen Rat und 1782 zum Kammerpräsidenten ernannt und auch in den erblichen Adelsstand erhoben. Zur Ausführung großer poetischer Entwürfe, wozu ihm seine vielen Amtsgeschäfte nicht die nötige Sammlung gewährten, begab er sich 1786 nach dem Lande seiner Sehnsucht, Italien. In der dortigen schönen Natur vollzog sich unter dem Anschauen antiker Kunstwerke und im Umgang mit erfahrenen Kunstkennern seine künstlerische Reife. Sinfort war die stille Größe, die einfache Formschönheit des klassischen Altertums das Ideal, das er zu erreichen beehrte war. Freilich ging sein Streben von jeht an auch dahin, mit den Formen die Anschauungen der Alten wieder ins Leben zu rufen und sich von dem Einfluß des Christentums völlig frei zu machen. Nach seiner Rückkehr nach Weimar 1788 beschäftigten ihn vornehmlich wissenschaftliche Studien (Metamorphose der Pflanzen, Beiträge zur Optik). 1790 besuchte er Venedig, und zwei Jahre darauf begleitete er seinen Landesherren auf dessen Feldzug in der Champagne. Seine poetische Tätigkeit wurde erst wieder durch den Verkehr mit Schiller angeregt, mit dem er 1794 einen innigen Freundschaftsbund schloß. Auch Schillers frühem Lobe 1805 blieb Goethe unausgesetzt dichterisch tätig, doch widmete er sich mehr den Naturstudien (Farbenlehre, zur Morphologie und Naturwissenschaft). 1814 machte er seine Rhein- und Mainreise, wurde 1815 zum ersten Staatsminister ernannt und zog sich erst 1832 nach dem Tode des Herzogs von den Staatsgeschäften völlig zurück. Er starb, von der Nation hochgeehrt und auch vom Auslande bewundert, am 22. März 1832. — Goethe ist der größte dichterische Genius der Neuzeit. Unsere Nationalliteratur erhielt durch ihn ihre letzte klassische Vollendung. Von Herder auf den richtigen Weg geführt, streifte er alles Gemachte, Gefünstelte ab und erzeugte aus sich selbst heraus die vollendetsten Schöpfungen der Dichtkunst. Was er schrieb, war stets der Ausdruck innerer Erfahrung, daher er denn auch seine Gedichte „Bruchstücke einer großen Konfession“ nannte. So erklärt sich auch die Wärme und Naturwahrheit seiner Dichtungen. Erhöht wird ihr Reiz durch eine unachahmlich schöne Sprache. Goethe zeichnete sich in allen Dichtungsarten aus und steht als Lyriker unübertroffen da. Unter seinen erzählenden Dichtungen sind außer müßergültigen Balladen und Romanzen zu nennen „Die Leiden des jungen Werthers“ (1774), ein Roman, in dem er mit bewundernswerter Wahrheit die Sentimentalität seiner Zeit schilderte, „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (1775–95), „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (1807–1829), das berühmte Epos „Hermann und Dorothea“ (1797). Die hauptsächlichsten dramatischen Dichtungen Goethes sind „Götz von Berlichingen“ (1773), „Iphigenie“ (1787), „Egmont“ (1788), „Torquato Tasso“ (1788), „Faust“ (1774–1831). Einen Teil seines Lebens hat er in „Dichtung und Wahrheit“ beschrieben. Leider hat Goethe seine herrlichen Gaben auch an unwürdige Stoffe verschwendet. So bewundernswert die Pracht und Wahrheit seiner Darstellung, so herlich der Wohlklang und die Einsicht seiner Sprache, so abstoßend ist oft auch die Unsauberkeit des Inhalts. Ebenso behauernd ist der, auch in einigen seiner berühmtesten Werke zutage tretende Geist der aller christlichen Demut und Selbsterkenntnis spottenden Selbstüberhebung. Daher kann z. B. sein „Faust“ niemals befriedigen, da der Held zur Tilgung seiner Sündenschuld nicht den Weg der Buße einschlägt. Als „beizierter Nichtskrist“, wie er sich Lavater gegenüber selbst bezeichnete, war eben Goethe selbst nicht willens, diesen einzigen Weg der Sühne als solchen anzuerkennen. Er war Pantheist, wollte daher von dem dreieinigen Gott nichts wissen, sondern verehrte in der Natur, der „alles schaffenden, wirkenden“, seinen Gott, dem er alles zu verdanken habe. Demgemäß war auch das Hauptprinzip seines Daseins „die um das Ewige und Göttliche unbekümmerte Lebenslust“. Daß er aber in seinem Naturevangelium seine Befriedigung nicht fand, gestand er selbst gegen das Ende seines Lebens in den Worten: „Ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren kaum vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer gehoben sein wollte.“

1. Aus „Dichtung und Wahrheit“. II. Teil, 7. Buch.

Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigene unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nötiger und unnötigerweise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke und Wen-

dungen zu bedienen. Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dies sollte aber auch in der Muttersprache geschehen, da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbberdeutschung sowohl den Welt- als Geschäftsstil lächerlich machte. Überdies faßte man die Gleichnisreden der südlichen Sprachen unmäßig auf und bediente sich derselben höchst übertrieben.

Ebenso zog man den vornehmen Stand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche, kleinstädtische Gelehrtenverhältnisse herüber und war eben nirgend, am wenigsten bei sich, zu Hause.

Wie aber schon in dieser Epoche geniale Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frei- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte, und wie es der gemeine, verständliche Sinn gab, geschrieben würde. Durch diese löblichen Bemühungen ward jedoch der

jenem Fehler frei zu erhalten besorgt waren, wobei niemandem einfiel, daß, indem man ein übel bekämpft, das andere zu Hilfe gerufen ward.

Zu folgenden beurteilt Goethe die Satiriker Ristow und Rabener und wendet sich dann zu den kritischen Versuchen der Schweizer, Bodmer und Breitinger, die jedoch produktive Geister nicht befriedigen konnten. Er fährt dann fort:

Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. . . .

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichen ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des allerletzten bestimmen und teilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie die Schicksale bestimmt haben, sich der Teilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form eines epischen Gedichts nötig ist.

Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.

Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Wert; denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunst-



(Johann) Wolfgang Goethe.

vaterländischen, breiten Platte Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchstoßen, durch welchen das große Gewässer zunächst eindringen sollte. Indessen hielt ein steifer Pedantismus in allen vier Fakultäten lange stand, bis er sich endlich viel später aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freiausblickende Naturkinder hatten daher zwei Gegenstände, an denen sie sich üben, gegen die sie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Mutwillen auslassen konnten; diese waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache und sodann die Wertlosigkeit solcher Schriften, die sich von

talent, durch Behandlung aus allem alles machen und den widerpenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen, entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preussischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles taten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten eine Masse französischer Kultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Literaturwesens ein Glück. Man tat alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man tat's auf deutsche Weise, nach innerer Überzeugung; man tat, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen; denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabrikfachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vorzüglicher Waren sehr mäßige Surrogate aufnütigen; aber hier geht alles geschwinde zur Vollkommenheit, und es braucht

kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung tat, *Minna von Barnhelm*. Lessing, der, im Gegensatz von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich traute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirtshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Inneres stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauenzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Krieges gegeneinander befanden, konnte durch Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Wilde bewirken. Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Wert, die Würde, den Ehrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.

Habe ich durch diese kurforischen und defultorischen Bemerkungen über deutsche Literatur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so ist es mir geglückt, eine

Vorstellung von jenem chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Gehirn befand, als im Konflikt zweier, für das literarische Vaterland so bedeutender Epochen so viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes sein Recht noch über mich geltend machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Not, wenn auch nur Schritt für Schritt, zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weitstreichende Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treu- fleißig in Gesellschaft so vieler würdigen Männer durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuskript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genügsamen Zeugnisse dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorläufen war mehr aus Mißmut als aus Überzeugung in Rauch aufgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrat Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Konzipie der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sei. Denn bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Ge-

sellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen war ich genötigt, alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuschließen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Niederform oder freierem Silbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung.

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemandem nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession.

2. Lyrisches.

1. An die Günstigen.

1. Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja sein!
Niemand beichtet gern in Prosa;
Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Mäusen stillem Hain.

2. Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

2. Wanderers Nachtlied.¹⁾

(1776.)

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

1) Den 12. Februar 1776 entstanden. Unbefriedigt durch die Zerstörungen des Weimarer Hofes und beunruhigt durch eine leidenschaftliche Zuneigung zu Frau von Stein, sandte Goethe ihr diese tiefempfundenen Zeilen.

3. Aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre“.

(1782.)

1. Der Harfenspieler.

1. Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen
Mächte!¹⁾

2. Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

2. Derselbe.

1. An die Türen will ich schleichen,
Still und fittsam will ich stehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weitergehn.

2. Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Träne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

3. Mignon.

(1784?)

1. Kennst du das Land, wo die Zitro-
nen blühen,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel
weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl?

Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter,
ziehen!

2. Kennst du das Haus? Auf Säulen
ruht sein Dach;
Es glänzt der Saal, es schimmert das
Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich
an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?

Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer,
ziehen!

1) Goethe meint hier die sogenannten Schicksalsmächte,
die das Christentum nicht kennt.

3. Kennst du den Berg und seinen Wol-
kensteg?

Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl?

Dahin! Dahin
Geht unser Weg! O Vater, laß uns
ziehen!

4. Gesang der Geister über den Wassern.

(1779.)

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
5 Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
10 Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolfentwelen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
15 Wallt er verschleiernd,
Leis rauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
20 Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
25 Und in dem glatten See
Weiden ihr Anflüß
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Puhler;
30 Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
35 Wie gleichst du dem Wind!

5. Wanderers Nachtlied.¹⁾

(1780.)

über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Raum einen Hauch;
Die Vögel schweigen im Walde.
Warte nur, bald
Ruhest du auch.

6. An den Mond.

(1779.)

1. Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;
2. Breitest über mein Gefild'
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
über mein Geschick.
3. Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.
4. Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.
5. Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergift!

6. Rausche, Fluß, das Tal entlang
Ohne Raß und Ruh',
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

7. Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst
Oder um die Frühlingspracht
Jünger Knospen quillst.

8. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

9. Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

7. Schäfers Klage lied.

(1801.)

1. Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.
2. Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin heruntergekommen
Und weiß doch selber nicht wie.
3. Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll,
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.
4. Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum,
Die Türe dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.
5. Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen
Und weit in das Land hinaus.
6. Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh!

8. Trost in Tränen.

(1803.)

1. Wie kommt's, daß du so traurig
bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.
2. „Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Tränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.“
3. Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust!

1) Goethe dichtete diese Verse am 7. September 1780 auf dem Gidelshain, einem Berge bei Almenau, wo er sie mit Bleistift auf die Innenwand des dortigen Sommerhäuschens schrieb.

4. „Ihr lärmt und raucht und ähnet nicht,

Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt!“

5. So raffe denn dich eilig auf!
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Mut.

6. „Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.“

7. Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

8. „Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
Solang ich weinen mag!“

9. Das Sonett.

1. Sich in erneutem Kunstgebrauch zu
üben,
Ist heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
Du kannst dich auch, wie wir, bestimmt
bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vor-
geschrieben.

2. Denn eben die Beschränkung läßt
sich lieben,
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen;
Und wie sie sich denn auch gebärden
mögen,
Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.

3. So möcht' ich selbst in künstlichen
Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

4. Nur weiß ich hier mich nicht bequem
zu betten.
Ich schneide sonst so gern aus ganzem
Holze
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

10. Natur und Kunst.

1. Natur und Kunst, sie scheinen sich
zu fliehen
Und haben sich, eh' man es denkt, ge-
funden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

2. Es gilt wohl nur ein redliches Be-
mühen!
Und wenn wir erst, in abgemess'n'en
Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst
gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

3. So ist's mit aller Bildung auch be-
schaffen:
Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

4. Wer Großes will, muß sich zusam-
menraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der
Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit
geben.

3. Episches.

1. Das Heidenröslein.

(1771.)

1. Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden;
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

2. Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!“
Röslein sprach: „Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.“
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

3. Und der wilde Knabe brach
 's Röslein auf der Heiden;
 Röslein wehrte sich und stach,
 Halb ihm doch kein Weh und Ach,
 Mußt' es eben leiden.
 Röslein, Röslein, Röslein rot,
 Röslein auf der Heiden.

2. Der König in Thule.

(1774.)

1. Es war ein König in Thule,
 Gar treu bis an das Grab,
 Dem sterbend seine Ruhle¹⁾
 Einen goldnen Becher gab.

2. Es ging ihm nichts darüber,
 Er leert' ihn jeden Schmaus;
 Die Augen gingen ihm über,
 Sooft er trank daraus.

3. Und als er kam zu sterben,
 Zählt' er seine Städt' im Reich,
 Gönnt' alles seinen Erben,
 Den Becher nicht zugleich.

4. Er saß beim Königsmahle,
 Die Ritter um ihn her,
 Auf hohem Vätersaale
 Dort auf dem Schloß am Meer.

5. Dort stand der alte Becher,
 Trank letzte Lebensglut
 Und warf den heil'gen Becher
 Hinunter in die Flut.

6. Er sah ihn stürzen, trinken
 Und sinken tief ins Meer.
 Die Augen täten ihm sinken,
 Trank nie einen Tropfen mehr.

3. Der Fischer.

(1778.)

1. Das Wasser rauscht', das Wasser
 schwoll,
 Ein Fischer saß daran,
 Sah nach dem Angel ruhevoll,
 Kühlt bis ans Herz hinan.
 Und wie er sitzt und wie er lauscht,
 Teilt sich die Flut empor:
 Aus dem bewegten Wasser rauscht
 Ein feuchtes Weib hervor.

1) hier = Gattin.

2. Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
 „Was lockst du meine Brut
 Mit Menschentwiz und Menschenlist
 Hinauf in Todesglut?
 Ach, wüßtest du, wie 's Fischlein ist
 So wohligh auf dem Grund,
 Du stieg'st herunter, wie du bist,
 Und würdest erst gesund.“

3. Labt sich die liebe Sonne nicht,
 Der Mond sich nicht im Meer?
 Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
 Nicht doppelt schöner her?
 Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
 Das feuchtberklärte Blau?
 Lockt dich dein eigen Angesicht
 Nicht her in ein'gen Tau?“

4. Das Wasser rauscht', das Wasser
 schwoll,
 Neht' ihm den nackten Fuß;
 Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
 Wie bei der Liebsten Gruß.
 Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
 Da war's um ihn geschehn:
 Halb zog sie ihn, halb sank er hin
 Und ward nicht mehr gesehn.

4. Der Erlkönig.

(1781.)

1. Wer reitet so spät durch Nacht und
 Wind?
 Es ist der Vater mit seinem Kind;
 Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
 Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgst du so bang
 dein Gesicht?“
 „Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
 Den Erlkönig mit Kron' und
 Schweif?“
 „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
 Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
 Manch bunte Blumen sind an dem Strand.
 Meine Mutter hat manch gülden Ge-
 wand.“

4. „Mein Vater, mein Vater, und
 hörest du nicht,
 Was Erlkönig mir leise verspricht?“
 „Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
 In dürren Blättern säuselt der Wind.“

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir
gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen
Reich'n
Und wiegen und tanzen und singen dich
ein.“

6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst
du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?“
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es
genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.“

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine
schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich
Gewalt!“
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er
mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan!“

8. Dem Vater grauset's, er reitet ge-
schwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

5. Der Sänger.

(1782.)

1. „Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!“
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laß mir herein den Alten!“

2. „Begrüßet seid mir, edle Herr'n!
Begrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch! Hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.“

3. Der Sänger drückt die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette bringen.

4. „Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splintern.
Gib sie dem Ranzler, den du haßt,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle bringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!“

6. Er setzt ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabel
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke!“

6. Der Zauberlehrling.

(1797.)

1. Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch.

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe

Und mit reichem, vollem Schwallde
Zu dem Bade sich ergieße!

2. Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe!
Oben sei ein Kopf!
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe

Und mit reichem, vollem Schwallde
Zu dem Bade sich ergieße!

3. Seht, er läuft zum Ufer nieder;
 Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
 Und mit Blitzesschnelle wieder
 Ist er hier mit raschem Gusse.
 Schon zum zweiten Male!
 Wie das Becken schwillt!
 Wie sich jede Schale
 Voll mit Wasser füllt!
 Stehe! stehe!
 Denn wir haben
 Deiner Gaben
 Vollgemessen! —
 Ach, ich merk' es! Wehel wehel
 Hab' ich doch das Wort vergessen!

4. Ach, das Wort, worauf am Ende
 Er das wird, was er gewesen.
 Ach, er läuft und bringt behende!
 Wär'st du doch der alte Besen!
 Immer neue Güsse
 Bringt er schnell herein,
 Ach! und hundert Flüsse
 Stürzen auf mich ein.
 Nein, nicht länger
 Kann ich's lassen;
 Will ihn fassen.
 Das ist Tüdel!
 Ach! nun wird mir immer hänger!
 Welche Miene! welche Blicke!

5. O du Ausgeburt der Hölle!
 Soll das ganze Haus ersaufen?
 Seh' ich über jede Schwelle
 Doch schon Wasserströme laufen!
 Ein verruchter Besen,
 Der nicht hören will!
 Stock, der du gewesen,
 Steh doch wieder still!
 Willst's am Ende
 Gar nicht lassen?
 Will dich fassen,
 Will dich halten
 Und das alte Holz behende
 Mit dem scharfen Beile spalten.

6. Seht, da kommt er schleppend wieder!
 Wie ich mich nur auf dich werfe,
 Gleich, o Kobold, liegst du nieder!
 Krachend trifft die glatte Schärfe.
 Wahrlich, brav getroffen!
 Seht, er ist entzwei!
 Und nun kann ich hoffen,
 Und ich atme frei!

Wehel wehel
 Beide Teile
 Stehn in Eile
 Schon als Knechte
 Völlig fertig in die Hölle!
 Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!

7. Und sie laufen! Naß und nasser
 Wird's im Saal und auf den Stufen.
 Welch entsetzliches Gewässer!
 Herr und Meister! Hör' mich rufen! —
 Ach, da kommt der Meister!
 Herr, die Not ist groß!
 Die ich rief, die Geister,
 Wird' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
 Besen! Besen,
 Seid's gewesen!
 Denn als Geister
 Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
 Erst hervor der alte Meister.“

7. Legende vom Hufeisen.¹⁾

(1797.)

Als noch, verkannt und sehr gering,
 Unser Herr auf der Erde ging,
 Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
 Die sehr selten sein Wort verstanden,
 5 Liebt' er sich gar über die Maßen,
 Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
 Weil unter des Himmels Angesicht
 Man immer besser und freier spricht.
 Er ließ sie da die höchsten Lehren
 10 Aus seinem heiligen Munde hören;
 Besonders durch Gleichnis und Exempel
 Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistesruh'
 Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
 15 Sah etwas blinken auf der Straß',
 Das ein zerbrochen Hufeisen was.
 Er sagte zu Sanct Peter drauf:
 „Heb' doch einmal das Eisen auf!“
 Sanct Peter war nicht aufgeräumt;
 20 Er hatte soeben im Gehen geträumt
 So was vom Regiment der Welt,
 Was einem jeden wohlgefällt;
 Denn im Kopf hat das keine Schranken;
 Das waren so seine liebsten Gedanken.
 25 Nun war der Fund ihm viel zu klein,
 Hätte müssen Kron' und Zepter sein;

1) Vgl. „Sanct Peter mit der Geis“ (S. 93). Diesem Gedicht Hans Sachsens ist Goethes Legende nachgebildet.

Über wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
30 Und tut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmut, drauf
Seht selber das Hufeisen auf
Und tut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
35 Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig'
dafür.

Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen.
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
40 Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wief' und Felder ohne Haus,
45 Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hib' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
50 Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
55 Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.

60 Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Tät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.“

8. Hochzeitslied.

(1802.)

1. Wir singen und sagen vom Grafen
so gern,

Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Köselein stieg,
Da fand er sein Schloßlein oben,
Doch Diener und Habe zerstoßen.

2. „Da bist du nun, Gräselein, da bist
du zu Haus,

Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu tun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer
vollbracht,

Der Morgen hat alles wohl besser gemacht;
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!“

3. Und als er im willigen Schlummer
so lag,

Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, solange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe, da steht ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein, so zierlich mit Ampelen-
licht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch
schlafen.

4. „Wir haben uns Feste hier oben
erlaubt,

Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne ge-
glaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönneest und wenn dir
nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und
laut
Zu Ehren der reichen, der niedlichen
Braut.“

Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!“

5. Da kommen drei Reiter, sie reiten
herbor,

Die unter dem Bette gehalten;
Dann folgt ein singendes, klingendes
Chor

Possierlicher, kleiner Gestalten
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige
steht;

Zulezt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

6. So rennet nun alles in vollem Gattopp

Und kirt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp

Erkieset sich jeder ein Schätzchen.

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,

Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,

Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;

Das Gräfflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

7. Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal

Von Bänken und Stühlen und Tischen;

Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;

Sie tragen die Würste, die Schinken so klein

Und Braten und Fisch und Geflügel herein;

Es kreiset beständig der köstliche Wein.
Das toset und kofet so lange,

Berschwundet zulezt mit Gesange. —

8. Und sollen wir singen, was weiter gesehn,

So schweige das Toben und Tosen.

Denn was er so artig im kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im großen.

Trompeten und klingender, singender Schall

Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,

Sie kommen und zeigen und neigen sich all'

Unzählige selige Leute.

So ging es und geht es noch heute.

9. Der Totentanz.

(1813.)

1. Der Türmer, der schaut zu Mitten
der Nacht

Hinab auf die Gräber in Lage;

Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht,

Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.

Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:

Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,

In weißen und schleppenden Hemden.

2. Das rekt nun, es will sich ergözen
sogleich,

Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So alt und so jung, und so arm und so reich;

Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,

Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügel.

3. Nun hebt sich der Schenkel, nun
wadelt das Bein,

Gebärden da gibt es vertrackte;

Dann klippert's und klappert's mitunter
hinein,

Als schläg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Türmer so lächerlich vor;

Da raunt ihm der Schalk, der Versuchter,
ins Ohr:

„Geh, hole dir einen der Lafen!“

4. Getan, wie gedacht! Und er flüchtet
sich schnell

Nun hinter geheiligte Türen.

Der Mond, und noch immer er scheint so hell

Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,

Schleicht eins nach dem andern gekleidet
einher,

Und husch! ist es unter dem Rasen.

5. Nur einer, der trippelt und stolpert
zulezt

Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Gefelle so schwer ihn verlegt,

Er wittert das Tuch in den Lüften.

Er rüttelt die Turmtür, sie schlägt ihn
zurück,

Geziert und gesegnet, dem Türmer zum Glück;

Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

6. Das Hemd muß er haben, da rastet
er nicht,

Da gilt auch kein langes Besinnen;

Den gotischen Zierat ergreift nun der Wicht

Und klettert von Zinne zu Zinnen.

Nun ist's um den armen, den Türmer
getan!

Es rückt sich von Schnörkel zu Schnörkel
hinan,

Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

7. Der Türmer erblicket, der Türmer
erbebt,
Gern gäb' er ihm wieder den Laten.
Da häßelt — jetzt hat er am längsten ge=
lebt —
Den Gipfel ein eiserner Zaden.

Schon trübet der Mond sich verschwinden=
den Scheins,
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges
Ginz,
Und unten zerfällt das Gerippe.

4. Didaktisches.

Epigramme, Sprüche usw.

1. Aus den Venetianischen Epigrammen.

(1790.)

Klein ist unter den Fürsten Germaniens
freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur,
was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach
außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Fest, Deutscher
mit Deutschen zu sein!
Doch was priesest du ihn, den Laten und
Werke verkünden?
Und bestochen erschien' deine Verehrung
vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große
selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertrauen, Felder und
Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm,
und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als
ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir
Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Ge=
dichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frank=
reich mochte mich lesen,
England, freundlich empfangst du den zer=
rütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar
der Chinese
Malet mit ängstlicher Hand Werthern und
Lotten auf Glas?
Niemand frug ein Kaiser nach mir, es hat
sich kein König
Um mich bekümmert; und er war mir
August und Mäcen.

2. Gesellschaft.

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: „Wie seid Ihr zufrieden ge=
wesen?“

„Wären's Bücher,“ sagt' er, „ich würd'
sie nicht lesen.“

3. Demut.

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie getan;
Betracht' ich meine Siebenfachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

4. Nativität.

Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht;
Doch bleib' ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück
Gewiß um viel gelehrt;
Doch ist's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verlehrt.

5. Sprichwörtlich.

1. Benutze redlich deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit.
2. Wenn jemand sich wohl im Kleinen
denkt,
So denke, der hat ein Großes erreicht.
3. Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal ver=
richten.
4. Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.
5. Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.
6. Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber tut.

7. Sollen dich die Dohlen nicht umschrein,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.

8. Sag' ich, wie ich es denke,
So scheint mir durchaus, es bilde
Nur das Leben den Mann,
Und wenig bedeuten die Worte.

9. Tu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das andre wird sich von selber machen.

10. Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

11. Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

12. Die Welt ist nicht aus Brei und
Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder verdauen.

13. Jedem redlichen Bemühen
Sei Beharrlichkeit verliehn.

14. Wer ist der glücklichste Mensch?
Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß sich, wie
an eignem, zu freun.

6. Aus dem Westöstlichen Divan.

1. Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor;
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht
entstapfen.

Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen,
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe,
Der Reidiſche erbarmt sich nicht der Blöße,
Der Lügner hofft vergebens Treu' und
Glauben.

Das halte fest, und niemand laß dir's
rauben!

2. Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?

Tätigkeit!

Was macht sie unerträglich lang?

Müßiggang!

Was bringt in Schulden?

Harren und dulden.

Was macht gewinnen?

Nicht lange besinnen!

Was bringt zu Ehren?

Sich wehren!

3. Spruch.

Mein Erbteil, wie herrlich, weit und
breit!

Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker die
Zeit.

5. Aus der „Italienischen Reise“.

Rom, den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und
meine Freunde mit Frohsinn begrüßen.
Verziehen sei mir das Geheimnis und
die gleichsam unterirdische Reise hierher.
Raum wagte ich, mir selbst zu sagen, wo-
hin ich ging; selbst unterwegs fürchtete
ich noch, und nur unter der Porta del
Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch sagen, daß ich
tausendmal, ja beständig Eurer gedenke,
in der Nähe der Gegenstände, die ich
allein zu sehen niemals glaubte. Nur
da ich jedermann mit Leib und Seele im
Norden gefesselt, alle Anmutung nach die-
sen Gegenden verschwunden sah, konnte ich
mich entschließen, einen langen, einsamen
Weg zu machen und den Mittelpunkt zu

suchen, nach dem mich ein unwidersteh-
liches Bedürfnis hinzog. Ja die letzten
Jahre wurde es eine Art von Krankheit,
von der mich nur der Anblick und die
Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich
es gestehen: zuletzt durfte ich kein latei-
nisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung
einer italienischen Gegend. Die Begierde,
dieses Land zu sehen, war überreif: da sie
befriedigt ist, werden mir Freunde und
Vaterland erst wieder recht aus dem
Grunde lieb, und die Rückkehr wünschens-
wert, ja um desto wünschenswerter, da ich
mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele
Schätze nicht zu eigenem Besitz und Pri-
vatgebrauch mitbringe, sondern daß sie
mir und andern durchs ganze Leben zur
Leitung und Förderung dienen sollen.

* * *

Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor fünfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein mit eigenen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zuteil ward.

Über das Tiroler Gebirg' bin ich gleichsam weggefliegen. Verona, Vicenza, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war, und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Prospektten von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt), sehe ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Korz schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist alles, wie ich mir's dachte, und alles neu. Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können. . . .

Rom, den 10. November 1786.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zustatten und machen mich im stillen höchst glücklich.

Alle Tage ein neuer, merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius¹⁾ und abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände dastehen. Hiervon läßt sich nun freilich nichts überliefern! Wahrlich, es gibt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hie und da etwas Scheltemerietes und Abgeschmacktes; doch auch ein solches hat teil an der allgemeinen Großheit genommen.

Rehre ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern tut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar aussprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesekten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und so laßt mich aufraffen, wie es kommen will! Die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen; befeizigen will ich mich der großen Gegenstände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahre alt werde.

Rom, den 22. November 1786.

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und, was ich genossen, wenigstens historisch mitteilen. Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir, erst auf und ab gehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug

1) C. Cestius war einer der sieben Epulonen, welche den feierlichen Göttermahlen vorstanden.

geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische Kapelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohl erleuchtet fanden. Das „Jüngste Gericht“ und die mannigfaltigen Gemälde der Decke von Michel Angelo theilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder gesehen, verließen wir dieses Heiligtum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erschien. Wir ergöhten uns als genießende Menschen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu ekeln und zu verständigen Geschmack uns diesmal irremachen zu lassen, und unterdrückten jedes schärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im kleinen findet: Häuser und Magazine, Brunnen, dem Ansehen nach, Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen. Wir bestiegen die Kuppel und besahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tiboli die vulkanischen Hügel, Trascatti, Kastell Gandolfo und die Pläne und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpalästen, Kuppeln usw. . . . Nachdem wir das alles beherzigt hatten, stiegen wir herab . . . und setzten unsern Weg nach der Cäcilienkirche fort.

Rom, den 3. Dezember 1786.

Die Witterung hat bisher meist von sechs zu sechs Tagen abgemechselt. Zwei ganz herrliche, ein trüber, zwei bis drei Regentage, und dann wieder schöne. Ich suche jeden nach seiner Art aufs beste zu nutzen.

Doch immer sind mir noch diese herrlichen Gegenstände wie neue Bekanntschäften. Man hat nicht mit ihnen ge-

lebt, ihnen ihre Eigentümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an sich, daß man eine Zeitlang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat zum Beispiel das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige kolossale Köpfe und neuerlich die Sixtinische Kapelle so mein Gemüt eingenommen, daß ich daneben fast nichts mehr sehe. Wie will man sich aber, klein, wie man ist, und ans Kleine gewöhnt, diesem Edeln, Ungeheuern, Gebildeten gleichstellen? Und wenn man es einigermaßen zurechtrücken möchte, so drängt sich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begebenet dir auf jedem Schritt, und jedes fordert für sich den Tribut der Aufmerksamkeit. Wie will man sich da herausziehen? Anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachsen läßt und auch fleißig auf das merkt, was andere zu unsern Gunsten gearbeitet haben.

Winckelmanns Kunstgeschichte, übersetzt von Jea, die neue Ausgabe, ist ein sehr brauchbares Werk, das ich gleich angeschafft habe und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Gesellschaft sehr nützlich finde.

Auch die römischen Altertümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier; denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Rom, den 2. Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff. Alles einzelne wird von den großen Massen des Lichts und Schattens verschlungen, und nur die größten, allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellsten und herrlichsten Nächte wohl und vollständig genossen. Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt das Coliseo. Es wird nachts zu-

geschlossen; ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler nisten in den versfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daß der untere Teil der Ruinen bedeckt war und die ungeheuern Mauern oben drüber finster herausragten; wir standen am Gitter und sahen dem Phänomen zu; der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich

der Rauch durch die Wände, Lücken und Öffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köstlich. So muß man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet sehen, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menscheng Geist, hier ein ganz anderes Gesicht als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegenstehen.

6. Abendmahl von Leonardo da Vinci zu Mailand.

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unserer Bemühung, zu dem Abendmahl, welches im Kloster alle Gracie zu Mailand auf die Wand gemalt war; möchten unsere Leser Morgens Kupferstich vor sich nehmen, welcher hinreicht, uns sowohl über das Ganze als wie das einzelne zu verständigen.

Die Stelle, wo das Bild gemalt ist, wird allervörderst in Betrachtung gezogen; denn hier tut sich die Weisheit des Künstlers in ihrem Brennpunkt vollkommen hervor. Konnte für ein Refektorium etwas schicklicher und edler eingedacht werden als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch unzerstört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saals, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht, und nur wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand über den nicht allzu hohen Türen den vierten Tisch gemalt, an demselben Christum und seine Jünger, eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen sein, wenn die Tische des Priors und Christi als zwei Gegenbilder aufeinander blickten und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen eingeschlossen fanden. Und eben deshalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstische zum Vorbilde nehmen. Auch ist gewiß

das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten, gemusterten Streifen und aufgeschnüpften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen, Schüsseln, Teller, Becher und sonstiges Geräte gleichfalls denjenigen nachgeahmt, deren sich die Mönche bedienten.

Hier war also keineswegs die Rede von Annäherung an ein unsicheres veraltetes Kostüm. Höchst ungeschickt wäre es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Polster auszustrecken. Nein, sie sollte der Gegenwart angenähert werden, Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominikanern zu Mailand einnehmen.

Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung tun. Ungefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, sämtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gebildet, den Raum von achtundzwanzig Pariser Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derselben sieht man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch hier fand der Künstler in der Notwendigkeit seinen Vorteil. Jeder sittliche Ausbruch gehört nur dem oberen Teil des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege; der Künstler schuf sich hier also Halbfiguren, deren Schoß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im bescheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich sein sollten.

Nun versetze man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche äußere Ruhe, die in einem solchen mönchischen Speise-

faale obwaltet, und bewundere den Künstler, der seinem Bilde kräftige Erschütterung, leidenschaftliche Bewegung einhaucht und, indem er sein Kunstwerk möglichst an die Natur herangebracht hat, es also bald mit der nächsten Wirklichkeit in Kontrast setzt.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschütterte, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch, der mich verrät! Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte: Ja, es ist nicht anders! Einer ist unter euch, der mich verrät!

Ehe wir aber weitergehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonardo dieses Bild hauptsächlich belebt: es ist die Bewegung der Hände. Dies konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen teil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmert's mich! — Komm her! — Dies ist ein Schelm! Nimm dich in acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dies ist ein Hauptpunkt. — Dies merkt besonders wohl, meine Zuhörer!“ — Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonardo sein forschendes Auge besonders zuwenden; hieran ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist Gesichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das Lobenswürdigste geleistet.

Die Gestalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in eins gedacht, in Verhältnis

gestellt und doch in bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der entfernteste, fährt nach seinem heftigen Charakter, als er das Wort des Herrn vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten, festgeschlossenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfartige Bewegung macht, als wollte er sagen: Was soll das heißen? Was soll das werden? Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräter sei. Einen Messergriff in der Rechten setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch dessen erschrockene Vorwärtswegung, die sogar ein Salzfaß umschüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerst gedachte des Bildes angesehen werden, sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner linken lebhaftestes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrat. Jakobus der Ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie einer, der das Ungeheuer, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor, und sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige, rundet sie aufs Lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: Herr, ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei letztern dieser Seite neuen

Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich untereinander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so durch das unschätzbarste Kunstmittel seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Überraschung, Zweifel und Argwohn: er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff, mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen — eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: *Hab' ich's nicht gesagt! Hab' ich's nicht immer vermutet!* — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich

auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, sitzt, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird; denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jakobus der Jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petri Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannes, aber Jakobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jakobus der Jüngere hinter Andreas her, welcher, als eine der bedeutendsten Figuren, mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

§ 29. (Johann Christoph) Friedrich Schiller.

Schiller wurde geboren zu Marbach in Schwaben am 10. November 1759. Von seinen Eltern anfänglich für den geistlichen Stand bestimmt, wandte er sich auf der Militärschule (der nachherigen Karlschule) bei Stuttgart, die er auf den Wunsch des Herzogs Karl Eugen besuchte, dem Studium der Medizin zu und wurde 1780 Militärarzt in Stuttgart, ohne jedoch in seinem Verufe rechte Befriedigung zu finden, da sich die Neigung zur Dichtkunst zu stark in ihm regte. Als er sich zweimal ohne Urlaub nach Mannheim begab — das erste Mal, um der Aufführung seines ersten Dramas „Die Räuber“ beizuwohnen — und deshalb vom Herzog hart bestraft wurde, ihm auch die Veröffentlichung irgendwelcher andern als medizinischer Schriften untersagt wurde, floh er aus Stuttgart und fand, gänzlich mittellos, eine Zeitlang Aufnahme bei Frau von Wolzogen bei Meiningen. 1783 zum Theaterdichter nach Mannheim berufen, wirkte er dort fast zwei Jahre lang, worauf er einer Einladung des nachmaligen Konfistorialrates Körner nach Leipzig folgte. Der Umgang mit diesem trefflichen Mann, der als treuer, uneigennütziger Freund ihm die Mängel seiner Dichtungen bloßlegte und ihn zu einer höheren und edleren Kunstanschauung führte, war für Schiller von der höchsten Bedeutung. War er bisher in leidenschaftlicher Weise dem Geiste der Sturm- und Drangzeit ergeben gewesen (vgl. seine Erstlingsdramen: „Die Räuber“, „Die Verschwörung des Fiesco“, „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“, die sämtlich eine Auflehnung gegen bestehende Zustände bedeuten), so machte sich jetzt eine ruhigere Stimmung bei ihm Plak. Der Wunsch, durch den Großherzog Karl August eine feste Lebensstellung zu erhalten, bewog ihn, 1787 nach Weimar zu reisen; doch blieb der Wunsch vorläufig unerfüllt. Schiller widmete sich nun zur Förderung seiner Menschenkenntnis dem Studium der Geschichte. Die Frucht dieses Studiums, „Die Geschichte des Abfalls der Niederlande“, brachte ihm 1789 die Stelle eines Geschichtsprofessors an der Universität Jena ein, die er bis 1793 bezieht. Ein vom Herzog von Ansburg ihm ausgesetztes reichliches Jahrgeld ermöglichte es ihm, nun ganz seiner Muse zu leben, die, geklärt durch ein fleißiges Studium der Kant'schen Philosophie, seit der Zeit seines Freundschaftsbündnisses mit Goethe die vollendetsten Schöpfungen in reicher Fülle hervorbrachte. 1799 schlug Schiller seinen Wohnsitz in Weimar auf, wo der beständige Verkehr der beiden Freunde miteinander für unsere Literatur so bedeutungsvoll geworden ist. 1802 wurde Schiller in den Adelsstand erhoben. Am 9. Mai 1805 erlag er einer Lungenkrankheit, an der er lange geküht hatte. — Schiller ist neben Goethe der größte deutsche Dichter. Im Gegensatz zu der leidenschaftslosen Ruhe, der klaren Anschaulichkeit und Naturwahrheit der Goethe'schen Dichtungen tragen die seinigen den Charakter triumprierender Hobeiz und verbinden mit hineinreichendem Schwung der Sprache einen tiefen Ideengehalt. Am größten ist er als Dramatiker. Als solcher nimmt er unter den deutschen Dichtern unbestritten die erste Stelle ein.

Seine dramatischen Meisterwerke sind: „Wallenstein“ (1799), „Maria Stuart“ (1800), „Die Jungfrau von Orléans“ (1801), „Die Braut von Messina“ (1803), „Wilhelm Tell“ (1804). Doch auch seine lyrischen Dichtungen, besonders die kulturhistorischen, z. B. „Der Spaziergang“ und „Das Lied von der Glocke“, sowie seine Balladen sind, rein literarisch betrachtet, Meisterwerke der poetischen Kunst. Seine Prosaschriften sind teils Romane, teils geschichtlicher („Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ u. a.), teils philosophisch-ästhetischer Art. — Schiller war der Sänger der Ideale. Begeistert für das „Wahre, Gute und Schöne“, das er aber in der öden, „von einem kalten Schicksal beherrschten“ Welt nicht fand, schuf er sich nach seinen Ideen von Recht, Freiheit, Sittlichkeit eine Welt erhabener Musterbilder und hielt es für die Aufgabe der Kunst, speziell der Dichtung, das Leben hiernach zu gestalten. Unzweifelhaft wirkte er durch seine Begeisterung mächtig auf die Nation, insonderheit die Jugend, ein. Aber da ja nicht Gottes Wort, sondern die Kunst ihm die weltverbessernde Macht war, so ist es ebenso unzweifelhaft wahr, daß er zur wahren Förderung der Nation nichts beitrug, wie denn seine Kunst ihn selbst nicht beglückte und ihm nicht den inneren Frieden geben konnte; denn der christliche Glaube blieb ihm ein Geheimnis. Die göttliche Offenbarung war ihm ein Unding, und so sah er auch im Christentum nur die Darkstellung „schöner Sittlichkeit“. „In diesem Sinne ist sie“, schrieb er am 17. August 1795 an Goethe, „die einzige ästhetische Religion, daher ich mir es erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück macht und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird.“

1. Lyrisches.



(Johann Christoph) Friedrich Schiller.

1. Pompeji und Herculaneum.

(1796.)

Welches Wunder begibt sich? Wir fleh-
ten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß
uns herauf?

Lebt es im Abgrund auch? Wohnt, unter
der Lava verborgen,

Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das
entflohne zurück?

5 Griechen! Römer! O kommt! O seht,
das alte Pompeji

Findet sich wieder, außs neu' bauet sich
Hercules' Stadt.

Giebel an Giebel steigt, der räumige Por-
tikus öffnet

Seine Hallen; o eilt, ihn zu beleben,
herbei!

Aufgetan ist das weite Theater, es stürze
durch seine

10 Sieben Mündungen sich flutend die
Menge herein!

Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das
bereitete Opfer vollende

Atrous' Sohn, dem Drest folge der grau-
fende Chor!

Wohin führet der Bogen des Siegs? Er-
kennt ihr das Forum?

Was für Gestalten sind das auf dem kuru-
sischen Stuhl?¹)

15 Traget, Vittoren, die Beile voran!
Den Sessel besteige

Nichtend der Prätor, der Zeug' trete, der
Kläger vor ihn.

Reinliche Gassen breiten sich aus, mit er-
höhetem Pflaster

Zieheth der schmalere Weg neben den Häu-
fern sich hin.

Schüßend springen die Dächer hervor, die
zierlichen Zimmer

20 Reihn um den einsamen Hof heimlich
und traulich sich her.

Öffnet die Läden geschwind und die lange
verschütteten Türen!

In die schaudrige Nacht falle der lustige
Tag!

Siehe, wie rings um den Rand die netten
Bänke sich dehnen,

1) Ehrensessel römischer Beamten, z. B. der Konsuln.

Wie von buntem Gestein schimmernd das
 Estrich²⁾ sich hebt!
 25 Frisch noch erglänzt die Wand von hei-
 ter brennenden Farben;
 Wo ist der Künstler? Er warf eben den
 Pinsel hinweg.
 Schwellender Früchte voll und lieblich ge-
 ordneter Blumen
 Fasset der muntre Feston³⁾ reizende Bil-
 dungen ein.
 Mit beladenem Korb schlüpft hier ein
 Amor⁴⁾ vorüber,
 30 Emige Genien⁵⁾ dort keltern den pur-
 purnen Wein;
 Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz,
 dort ruhet sie schlummernd,
 Und der laufende Faun⁶⁾ hat sich nicht
 satt noch gesehen.
 Flüchtig tummelt sie hier den raschen
 Zentauren, auf einem
 Knie nur schwebend, und treibt frisch mit
 dem Thyrsus⁷⁾ ihn an.
 35 Knaben, was säumt ihr? Herbei! Da
 stehn noch die schönen Geschirre;
 Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den
 etrusischen Krug!
 Steht nicht der Dreifuß hier auf schön
 geflügelten Sphingen?
 Schüret das Feuer! Geschwind, Klap-
 pen, bestellet den Herd!
 Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom
 mächtigen Titus geprägt;
 40 Auch noch die Wage liegt hier, sehet,
 es fehlt kein Gewicht.
 Stedet das brennende Licht auf den zier-
 lich gebildeten Leuchter,
 Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe
 sich an!
 Was verwahret dies Kästchen? O seht,
 was der Bräutigam sendet,
 Mädchen, Spangen von Gold, glänzende
 Pasten⁸⁾ zum Schmuck!
 45 Führet die Braut in das duftende Bad!
 Hier stehn noch die Salben,
 Schminke find' ich noch hier in dem ge-
 höhlten Kristall.
 Aber wo bleiben die Männer? die Alten?
 Im ersten Museum

Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener
 Rollen gehäuft.
 Griffel findet ihr hier zum Schreiben,
 wächserne Tafeln.
 50 Nichts ist verloren, getreu hat es die
 Erde bewahrt.
 Auch die Penaten⁹⁾ sie stellen sich ein,
 es finden sich alle
 Götter wieder; warum bleiben die Prie-
 ster nur aus?
 Den Caduceus¹⁰⁾ schwingt der zierlich ge-
 schenkelte Hermes,
 Und die Vittoria¹¹⁾ fliegt leicht aus der
 haltenden Hand.
 55 Die Altäre, sie stehen noch da; o kom-
 met, o zündet,
 Lang schon entbehrte der Gott, zündet die
 Opfer ihm an!

2. Das Lied von der Glocke.¹⁾

(1799.)

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.²⁾

Fest gemauert in der Erden
 Steht die Form, aus Lehm
 gebrannt.

Heute muß die Glocke werden;
 Frisch, Gefellen, seid zur
 Hand!

5 Von der Stirne heiß
 Rinnen muß der Schweiß,
 Soll das Werk den Meister
 loben;

Doch der Segen kommt von
 oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
 10 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
 Wenn gute Reden sie begleiten,
 Dann fliehet die Arbeit munter fort.
 So laßt uns jezt mit Fleiß betrachten,
 Was durch die schwache Kraft entspringt;
 15 Den schlechten Mann muß man ver-
 achten,

Der nie bedacht, was er vollbringt.
 Das ist's ja, was den Menschen zieret,
 Und dazu ward ihm der Verstand,
 Daß er im innern Herzen spüret,
 20 Was er erschafft mit seiner Hand.

2) Fußboden von Stein. — 3) Frucht- oder Blumen-
 gehänge. — 4) Liebesgott. — 5) geflügelte Schutz- oder
 Ortsgeister. — 6) geister Waldgott. — 7) der mit Wein-
 laub umwundene Stab der Bacchantinnen. — 8) Schmud-
 gegenstand aus Gips, Glas usw.

9) Hausgötter. — 10) geflügelter Schlangenschlang. —
 11) Siegesgöttin.

1) Die erste Anregung zu diesem Gedicht erhielt Schiller
 während seines ersten Aufenthalts in Rudolstadt (1788).
 — 2) Lebende ruf' ich, Tote beklag' ich, Blitze brech' ich.

Nehmet Holz vom Fichten=
 Stamme,
 Doch rechl trocknen laßtes sein,
 Daß die eingepreßte Flamme
 Schläge zu dem Schwalch hin=
 ein!

25 Kocht des Kupfers Brei,
 Schnell das Zinn herbei,
 Daß die zähe Glockenspeiße
 Fließe nach der rechten Weisel!

Was in des Dammes tiefer Grube
 30 Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
 Hoch auf des Turmes Glockensübe,
 Da wird es von uns zeugen laut.
 Noch dauern wird's in späten Tagen
 Und rühren vieler Menschen Ohr
 35 Und wird mit dem Betrübten klagen
 Und stimmen zu der Andacht Chor.
 Was unten tief dem Erdensohne
 Das wechselnde Verhängnis bringt,
 Das schlägt an die metallne Krone,
 40 Die es erbaulich weiterklingt.

Weisse Blasen seh' ich sprin=
 gen,

Wohl! die Massen sind im
 Fluß.

Laßt's mit Aschensalz durch=
 dringen,

Das befördert schnell den
 Guß.

45 Auch vom Schaume rein
 Muß die Mischung sein,
 Daß vom reinlichen Metalle
 Rein und voll die Stimme
 schalle.

Denn mit der Freude Feierklänge
 50 Begrüßt sie das geliebte Kind
 Auf seines Lebens erstem Gange,
 Den es in Schlafes Arm beginnt.
 Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
 Die schwarzen und die heitern Rose;
 55 Der Mutterliebe zarte Sorgen
 Bewachen seinen goldnen Morgen —
 Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
 Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
 Er stürmt ins Leben wild hinaus,
 60 Durchmüht die Welt am Wanderstabe;
 Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
 Und herrlich, in der Jugend Prangen,
 Wie ein Gebild' aus Himmelshöh'n,
 Mit züchtigen, verschämten Wangen,

65 Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
 Da faßt ein namenloses Sehnen
 Des Jünglings Herz, er irrt allein,
 Aus seinen Augen brechen Tränen,
 Er flieht der Brüder wilden Reih'n.

70 Erröthend folgt er ihren Spuren
 Und ist von ihrem Gruß beglückt;
 Das Schönste sucht er auf den Fluren,
 Womit er seine Liebe schmückt.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
 75 Der ersten Liebe goldne Zeit!
 Das Auge sieht den Himmel offen,
 Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
 O, daß sie ewig grünen bliebe,
 Die schöne Zeit der jungen Liebel!

80 Wie sich schon die Pfeifen
 bräunent!

Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
 Sehn wir's überglast erschei=
 nen,

Wird's zum Gusse zeitig sein.
 Jetzt, Gefellen, frisch,

85 Prüft mir das Gemisch,
 Ob das Spröde mit dem Wei=
 chen

Sich vereint zum guten Bei=
 chen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
 Wo Starkes sich und Milde paarten,
 90 Da gibt es einen guten Klang.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
 Ob sich das Herz zum Herzen findet!
 Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

Lieulich in der Bräute Locken
 95 Spielt der jungfräuliche Kranz,
 Wenn die hellen Kirchenglocken
 Laden zu des Festes Glanz.

Ach! des Lebens schönste Feier
 Endigt auch des Lebens Mai;
 100 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
 Reißt der schöne Wahn entzwei.

Die Leidenschaft flieht,
 Die Liebe muß bleiben;
 Die Blume verblüht,

105 Die Frucht muß treiben.
 Der Mann muß hinaus

Zus feindliche Leben,
 Muß wirken und streben
 Und pflanzen und schassen,
 110 Erlisten, erraffen,
 Muß wetten und wagen,

Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher
Gabe,

115 Die Räume wachsen, es dehnt sich
das Haus.

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise

120 Im häuslichen Kreise

Und lehret die Mädchen

Und wehret den Knaben

Und reget ohn' Ende

Die fleißigen Hände

125 Und mehret den Gewinn

Mit ordnendem Sinn

Und füllet mit Schätzen die duftenden
Laden

Und dreht um die schnurrende Spindel
den Faden

Und sammelt im reinlich geglätteten
Schrein

130 Die schimmernde Wolle, den schnee-
gen Wein

Und füget zum Guten den Glanz und den
Schimmer

Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick

Von des Hauses weitschauendem Giebel

135 überzählet fein blühend Glück,

Siehet der Pfosten ragende Bäume

Und der Scheunen gefüllte Räume

Und die Speicher, vom Segen gebogen,

Und des Kornes bewegte Wogen,

140 Rühmt sich mit stolzem Mund:

„Fest wie der Erde Grund

Gegen des Unglücks Macht

Stehet mir des Hauses Pracht!“

Doch mit des Geschicks Mächten

145 Ist kein ew'ger Bund zu flechten,

Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Fuß be-
ginnen;

Schön gezack't ist der Bruch.

Doch bevor wir's lassen rin-
nen,

150 Betet einen frommen
Spruch! —

Stoßt den Papfen aus!

Gott bewahr' das Haus!

Rauchend in des Henkels Bo-
gen

Schießt's mit feuerbraunen
Wogen.

155 Wohltätig ist des Feuers Macht,

Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,

Und was er bildet, was er schafft,

Das dankt er dieser Himmelskraft.

Doch furchtbar wird die Himmelskraft,

160 Wenn sie der Fessel sich entrafft,

Eintritt auf der eignen Spur,

Die freie Tochter der Natur.

Wehe, wenn sie losgelassen,

Wachsend ohne Widerstand,

165 Durch die vollbelebten Gassen

Wälzt den ungeheuren Brand!

Denn die Elemente haßen

Das Gebild' der Menschenhand.

Aus der Wolke

170 Quillt der Segen,

Strömt der Regen;

Aus der Wolke, ohne Wahl, '

Zuckt der Strahl!

Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?

175 Das ist Sturm!

Rot wie Blut

Ist der Himmel;

Das ist nicht des Tages Gut!

Welch Getümmel

180 Straßen auf!

Dampf wallt auf!

Flackernd steigt die Feuerfäule,

Durch der Straßen lange Zeile

Wächst es fort mit Windeseile;

185 Kochend, wie aus Ofens Rachen,

Glühn die Lüfte, Balken krachen,

Pfosten stürzen, Fenster klirren,

Kinder jammern, Mütter irren,

Tiere wimmern

190 Unter Trümmern,

Alles rennet, rettet, flüchtet,

Taghell ist die Nacht gelichtet.

Durch der Hände lange Kette

Um die Wette

195 Fliegt der Eimer; hoch im Bogen

Spißen Quellen, Wasserwogen;

Heulend kommt der Sturm geflogen,

Der die Flamme brausend sucht;

Prasselnd in die dürre Frucht

200 Fällt sie, in des Speichers Räume,

In der Sparren dürre Bäume,

Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
205 Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!

Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke
210 Und bewundernd untergehn.

Geergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme raues Bette.
In den öden Fensterhöhlen
215 Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
220 Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
225 Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenom=
men,
Glücklich ist die Form gefüllt.
Wird's auch schön zutage kom=
men,
230 Daß es Fleiß und Kunst
vergilt?
Wenn der Guß mißlang!
Wenn die Form zersprang!
Ach, vielleicht, indem wir
hoffen,
Hat uns Unheil schon getrof=
fen.

235 Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rat.
240 Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönern Loz.

Von dem Dome,
245 Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.

Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

250 Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
255 Die sie blühend ihm gebär,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust. —
Ach! des Hauses zarte Wände
Sind gelöst auf immerdar;
260 Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
265 Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn;
Wie im Laub der Vogel spie=
let,

Mag sich jeder gütlich tun.
270 Winke der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper
schlagen;
Meister muß sich immer plas=
gen.

Munter fördert seine Schritte
275 Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Kinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
280 Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
285 Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
290 Markt und Straße werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadttor schließt sich knarrend.
Schwarz bedeckt
295 Sich die Erde;

Doch den sichern Bürger schreket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

300 Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
305 Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterland!

310 Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und im feurigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund;
Meister rührt sich und Geselle
315 In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Stierde,
Segen ist der Mühe Preis;
320 Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Halder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
325 Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Tal durchtoben,
Wo der Himmel,
330 Den des Abends sanfte Rote
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Ge-
bäude —

335 Seine Absicht hat's er-
füllt —

Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild!
Schwingt den Hammer,

schwingt,
Bis der Mantel springt!

340 Wenn die Glock' soll auf-
erstehen,

Muß die Form in Stücken
gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
345 Das glühnde Erz sich selbst befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus!
350 Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild' gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der
Städte

355 Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
360 Und, nur geweiht zu Friedensklän-
gen,

Die Lösung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man
schallen;

Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
365 Und Bürgerbanden ziehn umher;
Da werden Weiber zu Hähnen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
370 Nichts Heiliges ist mehr; es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
375 Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
380 Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur
zünden.

Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und
eben,

385 Schält sich der metallne
Kern!

Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens netzte Schild
der

Loben den erfahrenen Bilder.

390 Herein! herein!

Gefellen alle, schließt den Reihen,

Daß wir die Glocke tausend weihen!

Konfordia soll ihr Name sein.

Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine

395 Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,

Wozu der Meister sie erschuf:

Hoch überm niedern Erdenleben

Soll sie im blauen Himmelszelt,

400 Die Nachbarin des Donners, schweben

Und grenzen an die Sternennwelt,

Soll eine Stimme sein von oben,

Wie der Gestirne helle Schar,

Die ihren Schöpfer wandelnd loben

405 Und führen das bekränzte Jahr.

Nur ewigen und ernsten Dingen

Sei ihr metallner Mund geweiht,

Und stündlich mit den schnellen Schwingen

Verühr' im Fluge sie die Zeit.

410 Dem Schicksal leihe sie die Zunge;

Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,

Begleite sie mit ihrem Schwunge

Des Lebens wechselvolles Spiel.

Und wie der Klang im Ohr vergehet,

415 Der mächtig tönend ihr entschallt,

So lehre sie, daß nichts bestehet,

Daß alles Irdische verhallt.

Jesus mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der

Grust,

420 Daß sie in das Reich des

Klanges

Steige, in die Himmelsluft!

Zieheth, zieheth, hehth!

Sie bewegt sich, schwebth!

Freude dieser Stadt bedeute,

425 Friede sei ihr erst Ge-

läutel!

3. An die Freunde.

(1802.)

1. Lieben Freunde, es gab schönre
Zeiten

Als die unsern, das ist nicht zu streiten!

Und ein edler Volk hat einst gelebt.

Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.

Doch es ist dahin, es ist verschwunden,

Dieses hochbegünstigte Geschlecht.

Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,

Und der Lebende hat recht.

2. Freunde! es gibt glücklichere Zonen

Als das Land, worin wir leidlich wohnen,

Wie der weitgereiste Wanderer spricht.

Aber hat Natur uns viel entzogen,

War die Kunst uns freundlich doch ge-
wogen,

Unser Herz erwärmt an ihrem Licht.

Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,

Wird die Myrte unsers Winters Raub,

Grüneth doch, die Schläfe zu bekrönen,

Uns der Rebe muntres Laub.

3. Wohl von größerem Leben mag es
rauschen,

Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,

An der Themse, auf dem Markt der Welt.

Tausend Schiffe landen an und gehen,

Da ist jedes Köstliche zu sehen,

Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.

Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,

Der von wilden Regengüssen schwillt,

Auf des stillen Baches ebner Fläche

Spiegelt sich das Sonnenbild.

4. Prächtiger als wir in unserm Mor-
den

Wohnt der Bettler an der Engelsporten;

Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!

Ihn umgibt der Schönheit Glanzge-
wimmel,

Und, ein zweiter Himmel, in den Himmel

Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.

Aber Rom in allem seinem Glanze

Ist ein Grab nur der Vergangenheit;

Leben duftet nur die frische Pflanze,

Die die grüne Stunde streut.

5. Größres mag sich anderswo begeben

Als bei uns, in unserm kleinen Leben;

Neues hat die Sonne nie gesehen.

Sehn wir doch das Große aller Zeiten

Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,

Sinnvoll, still an uns vorübergehn.

Alles wiederholt sich nur im Leben,

Ewig jung ist nur die Phantasie;

Was sich nie und nirgends hat begeben,

Das allein veraltet nie!

4. Rauschlied.

(1803.)

1. Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

2. Preßt der Zitrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

3. Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe,
Brennende Kraft.

4. Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfängt
Ruhig das All.

5. Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

6. Eh' es verdüftet,
Schöpft es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

5. Das Siegesfest.

(1803.)

1. Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reichbeladen mit dem Raub,
Säßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.

Stimmt an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.

2. Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.

Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Toten!

3. Und den hohen Göttern zündet
Kakhas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schrecken sender,
Der die Ägäis¹⁾ graufend schwingt.

Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

4. Atreus' Sohn,²⁾ der Fürst der
Scharen,

überfah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal;
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick:
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.

Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht;
Denn nicht alle kehren wieder.

5. Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun:
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Muth mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.

Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

6. Und des frisch erkämpften Weibes³⁾
Freut sich der Atreid⁴⁾ und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Trebelthat;
Denn gerecht in Himmels Höhen
Waltet des Kroniden⁵⁾ Rat.

1) Der Schild des Zeus. — 2) Agamemnon. — 3) Helena.
— 4) Menelaus. — 5) Zeus, der Sohn des Kronos.

Böses muß mit Bösem enden;
An dem frebelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

7. Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Dileus' tapfrer Sohn,⁶⁾
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück;
Denn Patroklos liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!

Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und juchze heut',
Wer das Lebenslos gewonnen!

8. Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder,⁷⁾ bei der Griechen Festen,
Der ein Turm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlaunen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zuteil.

Friede deinen heil'gen Nesten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ujar fiel durch Ujar' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

9. Dem Erzeuger⁸⁾ jekt, dem großen,
Giebt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Losen,
Hoher Vater, preiß' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Toten dauern immer.

10. Weil des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundenen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen —
Hub der Sohn des Thydeus⁹⁾ an —

Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel:
Krönt den Sieger größte Ehre,
Ehret ihn das schönre Ziel!

Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

11. Nestor jekt, der alte Becher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der betrännten Gefuba¹⁰⁾:
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam ins zerriss'ne Herz.

Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerriss'ne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.

12. Denn auch Niobe,¹¹⁾ dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Ähren
Und bezwang das Schmerzgefühl;
Denn solange die Lebensquelle
Schäumt an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt.

Denn solange die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeräumt,
Fortgespült in Lethes Welle.

13. Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jekt die Seherin,¹²⁾
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin:
Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stet.

Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!¹³⁾

6) Ujar, der Lokrier. — 7) Ujar, Sohn des Telamon, Bruder des Teukros. — 8) Achilles. — 9) Diomebes, Fürst von Argolis.

10) Gattin des Priamos. — 11) Gattin des Thebanerkönigs Amphion und Tochter des Tantalus. — 12) Rhesandra. — 13) Hier ist die bedauernswerte materialistische Geistesrichtung Schillers zu erkennen, indem er nach Darstellung des tragischen Loses der Vergänglichkeit alles Irdischen zum Genuß des Augenblicks auffordert. Sein Wahlspruch ist hier das Wort des Heiden Horaz: Carpe diem! (Ad Leuconoen.)

2. Episches.

1. Die Schlacht.

(1781.)

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Eb'ne schwankt der
Marsch.

Zum wilden, eisernen Würfelspiel
5 Streckt sich unabsehblich das Gefilde.
Blicke kriechen niedermwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Totengesichtern
Niederjagt die Front der Major:

10 „Halt!“
Und Regimenter fesselt das starre Kom-
mando.

Lautlos steht die Front.

„Prächtig im glühenden Morgenrot
Was blitz dorthor vom Gebirge?

15 Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?“
„Wir sehn des Feindes Fahnen wehn.
Gott mit euch, Weiß und Kinder!“
„Lustig! Hört ihr den Gesang?

Trommelwirbel, Pfeifenklang
20 Schmettert durch die Glieder.
Wie braust es fort im schönen, wilden
Takt

Und braust durch Mark und Bein!“

„Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!“

25 Schon fliegt es fort wie Wetter-
leucht,

Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer.
„Laß brausen in Gottes Namen fort!
30 Freier schon atmet die Brust.“
Der Tod ist los — schon wogt der Kampf.
Eisern im wolkigen Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich.

35 „Fertig!“ heult's von P'loton¹⁾ zu
P'loton;

Auf die Knie geworfen
Feuern die Vordern; viele stehen nicht
mehr auf.

Lücken reißt die streifende Kartätsche;
Auf Wormanns Rumpf springt der Hin-
termann.

40 Verwüstung rechts und links und um
und um,

Bataillone niederwält der Tod.

Die Sonne löscht aus, heiß brennt die
Schlacht,

Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht.
„Gott befohlen, Brüder!

45 In einer andern Welt wieder!“

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen.

„Und auch du, Franz?“ — „Grüße mein
Lottchen, Freund!“

50 Wilder immer wütet der Streit.
„Grüßen will ich — Gott! Kameraden,
seht

Hinter uns, wie die Kartätsche springt! —
Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!

Schlumme sanft; wo die Kugelsaat
55 Regnet, stürz' ich Verlass'ner hinein.“

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finstre brütet auf dem Heer die Nacht.
„Gott befohlen, Brüder!

In einer andern Welt wieder!“

60 Horch! was strampft im Galopp
vorbei?

Die Adjutanten fliegen.

Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.

„Victoria, Brüder!

65 Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt.“

Entschieden ist die scharfe Schlacht;
Der Tag blickt siegend durch die Nacht.

Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
70 Stimmen schon Triumphgesang!

„Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!“

2. Das Mädchen aus der Fremde.

(1796.)

1. In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Verchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

2. Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

1) Kleine Abtheilung von Soldaten, die zugleich ab-
feuern.

3. Befeliegend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

4. Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichen Natur,

5. Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

6. Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen aller schönste dar.

3. Der Taucher.

(1797.)

1. „Wer wagt es, Rittersmann oder
Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze
Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.“

2. Der König spricht es und wirft von
der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde¹⁾ Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

3. Und die Ritter, die Knappen um ihn
her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder
fraget:
„Ist keiner, der sich hinunterwaget?“

4. Doch alles noch stumm bleibt wie
zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und feck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg.

1) Ein Strudel in der Meerenge von Messina, gegen-
über an der italienischen Küste die Sylla.

Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert
schauen.

5. Und wie er tritt an des Felsen Gang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunterslang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getöse
Entstürzen sie schäumend dem finstern
Schoße.

6. Und es waltet und siedet und brauset
und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel sprizet der dampfende
Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und
leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer ge-
bären.

7. Doch endlich, da legt sich die wilde
Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Hölle Raum;
Und reizend sieht man die brandenden
Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter ge-
zogen.

8. Jetzt schnell, eh' die Brandung wie-
derkehrt,
Der Jüngling sich Gott bezieht,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird
rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweg-
gespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen
Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich
nimmer.

9. Und stille wird's über dem Wasser-
schlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu
Mund:

„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harzt noch mit bangem, mit
schrecklichem Weilen.

10. Und würf'st du die Krone selber
hinein
Und spräch'st: „Wer mir bringet die
Kron',
Er soll sie tragen und König sein!“
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten ver-
hehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

11. Wohl manches Fahrzeug, vom
Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel
und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden
Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes
Sausen,
Hört man's näher und immer näher
brausen.

12. Und es waltet und siedet und brau-
set und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel sprizet der dampfende
Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getöse
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

13. Und sieh! aus dem finstern fluten-
den Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken
wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem
Fleiß —
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem
Winken.

14. Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es beiehlt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden
Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!“

15. Und er kommt; es umringt ihn die
jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm kniend dar.

Und der König der lieblichen Tochter
winnt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis
zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König
wandte:

16. „Lang lebe der König! Es freue
sich,
Wer da atmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu
schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und
Grauen.

17. Es riß mich hinunter blitzesschnell;
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelfstroms wütende
Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem
Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht wider-
stehen.

18. Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Not,
Aus' der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das ersaß' ich behend' und entrann dem
Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen
Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

19. Denn unter mir lag's noch berge-
tief
In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schauern hinuntersah,
Wie's von Salamandern und Molchen
und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllen-
rachen.

20. Schwarz wimmelten da, in grau-
sem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Rocher, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungehalt,
Und dräwend wies mir die grimmigen
Zähne
Der entseßliche Hai, des Meeres Shäne.

21. Und da hing ich und war mir's
mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larben die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen
Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Ede.

22. Und schauernd dacht' ich's, da
Kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreck-
kens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten
Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasen-
dem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich
nach oben."

23. Der König darob sich verwundert
schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelge-
stein,
Versuchst du's noch einmal und bringst
mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunter-
stem Grunde."

24. Das hörte die Tochter mit weichem
Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame
Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner be-
steht;
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht
zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen be-
schämen."

25. Drauf der König greift nach dem
Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder
zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Eh'gemahl heut' noch
umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Er-
barmen."

26. Da ergreift's ihm die Seele mit
Himmelsgevalt,
Und es blizt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu
erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und
Sterben.

27. Wohl hört man die Brandung,
wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem
Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

4. Der Ring des Polykrates.

(1797.)

1. Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir untertänig,"
Begann er zu Ägyptens König;
„Gestehe, daß ich glücklich bin!"

2. „Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich
sprechen,
Solang des Feindes Auge wacht."

3. Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düste steigen
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Befränze dir dein festlich Haar!"

4. Getroffen sank dein Feind vom
Speere!
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —"
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

5. Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu
trauen,"

Verseßt er mit besorgtem Blick;
„Bedenk“, auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerfchellen! —

Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“

6. Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Reede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

7. Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand!
Der Sparter nie besiegte Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand.“

8. Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Sparter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!“

9. Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
Doch“, spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Reide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zuteil.“

10. Auch mir ist alles wohl geraten;
Bei allen meinen Herrschertaten
Begleitet' mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

11. Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

12. Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So ach! auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her!
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergözen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!“

13. Und jener spricht, von Furcht betweget:

„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen¹⁾ weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen.“
Und wirft das Kleinod in die Flut.

14. Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.“

15. Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Grenzen ist dein Glück!“

16. Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

5. Die Kraniche des Ibykus.

(1797.)

1. Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gefanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund, Apoll;
So wandert er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

2. Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

1) Rachegöttinnen.

3. „Seid mir begrüßt, befreund'te Scharen,

Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch;
Mein Los, es ist dem euren gleich:
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirklich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

4. Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte.
Da sperren auf gedrängem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

5. Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

6. Und schwer getroffen sinkt er nieder.
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähen.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

7. Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind:
„Und muß ich so dich wiederfinden
Und hoffte, mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

8. Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Pry-
tanen¹⁾

Das Volk, es fordert seine Wut,
Zu rächen des Erschlagenen Muten,²⁾
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

9. Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelodet von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Täter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
Ist's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios³⁾ vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

10. Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frebels Frucht;
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

11. Denn Bank an Bank gedrängt
Sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dampfbrausend, wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Wogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

12. Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus' Stadt,⁴⁾ von Aulis' Strand,
Von Rhocis, vom Spartanerland,
Von Ahiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

13. Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

2) Seele des Abgeschiedenen, die in der Unterwelt ruhelos umherirrt, bis der Mord gerächt ist. — 3) Sonnengott. — 4) Athen.

1) Oberrichter.

14. Ein schwarzer Mantel schlägt die
Lenden,

Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Rattern
Die giftgeschwollenen Bäuche blähen.

15. Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißen dringt,
Die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungsraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen⁶⁾ Gesang;
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

16. „Wohl dem, der frei von Schuld
und Fehle

Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahen,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstoßen
Des Mordes schwere Tat vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

17. Und glaubt er fliehend zu ent-
springen,

Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten —
Versöhnen kann uns keine Neu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei!“

18. So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

19. Und zwischen Trug und Wahrheit
schwebet

Noch zweifelnd jede Brust und hebet
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,

Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Anäuel sicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch flieheth vor dem Sonnenlicht.

20. Da hört man auf den höchsten
Stufen

Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus!
Die Kraniche des Jbykus!“
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

21. „Des Jbykus!“ — Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Jbykus? den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er mei-
nen?“

Was ist's mit diesem Kranichzug?“

22. Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschläge
Durch alle Herzen: „Gebet acht!
Das ist der Eumeniden⁶⁾ Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar;
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

23. Doch dem war kaum das Wort ent-
fahren,

Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! Der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

6. Der Kampf mit dem Drachen.

(1798.)

1. Was rennt das Volk, was wälzt sich
dort

Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus¹⁾ unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,

6) = Erinnyen.

1) Hauptstadt der gleichnamigen Insel, des Sitzes des
Johanniterordens.

5) Rachegöttinnen.

Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt
Mit weitem Krokodilenzrach;
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

2. Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und
schau,

Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewaltigen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!“
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johann's des Täuflers Orden,
Die Ritter des Epitals, im Flug
Zu Räte sind versammelt worden.

3. Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidenem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteig
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“

4. Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held getan;
Der Mut ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich! was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?“
Und alle ringsherum erblicken,
Doch er mit edelm Anstand spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeigt.“

5. „Und diese Pflicht, mein Sohn,“
versezt

Der Meister, „hast du frech verlegt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit freblem Mut gewaget!“ —

„Herr, richte, wenn du alles weißt,“
Spricht jener mit geseßtem Geist,
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und fluggewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.“

6. Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Mutes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmut und die Streitbegier,
Ja selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich feuchend im Gefechte;
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

7. Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den
Mann?

Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit den Minotauern,
Die armen Opfer zu befreien,
Und ließen sich das Blut nicht dauern.

8. Ist nur der Sarazen es wert,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Mut muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;
Da sößte mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus: „Ich hab's gefunden!“

9. Und trat zu dir und sprach dies
Wort:

„Mich zieht es nach der Heimat fort.
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.“

Raum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgetürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

10. Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllentor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schmerzes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze;
In einer Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

11. Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und
Drache,

Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Ermähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die heb' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

12. Und wo des Bauches weiches Blies
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschöß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
Und stachl' es mit den scharfen Sporen
Und werfe zielend mein Geschöß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

13. Ob auch das Roß sich grauend
bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.

So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

14. Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz;
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrtten.
Und ich beschließe rasch die Tat,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rat.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner Tat kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

15. Das Kirchlein kennst du, Herr, das
hoch

Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschaut,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel²⁾ schließt es ein:
Die Mutter mit dem Jesusknaaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch, hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

16. Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Tau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier haufete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

17. Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Oh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.

2) Ein Wunderwerk, hier das vermeintlich wunder-
tätige Marienbild.

Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurück bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwing' mich behend' aufs Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

18. Kaum seh' ich mich im ebenen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäu'l geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähmend theilt
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

19. Doch schnell erfrisch' ich ihren Mut;
Sie fassen ihren Feind mit Mut,
Indem ich nach des Tieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende.
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Brallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick³⁾
Und seines Atems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jezo war's um mich geschehen —

20. Da schwing' ich mich behend' vom
Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren,
Und wütend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wutentbrannt,
An seinen Bauch mit grimmen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

21. Und, eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gefröße,⁴⁾

Nachbohrend bis ans Hest, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes
Strahl;

Sin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn.
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und tot im Blute liegt der Drache."

22. Des Beifalls lang gehemmte Luft
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
Sowie der Ritter dies gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Widerhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen.
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen —

23. Und spricht: „Den Drachen, der
dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebär
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

24. Mut zeigt auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht
schmücken."

25. Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,

3) Basilisken waren fabelhafte Drachen, deren Blick tödlich wirkte. — 4) Eingeweide.

Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke;
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarne mich, mein Sohn!
Dir ist der härtere Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen.“

7. Die Bürgschaft.

Damon und Phintias. Um 345 v. Chr.
(1798.)

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche?
sprich!“

Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“ —
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“

2. „Sch bin“, spricht jener, „zu sterben
bereit

Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

3. Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblaffen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.“

4. Und er kommt zum Freunde: „Der
König gebeut,

Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

5. Und schweigend umarmt ihn der
treue Freund

Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die
Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen;
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem
Stab,

Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Wogen.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schädet,
Da stößt kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er ans Ufer und weint und
fleht,

Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

9. Doch wachsend erneut sich des Stro-
mes Wut,

Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.

Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich
Mut

Und wirft sich hinein in die brausende
Flut

Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom — und ein Gott hat Er-
barmen.

10. Und gewinnt das Ufer und eilet
fort

Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzt die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet
Mord

Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?“ ruft er, vor
Schrecken bleich,

„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten
Gleich:

„Um des Freundes willen erbarmet euch!“

Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

12. Und die Sonne versendet glühenden
Brand,

Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Knie. —

„O, hast du mich gnädig aus Räubers-
hand,

Aus dem Strom mich gerettet ans heilige
Land,

Und soll hier verschmachend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, ster-
ben!“

13. Und horch! da sprudelt es silber-
hell,

Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen.

Und sieh, aus dem Felsen, geschwählig,
schnell,

Springt murmelnd hervor ein lebendiger
Quell,

Und freudig blüht er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der
Zweige Grün

Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;

Und zwei Wanderer sieht er die Straße
ziehen,

Will eilenden Laufes vorüberfliehn;
Da hört er die Worte sie sagen:

„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

15. Und die Angst beflügelt den eisen-
den Fuß,

Ihn jagen der Sorge Qualen;

Da schimmern in Abendroths Strahlen

Von ferne die Zinnen von Syraus,

Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,

Der erkennet entsezt den Gebieter:

16. „Zurück! du rettetest den Freund
nicht mehr,

So rette das eigene Leben!

Den Tod erleidet er eben.

Von Stunde zu Stunde gewartet' er

Mit hoffender Seele der Wiederkehr,

Ihm konnte den mutigen Glauben

Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

17. „Und ist es zu spät, und kann ich
ihm nicht

Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.

Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen
die Pflicht,

Er schlachte der Opfer zweie

Und glaube an Liebe und Treue!“

18. Und die Sonne geht unter, da steht
er am Tor

Und sieht das Kreuz schon erhöht,

Das die Menge gaffend umstehet;

An dem Seile schon zieht man den Freund
empor,

Da zertrennt er gewaltig den dichten
Chor:

„Mich, Genfer,“ ruft er, „erwürget!

Da bin ich, für den er gebürget!“

19. Und Erstaunen ergreift das Volk
umher;

In den Armen liegen sich beide

Und weinen vor Schmerzen und Freude.

Da sieht man kein Auge tränenleer,

Und zum Könige bringt man die Wun-
dermär,

Der fühlt ein menschliches Nühren,

Läßt schnell vor den Thron sie führen.

20. Und blicket sie lange verwundert an;

Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;

Und die Treue, sie ist doch kein leerer
Wahn!

So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,

In eurem Bunde der dritte.“

8. Cassandra.

(1802.)

1. Freude war in Trojas Hallen,

Ch' die hohe Feste fiel;

Jubelhymnen hört man schallen

In der Saiten goldnes Spiel;

Alle Hände ruhen müde

Von dem tränenvollen Streit,

Weil der herrliche Pelide¹⁾

Priams schöne Tochter²⁾ freit.

1) Achilles, des Pelens Sohn. — 2) Polyxena.

2. Und geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wallet Schar auf Schar
Nach der Götter heil'gen Häusern,
Zu des Dhymbriers³⁾ Altar.
Dampf erbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Luft,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traur'ge Brust.

3. Freudlos in der Freude Fülle,
Ungefellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zürnend zu der Erde hin:

4. „Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahen.

5. Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens⁴⁾ Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

6. Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!⁵⁾

7. Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschloss'nen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahen.

8. Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Nimm vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

9. Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

10. Nimmer mit dem Schmuck der
Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihete
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Not der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

11. Fröhlich seh' ich die Gespielen;
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen,
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt;
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?

12. Selig preiß' ich Polyhnen,
In des Herzens trunknem Wahn,
Denn den besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum;
Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

13. Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Blut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein jäh'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

3) Apollo. — 4) Gott der Ehe.

14. Ihre bleichen Larben⁵⁾ alle
 Sendet mir Proserpina;
 Wo ich wandre, wo ich walle,
 Stehen mir die Geister da.
 In der Jugend frohe Spiele
 Drängen sie sich grausend ein,
 Ein entsetzliches Gewühl!
 Nimmer kann ich fröhlich sein.

15. Und den Mordstahl seh' ich blinken
 Und das Mörderauge glühn;
 Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
 Kann ich vor dem Schrecknis flieh'n;
 Nicht die Blicke darf ich wenden,
 Wissend, schauend, unverwand't
 Muß ich mein Geschick vollenden,
 Fallend in dem fremden Land."

16. Und noch hallen ihre Worte,
 Hörch! da dringt verworrner Ton
 Fernher aus des Tempels Pforte —
 Tot lag Thetis' großer Sohn!⁶⁾
 Er⁷⁾ schüttelt ihre Schlangen,
 Alle Götter flieh'n davon,
 Und des Donners Wolken hangen
 Schwer herab auf Sion.⁸⁾

9. Der Graf von Habsburg.

(1803.)

1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
 Im altertümlichen Saale,
 Saß König Rudolfs heilige Macht
 Beim festlichen Krönungsmahle.
 Die Speisen trug der Pfalzgraf des
 Rheins,
 Es schenkte der Böhme des perlenden
 Weins,
 Und alle die Wähler, die sieben,¹⁾
 Wie der Sterne Chor um die Sonne sich
 stellt,
 Umstanden geschäftig den Herrscher der
 Welt,
 Die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
 Das Volk in freud'gem Gedränge;
 Laut mischte sich in der Posaunen Ton
 Das jauchzende Rufen der Menge;
 Denn geendigt nach langem verderblichen
 Streit
 War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,

Und ein Richter war wieder auf Erden.
 Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
 Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche
 mehr,
 Des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiser ergreift den goldnen
 Pokal
 Und spricht mit zufriedenen Blicken:
 „Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das
 Mahl,
 Mein königlich Herz zu entzücken;
 Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer
 der Lust,
 Der mit süßem Klang mir bewege die
 Brust
 Und mit göttlich erhabenen Lehren.
 So hab' ich's gehalten von Jugend an,
 Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
 Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

4. Und sieh! in der Fürsten umgeben=
 den Kreis
 Trat der Sänger im langen Talare.
 Ihm glänzte die Locke silberweiß,
 Gebleicht von der Fülle der Jahre.
 „Süßer Wohlklang schläft in der Saiten
 Gold;
 Der Sänger singt von der Minne Gold,
 Er preiset das Höchste, das Beste,
 Was das Herz sich wünscht, was der Sinn
 begehrt;
 Doch sage, was ist des Kaisers wert
 An seinem herrlichsten Feste?"

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sän=
 ger," spricht
 Der Herrscher mit lächelndem Munde,
 „Er steht in des größeren Herren Pflicht,
 Er gehorcht der gebietenden Stunde.
 Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
 Man weiß nicht, von wannen er kommt
 und braust,
 Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
 So des Sängers Lied aus dem Innern
 schallt
 Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
 Die im Herzen wunderbar schliefen."

6. Und der Sänger rasch in die Saiten
 fällt
 Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
 „Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler
 Held,
 Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.

5) Geister der Abgeschiedenen. — 6) Achilles. — 7) Götter in der Zwietracht. — 8) Troja.

1) Die Krönung fand am 24. Oktober 1273 statt; die sieben Hofämter aber wurden erst 1356 eingerichtet.

Ihm folgte der Knapp' mit dem Jäger-
geschloß;

Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leibe des
Herrn; *)

Voran kam der Mesner geschritten.

7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblöhet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.

Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten ge-
schwellt,

Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe be-
hend',

Damit er das Bächlein durchschritte.

8. „Was schaffst du?“ redet der Graf
ihn an,

Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich wolle zu einem sterbenden
Mann,

Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.

Drum, daß dem Lechzenden werde sein
Heil,

So will ich das Wasserlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nassenden Füßen.“

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritter-
lich Pferd

Und reicht ihm die prächtigen Räume,
Daß er labe den Kranken, der sein be-
gehrt,

Und die heilige Pflicht nicht versäume.

2) Dieser der römischen Verwandlungslehre entsprechen-
den Darstellung glaubte Schiller bei der Behandlung die-
ses mittelalterlichen Stoffes sich nicht entziehen zu dürfen.

Und er selber auf seines Knappen Tier
Begnüget noch weiter des Jagens Begier.
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem
Blick,

Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Jügel geführt.

10. „Nicht wolle das Gott,“ rief mit
Demutsinn

Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem
Gewinn,

So bleib' es gewidmet dem göttlichen
Dienst!

Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.“

11. So mög' auch Gott, der allmächtige
Hort,

Der das Flehen der Schwachen erhört,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret;

Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie — rief er begeistert aus —
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spä'ten Geschlechter!“

12. Und mit sinnendem Haupt saß der
Kaiser da,

Als dächt' er vergangener Zeiten.
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.

Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das getan,
Und verehrte das göttliche Walten.

3. Didaktisches.

1. Die Sprüche des Konfuzius.¹⁾

I.

(1795.)

1. Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entfliegen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

2. Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt;
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt;
Keine Neut, kein Zaubersagen
Kann die Stehende bewegen.

1) Konfuzius (Konfutse), chinesischer Weiser und Reli-
gionsstifter, lebte 551—478 v. Chr.

3. Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner That!
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind!

II.

(1799.)

1. Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos giehet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich.

2. Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.²⁾

2. Breite und Tiefe.

(1797.)

1. Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dünkte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

2. Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschläfft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

3. Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

3. Licht und Wärme.

(1797.)

1. Der bess're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;

2) Es versteht sich, daß Schiller hier vom weltlichen Wissen redet.

Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weicht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

2. Doch alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh',
Schließt endlich sich der Liebe zu.

3. Sie geben, ach! nicht immer Gut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!
Drum paart, zu eurem schönsten Glück,
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns
Blick.

4. Das Distichon.

(1796.)

Im Hexameter steigt des Springquells
flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch
herab.

5. Der epische Hexameter.

(1796.)

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos
strömenden Wogen;
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur
Himmel und Meer.

6. Erwartung und Erfüllung.

(1796.)

In den Ozean schiffst mit tausend Masten
der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den
Hafen der Greis.

7. Notiztafeln.

(1796.)

a. Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen! Und kannst
du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an
ein Ganzes dich an!

b. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie
die andern es treiben;
Willst du die andern verstehen, blick' in
dein eigenes Herz.

c. Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den
Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt
mich der Feind, was ich soll.

d. Der Meister.

Jeden andern Meister erkennt man an
dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den
Meister des Stils.

8. Rätsel.

(1801 und 1802.)

1.

1. Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

2. Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahest, zu fliehn.

3. Sie wird erst mit dem Strom und
schwindet,

Sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt!

(Der Regenbogen.)

2.

1. Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;

2. Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt.

3. Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotz dem wütenden Orkan.

(Das Schiff.)

3.

1. Wie heißt das Ding, das wen'ge
schätzen?

Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

2. Kein Blut bergießt's und macht doch
tausend Wunden,

Niemand herabtußt's und macht doch reich;

Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

3. Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!
(Der Pflug.)

9. Xenien.¹⁾

(1796.)

Literarischer Zodiakus.²⁾

Jezo, ihr Distichen, nehmt euch zusam-
men; es tut sich der Tierkreis
Grauend euch auf. Mir nach, Kinder!
Wir müssen hindurch.

1. Zeichen des Widder's.

Auf den Widder stoßt ihr zunächst, den
Führer der Schafe;

Aus dem dykischen Pferd springt er
trotzig hervor.

1) Zum Verständniß diene folgendes: Vom Jahre 1795 an gab Schiller im Verein mit Goethe eine ästhetische Monatsschrift, „Die Horen“ genannt, heraus, die aber eine ungünstige Aufnahme fand. Dadurch gereizt, beschloßen die beiden Dichter die Verfassung der „Xenien“, das heißt, Gekochente (nach dem Vorgang des römischen Dichters Marcial, gest. 40 n. Chr.), um damit ihre Kritiker zu bestrafen. Den insofern auf sie gemachten heftigen Angriffen begegneten sie damit, daß sie sich fortan der Hervorbringung „bloß großer und würdiger Kunstwerke“ befleißigten, um dadurch ihre Gegner zu beschämen. — Obwohl die „Xenien“ das Werk beider Meister sind, so setzen wir sie doch hierher, da nach Goethes Ausspruch Schiller der größere Anteil zukommt.

2) Nr. 1 bezieht sich auf die Bibliothek der schönen Wissenschaften, begründet von Nicolai, fortgesetzt von Weiße und später vom Leipziger Buchhändler Dyt. Als Redakteur galt damals der berühmte Philolog Friedrich Jacobs. — Nr. 2. Professor von Jakob (Namensbruder) zu Halle, Herausgeber der „Annalen der Philosophie“, worin die „Horen“ heftig angegriffen worden waren. — Nr. 3. Rudolf Zacharias Becker in Gotha, Herausgeber des „Kais. privileg. Reichsanzeigers“. — Nr. 4. Hermann, Herausgeber der „Neuen allgem. Deutschen Bibliothek“, die in Kiel erschien. — Nr. 5. Der Dichter Ramler in Berlin, der an den Werken anderer Dichter allerlei sogenannte Verbesserungen vornahm, die nicht selten manches Gute wegkürzten. — Nr. 6. Johann Heinrich Voss. — Nr. 7. Wieland. — Nr. 8. Ad. Heinrich Friedrich Schlichtegroll, Herausgeber des „Heterologs merkwürdiger Deutschen“. — Nr. 10. Kapellmeister Reichardt, damals auf seinem Landgute zu Giebichenstein bei Halle lebend. — Nr. 11. Hofrat Schüz, Professor in Jena, Herausgeber der „Allgemeinen Literaturzeitung“. — Nr. 12. „Leipziger allgem. liter. Anzeiger“ und „Gothaer gelehrte Zeitung“. — Nr. 13. Nicolai in Berlin, der mit einer großen Zahl von Xenien bedacht wurde. — Nr. 14. Johann Joachim Eichenburg, Professor am Carolinum zu Braunschweig. Das Xenion spielt auf seine „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften“ an. — Nr. 15. Joh. Christoph Adelung zu Dresden, Verfasser voluminöser Schriften über deutsche Sprachlehre und deutschen Stil. — Nr. 16. Gambe in Braunschweig (die Oder ist zum Eridanus gekemelt), bekannt als Sprachpurist. — Nr. 17. Nach Friedrich Jacobs' eigener Erklärung auf die in Leipzig erscheinenden „Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste“ zielen, die er mit Manjo und Schack herausgab. — Nr. 18. Manjo in Breslau, der die beiden Dichter durch scharfe Kritiken in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ gereizt hatte. (Nach H. Viehoff.)

2. Zeichen des Stiers.

Nebenan gleich empfängt euch sein
Namensbruder; mit stumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, stößt euch
der hallische Ochse.

3. Zeichen des Fuhrmanns.

Alsobald knallet in G** des Reiches wür-
diger Schwager;
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er
fährt doch vorbei.

4. Zeichen des Bären.

Nächst dran stocket der Bär zu R** die
kleinern Taten
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur
die Fliegen vom Kleid.

5. Zeichen des Krebses.

Geht mir dem Krebs in W** aus dem Weg;
manch Ihyrisches Blümchen,
Schwellend in üppigem Wuchs, kneipte die
Schere zu Tod.

6. Zeichen des Löwen.

Jeho nehmt euch in acht vor dem wackern
euntinischen Leuen,
Daß er mit griechischem Zahn euch nicht
verwunde den Fuß.

7. Zeichen der Jungfrau.

Wücket euch, wie sich's geziemt, vor der
zierlichen Jungfrau zu Weimar.
Schmolzt sie auch oft — wer verzeiht Lau-
nen der Grazie nicht?

8. Zeichen des Raben.

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der
hinter ihr krächzet!
Das nekrologische Tier setzt auf Kadaver
sich nur.

9. Zeichen der Wage.

Jeho wäre der Ort, daß ihr die Wage
beträtet;
Aber dies Zeichen ward längst schon am
Himmel vermisst.

10. Zeichen des Skorpions.

Aber nun kommt ein böses Insekt aus
G—b—n her;
Schmeichelnd naht es; ihr habt, flieht ihr
nicht eilig, den Stich.

11. Zeichen des Schützen.

Seid ihr da glücklich vorbei, so naht euch
dem zielenden Hofrat
Schütz nur getrost; er liebt und er ver-
steht auch den Spaß.

12. Gans.

Laßt sodann ruhig die Gans in L**g
und G**a gagagen;
Die beißt keinen, es quält nur ihr Ge-
schnatter das Ohr.

13. Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn ruht mir den alten her-
linischen Steinbock;
Das verdrießt ihn, so gibt's etwas zu
lachen fürs Volk.

14. Zeichen des Pegasus.

Aber seht ihr in W** den Grad' ad Par-
nassum, so bittet
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigne Wege
gewählt.

15. Zeichen des Wassermanns.

übrigens haltet euch ja von dem Dr**
Wassermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbe-
strom aus.

16. Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die
furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit
Lauge und Sand.

17. Fische.

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die
sich in Sulzers Zisterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grun-
deln heraus.

18. Der fliegende Fisch.

Recht euch in Breslau der fliegende
Fisch, erwartet's geduldig;
In sein wäss'riges Reich zieht ihn Neptun
bald hinab.

19. Glück auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, ich
hab' sie verschwiegen;
Aber wir werden uns noch aller erinnern
— nur zu!

4. Die Schlacht bei Lützen.

(Aus der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“.)

Wallenstein zog sich in die weite Ebene zwischen dem Flossgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den schwedischen König erwartete. . . . Drei Kanonenschüsse, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroatengenerals Jsolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüberstellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Flossgraben durchschnitten, der sich von Reitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Teile noch jenseit desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachteil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Übergang ohne Beschwierlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgestellt, von der man einen großen Teil der Ebene bestreichen konnte. Die Infan-

terie, in nicht mehr als fünf große und unbehilfliche Brigaden verteilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäck ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen, doch nur so lange, bis die Pappenheimischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsternis der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfang des Feindes bereit.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolf auf der gegenüberliegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketieryertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Flossgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampf zu erheben. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter Sanderfons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet, erwartete man die blutige Morgenröte, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen fürchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die

man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lüzens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung beggeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Überwinder dem nie Überwundenen geben. Ob am Rechtrom und bei Leipzig Gustav Adolfs Genie oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwiegen, um den er erkaufte worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflamnten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Überwinder wie dem Überwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüberstand, und die Wangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniend, hält der König seine Andacht, die ganze Armee, auf die Anie hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein ruhrendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Mut der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verleugnet. „Gott mit uns!“ war das Wort der Schweden, das der Kaiserlichen: „Jesus Maria!“ Gegen elf Uhr fängt der Nebel an, sich zu zerteilen, und der Feind

wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolf ist im Anmarsch gegen die Gräben. Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschüzes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Mut ihren Angriff fort; die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und so gleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltbarer Gewalt, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolkes zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerieregimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich; der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wut des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung; Mann sichts gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz und die Kunst der Erbitterung, überwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzuge verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fußbreit Erde gewonnen. Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste, machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel angeschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem Könige,

daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockschen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelpfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Übergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Weges demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umherfendete, irgendeine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten konnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße!“ ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein!“ Der Soldat drückt ab, und dem Könige wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblick kommen seine Schwadronen dahersprengend, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet! — Der König ist erschossen!“ breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts; folgt mir!“ ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der letztere auf einem weiten Umwege, um der mutlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit sterbender Stimme; „suche

du nur dein Leben zu retten!“ Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, in Blut gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall,¹⁾ und wütend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Toten begraben.

Die Schreckenspost durchreist in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Mut dieser tapfern Scharen zu ertöten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keinen Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die uppländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgotischen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisenen Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolfs führt von neuem seine siegreichen Scharen. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Anstaphausens Anführung aufs neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter

1) Vgl. hierzu „Der 6. November 1632“, S. 406.

Mut der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesezte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Mut entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vorteile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an. Der Befehl, welcher diesen General nach Lüzen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Order und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimente Kavallerie aufziehen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lüzen zu, an dem Feste der Schlacht teilzunehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Mut und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermutet, gegenüber zu stehen, bricht er fürchterlich in die schwedischen Scharen, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Flut von Feinden nach dem männlichsten Widerstande unterliegen. Auch den erlöschenden Mut des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell

benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs neue zu formieren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gesezt über die Gräben zurückgetrieben und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweitenmal ihren Händen entrisen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Weiße ihres Helldemutes gaben, lag tot dahingestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Walplatz, den es lebend mit so standhaftem Mute behauptet hatte. Ein ähnliches Los traf ein anderes, blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wütendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn; dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Notleidenden nahe mit Hilfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert; aber die Nachgötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblakte, sollte Wallenstein den schuldbesleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat des Hauses Österreich und der Kirche. Glühende Begier, dem Könige selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wütenden mitten in das blutigste Schlachtwühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pap-

penheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Walplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blühte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben daniederliege, aber fröhlich dahingehe, da ich weiß, daß dieser unverföhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist!“ Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht so bald vermischte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wiederhergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie alles verloren gab und mit mutloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Verstärkung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obristen, Göb, Terzky, Colloredo und Piccolomini, nötigte standzuhalten. Die schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordereisen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum drittenmal setzt sie über die Gräben, und zum drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen aufeinander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Mut tun ihr Äußerstes, in den letzten, teuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Übung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem

die Mut keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Übereinkunft auseinander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbezigt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Teile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Walplatze verlassen stehen, zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Walstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Anteil daran von dem Schlachtfeld abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolk, das seinem vorauszeilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Walplatz; aber die Arbeit war getan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vorteil des Kaisers entschieden und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Order war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und, zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte. Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Überrest seines Heeres. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfelde, um jeden Versuch des Feindes zur Eroberung desselben sogleich bereiten zu können. Von beiden Armeen lagen über 9000 Mann tot auf dem Walplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum einer, der unberiebt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Flossgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Toten

bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, küßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte: ein Beweis mehr für die Mut der Armeen, die keinen Parndon gab oder keinen verlangte. Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden: ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Siege geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Obrister beivohnte, öffnete seine Feldbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungeßüm seines Mutes mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment dantesder und lag viele Stunden lang, mit andern Toten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Walfstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, 40,000 an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde, stürmische Feuer seines Mutes, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heeres; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch Tillys glauben darf, durch seine ungeßüme Hitze verloren. Auch er tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen, jugendlichen Fleiß und vielfältige Reisen zur schönsten Blüte entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirn erblickte man zwei rote Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte; auch noch in spätern Jahren erschienen die Flecken, sooft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirne des

Kindes angedeutet worden sei. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründesten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vlies von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahintrastete.

Ob man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den erfolgten Sieg das Tedeum anstimmte, so bestand doch Wallenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ und auf die Winterquartiere in diesem Lande verzichtete, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar tat er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Sieges gleichsam im Fluge wegzuhafchen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtfeld zu unschwämen; aber der Anblick des schwedischen Heeres, das in Schlachordnung dastand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Scharen, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Walfstatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers. Aber ein teurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wut des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Überwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit herausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Toten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Floßgraben und Klüßen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des Schwedensteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Toten herborgezogen,

nach Weissenfels gebracht und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umrarmungen der Königin überliefert. Den ersten Tribut hatte die Rache geheischt, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Tränen fließen um den Menschen, der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre,

und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns Rhebenhüller, zeigte beim Anblick des blutigen Kollers, das man dem Könige in der Schlacht abgenommen und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. „Gern“, rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!“

5. über Klopstock.

(Aus der Abhandlung: „über naive und sentimentalische Dichtung.“)

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neuern und noch weniger aus den ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen sein. Was nur immer außerhalb der Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. Zwar würde man ihm großes Unrecht tun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivität bewiesen. Nur liegt hierin seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messias in musikalisch poetischer Rücksicht, nach der oben gegebenen Bestimmung, ist, so vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte sein, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die

Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freigestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriss gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie notwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie notwendig darstellen mußte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder sein soll, und nicht bloß in dieser Epopöe, auch in den dramatischen Poesien unseres Dichters. Für den Verstand ist alles trefflich bestimmt und begrenzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Namens, erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frei heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Weinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Übung der

Denkkräft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig, in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er tut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquickern. Reusch, überirdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wievohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. . . .

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nötig sein, dieses Urtheil noch be-

sonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung, kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen, geistreichen Behmut neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes reingestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fiktionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, . . . den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Züricher See und mehreren andern aus dieser Gattung atmen. So ist mir die Messiasode als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen teuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

§ 30. Zeitgenossen der großen Dichter.

1. Alexander von Humboldt,

geboren den 14. September 1769 zu Berlin, widmete sich zu Frankfurt a. O. und Göttingen den Naturwissenschaften, wurde 1792 Oberbergmeister bei Baireuth, bereiste von 1797 an die Schweiz, Italien und Frankreich, ging 1799 nach Südamerika, durchwanderte mit dem Botaniker Bonpland Venezuela und das Orinokogebiet, die Cordilleren von Bogota bis Quito, bestieg den Chimborasso bis 18,000 Fuß Höhe, durchquerte Peru bis Lima, dann Mexiko, gelangte über Havanna nach Philadelphia, von wo er 1804 nach Europa zurückkehrte. Von 1809 bis 1827 lebte er seinen wissenschaftlichen Arbeiten in Paris, reiste 1818 nach London, 1822 nach Oberitalien und 1829, nachdem er zum Wirkl. Geh. Rat ernannt worden war, nach Sibirien. Er starb, im In- und Ausland hochgeehrt, am 6. Mai 1859. Seine von tiefer Gelehrsamkeit zeugenden und in klassisch schöner Sprache geschriebenen Hauptwerke sind: „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ und „Ansichten der Natur“, wodurch er der Begründer der neueren Naturforschung geworden ist. — Wilhelm von Humboldt, Bruder des vorigen, geboren den 23. Juni 1767 zu Potsdam, gestorben am 8. April 1835, einer der ausgezeichnetsten Diplomaten seiner Zeit, war auch als Schriftsteller sehr hervorragend. Sein Hauptwerk ist das geistreiche, auf umfassenden Sprachkenntnissen beruhende: „über die Kamisprache auf der Insel Java“. Schätzenswerthes hat er auch als Kunstkritiker und Übersetzer griechischer Dichter geliefert. Ein schönes Denkmal seiner Freundschaft mit Schiller ist der von ihm herausgegebene „Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt“.

Die Fülle des Lebens in der Natur.

(Aus „Ideen zu einer Physiognomie der Pflanzen“.)

1. Tierisches Leben.

Wenn der Mensch mit regsamem Sinn die Natur durchforscht oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen

Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Überall, selbst nahe an den beeisten Polen, ertönt die Luft von dem Gesange der Vögel wie von dem Summen schwirrender

Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen, ätherisch reinen sind belebt. Denn sooft man den Rücken der peruanischen Cordilleren oder, südlich vom Lamansee, den Gipfel des Weißen Berges¹⁾ bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Tiere entdeckt. Am Chimborasso, fast achttausend Fuß höher als der Atna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin als Fremdlinge verirrt, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet, so beweist ihr Dasein doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Grenze erreicht hat. Höher als der Regelberg von Teneriffa, auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen getürrmt, höher als alle Gipfel der Andeskette, schwebte oft über uns der Kondor, der Riese unter den Geiern. Raubsucht und Nachstellung der zartwolligen Vitunien, welche gemsenartig und herdenweise in den beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Nädertiere, Brachionen und eine Schar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Risten, bis der Tau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschließt und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, welchen alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht. Die atlantischen gelblichen Staubmeteore (Staubnebel), welche von dem Kapverdischen Inselmeere von Zeit zu Zeit weit gegen Osten in Nordafrika, in Italien und Mitteleuropa eindringen, sind nach Ehrenbergs²⁾ glänzender Entdeckung Anhäufungen von

kieselchaligen mikroskopischen Organismen. Viele schweben vielleicht lange Jahre in den obersten Luftschichten und kommen bisweilen durch die obern Passate³⁾ oder durch senkrechte Luftströme lebensfähig und in organischer Selbstthätigkeit begriffen herab.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekteneier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, welchen, bei getrennten Geschlechtern, die



Alexander von Humboldt.

männlichen Blüten austreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur notwendigsten Nahrung, so bedürfen dieselben doch noch einer größeren Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Ozeans darbietet. Dieser Boden ist zweifacher Art. Den kleinen Teil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft um-

1) Der Mont Blanc. — 2) Christ. Gottfr. Ehrenberg, Naturforscher, geboren 1795, gest. 1876.

3) Regelmäßig eintretende und eine Zeitlang beständig wehende Winde innerhalb der Wendekreise.

flossen; den größeren bildet das Wasser. . . . Organische Gebilde steigen tief in das Innere der Erde hinab: überall, wo die meteorischen Tageswasser⁴⁾ in natürliche Höhlen oder Grubenarbeiten dringen können. Das Gebiet der kryptogamischen⁵⁾ unterirdischen Flora ist früh ein Gegenstand meiner wissenschaftlichen Arbeiten gewesen. Heiße Quellen nähren kleine Hydroporen, Konferven und Oszillatorien bei den höchsten Temperaturen. Dem Polarreise nahe, an dem Vänerssee im Neuen Kontinent, sah Richardson⁶⁾ den Boden, der in zwanzig Zoll Tiefe im Sommer gefroren bleibt, mit blühenden Kräutern geschmückt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei, ob auf dem Kontinent oder in dem unergründeten Meere. Durch Ehrenbergs treffliche Arbeit „über das Verhalten des kleinsten Lebens“ im tropischen Weltmeere wie in dem schwimmenden und festen Eise des Südpols hat sich vor unsern Augen die organische Lebensphäre, gleichsam der Horizont des Lebens, erweitert. Kieselgeschalige Polhagastren, ja Koszinodisken, mit ihren grünen Ovarien, sind 12 Grade vom Pole lebend, in Eiszschollen gehüllt, aufgefunden worden; ebenso bewohnen der kleine schwarze Gletscherfloh und die Podurellen enge Eiszröhren der von Agassiz⁷⁾ erforschten schweizerischen Gletscher. Ehrenberg hat gezeigt, daß auf mehreren mikroskopischen Infusionstieren wieder andere läuseartig leben; daß von den Galionellen, bei ihrer ungeheuren Teilungskraft und Massenentwicklung, ein unsichtbares Tierchen in vier Tagen zwei Kubikfuß von dem Wilner Polierschiefer bilden kann. In dem Ozean erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermesslichen Ozeans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropennächte der Süd-

see bleiben, wenn aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das geknickt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen, und wenn zugleich in der schäumenden Meeresschlut die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ozean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserm Auge fast unerkennbar sind die Cykliden, die Euglenen und das Heer der Naiden, teilbar durch Äste, wie die Lemna,⁸⁾ deren Schatten sie suchen. Von mannigfaltigen Luftgemengen umgeben und mit dem Lichte unbekannt, atmen die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurmes, die silbergelänzende Leufophra, welche das Innere der Ufernaide, und ein Pentastoma, welches die weitzellige Lunge der tropischen Klapperschlange bewohnt. Es gibt Bluttiere in Fröschen und Lachsen, ja Tiere in den Flüssigkeiten der Fischaugen wie in den Kiemen des Bleies.⁹⁾ So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt.

2. Pflanzliches Leben.

Ungleich ist der Teppich gewebt, welchen die blütenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet: dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt, locherer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tötet, bald die reisende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Flut und schiebt plötzlich (wie einst zwischen den griechischen Inseln) einen schlackigen Fels empor, oder erheben (um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern) auf einem unterseeischen Gebirgsrücken die einträglichen Lithophyten¹⁾ ihre zelligen Wohnungen, bis sie, über den Wasserspiegel hervorragend, absterben und ein flaches Koralleneiland bilden, so sind die orga-

4) Die von Regen und Schnee herrührenden Wasser, die in das Innere der Erde einbringen. — 5) Auf geheimnisvolle Weise sich fortpflanzend. — 6) Sir John Richardson, englischer Nordpolfahrer, geb. 1787, gest. 1865. — 7) Louis Joh. Rud. Agassiz, Naturforscher, geb. 1807, gest. 1873.

8) Eine Wasserpflanze, die sogenannte Wasser- oder Meerlinse. — 9) Eine Fischart, die sogenannte gemeine Flußbrasse.

1) Steinpflanzen, Korallengewächse.

nischen Kräfte sogleich bereit, den toten Felsen zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt, ob wandernde Vögel oder Winde oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammtartiger Fasern, welche dem unbewaffneten Auge als farbhige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer geteilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke fließen ineinander, und auf dem dunklen Grunde bilden sich neue, zirkelförmige Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Kultur durchlaufen muß, so ist die allmähliche Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Geseze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel lustig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirkt in den Tropen Portulaka, Gomphrenen und andere fette, niedrige Uferpflanzen. . . .

Ist aber auch die Fülle des Lebens überall verbreitet, ist der Organismus auch unablässig bemüht, die durch den Tod entseffelten Elemente zu neuen Gestalten zu verbinden, so ist diese Lebensfülle und ihre Erneuerung doch nach Verschiedenheit der Himmelsstriche verschieden. Periodisch erstarrt die Natur in der kalten Zone; denn Flüssigkeit ist Bedingnis zum Leben. Tiere und Pflanzen (Laubmoose und andere Kryptogamen abgerechnet) liegen hier viele Monate hindurch im Winterschlaf begraben. In einem großen Teile der Erde haben daher nur solche organische

Wesen sich entwickeln können, welche einer beträchtlichen Entziehung von Wärmestoff widerstehen und ohne Blattorgane einer langen Unterbrechung der Lebensfunktionen fähig sind. Je näher dagegen den Tropen, desto mehr nimmt Mannigfaltigkeit der Gestalt, Anmut der Form und des Farbungemisches, ewige Jugend und Kraft des organischen Lebens zu.

Diese Zunahme kann leicht von denen bezweifelt werden, welche nie unsern Weltteil verlassen oder das Studium der allgemeinen Erdkunde vernachlässigt haben. Wenn man aus unsern dicklaubigen Eichenwäldern über die Alpen- oder Pyrenäenketten nach Belschland oder Spanien hinabsteigt, wenn man gar seinen Blick auf einige afrikanische Küstenländer des Mittelmeers richtet, so wird man leicht zu dem Fehlschlusse verleitet, als sei Baumlosigkeit der Charakter heißer Klimate. Aber man vergißt, daß das südliche Europa eine andere Gestalt hatte, als pelasgische oder karthagische Pflanzvölker sich zuerst darin festsetzten; man vergißt, daß frühere Bildung des Menschengeschlechtes die Waldungen verdrängt und daß der umschaffende Geist der Nationen der Erde allmählich den Schmutz raubt, welcher uns in dem Norden erfreut und welcher (mehr als alle Geschichte) die Jugend unserer sittlichen Kultur anzeigt. . . .

Auch die Wüsten jenseit des Atlas und die unermesslichen Ebenen oder Steppen von Südamerika sind als bloße Lokalerscheinungen zu betrachten. . . . Diese Pflanzenlosigkeit großer Erdstrecken in Gegenden, wo umher die kraftvollste Vegetation herrscht, ist ein wenig beachtetes geognostisches Phänomen, welches sich unstreitig auf alle Naturrevolutionen (auf Überschwemmungen oder vulkanische Umwandlungen der Erdrinde) gründet. Hat eine Gegend einmal ihre Pflanzendecke verloren, ist der Sand beweglich und quellenleer, hindert die heiße, senkrecht aufsteigende Luft den Niederschlag der Wolken, so vergehen Jahrtausende, ehe von den grünen Ufern aus organisches Leben in das Innere der Einöde dringt.

Wer demnach die Natur mit einem Blick zu umfassen und von den Lokalphänome-

nen zu abstrahieren weiß, der sieht, wie mit Zunahme der belebenden Wärme, von den Polen zum Äquator hin, sich auch allmählich organische Kraft und Lebensfülle vermehren. . . .

Am glühenden Sonnenstrahle des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dünnen Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anafardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Dracontien kontrastiert mit den vielfarbigen Blüten der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Kreszenzien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüten und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es oft dem Naturforscher schwer, zu erkennen, welchem Stamme Blüten und Blätter zugehören. Ein einziger Stamm, mit Paullinien, Vignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, voneinander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen sind die Gewächse fast frozender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert als in den nördlicheren Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Äquator beinahe gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüten, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Magdalenenflusses in Südamerika wächst eine rankende Aristolochia, deren Blume,

von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im südindischen Archipel hat die Blüte der Rafflesia fast drei Fuß Durchmesser und wiegt über vierzehn Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht bloß einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropenbewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pflanggebüschern umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nördlichen Ländern anzugehören scheinen. Zypressen, Tannen und Eichen, Verberissträucher und Erlen (nahe mit den unsrigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexiko wie die Andeskette unter dem Äquator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimat zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen, wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nördlichen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Palmen, hochstämmige Farne und Pflanggebüsch, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unserer Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforcht wird. . . .

2. Johann Wilhelm von Archenholz,

geboren den 3. September 1745 bei Danzig, erhielt seine Ausbildung im Kadettenhause zu Berlin, machte als preußischer Offizier den Siebenjährigen Krieg mit, durchreiste den größten Teil Europas und lebte darauf bis zu seinem Tode seinen literarischen Neigungen. Er starb am 28. Februar 1812. Seine Hauptschriften sind: „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“; „England und Italien“; „Geschichte der Königin Elisabeth von England“ u. a. m.

Der überfall bei Hochkirch.

(Aus der „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“.)

Friedrichs Wunsch war eine Schlacht, um die Österreicher nach Böhmen zu treiben und Schlesien zu Hilfe zu kommen, das nur schwach besetzt und in großer Gefahr war. . . . Daun vernied nun sorgfältig ein Treffen und suchte den Marsch Friedrichs nach Schlesien durch wohlposirte Korps zu verzögern. . . . Beide Armeen änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermals ein festes Lager in einer geringen Entfernung von seinem vorigen, und die Preußen lagerten sich bei Hochkirch. Der mangelnde Besitz der [von den Österreichern besetzten] sogenannten Steinberge machte das preussische Lager ganz unhaltbar. Der König aber . . . wollte selbst in dieser gefährlichen Stellung dem Feinde trohen und blieb stehen. Dieser verwegene Entschluß war die Quelle einer großen Begebenheit, die den König seinem Untergang nahe brachte, seinen Heldengeist im glänzendsten Lichte zeigte und zu den außerordentlichsten Szenen des Krieges gehört. Die gefährlichen und hier entscheidenden Anhöhen wurden von den Österreichern sorgfältig verschanzt; und zwar waren die dadurch gewonnenen Vorteile so groß, daß sie bei dem sonst so vorsichtigen kaiserlichen Feldherrn die Idee erzeugten, den König in seinem Lager zu überfallen. Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeschrieben. Er war mit Klugheit entworfen und wurde mit Mut und Nachdruck ausgeführt. Alles bot dazu die Hand. Die Armeen standen so nahe aneinander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Kanonenschuß vom feindlichen Lager entfernt war. . . . Die Menge der leichten Truppen beim österreichischen Heer war vorzüglich zum Überfall geschickt, und da ihre Scharmügel Tag und Nacht nicht aufhörten, so konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beständig gewohnt, selbst anzugreifen, träumten kaum die Möglichkeit eines Angriffs von dem behutsamen Daun, dessen Lager nie genug befestigt werden konnte, wenn er sich in der Nähe des furchtbaren Feldherrn befand. Daun kannte dessen

unternehmenden Geist, dem nichts unmöglich schien, und die Schnelligkeit, womit preussische Truppen geordnet und gegen den Feind geführt werden könnten. Bei allen gutgewählten Maßregeln war daher dennoch sein größtes Vertrauen auf die eingebilbete Sicherheit Friedrichs und seines Heers gesetzt. Das Nachtheilige seiner Stellung war jedoch dem König nur zu wohl bekannt; er hielt es aber für schimpflich, sich zurückzuziehen. . . . Der in den Waffen grau gewordene Feldmarschall Keith sagte: „Wenn die Österreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie, gehangen zu werden.“ Friedrich erwiderte in eben dem Ton: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten.“ Endlich aber beschloß er doch, das Lager zu verändern, sobald die Armee aufs neue mit Proviant versehen sein würde. . . . Die Nacht vom 14. zum 15. Oktober war zu diesem Aufbruch festgesetzt. . . .

Es war aber schon am 13. in der Nacht, als alle Kolonnen der österreichischen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Der General O'Donnell führte die Abantgarde, die aus 4 Bataillonen und 36 Schwadronen bestand; ihm folgte der General Sincere mit 16 und sodann der General Jorgatsch mit 18 Bataillonen. Das Korps des Generals Laudon, das dem preussischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit 4 Bataillonen und 15 Schwadronen verstärkt, wozu hernach noch die ganze österreichische Kavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels aber führte der Feldmarschall Daun selbst an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Korps waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte und im Rücken anzufallen; dabei sollte der Herzog von Artemberg mit 23 Bataillonen und 32 Schwadronen den preussischen linken Flügel beobachten und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen andern Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es befanden sich auch bei dem Vortrab freiwillige Grenadiere, die hinter den Rässieren aufsaßen, vor dem preussischen Lager aber von den Pferden sprangen,

sich in Haufen formierten und so vorwärts drangen. Die Zelte blieben im österreichischen Lager stehen, und die gewöhnlichen Wachfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhaß fällen, wobei sie sangen und einander beständig zuriefen. Durch dies Geräusch wollten sie die preussischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamten preussischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes und gaben dem König sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermutete er jede andere Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Sehnlich und Ziethen befanden sich eben beim Könige und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde aufzustehen, wobei mehrere Regimente Kavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt ganz unbeforgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und es schlug im Dorfe Hochkirch 5 Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen ausersählter Soldaten bei den preussischen Vorposten an und meldeten sich als Überläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die österreichische Armee, in verschiedene Korps geteilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuße nach, und nun rückten sie kolonnenweise von allen Seiten ins preussische Lager ein. Viele Regimente der königlichen Armee wurden erst durch ihre eigenen Kanonenschuß vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtenteils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen. Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklichern Lage als

die unter der Ägide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen und durch Feuer und Stahl zum Todeskampf geweckt wurden. Es war Nacht und die Verwirrung über allen Ausdruck. . . . Einige hundert wurden in ihren Zelten erstickt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andere liefen halbnackend zu ihren Waffen; die wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel, und slog damit in Reih' und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortheilhaften Disziplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr Vermessenheit schien und der Gedanke an Flucht und Rettung bei allen Soldaten natürlich aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsglück einer jeden andern Armee irgendeines Volkes gewesen; selbst die besten, an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Taten und das Grab ihres Ruhms gefunden; denn Mut allein galt hier wenig, Disziplin alles. Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager; alles stürzte aus den Zelten, und in wenig Augenblicken, trotz der unaussprechlichen Verwirrung, stand der größte Theil der Infanterie und der Kavallerie in Schlachtdrängung. Die Art des Angriffs nötigte die Regimente, einzeln zu agieren. Sie warfen sich dem Feind nun allenthalben entgegen und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehreren aber mußten sie der Übermacht weichen. . . . Der anbrechende Tag diente nicht, die Verwirrung zu vermindern; denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die preussische Reiterei, von Sehnlich angeführt, slog umher und schnaubte nach Taten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte; fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Kürassierregiment von Schönau warf allein eine ganze Linie österreichischer Infanterie über den Haufen und machte an 500 Gefangene. Das Dorf Hochkirch stand in Flammen; . . . dennoch wurde es von

den Preußen aufs tapferste verteidigt. Der Sieg schien von dem Besitze desselben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer großen hier befindlichen Batterie abzuhängen, daher Daun immer frische Truppen anrückend ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge der Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Teil war so glücklich, es zu bewirken; das Los aller übrigen aber war Tod, Wunden oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an und schlugen den Feind wieder aus dem Dorf. . . . Hier ward sodann der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden und gab ohne einen Laut seinen Geiste auf; auch der General Gneist und der Feldmarschall Fürst Moriz von Dessau wurden, schwer verwundet, zur Erde gestreckt. Die Preußen, von vorn und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die österreichische Kavallerie hieb nun mit Vorteil in die tapfersten Regimenter des preussischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde. Die österreichische Reiterei aber vernichtete wieder diese Vortheile der Preußen. . . . Der Nebel verzog sich endlich, und beide Heere übersahen nunmehr den mit Leichen besäeten Walplatz und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disziplin der Preußen Ordnung schuf, so war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen gewesen, ihre Taktik zu gebrauchen und zweckmäßig zu kämpfen. Man formierte nun von beiden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Österreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen bei Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden herumschwärmten. Daun, ungeachtet aller erlangten Vortheile, glaubte nicht, eine Armee besiegt zu haben, die alle menschlichen Erwartungen betrogen hatte, die, obgleich in der Nacht

in mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viel Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten, die meisten ihrer Heerführer verloren hatte und doch jetzt im Begriff stand, den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit seinem starken Korps unter Begünstigung des Nebels dem König in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen und eine große preussische Batterie erobert. Dies waren aber auch die Grenzen des Siegs. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapferen Scharen mitten unter diesem Mordgetöse zusammen und machte nach einem fünfstündigen verzweifelten Gefecht einen Rückzug, dem nichts als ein zweitausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Er wurde durch ein starkes Artilleriefeuer und durch Linien von Kavallerie gedeckt, die in der Ebene von Belgern in großen Zwischenräumen aufmarschierten, hinter denen sich die Infanterie formierte. Die österreichische Armee war in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu stören. . . .

Der Marsch Friedrichs ging nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Walplatz, auf den sogenannten Spitzbergen, lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Teil ihrer Artillerie und Bagage verloren, den kurzen Rod in der rauhen Jahreszeit zur Decke und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen sogar an Pulver und Kugeln, diesem großen Bedürfnis der europäischen Heere. . . . Die Stellung des Königs war indessen so vortheilhaft, die Mittel, allen Gefahren Trost zu bieten, bei ihm so mannigfaltig und seine Truppen selbst in ihrem geschlagenen Zustande noch so furchtbar, daß Daun keinen neuen Angriff wagen wollte. . . . Die preussische Armee verlor an diesem unglücklichen Tage nebst der Bagage 101 Kanonen, 30 Fahnen und 9000 Mann, die Österreicher 8000 Mann. Fast alle preussische Generale, die den Tag überlebten, waren verwundet. Selbst der

König hatte eine, obwohl leichte, Wunde. Er hatte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwei Pagen stürzten tot an seiner Seite nieder. Er war in der größten Gefahr, gefangen zu werden; schon hatten ihn die Feinde beim Dorf Hochkirch umringt, er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren. Allent-

halben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für nichts zu achten. Nie zeigten sich sein Geist und seine großen Fähigkeiten in einem so glänzenden Lichte als in dieser Nacht, die, anstatt seinen Ruhm zu schwächen, ihn vielmehr außerordentlich erhöhte.

3. Barnhagen von Ense,

geboren den 21. Februar 1785 zu Düsseldorf, studierte in Berlin erst Medizin, dann Literatur und Philosophie, trat 1809 in österreichische, 1813 in russische Kriegsdienste, nahm als Sekretär Gårdenbergs 1815 am Wiener Kongreß teil, war dann bis 1819 Ministersekretär am badischen Hofe und starb als Legationsrat a. D. in Berlin am 10. Oktober 1858. — Er war einer der besten Prosaiten seiner Zeit. Sein an Goethe gebildeter glatter und feiner Stil bekundet sich besonders in seinen „Biographischen Denkmälen“, die das Leben bedeutender Feldherren, Staatsmänner und Dichter schildern.

Blücher.

Blücher war von großer, schlanker Gestalt, von wohlgebildeten, starken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vortwärtsgebeugte Haltung. Doch sein Haupt erhob sich in aller Schönheit, welche das Alter, das so vieles nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch spärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine starke, gekrümmte Nase, scharfe, heftig rollende und doch im Grunde sanft blickende, hellblaue Augen, dunkel gerötete Wangen, ein feiner, aber vom starken, herabhängenden Schnurrbart fast überschatteter Mund, ein wohlgeformtes, starkes Kinn, alles dies stimmte zu einem tüchtigen Menschenantlitz überein, dessen ausgearbeitete Züge sogleich einen bedeutenden Charakter erkennen ließen. Sein ganzes Ansehen trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollstreckenden. Mut und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuts, einer persönlichen Unbequemlichkeit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umständen eigen blieb. Seine Sprache war rauh und dumpf, wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorn überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. . . .

Seine Kriegsführung zeigt überall denselben Charakter des Eifers und der Kühnheit; sein Heer ist immer angestrengt, sehr oft in allzu großen Fernen verteilt, zum Angriff und zur Verteidigung zu weit auseinander; er selbst wird häufig über-

fallen, aber sein unaufhaltsamer Mut und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für sich allein oder verbunden mit andern Feldherren, mit eigenen oder mit fremden Truppen, selbständig oder von höherem Befehl abhängig, immer bringt er entschlossen auf den Feind, keine politische wie keine persönliche Gefahr kennend und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen niemals gehemmt.

Von seinem Gleichmut in Gefechten, von seiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Vigny¹⁾ rauchte er gelassen seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächsten Kanoniers angezündet hatte. Seine Umgebungen hatten immer alle Mühe, ihn von der persönlichen Teilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten; besonders wenn ein Gefecht ungünstig ausfiel, dann wollte er immer persönlich mit Reiterei alles wieder umlenken, und indem er etwa sagte: „Ich werde sie gleich mal anders fassen!“ oder: „Na, ich will schon machen, laßt mich nur erst unter sie kommen!“ sah er sich eifrigst nach der nächsten Reiterei um, rief die Anführer herbei, denen er das meiste zutraute, und war oft kaum zu verhindern, seinen für das Ganze vielleicht schon zwecklosen, für die Truppen aber selbst im Gelingen verderblichen Anschlag auszuführen. Diese Unerfrohenheit und dieser Gleichmut bedurften nicht der Spannung, die das

1) Bei Vigny in Belgien wurde Blücher am 16. Juni 1815 von Napoleon geschlagen.

Schlachtfeld in der Seele zuweisen erst erweckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, so unerwartete als Kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähmend: „Da kann er die schönsten Schmirer kriegen!“ gab einige für den Fall nötige Befehle und drehte sich gelassen auf die andere Seite zum Weiter-schlafen.

Durch solche Art, zu sein und die Dinge zu nehmen, hatte Blücher eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugetan; selbst in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die sich freilich, sobald es auf Worte ankam, oft nur in der vorzugsweisen Anfeindung, die gleichwohl den tieferen Anteil in sich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbesondere die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehen, sie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schläge weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüther. Einst wollte er kurz vor einem Sturme seine Truppen anreden, da fiel ihm ihr schmutziges Aussehen auf, und sogleich an diesen Eindruck seine Worte anknüpfend, rief er in seiner Kraftsprache: „Merkt, ihr seht aus wie die Schweine. Aber ihr habt die Franzosen geschlagen; damit ist's aber nicht genug. Ihr müßt sie heut' wieder schlagen, denn sonst sind wir alle — verloren; — also frisch druf, Kinder!“ — eine Anrede, welche von der größten Redekunst nicht glücklicher ausgedacht und angeordnet werden könnte. Sie ist trotz der gemeinen Worte wahrhaft erhaben und begeisternd. Ebenso glücklich trafen oft seine Scherzworte, z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch sehr gelitten hatte und in ernster, fast düsterer Haltung einherzog, vertrauensvoll zurief: „Nun, Kinder, sollt ihr auch so lange in Frankreich bleiben, bis ihr alle Französisch könnt!“ Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune versetzt. Mit seinen Offizieren ging er ebenso vertraulich, ja ganz kameradschaftlich um.

Nichts war merkwürdiger, als wenn er

von seinen Kriegsergebnissen erzählte. Am liebsten sprach er von den Vorfällen in Schlesien, von dem Gefechte bei Gai nau²⁾ und besonders von der Schlacht an der Kappach;³⁾ wenn er die einzelnen Umstände lebendig und anmuthig vortrug, glaubte man darauf schwören zu müssen, daß die Sachen so gewesen, wie er sie darstellte, und doch war meistens alles falsch. Seine Einbildungskraft hielt ihm Lieblingsbilder vor, wie die Sache hätte sein können und am meisten nach seinem Sinne würde gewesen sein, und diesen folgte er dann unbedenklich. Die größten Feldherren, auch Friedrich der Große, sagt man, waren von dieser Übertragung nicht frei, daß sie die Macht, mit welcher sie auf die Ereignisse selbst wirkten, auch späterhin auf die Erzählung davon zuweisen ausdehnten. Einmal sprach Blücher ausführlich von den Schlachten von Brienne⁴⁾ und von Champaubert,⁵⁾ und seine Erzählung setzte als unzweifelhafte Tatsache voraus, daß der letztere Vorfall dem ersten vorangegangen. Ein Adjutant bemerkte ihm den Irrthum mit bescheidener Beflissenheit; das war aber Blüchern ein schlechter Dienst. „Warum nicht gar!“ brummte er mit verdrießlichem Seitenblick auf den Berichtiger, „das werd' ich doch wohl besser wissen? Wollen mich wohl noch konfuse machen!“ Hier mag auch noch erwähnt werden, daß auch die Namen der Orte und Personen in seiner Einbildungskraft leicht Umgestaltungen erlitten, die er dann hartnäckig festhielt; so hieß der Montmartre⁶⁾ bei ihm unwiderruflich der Sanct Märten, der Marschall Marmont ebenso sicher Marmotte. Ähnliche Willkür und Beharrlichkeit in der gleichen wird auch von Napoleon erzählt.

Wenn er eigentliche Reden hielt, wozu er besonders in den letzteren Zeiten, durch so manchen glänzenden Erfolg aufgemuntert, gern die Gelegenheit nahm, so ging seine Ausdrucksweise nicht sowohl auf ge-

2) Bei Gai nau führte Blücher am 26. Mai 1813 einen vernichtenden Schlag gegen die Vorhut des ihn verfolgenden französischen Generals Reu. — 3) An der Kappach besiegte Blücher am 26. August 1813 die Franzosen unter Macdonald. — 4) Bei Brienne fand am 29. Januar 1814 ein unentschiedenes Treffen zwischen Blücher und Napoleon statt. — 5) Bei Champaubert verlor Blücher am 10. Februar 1814 ein Treffen gegen Napoleon. — 6) Ein Hügel bei Paris, den Blücher am 30. März 1814 erstürmte.

drungene Stärke als vielmehr auf behagliche Breite, auf allen Gemeinplätzen der Ansichten und Empfindungen verkehrend, ja auch Rührungsmotive, die einst so allgemein an der Zeit waren, nicht verächtlich und nur hin und wieder durch ein treffendes Wort, durch eine kecke Wendung das Ganze rettend. Der Fluß seiner Rede war alsdann, wie sein Selbstvertrauen, bewundernswert; sein Anlaufsflug hier wie im Felde wohl bisweilen unruhig, aber niemals blieb er stehen. Die Sprachlehre machte ihm keine Sorge; er sprach sein gutes, verständliches Deutsch, zwischen der Umgangssprache und der Mundart des Volkes in der Mitte schwebend, mit einem starken Gang jedoch zu den Eigenheiten der letzteren in Redensarten und Aussprache.

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen, freudigen Anerkennung des Verdienstes anderer, sowohl solches, das er selbst nicht teilen konnte, als auch dessen, was in der Bahn des seinigen lag. Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie ihm in der Persönlichkeit oder in dem Namensansehen entgegentraten, die ihren Wert ihm verständlich machten. Das Verdienst des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eigenes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenschaft seiner Mitfeldherren an, auch den Einsichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorsam seine eigene Meinung, solange nicht die Umstände ihm gebieterisch eine Selbstständigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wußte. Aus der höchsten Prüfung ging sein Charakter rein und groß hervor in den Verhältnissen, welche, einzig in ihrer Art, erst zu Scharnhorst und dann zu

Gneisenau, besonders aber zu dem letzten, ihm zuteil wurden. Mit aufrichtiger Selbsterkenntnis unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen als seine Freunde und Vertraute waren und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermissen konnten.

Scharnhorst wurde früh von seiner Seite gerissen; Gneisenau aber blieb der unzerstrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Anteil demselben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchsten Taumel der Glorifikationen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, stets eifrig und laut verkündigt. Hierher gehört das große Wort, durch welches Blücher einst die Lobreden, die man ihm zum Überdruß vorgetragen, ungeduldig unterbrach: „Was ist's, das ihr rühmt?“ rief er wie begeistert, „es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!“

Ein andermal in einer großen Versammlung, als bei Tisch viele Trinksprüche schon ausgebracht und Sinn und Streben auf Seltsames und Wunderliches gerichtet war, verließ Blücher, alle überbietend, er wolle tun, was ihm kein anderer nachmachen könne, er wolle seinen eigenen Kopf küssen. Das Räthsel blieb nicht lange ungelöst; er stand auf, ging zu Gneisenau hin und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offene Bekenntnis, er selbst sei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneisenau das leitende Haupt gewesen. Ihre beiderseitige Freundschaft blieb ungetrübt bis ans Ende, und kein Augenblick von Eifersucht rief jemals eine Teilung und Sonderung dessen herbei, was durch das Leben selbst vereint worden und nur also vereint in seinem vollen Werte besteht.

4. Jean Paul Friedrich Richter,

geboren den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge, bezog nach glänzender Absolvierung des Gymnasiums 1780 die Universität Leipzig, wo er Theologie, dann Literatur und schöne Wissenschaften studierte, mußte nach dem Tode seines Vaters vorzeitig die Universität verlassen, um sich und seine Mutter durch Schriftstellerei zu ernähren, ließ sich endlich 1804 in Baureuth nieder, erblindete 1825 und starb in demselben Jahr am 14. November. — Er war ein erstaunlich produktiver Schriftsteller. Fast unübersehbar ist die Zahl seiner humoristischen, ästhetischen, satirischen, pädagogischen Schriften, die sich fast sämtlich einer ganz außerordentlichen Beliebtheit erfreuten, aber dem heutigen Geschmack nur noch wenig entsprechen, wenn sie auch nach ihrem wissenschaftlichen Gehalt noch immer anregend wirken. Er war einer der Hauptverbreiter der Ideen der Aufklärung.

Die Taschenbibliothek.

Es kann sein, daß meine jungen Leser zufrieden sind, wenn sie meine Erzählung gelesen; aber dankbar werden sie sein nach zwanzig Jahren, wenn sie sie benutzt haben.

Der Pagentanzmeister Aubin hatte wenig Zeit, wenig Geld, noch weniger Gedächtnis und Bücher! — und doch wußt' er fast alle auswendig und war nicht bloß auf dem Tanzboden zu Hause. Ich wollte dieses Rätsel vergeblich durch Erraten auflösen; ich mußte zu dem selber gehen, der es war. Ich münzte mich daher nicht unter die Schüler, sondern unter die Zuschauer seiner fröhlichen Tanzstunden, die er den Pagen und einigen Nebenelevinen¹⁾ in dem großen Redoutensaale²⁾ gab.

Ich kam ein wenig früher als die Eleven, die gern überall tanzten, nur nicht da, wo sie es lernen sollten. Aubin war schon da und steckte ein kleines Buch, in der Größe des Katechismus von Schloffer, den ihr euch kaufen solltet, bei meinem Anblick ein. „Ich bin so glücklich,“ sagt' er, um seinen Fleiß gleichsam zu entschuldigen, „daß ich keine Zeit und Langeweile habe. Ich fühle nie, daß ich auf etwas warte, denn ich ziehe sogleich einen Teil meiner Taschenbibliothek aus der Tasche, und wär's an einem Ufer, auf das der Jährmann erst aus der Mitte des Stromes zurückrudert.“ Er stahl sich immer zwischen seinen täglichen acht Tanzstunden und zwischen den Zeiten der Erholung einige Leseminuten heraus; wie verächtlich steht neben einem solchen Minuten-dieb im guten Sinne ein Tagedieb im schlimmen! — In der flüchtigen Viertelstunde unsers Gesprächs setzte er mich durch seine Kenntnisse in Ungewißheit, ob er außer der Tanzkunst eigentlich Theologie — oder Jurisprudenz — oder Astrologie — oder Geschichte — oder andere Wissenschaften verstehe.

Nach vier Uhr unterbrachen die Tanzschülerinnen unser Gespräch mit dem ihrigen. Ich hoffe, es war nur eine — höchstens noch eine —, die die „Abendstunden der Madame Genlis“ nicht gelesen, sonst

wäre sie gewiß noch einmal so höflich, so still und so bescheiden gewesen. Vielleicht hatte sie keine Mutter mehr, die es ihr sagen konnte, daß eine Jungfrau gegen jeden Mann, den sie bezahlt, gegen einen Tanz- oder Sprach- oder Zeichenmeister noch zurückhaltender und höflicher zugleich sein müsse als gegen Freunde ihrer Eltern. Herr Aubin tadelte es gewiß auch, daß sie länger blieb als andere und in unser Gespräch eindrang und ihm zuletzt die Frage tat, die sich niemals schickt, welches Geschlecht besser sei, ihres oder seines. Kein Mensch von Erziehung legt eine Frage vor, deren Antwort dem anderen Mühe kostet. Ich nahm ihm die Mühe durch die Erzählung einer Historie aus den „Abendstunden der Madame Genlis“ ab; wir hatten Zeit, da er von fünf bis sechs Uhr auf neue Springtässer lauerte, die aber heute alle im Komödienthause saßen. Als die Historie aus und das Mädchen fort war, bat er mich zu meinem Erstaunen, sie — noch einmal zu erzählen, denn es blieb' ihm kein Name, sagt' er; sein Gedächtnis sei durch das schnelle Hintereinanderlesen von Dingen, die nicht zusammengehörten, ein ausgezogener Acker geworden. Mir war freilich diese Entkräftung eines Gedächtnisses, das mir heute nichts als Proben seiner Stärke gegeben, unbegreiflich; aber der Satz ist wahr, daß einer, der jede Minute eine andere Wissenschaft oder ein anderes Geschäft vornimmt, sein Gedächtnis zerstöre.

Das Glück oder vielmehr Don Carlos — denn diese Tragödie wurde heute gegeben — nahm ihm die Schüler und schenkte mir den Lehrer. „Man sollte“, sagt' er, „allemal heute (den 22. Juli) dieses Stück aufführen, weil der Held davon gerade heute (1568) sich totgeblutet.“ Er wußte den Tag vieler Begebenheiten, deren Jahrhundert andere nicht wissen. Ich begriff immer weniger die Schwäche seines Gedächtnisses. Er sagte, ich sollte nichts loben als — höchstens seine Taschenbibliothek. Ich ging also mit ihm nach Hause zum Hauptschlüssel aller Rätsel.

Ein halbes Schoß Bücher — lauter Compendien von einem halben Schoß

1) Schülerinnen. — 2) Tanzsaal.

Wissenschaften — besaß er, weiter kein Blatt. Oft sind die Gehirnkammern leer und die Bücherbretter voll; aber hier war das Widerpiel.

Endlich ergriff er den Schlüssel zu einem Bücherschrank — und zum Rätsel — und schloß beide, das heißt, seine Taschenbibliothek, auf.

Exzerpte³⁾ waren es, aber kürzere als die gewöhnlichen.

Ich will jetzt den Lesern, die so glücklich sind, noch in den Jahren zu sein, deren Verlust oder Mißbrauch keine spätern gutmachen — diesen will ich alles Wort für Wort zuwenden, was mir der Tanzmeister vor sagte; ich mag ihn nicht um den Dank bringen, den sie ihm einmal nach langen Jahren sagen werden.

„Ich hat oft“, sagt’ er, „einen Menschen, der eine dicke Reisebeschreibung wieder zum Bücherverleiher zurückgetragen, mir nur einen Bogen mit dessen Inhalt vollzuschreiben — er konnt’ es nicht. Nach vier Wochen konnt’ er nicht einmal ein Oktavblatt ausfüllen mit der Erbschaft aus dem Buch. Es war also nicht bloß so gut, als hätt’ er’s nicht gelesen, sondern noch schlimmer. Ich hatte Tanzschüler, die jährlich mehr Bücher als Tage durchbrachten, aber sie befanden sich jährlich nicht um 365 Zeilen reicher. Und doch ist’s nicht unmöglich, zugleich viel zu lesen und viel zu merken. Was soll man da machen?“

Bloß Exzerpte. Ich fing mir anfangs aus jedem Buche zwei, drei Sonderbarkeiten wie Schmetterlinge aus und machte sie durch Tinte in meinem Exzerptenbuche fest. Ich hob aus allen Wissenschaften meine Rekruten aus. Drei Zeilen Platz, mehr nicht, räumt’ ich jeder Merkwürdigkeit ein. Ich borgte mir allezeit nur ein Buch, um es lieber und schneller zu lesen; viele borgen, ist so viel wie sie kaufen, man liest sie nicht oder spät. Oft besteht aller Geist, den ich mit meiner Kelter aus einem Buche bringe, in einem einzigen Tropfen; ich habe aber dann nach zehn Jahren noch etwas, noch einen Vorteil vom Buche aufzuweisen, nämlich meinen Tropfen. Diese

Exzerpte zieh’ ich wie Nieschwasser überall aus der Tasche, auf der Straße, im Wohnzimmer, auf dem Tanzboden, und erquickte mich mit einigen Lebenstropfen. Wäre mein Gedächtnis noch schwächer, so läß’ ich sie noch öfter.

Die Hauptsache ist, daß ich Exzerpte aus meinen Exzerpten mache und den Spiritus noch einmal abziehe. Einmal les’ ich sie z. B. bloß wegen des Artikels vom Tanze durch, ein anderes Mal bloß über die Blumen, und trage dieses mit zwei Worten in kleinere Hefte oder Register und fülle so das Faß auf Flaschen.

Sogar eine schwere Zahlenlast kann mein kraftloses Gedächtnis aufheben und tragen: ich lege sie nur in 365 kleine Lasten auseinander.“

Hier gab er mir seinen Kalender. Jeder Monat war mit einem halben Bogen durchzogen, auf dem es für jeden Monatstag beigezeichnet stand, ob dieser der Geburts- oder Sterbetag eines berühmten Mannes oder einer großen Begebenheit oder ein griechischer, jüdischer, römischer Festtag sei, oder welcher Kaiser daran ohngefähr in die Erde, oder welcher Zugvogel zu seinen Winterlustbarkeiten abreise. Jeden Morgen sah er dann das historische Pensum des heutigen Tages an, und nach einem Jahre hatte er mehr als zweimal 365 Zahlen im Kopfe.

Ich mußte hier den Mann, dessen Herz für alles Wissen brannte, an das meinige drücken und es ihm gestehen, daß ich beinahe auf demselben Wege seit dem vierzehnten Jahre gehe.

Und ihr, lieben Jünglinge, macht, daß ihr auch einmal aus solchem Grunde umarmt werdet. Vergesst den Pagentanzmeister Rubin nicht, der keine Zeit und kein Gedächtnis und doch so viele Kenntnisse hatte! — Vergesst ihr ihn, so bleibt euch aus einer ganzen durch eure Seele rauschenden Universitätsbibliothek nicht so viel zurück, als in den Katalog derselben, weitläufig geschrieben, hineingeht. Die Bücherflut verläuft, läßt nur einige Schalen nach, überspült wieder euer Gedächtnis, und nach dieser Ebbe und Flut steht in eurer Seele nicht eine einzige

3) Auszüge.

gewässerte Pflanze, sondern eine nasse Sandwüste. Repetieren könnt ihr dann gar nicht, oder ihr müßt dann wenigstens das alte Buch von neuem lesen und also Vergessenes und Behaltenes zugleich wiederholen, indes ihr in derselben Zeit ein ganz neues durchbrächtet. Am Ende werdet ihr zur Wiederholung eurer Lektüre fast die Wiederholung eures Lebens nötig haben. Kurz, vergeßt, was ihr wollt, nur meine Erzählung nicht. Sogar die unter euch, die hier erschrecken und es beklagen, daß sie schon zu alt sind, diese nehmt' ich bei der Hand und sage ihnen tröstend: „Geht nur mir und dem Herrn Aubin

nach; um so mehr müßt ihr jetzt, da ihr euch so spät auf den Weg zur Kenntniß macht, den abgekürzten einschlagen — wahrhaftig, aus denselben Gründen, warum ich und er noch im Nachmittage des Lebens mit Exzerpieren fortfahren, müßt ihr damit anfangen.“

Wenn ich nach zehn Jahren noch lebe, so will ich am heutigen Tage an diesen Aufsatz denken und mich draußen nach allen Weltgegenden umschauen und sagen: „Gewiß lebt in diesem Umkreis mehr als ein Mann, den froh ist, daß er vor zehn Jahren erfahren hat, wie es der Pagentanzmeister Aubin machte.“

5. Gottfried Seume,

geboren den 29. Januar 1763 zu Roserna bei Weizenfels, bezog die Universität Leipzig, entfloß aus Widerwillen gegen das ihm aufgedrungenen Studium der Theologie, wandte sich gen Paris, ward unterwegs von heftigen Wörbern aufgegriffen und nach Amerika geschleppt, fiel nach seiner Rückkehr preussischen Wörbern in die Hände, desertierte und entging kaum der Todesstrafe, war dann eine Zeitlang Lehrer, 1793 russischer Offizier, ließ sich nach seinem Abschied in Leipzig nieder und machte von hier aus einige große Fuhrenreisen, die er unter dem Titel „Spaziergang nach Syrakus“ und „Mein Sommer“ selbst beschrieb. Außerdem hinterließ er vermischte Gedichte und eine unvollendete Selbstbiographie. Er starb den 13. Juni 1810 zu Teplitz.

1. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
übertünchte Höflichkeit nicht kannte
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
5 Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecs überreisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Fellenbügel
10 Um ein kleines hingegeben hatte,
Gilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefberdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
15 Überfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Tropf der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides.
20 Kletterte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen,
Eilte der gute, wahre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich
„leget,“

25 Bat er mit der herzlichsten Gebärde
Den gestiftet seinen Eigentümer,
„Obdach hiet in Eurem Hause finden!“

„Willst du, mißgestaltetes Ungeheuer,“

Schrie ergrimmt der Pflanze ihm entgegen,

30 „Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!“

Und ergriff den schweren Stoß im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte
Abend

35 Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.

Naß und müde setz' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder

Und erzählte von den bunten Städten

40 Und den Kriegern, die den Donner
tragen,

Und dem Regenturm, der ihn ereilte,

Und der Grausamkeit des weißen Mannes.

Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen

Nacken,

45 Trockneten die langen, schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,

Bis sie die versprochenen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanze
Auf der Jagd im Walde sich verirret.

50 über Stoß und Stein, durch Tal und

Bäche,

Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildnis brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war ver-
gebens;

55 Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen, schwarzen Felsenwän-
den.

Ängstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
60 Furcht und Freude schlug in seinem
Herzen,

Und er sagte Mut und nahte Leise.
„Wer ist draußen?“ brach mit Schreckens-
tone

Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Woh-
nung.

65 „Freund, im Walde hab' ich mich ver-
irret,“

Sprach der Europäer furchtsam schmei-
chelnd;

„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' Euch
danken,

Morgen früh mir die gewissen Wege!“ —

70 „Kommt herein,“ versetzt der Unbe-
kannte,

„Wärmt Euch! Noch ist Feuer in der
Hütte.“

Und er führt ihn auf das Vinsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
75 Hummer, Lachs und frischen Vären-
schinken,

Um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste,
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirt der Europäer.

80 Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken
trennte

Und mit Wollust trank vom Honigtrank,
Den in einer großen Muschelschale

85 Er ihm freundlich zu dem Mahle
reichte.

Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
90 Schrecklich stand mit Röcher, Pfeil und
Bogen

Der Hurone jezt vor seinem Gaste
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre.
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
95 Angefüllt mit süßem Morgentrank.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Win-
dung

über Stock und Stein durch Tal und
Bäche

Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
100 Gößlich dankte fein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Schaute starr dem Pflanzern in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?“

105 Wie vom Blik getroffen, stand der
Jäger

Und erkannte nun in seinem Wirte
Jenen Mann, den er vor ivenig Wochen
In den Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.

110 Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bess're Men-
schen!“

Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

2. Seumes Amerikafahrt.

Auf seiner Wanderung von Leipzig nach Pa-
ris, wohin er sich zur Verbesserung seiner Lage
begeben wollte, fiel Seume, wie oben bemerkt,
heftigen Werbern in die Hände, um mit vielen
Hundertern seiner Landsleute für schnödes Geld
an die Engländer verkauft zu werden. Er er-
zählt weiter:

Man brachte mich als Halbarrestanten
nach der Festung Ziegenhain, wo der
Zammergefährten aus allen Gegenden
schon viele lagen, um mit dem nächsten
Frühjahr . . . nach Amerika zu gehen.
Ich ergab mich in mein Schicksal und
suchte das Beste daraus zu machen, so
schlecht es auch war. Wir lagen lange
in Ziegenhain, ehe die gehörige Anzahl
Rekruten vom Pfluge und dem Heerwege
und aus den Werbestädten zusammen-
gebracht wurde. Die Geschichte und Pe-
riode ist bekannt genug: niemand war
damals vor den Handlangern des Seelen-

verkäufers sicher; überredung, List, Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingestekt, fortgeschickt. Mir zerriß man meine akademische Inschriftion als das einzige Instrument meiner Legitimierung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall. Wo so viele durchkommen, wirst du's auch. über den Ozean zu schwimmen, war für einen jungen Kerl einladend genug, und zu sehen gab es jenseits auch etwas. So dachte ich. Während meines Aufenthalts in Ziegenhain brauchte mich der alte General Gore zum Schreiben und behandelte mich mit vieler Freundlichkeit. . . .

Endlich ging es von Ziegenhain nach Kassel [und von da] nach Hannoverschen Münden. Unser Zug glich so ziemlich Gefangenen; denn wir waren unbewaffnet, und die bewehrten Stiefeletten-Dragoner und Garbisten und Jäger hielten mit fertiger Ladung Reihe und Glied fein hübsch in Ordnung. Ich genoß, trotz der allgemeinen Mißstimmung, doch die schöne Gegend zwischen den Bergen am Zusammenfluß der Werra und der Fulda, die dort die Weser bilden, mit zunehmender Heiterkeit. Das Reisen macht froher, und unsere Gesellschaft war so bunt, daß das lebendige Quodlibet alle Augenblicke neue Unterhaltung gab. So ging es denn auf sogenannten Bremer Böden den Strom hinab. Nicht weit von Hameln, glaube ich, machte man eine Absonderung der Preußen, die man nicht durch Preußischen Münden bringen durfte, und ließ sie einen Marsch zu Lande machen, um das Preußische zu vermeiden. Da mir das zusammengebrückte, eingepökelte Wesen auf den kleinen, langen Fahrzeugen nicht sonderlich behagen wollte, meldete ich mich als Preußen beim Verlesen. Der Offizier sah in die Liste und sagte: „Hier steht ja ‚ein Sachse‘.“ — „So?“ sagte ich; „nun, so will ich ein Sachse bleiben.“ Er schwieg, ließ mich aber, nachdem alle verlesen waren, mit den Preußen ansteigen. Man stellte sich, und es ging zu Lande weiter. Ich hatte damals die Gewohnheit, ein Buch zwischen Weste und Beinkleider unter den Gürtel zu stecken.

Das Buch mochte diesmal etwas zu stark sein und den Leib unförmlich machen. „Was, ist der Kerl so fett?“ sagte ein Hauptmann, der eben vor mir stand, und hob die Weste beim Flügel auf, und es wurde der Julius Cäsar zutage gefördert. „Was macht Er denn mit dem Buche?“ fuhr er fort. „Ich lese darin,“ war meine Antwort. „Wo hat Er denn das Latein gelernt?“ — „Das Latein pflegt man gewöhnlich in der Schule zu lernen.“ Er schüttelte den Kopf. Ich hatte in dem Buche eine Menge Randnoten . . . niedergeschrieben. „Von wem sind denn die Bemerkungen hier?“ — „Von mir. . . .“ Er sah mich fest an und endigte mit dem spöttischen Abschied: „Er wird wohl einmal ein recht großer Mann werden.“ — „Schwerlich,“ sagte ich, „das ist unter den Deutschen gar nicht wahrscheinlich; aber wenigstens will ich nicht schuld sein, daß er's nicht wird.“

Nun ging es fort, und ich las, ohne eben weiter mir einen Zweck zu denken, in den Ruhestunden zuweilen nach meiner Weise einige Kapitel, aus bloßem Bedürfnis, um mich besser zu beschäftigen, als ich in meinen Umgebungen sonst wohl konnte. Hier entspann sich in einem Nachtquartier wieder ein Komplot und sollte der Kürze wegen, und da unsere Bedeckung nicht sehr stark war, sogleich ausgeführt werden; ich habe aber die Beschaffenheit derselben nicht recht erfahren können. Diese Rekrutenabteilung bestand aus lauter preussischen Landeskindern und preussischen Deserteuren, die beständig vom alten Fritz und Seidlitz und Schwerin sprachen und sich nichts Kleines dünkten. Aber . . . es war laut geworden: der kommandierende Offizier requirierte sogleich die ganze bewaffnete Bürgerschaft und die Bauern aus der Gegend, machte echt militärische Miene, uns in der alten Kirche, wo wir lagen, zusammenzuschießen; und es ging alles wieder ganz ruhig bis an die Weser auf die Bremer Böde. . . .

Es würde mir ein hoher Genuß gewesen sein, an der Hand eines Freundes und Geschichtskenners die Partien der Weser von Korvei bis Bremen zu besehen, wo die Schönheiten der Natur durch den

Gedanken der alten, jetzt verlorenen Nationalehre magisch beleuchtet werden; aber damals war unsere Reise ein slavisches, dumpfes Hinstarren auf die Gegenden, wo ehemals Männer für ein besseres, nicht so üppiges Vaterland kämpften. Von Varus bis Bonifaz herab schwebten mir dunkel die Szenen vor, Bonifaz, der mit heiliger Einfalt die heroische Tugend betrieb und die feiner gewebte Sklaverei spann, die uns zum Spielwerk anderer gemacht hat. Von Bremen bis Bremerlee fuhren wir in andern Fahrzeugen, die schon See halten können, aber sich nicht weit von der Küste entfernen. Unbekümmert legte ich mich abends hin und schlief mitten auf dem Strome und war sehr verblüfft, als unsere ganze kleine Flotte des Morgens am Ufer ganz trocken darsaß und wartete, bis die Flut sie wieder emporhob; doch waren wir alle nicht halb so verblüfft als bei der ähnlichen Erscheinung Alexanders Soldaten auf dem Indus.

In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepöfelt wie die Heringe. Den Platz zu sparen, hatte man keine Hängematten, sondern Verschlüge in der Tabulatur des Verdecks, das schon niedrig genug war; und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein ausgewachsener Mann nicht gerade stehen und im Bettverschluge nicht gerade sitzen. Die Bettkasten waren für sechs und sechs Mann. Wenn viere darin lagen, waren sie voll, und die beiden letzten mußten hineingezwängt werden. Das war bei warmem Wetter nicht kalt. Es war für einen einzelnen gänzlich unmöglich, sich umzuwenden, und ebenso unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Die geradeste Richtung mit der schärfsten Kante war nötig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: „Umgewendet!“ und es wurde umgeschichtet; hatten wir nun auf der andern Seite quantum satis ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorherige Quetsche. . . .

Es war mir doch ein sonderbares Gefühl, als ich den andern Morgen auf das

Verdeck trat und zum erstenmal nichts als Himmel und Wasser um mich sah. Der Ozean wogte majestätisch, und die Schiffe tanzten magisch wie kleine Spielwerke auf der unbegrenzten, ungeheuren Fläche; der Himmel war bewölkt und teilte dem Wasser seine tiefe, ernsthafte Farbe mit. Ich war wirklich in einer andern Welt und fühlte mich abwechselnd größer und kleiner, nachdem eine erhabene oder bange Empfindung eben in der Seele herrschte. . . . Bald kam Sturm und mit ihm die Seefrankheit. Beide waren weiter nicht gefährlich, aber doch den Neulingen fürchtbar genug. Fünf von der sechsmännischen Menage waren krank; ich blieb leider allein gesund. . . . Die Seeluft gibt gewaltigen Appetit, die Schiffsportionen waren klein. Da niemand aus der Menage essen konnte, hatte ich die Fülle zur Sättigung und konnte Vorrat von Zwieback sammeln, so daß ich wirklich eine ganze, große Nachtmühe voll hatte. Bald kam einer und forderte seine Portion, dann der andere, dann der dritte, und so fort; in kurzer Zeit war ich auf mein eigenes kleines Kontingent gesetzt. Die Genesenden waren durch die Krankheit und das Fasten gehörig auf die beschränkte Portion vorbereitet, die Gesunden hingegen hatten eine sehr unangenehme Speisefapazität gewonnen. Bald war mein kleiner Vorrat aufgezehrt, und mein Magen war bei der ganzen Portion auf ein sehr unbehagliches Halbfasten reduziert. Hier sorgte denn zufällig die Muse für ihren Zögling. Ich saß auf dem Quatterdeck und las eben Horazens „angustam amice pauperiem“, als der dicke Steuermann mich sehr unfreundlich von der Bank schleudern wollte. Ich brummte meine Unzufriedenheit in meinem bißchen Englisch, . . . so gut ich konnte, und wollte hinunter in meinen Kasten schleichen, wo ich mich von niemand hudeln ließ. Der Kapitän kam dazu, guckte mir in das Buch und hieß mich sitzen bleiben. Als er einige Anordnungen gemacht hatte, kam er zurück und fing eine Art Unterhaltung mit mir an: “You read Latin, my boy?” — “Yes, sir.” — “And you understand it?” — “I believe I do.” — “Very well; it is a very good diver-

sion in the situation you are in." — "So I find, sir; indeed, a great consolation." — So ging es denn freundlich und theilnehmend weiter. Er nahm mich mit in seine Kajüte und zeigte mir seine Reisebibliothek, die aus guten Engländern und einigen Klassikern bestand, und versprach mir, wenn ich die Bücher gut halten würde, mir zuweilen eines daraus zu leihen. Durch seine Freundschaft erhielt ich etwas mehr Freiheit auf dem Schiffe, zumal da ich etwas Vergnügen am Seewesen zeigte und in wenigen Tagen mir die Nomenklatur der Taue und Segel merkte und sehr stink und sicher oben in dem Mastwerk mit herumliefe. Es war wieder das Bedürfnis der Tätigkeit, die mir allerdings keine Vorteile schaffte und mich vorzüglich gesund erhielt. Da der Kapitän wohl merkte, daß die Schiffsportion meinem exemplarischen Appetit nicht zu reichend war, ließ er mir großmütig heimlich zuweilen eine Nachtmütze voll Zwieback und Rindfleisch zukommen, welches in der That im eigentlichsten Verstande ein sehr wohlthätiges Stipendium war.

Die Kost war übrigens nicht sehr fein, so wie sie nicht sehr reichlich war. Heute Speck und Erbsen und morgen Erbsen und Speck, übermorgen pease and pork und sodann pork and pease: das war fast die ganze Kunde. Zuweilen Grütze und Graupen und zum Schmause Pudding, den wir aus muffigem Mehl halb mit Seewasser, halb mit süßem Wasser und altem Schöpfenfett machen mußten. Der Speck mochte wohl vier oder fünf Jahre alt sein, war von beiden Seiten am Rande schwarzstreifig, weiter hinein gelb und hatte nur in der Mitte noch einen kleinen weißen Gang. Ebenso war es mit dem gesalzenen Rindfleisch, das wir in bester Kürze oft roh als Schinken aßen. In dem Schiffsbrote waren so viele Würmer, die wir als Schmalz miteißen mußten, wenn wir nicht die schon kleine Portion noch mehr reduzieren wollten; dabei war es so hart, daß wir nicht selten Kanonengüßeln brauchten, es nur aus dem Größten zu zerbrechen; und doch erlaubte uns der Hunger selten, es einzuweichen; auch fehlte es oft an Wasser. Man sagte

uns, und nicht ganz unwahrscheinlich, der Zwieback sei französisch; die Engländer hätten ihn im Siebenjährigen Kriege den Franzosen abgenommen, seit der Zeit habe er in Portsmouth im Magazine gelegen, und nun füttere man die Deutschen damit, um wieder Franzosen . . . totzuschlagen. Das schwergeschwefelte Wasser lag in tiefer Verderbnis. Wenn ein Faß heraufgeschroten oder aufgeschlagen wurde, so roch es auf dem Verdeck wie Styr, Phlegethon und Kokytus zusammen; große, fingerlange Fäsern machten es fast konsistent; ohne es durch ein Tuch zu seihen, war es nicht wohl trinkbar, und dann mußte man immer noch die Nase zuhalten, und dann schlug man sich doch noch, um nur die Sauche zu bekommen. An Gilttrieben war für die Menge nicht zu denken. Guten, ehrlichen Landmenschen kommt dieses ohne Zweifel schrecklich vor; aber wer Feldzüge und Seefahrten mitgemacht hat, findet darin nichts Ungewöhnliches. . . .

Stürme hatten wir oft und einmal so stark, daß uns der Aufsaß des Vordermastes und die große Rahe zerbrach. Die Türmung der Wogen, das Heulen der Winde durch die Segel, das Schlagen und Klirren der Taue, das Donnern der Wellen an die Borde, das Geschrei und Lärmen des Schiffsvolkes, der ganze furchtbare empörte Ozean, alles ist dem Neuling schrecklich; aber bald wird man es gewohnt und schläft ruhig unter dem Kampf der Elemente. . . .

Wir fuhren nicht durch den Kanal und die spanische See, weil damals noch die Spanier und Franzosen dort mit Flotten kreuzten und auf uns lauerten, sondern segelten um die Inseln nördlich an den Orkaden weg. Der Sturm trieb uns weit, weit nordwärts, und der Sicherheit wegen gab man vielleicht mehr nach, als nötig war. Wir konnten mutmaßlich nicht weit von Grönland sein; wir froren tief im Sommer, daß wir zitterten, Tag und Nacht. Alles ging schlecht genug: wir brachten über einer Fahrt, die sonst gewöhnlich nur vier Wochen dauert, zweiundzwanzig zu. . . .

Wenn ich nicht mit den Matrosen arbeitete, lag ich bei schönem Wetter mit

dem Virgil oben im Mastkorbe und verglich unsern überstandenen Sturm mit dem seinigen und fand ihn nie so lebendig wahr als eben jetzt, wo ich an den vorigen dachte und den kommenden erwartete. Sein „Insequitur clamorque virum stridorque rudentum“ ist einfach malerisch schön, daß es den ganzen Auftritt gibt. Das hat er selbst gefühlt, weil es mit wenigen Veränderungen in allen seinen Beschreibungen eines Seesturms wiederkommt. Wenn wir auch nicht wüßten, daß er zur See war, aus diesen Stellen würden wir es fast untrüglich schließen können. . . .

Endlich bekamen wir das Ufer von Nova Scotia¹⁾ zu Gesichte und liefen unter allgemeinem Freudengeschrei in der Bucht von Halifax ein. Halifax ist unstreitig einer der besten Häfen am Ozean, vielleicht der beste, für eine unzählige Menge Schiffe, sicher gegen alle Stürme. Die Insel und das Fort St. George nebst einigen Landbatterien verteidigen den Eingang, und es gehört schon eine ziemliche Menge dazu, ihn zu forcieren. . . . Man brachte uns wahrscheinlich nach Halifax, weil es in New York und den andern Provinzen schon höchst mißlich mit den Royalisten stand und man das Auschiffen kaum wagen durfte. Der Tag der Auschiffung war einer der schönsten und einer der schlimmsten. Zweiundzwanzig Wochen waren wir herumgeschwommen, ohne das geringste Land gesehen zu haben. Da wir keine britischen Amphibienseelen waren, sehnte sich alles ohne Ausnahme nach festem Fuße, zumal da der Scharbock²⁾ empfindlich zu werden anfang. Es war ein Hungertag, da uns die Schiffe für die Mahlzeiten an das Land wiesen und das Landkommissariat, zumal da das Auschiffen sich sehr spät verzögerte, noch nicht geliefert hatte. Doch vergaß jeder in der Freude gern die Forderung des Magens, wenn er nur den Boden begrüßen konnte. . . . Der Ort, der uns zum Lager angewiesen wurde, war abhängiger Felsenboden. Wir kamen spät ans Land, und ehe die Bedürfnisse herbeigeschafft wurden, ward es fast Nacht.

Die Zelte kamen an und sollten aufgeschlagen werden. Man hatte mich zum Unteroffizier ernannt; ich sollte also für das Aufschlagen sorgen. Nun hatte ich in meinem Leben nur ein einziges Lager ganz nahe gesehen und wußte von der Maschinerie eines Zeltes nicht einen Pfifferling. „Schlippe,“ sagte ich zu einem alten preußischen Grenadier, der mir zugeteilt war, „Latein und Griechisch verstehe ich so ziemlich, aber wenig vom praktischen Militär; helfe Er mir durch, vielleicht kann ich wieder durchhelfen.“ Der alte Soldat lächelte, ergriff das Beil, nahm einige mit sich, tat, als ob er meine weisen Befehle ausführte, und in einer Stunde stand unser Zelt trotz den übrigen so gut da, als es der harte Boden erlauben wollte. Die Schwierigkeit war nicht klein, da die Zeltstangen und Zeltpföcke erst aus dem Walde geholt und gehauen werden mußten. Die Nacht kam ein Sturm wie ein Orkan, der unserer Architektur weidlich spottete. Den folgenden Morgen standen vom ganzen Lager nicht zehn Zelte mehr fest; das unsrige stand nur halb; viele hatte der Wind in den Morast hinabgetrieben. Nun gingen wir an, etwas solider zu bauen, wozu uns auch die Kälte trieb. . . .

Da man den Transport nicht zu den Regimentern bringen konnte, wurden wir in ein Bataillon von fünf Kompagnien formiert und sollten für uns Dienste tun. Ich als Unteroffizier sollte nun den Exerziermeister machen und wußte selbst noch blutwenig. „Schlippe,“ sagte ich wieder, „Er sieht wohl, daß es mit mir noch etwas hapert. Wir wollen täglich eine Stunde in den Wald gehen, als ob's zur Jagd wäre; da ist Er wohl so gut, mir einige Handgriffe gründlicher zu zeigen, als ich sie bis jetzt gefaßt habe.“ Der alte Satyr lächelte und meinte, es würde schon gehen, zur Not auch ohne ihn. Es ging; gerade wie bei einem Professor, qui docendo discit, ward es täglich mit mir besser, und bald galt ich für einen Kerl, der sein Gewehr meisterhaft zu handhaben verstand und sich in die kleinen Evolutionen geschickt genug zu finden wußte. . . .

Das Leben im Lager im Spätjahr war schlecht genug; keine gute Kost, und

1) Nova Scotia. — 2) Scharbock oder Störbuck ist eine Krankheit infolge schlechter Nahrung.

Kälte bis zum Heulen und Zähneklappern. Unser Bataillon sah aus buntscheckig wie eine Harlekinsjacke, da es aus den Uniformen aller Regimenter bestand. Wir hatten weder Fahnen noch Kanonen, da es täglich hieß, wir sollten zu unsern Regimentern stoßen. Ich nebst ungefähr zwanzig andern war dem Regiment „Erbprinz“ zugefallen, habe aber das Regiment nie gesehen. . . . Der Dienst war, zumal für mich als Unteroffizier, beschwerlich genug und ließ nicht viel Zeit übrig. Überdies spannte mich noch dazu der Oberst Hatzfeld in das Joch als Schreibersknecht, so daß ich die noch übrigen Ruhestunden beim Adjutanten als Adjutant saß, mir fast die Finger krumm schmierte und weiter nichts erntete als ein freundliches „Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen.“ . . . Ich schrieb eine lange Zeit viel Regimentslisten; . . . die Arbeit war zwar trocken und langweilig genug, da oft wegen eines alten, morschen Pfannendeckels, der nicht zwei Pfennige wert war, einige Vögel kopiert werden mußten; dafür fing aber eben auch damals dort das papierne Jahrhundert recht praktisch an und hat seit der Zeit gehörige, reichliche Früchte getragen. . . . Ich tat abwechselnd Dienste, nach dem Beßuf, als Korporal, Sergeant, Fourier und Feldwebel, so daß ich alle Süßigkeiten des kleinen Soldatenlebens recht auskosten konnte. . . .

Sehr häufig kamen die Wilden in großer Anzahl in die Stadt, um ihre Jagdbeute

zu verkaufen, die meistens aus Moostieren, Geflügel und zuweilen Fischen, vorzüglich Aalen, bestand. Dafür bekamen sie Rum, europäische Bedürfnisse und spanische Taler. . . . Sie kamen gewöhnlich zur See in ihren bekannten Booten von Birkenrinde, die meisterhaft gebaut waren und die sie mit ihren kleinen Rudern meisterhaft zu führen verstanden. Die englischen Matrosen, die es ihnen nachtun wollten, verloren sehr oft das Gleichgewicht und fielen in die See, worüber dann die Indianer und über das europäische, schmerzfühlige Schwimmen recht herzlich lachten. . . .

Kriegerische Vorfälle haben wir außer einigen Märschen nicht gehabt. Ein einziges Mal schien es zu etwas Ernsthaftem kommen zu wollen, da die Franzosen den Ort anzugreifen drohten; aber außer einigen Schüssen von den äußersten Batterien fiel nichts vor: es blieb bei den Drohungen, vermutlich da sie die Engländer stärker und in besserer Bereitschaft fanden, als sie vermuteten. . . .

So kam denn endlich die Nachricht vom Frieden uns eben nicht erwünscht; denn junge, tatendurstige Leute sehen nicht gern ihrer Bahn ein Ziel gesteckt.

Unsere Hinfahrt dauerte, wie ich oben sagte, zweiundzwanzig Wochen, eine ungeheure Länge; den nämlichen Weg machten wir rückwärts in dreiundzwanzig Tagen; also machte ich eine der besten und eine der schlimmsten Fahrten mit.

§ 31. Die Romantik.

Die Entstehung der Romantik ist auf die Ausgangs des 18. Jahrhunderts herrschenden literarischen Zustände zurückzuführen. Der Klassizismus hatte damals in dem Bunde Goethes und Schillers seinen Höhepunkt erreicht, war aber wegen seiner allzu starken Anlehnung an die antike Welt (vgl. die Charakteristik S. 122) dem Volke fremd und unverständlich. üppig wucherte infolgedessen die niedere Literatur, die den Geschmack verdarb, und weite Kreise wurden von der verstandesdürren Aufklärung beherrscht, die jeden

freien Flügelschlag der Phantasie hemmte. Im Hinblick auf diese Zustände, zu denen noch die trostlose Kleinstaaterei kam, in der das Volk alles Vaterlandsgefühl und allen Sinn für das Große verloren hatte, forderten einige hochstrebende Männer, denen sofort ein schlagfertiges Heer gleichgesinnter Geister zu Gebote stand, eine völlige Umgestaltung der Poesie: sie solle als allgemein menschliches Gut dem Leben zurückgegeben werden, alles mit erfrischendem Hauch durchdringen, das ganze Leben verklären. Sie selbst machten sich an

diese Aufgabe und griffen — daher ihr Name Romantiker — zum Mittelalter mit seinem Ritter- und Minnewesen und seiner vermeintlichen Begeisterung für Kirche und Reich zurück, um durch dessen Wiederbelebung eine neue, ideale Zeit hervorzuzaubern, indem sie besonders die kirchlichen und deutsch-nationalen Anschauungen jener Zeit durch die Poesie dem Volke wieder zu eigen zu machen suchten.¹⁾ Aber trotz glänzender Befähigung gelang ihnen diese Aufgabe nicht; denn ein vergangenes Zeitalter läßt sich nicht willkürlich erwecken, und geradezu verhängnisvoll wurde für sie der Umstand, daß durch ihre Liebe zum weitentlegenen Mittelalter überhaupt jener Gang zum Fernliegenden, Geheimnisvollen in ihnen geweckt wurde. Immer mehr wandten sie sich aus der sonnenhellen Wirklichkeit dem Düsteren, Träumerischen und Zauberhaften zu und verfielen so der Phantasterei und widerlichsten Überspanntheit, so daß sie bald ihres Ruhmes verlustig gingen.

Aber trotz dieser Verirrungen lag in den Bestrebungen der Romantiker ein gesunder Kern, in dem eine wahre Fülle lebenskräftiger Ideen keimte, und mit Recht kann man sagen, daß mit ihnen ein neuer Frühling deutschen Geisteslebens anbrach. Ganz abgesehen von dem eigenartigen „romantischen“ Zug, den sie unserer Literatur gaben, führten sie dieselbe aus den engen Schranken des Klassizismus in die weiten, unendlichen Gefilde alles Schönen und bereicherten sie in bis dahin unerhörter Weise. Nicht nur, daß sie aus dem fruchtbaren Boden ihres eigenen Gemütslebens neben allem Unkraut die duftigsten, herrlichsten Blüten ersprießen ließen, sondern sie hoben auch mit emsigem Fleiß die Schätze der mittelalterlichen deutschen und

romanischen Literatur aus dem Staube der Vergessenheit, lenkten sogar ihre Schritte nach dem fernen Indien, wo sie die Urheimat der deutschen Poesie erblickten, und führten so durch Übersetzungen und Bearbeitungen der deutschen Heimat eine staunenswerte Menge neuer Stoffe in neuen Formen zu, so daß schon Goethe sagte, man brauche nur Deutsch zu können, um die Literatur aller Völker kennen zu lernen. Doch auch der Wissenschaft, z. B. der Germanistik, der vergleichenden Sprachforschung, der Literatur- und Weltgeschichte sowie der Kunst, z. B. der Malerei, der Architektur, der Musik, gaben sie äußerst wichtige Anregungen. Besonders war ihnen eine stark ausgeprägte Heimatliebe eigen, und bei allem und jedem, so z. B. auch in ihren Sammlungen von Volksliedern, Sagen, Märchen, Legenden, war ihr letztes Ziel, den deutsch-nationalen Sinn zu wecken. In dieser Richtung wirkten sie namentlich zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands unter der Herrschaft Napoleons und trugen nicht wenig zur Abschüttelung des fremden Joches bei.

Die Häupter dieser Schule waren die Brüder Schlegel, Tieck und Hardenberg. Ihnen schlossen sich später als sogenannte jüngere Romantiker an: Brentano, Arnim, Eichendorff, de la Motte Fouqué, der große Dramatiker Heinrich von Kleist, Chamisso und viele andere. Infolge der Schwärmerei der älteren Romantiker wandten einige treffliche Dichter der romantischen Schule, aus der sie hervorgegangen waren, den Rücken. Hierher gehören die sogenannten Halbromantiker Rückert, Hauff, W. Müller, Immermann und die schwäbischen Dichter Uhland, Kerner, Schwab, Mörike. Entschiedene Gegner der romantischen Theorien waren Heine, Platen, Seume, obwohl sie sich den Einflüssen der Romantik nicht völlig entziehen konnten.

1) Daß dabei ihre Werke, infolge der Bedeutung, die die katholische Kirche im Mittelalter hatte, jenen katholischen Zug annahmen, war nicht zu verwundern. Katholizismus und Romantik galten seitdem für engverwandte Begriffe.

1. (August) Wilhelm von Schlegel,

geboren am 8. September 1767 zu Hannover, studierte in Göttingen Philologie, wurde 1789 Professor der Literatur in Jena, begründete die Zeitschrift „Athenäum“, das Organ der romantischen Schule, wirkte 1802 bis 1805 an der Universität Berlin, begleitete 1805 die Frau von Staël durch Italien, Frankreich, Deutschland und Schweden, wurde in Stockholm dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte vorgestellt, der ihn später zu seinem Rabinettsekretär ernannte und ihn in den Adelsstand erhob, hielt 1808 in Wien seine berühmten „Vorlesungen

über dramatische Kunst und Literatur“, betrieb 1817 in Paris das Studium der indischen Sprache, wurde 1818 Professor der Kunstgeschichte und Literatur in Bonn und starb daselbst am 12. Mai 1845. — Weniger als schöpferischer Dichter ausgezeichnet, erwarb er sich als Kritiker und Übersetzer ein großes Verdienst. Besonders gelang ihm seine (von Baudissin vollendete) Übersetzung Shakespeares. — Friedrich von Schlegel, Bruder des vorigen, geboren den 10. März 1772 zu Hannover, wurde Professor in Jena, trat 1805 aus übertriebener Liebe zur Romantik des Mittelalters — wie mehrere andere seiner Gesinnungsgenossen — in Köln zur katholischen Kirche über und starb in österreichischen Staatsdiensten am 11. Januar 1829 zu Dresden. — Wie sein Bruder, so war auch er als Dichter unbedeutend; hingegen erlangte er, wie jener, durch seine kritischen und literaturhistorischen Arbeiten großen Ruhm, begründete durch seine Vorlesungen über „Die Geschichte der alten und neuen Literatur“ die Literaturgeschichte als Wissenschaft und gab durch sein Werk über „Die Sprache und Weisheit der Indier“ den Anstoß zum Studium des Sanskrit und damit zur vergleichenden Sprachwissenschaft.

1. An die südlichen Dichter, deren Lieder ich übersetzt hatte.

1. Nehmt dies mein Blumenopfer,
heil'ge Manen!
Wie Göttern biet' ich euch die eignen Gaben.
Mit euch zu leben und den deutschen Ahnen,
Ist, was mir einzig das Gemüt kann laben.
Sals Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutscher Red' euch denn bezagen
Und heim euch führen an des Wohlstands Banden
Zu nördlichen aus südlich schönen Landen.

2. Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, des Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Rittertum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für einen Glauben wollten alle streiten.
Die Herzen waren einer Lieb' erschlossen;
Da war auch eine Poesie erklingen
In einem Sinn, nur in verschiedenen Zungen.

3. Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zer-
ronnen,
Man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen,
Sie haben enge Weisheit sich erkoren;
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
Doch, mit unheiligem Gemüt begonnen,
Will nichts, was göttlich ist von Art, ge-
beihen;
Ach, diese Zeit hat Glauben nicht noch Liebe,
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

4. Das echte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß uns're Zukunft gründen.

Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten;
Euch, ein'ge Künstler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was ihr schuf, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröte künden
Und streun vor ihren Himmelsheiligthümern
Der Erde Liebesongen, süße Blumen.

2. In der Fremde.

1. Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Söher hatte mir gekolten
Südlicher Sirenenlaut.

2. Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort
Und vernähm', ach! wie so gerne,
Nur ein einzig deutsches Wort.

3. Manches regt sich mir im Innern,
Doch, wie schaff' ich hier ihm Lust?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

4. Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Kauschen fremd auf dieser Flur.

5. Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wenn mein Busen schmachtet
Und in bangem Sehnen wallt.

3. Das Sonett.

1. Zwei Reime heiß' ich hiermal lehren
wieder
Und stelle sie, geteilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von
zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

2. Dann schlingt des Gleichlauts Kette
durch zwei Glieder
Sich, freier wechselnd, jegliches von
dreien.

In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

3. Den werd' ich nie mit meinen Zeilen
fränzen,

Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze;

4. Doch wem in mir geheimer Zauber
winke,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen
Grenzen

Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

2. Ludwig Tieck,

geboren am 31. Mai 1773 in Berlin, studierte in Göttingen neue Sprachen und Literatur nebst altdeutscher Poesie, schloß sich in Jena den Romantikern an, machte große Reisen durch Italien, Frankreich und England, wirkte von 1825 bis 1841 als Intendant des Hoftheaters in Dresden, wurde darauf von dem künftigen König Friedrich Wilhelm IV. als Vorleser nach Berlin berufen und starb daselbst am 28. April 1853. — Er war ein Mann von glänzender Begabung, dazu ein echter Dichter. Er übersetzte den Don Quixote des spanischen Dichters Cervantes, erweckte Interesse für die altdeutsche Poesie durch seine Neubearbeitung der „Minnesieder“, gab im „Phantasius“ eine reiche Sammlung alter Sagen und Märchen auf dem Gebiet der Novelle.

1. Chor aus dem Lustspiel „Kaiser Octavianus“.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

2. An A. W. Schlegel.¹⁾

1. Schon fängt die alte Nacht sich an
zu hellen,
Und wieder scheinen Licht aus klarer
Ferne

Die hohen Bilder, freundlich liebe Sterne,
Piloten auf der weiten Bahn der Wellen.

2. Wen kümmert's, daß die Hund' am
Ufer bellen?
Besteig dein Schiff mit frohem Mute
gerne,
Such' fremdes Land und Meer, such' neue
Sterne!

Dir werden Geister freundlich sich gesellen.

3. Es steigt der Briten höchster lächelnd
nieder,
Und Calderon, den Kränze bunt um=
glühen,
Der Minnefang im Goldgewand, er=
blühen

4. Will neu Italien, uralt heil'ge
Lieder
Vom Ganges wachen auf, und rundum
glänzen
Trophä'n, die dankbar deinen Namen
fränzen.

3. Arion.

1. Arion schiff't auf Meereswogen
Nach seiner theuern Heimat zu;
Er wird vom Winde fortgezogen,
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

2. Die Schiffer stehn von fern und
flüstern,

Der Dichter sieht ins Morgenrot.
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern,
Beschließen sie des Sängers Tod.

3. Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all sein Gold;
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold.

4. Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod gibt ihnen Sicherheit.
Hinab ins Meer wird er gestoßen;
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

5. Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeresfluten hingebettet,
Ist Freude von ihm abgewandt.

6. Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung widerklingt;
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
Er sanft die zarten Töne singt:

7. „Minge, Saitenspiel!

In der Klut
Wächst mein Mut;
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein
Ziel.

8. Unberdrossen
Komm' ich, Tod!
Dein Gebot

Schreckt mich nicht; mein Leben ward ge=
nossen.

¹⁾ Vgl. unter August Wilhelm von Schlegels Gedich=
ten: „An die süßlichen Dichter“.

9. Welle hebt
 Mich im Schimmer,
 Bald den Schwimmer
 Sie in tiefer, nasser Flut begräbt.“

10. So klang das Lied durch alle
 Tiefen,
 Die Bogen wurden sanft bewegt,
 In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
 Die Seegetiere aufgeregt.

11. Aus allen Tiefen blaue Wunder,
 Die hüpfend um den Sänger ziehn;
 Die Meeresfläche weit hinunter
 Beschwimmen die Tritonen grün.

12. Die Wellen tanzen, Fische springen;
 Seit Venus aus den Fluten kam,
 Man dieses Jauchzen, Wonneklängen
 In Meeresfesten nicht vernahm.

13. Arion sieht mit trunkenen Blicken
 Laut singend in das Seegewühl;
 Er fährt auf eines Delphins Rücken,
 Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

14. Der Fisch, zu Diensten ihm ge-
 zwungen,
 Raht schon mit ihm der Felsenbank;
 Arion hat den Fels errungen
 Und singt dem Fährmann seinen Dank.

15. Am Ufer kniet er, dankt den Göt-
 tern,
 Daß er entrann dem nassen Tod.
 Der Sänger triumphiert in Wettern,
 Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

4. Siegfrieds Jugend.

1. In frühen Kindestagen,
 Aus Trutz und freblem Mut
 Entlief der Burg zu Santen
 Siegfried, ein Recke gut.

2. Er kam nach vielem Irren
 In einen fernen Wald,
 Sah da die große Schmiede;
 Ein trat der Knabe bald.

3. Hier wohnt' mit seinen Rünsten
 Mimer, ein Held bekannt,
 Der mit vielen Gehilfen
 Schmiedete schön Gewand.

4. Er wirkte edle Schwerter,
 Panzer und Schilde breit,
 Die kauften werthe Recken
 Und Kön'ge hochehrent.

5. Er war ein Held gewaltig;
 Zu ihm trat Siegfried ein
 Und wollt' im grünen Walde
 Mimers Gehilfe sein.

6. Als größer ward der Knabe,
 Zeigt' er viel bösen Sinn,
 Er droht' und plagte alle,
 Der Meister fürchte ihn.

7. Er stellt' ihn an die Arbeit
 An einem Sommertag.
 Da nahm Siegfried den Hammer
 Und tät so kräft'gen Schlag,

8. Daß er den Amboß spaltete
 Und schlug ihn in den Grund;
 Darob sie all' erschrafen
 Und wünschten zu der Stund',

9. Er wäre nie gekommen,
 Sie hätten sein nicht not;
 Sie fürchten, daß der Große
 Sie alle schläge tot.

10. Ein giftiger Linddrache
 Dort in dem Walde was,
 Vor dessen grimmem Rachen
 Der Kühnste nicht genas.

11. Mimer in seinen Listen
 Dachte mit klugem Sinn:
 Der Knab' wird sich nicht fristen;
 Sandt' ihn zum Wurme hin.

12. Da folgt' der Jüngling kühne
 Dem anbefohlenen Werke,
 Ohn' Waffen in der Grüne,
 Nur in selbsteigner Stärke.

13. Der Drache schoß im Grimme
 Aus seiner Höhle wild;
 Den jungen Ritter schirmten
 Baumzweige wie ein Schild.

14. Damit kämpft' er so kräftig
 Und schlug das Ungeheuer.
 Dann aß er in dem Walde
 Und zündete ein Feuer.

15. Im Drachenblut er badete,
 Hürnen ward seine Haut;
 Kein Waffen ihm nun schadete,
 Wie scharf es auf ihn haut.

16. In sehr grimmigem Mute
 Riß er vom Wurm das Haupt
 Und rennt durch Waldesdunkel,
 Als schon der Meister glaubt,

17. Er sei im Wald erstorben.
Da schreien die Gefellen:
„Wir sehen Siegfried kommen,
Der wird uns alle fällen!

18. Er trägt das Wurmhaupt blutig
Wie einen Schildesrand!“
Siegfried trat ein wildmütig,
Sie flohn zur Steinswand.

19. Mimer ging ihm entgegen:
Er sah des Jünglings Wut,

Um Gnade bat der Degen;
Harnisch und Schwerter gut

20. Versprach er fleh'nd dem Werten;
Siegfried nichts sagte wider,
Das Haupt warf er zur Erden
Und schlug den Meister nieder.

21. Auf saß er dann zu Rosse
Und nahm ein Sturmgewand,
Nicht sucht' er die Genossen,
Weit fuhr er durch das Land.

3. Friedrich von Hardenberg,

als Dichter Novalis genannt, wurde den 2. Mai 1772 in der Grafschaft Mansfeld geboren, studierte in Jena, wo er sich Friedrich Schlegel anschloß, Philosophie, dann in Leipzig und Wittenberg die Rechte, Chemie und Mathematik, widmete sich in Freiberg den Bergwissenschaften, ward 1799 Salinenassessor in Weißenfels und starb den 25. März 1801. — Wegen seines frühen Todes eigentlich nur ein Vorläufer der Romantiker, verleiht er doch in seinen Werken den Ideen der älteren Romantiker, nämlich der Verherrlichung des Mittelalters und der katholischen Religion, den besten Ausdruck. Voller Träume, Wunder und Märchen ist sein unvollendeter Roman „Heinrich von Ofterdingen“. Das Beste leistete er in seinen klangvollen lyrischen Gedichten.

Bergmannslied.

1. Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt;

2. Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

3. Er ist mit ihr verbunden
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

4. Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh'.

5. Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloß'nen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

6. Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwohn sein Angesicht,

Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

7. Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

8. Ihm folgen die Gewässer
Hilfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schatz' ihm auf.

9. Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

10. Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm;
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

11. Sie mögen sich erwirgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

4. Clemens Brentano,

geboren den 8. September 1778 zu Ehrenbreitstein, trat in Jena, wo er studierte, in den Kreis der Romantiker ein, ließ sich nach mehrfach wechselndem Aufenthalt in verschiedenen Städten in Heidelberg nieder, kehrte 1818 in den Schoß der ihm lange entfremdeten katholischen Kirche zurück und starb am 28. Juli 1842 in Aschaffenburg. — Er verfaßte schöne volkstümliche Lieder sowie Romane, Märchen, Erzählungen und beeinflusste in hohem Maße die lyrische Dichtung seiner Zeit durch die zusammen mit seinem Schwager Achim von Arnim (1781—1831) veranstaltete große Sammlung deutscher Volkslieder, „Des Knaben Wunderhorn“.

1. Die Gottesmauer.

1. Drauß' bei Schleswig vor der Pforte
 Bohnen armer Leute viel.
 Ach, des Feindes wilder Horde
 Werden sie das erste Ziel.
 Waffenstillstand ist gekündet,
 Dänen ziehen ab zur Nacht.
 Russen, Schweden sind verbindet,
 Brechen her mit wilder Macht.
 Drauß' bei Schleswig, weit vor allen,
 Steht ein Häuslein ausgefetzt.

2. Drauß' bei Schleswig in der Hütte
 Singt ein frommes Mütterlein:
 „Herr, in deinen Schoß ich schütte
 Alle meine Angst und Pein.“
 Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
 Zwanzigjährig, neuster Zeit,
 Will nicht auf den Herren bauen,
 Meint, der liebe Gott wohnt weit.
 Drauß' bei Schleswig in der Hütte
 Singt ein frommes Mütterlein.

3. „Eine Mauer um uns bauer!“
 Singt das fromme Mütterlein,
 „Daß dem Feinde vor uns graue,
 Hüß' in deine Burg uns ein!“
 „Mutter,“ spricht der Weltgesinnte,
 „Eine Mauer uns ums Haus
 Kriegt unmöglich so geschwinde
 Euer lieber Gott heraus.“
 „Eine Mauer um uns bauer!“
 Singt das fromme Mütterlein.

4. „Enkel, fest ist mein Vertrauen:
 Wenn's dem lieben Gott gefällt,
 Kann er uns die Mauer bauen;
 Was er will, ist wohlbestellt.“
 Trommeln rombidom rings prasseln,
 Die Trompeten schmettern drein,
 Rosse wiehern, Wagen rasseln,
 Ach, nun bricht der Feind herein!
 „Eine Mauer um uns bauer!“
 Singt das fromme Mütterlein.

5. Rings in alle Hütten brechen
 Schwed' und Russe mit Geschrei,
 Lärmen, fluchen, drängen, zechen,
 Doch dies Haus ziehn sie vorbei.
 Und der Enkel spricht in Sorgen:
 „Mutter, uns verrät das Lied!“
 Aber sieh, das Heer vom Morgen
 Bis zur Nacht vorüberzieht.
 „Eine Mauer um uns bauer!“
 Singt das fromme Mütterlein.

6. Und am Abend tobt der Winter,
 An das Fenster stürmt der Nord.
 „Schließt den Laden, liebe Kinder!“
 Spricht die Alte und jingt fort.
 Aber mit den Flocken fliegen
 Vier Kofakenpulle¹⁾ an,
 Rings in allen Hütten liegen
 Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
 „Eine Mauer um uns bauer!“
 Singt das fromme Mütterlein.

7. Bange Nacht voll Kriegsgetöse,
 Wie es wiehert, brüllet, schwirrt!
 Kantschuhiebe,²⁾ Kolbenstöße,
 Wehl' des Nachbarn Fenster klrirt.
 „Hurral Stupail! Boshka! Kurwal!
 Schnaps und Branntwein, Rum und
 Raß!“
 Schreit und flucht und plackt die Turba;
 Erst am Morgen zieht der Raß.
 „Eine Mauer um uns bauer!“
 Singt das fromme Mütterlein.

8. „Eine Mauer um uns bauer!“
 Singt sie fort die ganze Nacht;
 Morgens wird es still: „O schaue,
 Enkel, was der Nachbar macht!“
 Auf nach innen geht die Türe,
 Nimmer kam' er sonst hinaus;
 Daß er Gottes Allmacht spüre,
 Lag der Schnee wohl mannshoch drauß'.
 „Eine Mauer um uns bauer!“
 Sang das fromme Mütterlein.

9. „Ja, der Herr kann Mauern bauen,
 Liebe, fromme Mutter, komm,
 Gottes Mauer anzuschauen!“
 Rief der Enkel und ward fromm.
 Achtzehnhundertvierzehn war es,
 Als der Herr die Mauer baut',
 In der fünften Nacht des Jahres.
 Selig, wer dem Herrn vertraut!
 „Eine Mauer um uns bauer!“
 Sang das fromme Mütterlein.

2. Der Spinnerin Nachtlied.

(Aus „Chronika eines fahrenden Schülers“.)

1. Es sang vor langen Jahren
 Wohl auch die Nachtigall,
 Das war wohl süßer Schall,
 Da wir zusammen waren.

1) Kofakenpullein. — 2) Kantschu = eine aus Rie-
 men geflochtene Weitsche.

2. Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden, klar und rein,
Solang der Mond mag scheinen.

3. Als wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun martert mich ihr Schall,
Da du von mir gefahren.

4. Sooft der Mond mag scheinen,
Denk' ich wohl dein allein;

Mein Herz ist klar und rein —
Gott wolle uns vereinen!

5. Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

6. Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein;
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing' und möchte weinen.

5. Friedrich Baron de la Motte Fouqué,

geboren den 12. Februar 1777 in Brandenburg, nahm als preussischer Offizier an den Befreiungskriegen teil, hielt dann in Halle Vorlesungen über die Poesie und starb in Berlin am 23. Januar 1843. — Er war der Sänger der Rittertugenden und einer phantastischen Zauberwelt. Seine Märchenerzählung „Undine“ wird noch heute gelesen.

1. Der kranke Ritter.

1. Da draußen hallen die Schilde,
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer sind hart aneinander;
Ihr Knappen, waffnet mich schnell!

2. Was steht ihr und weilet so trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott! Ich hatt' es vergessen:
Ich bin ein verwundeter Mann.

3. Die Pfeile schauer, sie trafen
Die Schulter und auch die Brust;
Her kommt der Tod mir gezogen,
Und hin mir weiset die Lust.

4. Und wär' nur der Tod gekommen
Nach seiner gestrengen Pflicht!
Da schlief' ich still bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.

5. So muß ich leben, ach leben
Ohn' adlige Waffenzier;
Und fernhin brauset der Schlachtlärm
Und fragt nicht fürder nach mir!

6. Still neben mir sitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann,
Hat auch einen Pfeil im Flügel
Und sieht so trübe mich an.

2. Der Husar.

1. Ein preussischer Husar
Fiel in Franzosenhände.
Als ihn Prinz Clermont sah,
Fragt' er ihn gleich behende:

„Sag' an, mein guter Freund,
Wie stark des Königs Macht?“
„Wie Stahl und Eisen!“ sprach
Der Preuze mit Bedacht.

2. „Ei, du verstehst mich nicht,“
Verseht' Prinz Clermont wieder,
„Ich meine nur die Zahl,
Die Menge deiner Brüder.“
Drauf stuchte der Husar
Und sah wohl in die Höh'
Und sprach: „Soviel ich Stern'
Am blauen Himmel seh'!“

3. Der Prinz erschrak drauf sehr,
Als dies der Preuze sagte,
Und darauf noch zuletzt
Mit diesen Worten fragte:
„Hat denn dein König mehr
Dergleichen Leut' wie du?“
„Ja freilich,“ sprach der Preuz',
„Viel beß're noch dazu.“

4. Ich bin der schlechteste
Von seinen Leuten allen;
Sonst wär' ich wahrlich nicht
In deine Hand gefallen.“
Drauf reichte ihm der Prinz
Wohl einen Taler blank;
Der Preuze nahm ihn an
Und ging drauf seinen Gang.

5. Er sah von ungefähr
Die Schildwach' vor dem Lager,
Die war im Angesicht
Wohl wie ein Windhund mager.

Er gab ihr alsogleich
Den einen Taler hin
Und sprach: „Mein guter Freund,
So wahr ich Preuße bin:

6. Hier geb' ich dir das Geld
Von deinem Prinzen wieder;

Du brauchst es nötiger
Als ich und meine Brüder;
Denn unser Friederich
Versorgt uns alle gut;
Drum lassen wir für ihn
Den letzten Tropfen Blut.“

6. Joseph Freiherr von Eichendorff,

geboren den 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz in Schlesien, studierte in Halle und Heidelberg die Rechte, zog 1813 als freiwilliger Jäger in den Krieg gegen Frankreich, war darauf im preussischen Staatsdienst tätig und starb am 26. November 1857 zu Reife. — Er war ein begabter Dichter, und mehrere seiner Lieder sind Volkseigentum geworden. Durch schalkhaften Humor und gemüthvolle Kleinmalerei zeichnet sich seine Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ aus. In seinen literarhistorischen Schriften legte er seine streng katholischen Anschauungen als Maßstab an bei der Beurteilung der Dichtungen seiner Zeit. Man nennt ihn „den letzten Ritter der Romantik“.



Joseph von Eichendorff.

1. Wandernder Dichter.

1. Ich weiß nicht, was das sagen will:
Raum tret' ich von der Schwelle still,
Gleich schwingt sich eine Lerche auf
Und jubiliert durchs Blau voraus.

2. Das Gras ringsum, die Blumen gar
Stehn mit Juwel' und Perl' im Haar;
Die schlanken Pappeln, Busch und Saat
Verneigen sich im größten Staat.

3. Als Bot' voraus das Bächlein eilt,
Und wo der Wind die Wipfel teilt,
Die Au verstoßen nach mir schaut,
Als wär' sie meine liebe Braut.

4. Ja, komm' ich müd ins Nacht-
quartier,
Die Nachtigall noch vor der Thür

Mir Ständchen bringt, Glühwürmchen
bald

Muminieren rings im Wald.

5. Umsonst, das ist nun einmal so,
Kein Dichter reist infognito,
Der lust'ge Frühling merkt es gleich,
Wer König ist in seinem Reich.

2. Mondnacht.

1. Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

2. Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

3. Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

3. Sehnsucht.

1. Es schienen so golden die Sterne;
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ich, wer da mitreisen könnte
In der herrlichen Sommernacht!

2. Zwei junge Gefellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang

Von schwindelnden Felsenschluchten,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in Waldesnacht.

3. Sie fangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wenn der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

4. Abschied der freiwilligen Jäger 1813.

1. Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
Solang noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

2. Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Heide grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

3. Banner, der so kühle wallt!
Unter deinen grünen Bogen
Hast du treu uns aufgezogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

4. Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten:
Deutsch Banner, das rauschend wallt,
Lebe wohl!
Schirm' dich Gott, du schöner Wald!

5. Abschied vom Walde.

Im Walde bei Lubowitz.

1. O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Sauft die geschäft'ge Welt;
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

2. Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit.

3. Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hört.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

4. Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf huntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

6. Das zerbrochene Ringlein.

1. In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

2. Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

3. Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.

4. Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

5. Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

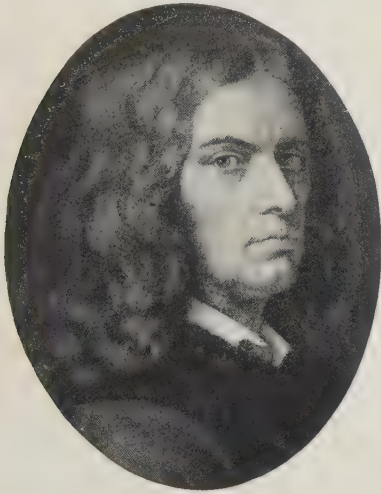
7. Nachklang.

1. Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
Ins alte Tal hinaus;
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

2. Als ich erwacht', da schimmert'
Der Mond vom Waldestrand,
Im falben Scheine flimmert'
Um mich ein fremdes Land;
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

7. Adelbert von Chamisso

(eig. Louis Charles Adelaïde de Chamisso de Boncourt), geboren am 30. Januar 1781 auf dem Schloß Boncourt in der Champagne, mußte beim Ausbruch der Französischen Revolution, in der der schöne Stammsitz dem Erdboden gleichgemacht wurde, mit seinen Eltern nach Deutschland fliehen, wurde 1797 Page bei der Königin Luise von Preußen, diente bis 1806 als Offizier in der preussischen Armee, wurde, heimatlos, mehrere Jahre lang zwischen Deutschland und Frankreich hin und her geworfen, widmete sich von 1812 an in Berlin dem Studium der Naturwissenschaften, machte 1815 bis 1818 als Naturforscher eine Reise um die Welt, ließ sich dauernd in Berlin nieder und starb als Kurator des botanischen Gartens daselbst am 21. August 1838. — Obwohl geborener Franzose, war er doch ein Meister in der Handhabung der deutschen Sprache und bereicherte die deutsche Literatur mit vielen vortrefflichen lyrischen und epischen Dichtungen. Weltberühmt ist seine in alle Kultur Sprachen übersehte märchenhafte Novelle „Peter Schlemihls wunderbare Geschichte“ (1813).



Adelbert von Chamisso.

1. Schloß Boncourt.

1. Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt.
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt!

2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehägen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

4. Dort liegt die Sphing am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

7. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

8. Sei fruchtbar, o teurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

2. Tragische Geschichte.

1. 's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Bopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

2. So denkt er denn: „Wie fang'
ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's getan!“ —
Der Bopf, der hängt ihm hinten.

3. Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Bopf, der hängt ihm hinten.

4. Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Bopf, der hängt ihm hinten.

5. Er dreht sich links, er dreht sich
rechts,
Er tut nichts Gut's, er tut nichts
Schlecht's —
Der Bopf, der hängt ihm hinten.

6. Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft ihm nicht; in einem Wort:
Der Bopf, der hängt ihm hinten.

7. Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „Es hilft am Ende doch!“ —
Der Bopf, der hängt ihm hinten.

3. Die Löwenbraut.

1. Mit der Myrte geschmückt und dem
Brautgeschmeid',
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er
liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich
schmiegt.

2. Der Gewaltige, wild und unbändig
zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin
empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zu-
gleich:

3. „Wir waren in Tagen, die nicht
mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns
fern!

4. Du schütteltest machtvoll, eh' wir's
geglaubt,
Dein mähnenumvogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

5. O wär' ich das Kind noch und bliebe
bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches
Tier!

Ich aber muß folgen, sie taten mir's an,
Hinaus in die Fremde dem fremden
Mann.

6. Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich ward gefreit, es ist nun vorbei —
Der Kranz im Haar, mein guter Gesell,
Und nicht, vor Tränen, die Blicke mir hell.

7. Verstehst du mich ganz? schau'st
grimmig dazu?
Ich bin ja gesagt, sei ruhig auch du!
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich
muß;
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten
Kuß.“

8. Und wie ihn die Lippe des Mädchens
berührt,
Da hat man den Zwinger erschüttern ge-
spürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling er-
schaut,
Ersaft Entsetzen die hangende Braut.

9. Er stellt an die Thür sich des Zwin-
gers zur Nacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit
Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend be-
geht
Hinaus; er im Zorne den Ausgang wehrt.

10. Und draußen erhebt sich verworren
Geschrei;
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen
herbei!
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!“
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor
Wut.

11. Die Unsel'ge wagt's, sich der Thüre
zu nahen,
Da fällt er, verwandelt, die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem
Staub.

12. Und wie er vergossen das teure
Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finstern Mut;
Er liegt so, versunken in Trauer und
Schmerz,
Bis tödlich die Kugel ihn trifft in das
Herz.

4. Die alte Waschfrau.

1. Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigte der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heit'rer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie
schätzt es,
Bewahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

5. Korsische Gastfreiheit.

1. Die Blitze erhellen die finstre Nacht,
Der Regen strömt, der Donner kracht,
Der mächtige Wind im Hochwald sauft,
Der wilde Gießbach schwillt und braust.

2. Und düsterer noch als der nächtliche
Graus
Starrt Rocco, der Greis, in die Nacht
hinaus;
Er stehet am Fenster und späht und lauscht
Und fährt zusammen, wenn's näher
rauscht.

3. „Der Vate muß es, der blutige, sein.
Du bist es, Vetter Giuseppe? — Nein! —
Die Zeit ist trüg — es wird schon spät —
Ist solche Nacht doch, günstig der Lat.

4. Du, Polo, bringst uns selber dein
Haupt,
Hast töricht die Rache schlafend geglaubt,
Hast her dich gewagt in unsern Bereich;
Die Rache wacht, das erfährst du gleich.

5. Du kommst dort über den Gießbach
nicht.
Euch Schützen geben die Blitze Licht;
Geschmähet seid ihr — trifft ihn gut!
Wascht rein die Schmach in seinem Blut!“

6. Da pocht's an die Thür, er fährt
empor,
Er öffnet schnell — wer steht davor? —
„Du, Polo? — zu mir? — zu solcher
Zeit?
Was willst du? Redel“ — „Gastlich-
keit.

7. Die Nacht ist schaurig, unweibbar
das Tal,
Es lauern mir auf die Deinen zumal.“ —
„Ich weiß dir Dank, daß würdig du hast
Von mir gedacht: Willkommen, mein
Gast!“

8. Er führt ihn zu den Frauen hinein
Und heißt sie ihm bieten Brot und Wein;
Sie grüßen ihn staunend, gemessen und
kalt;

Die Hausfrau schafft ohn' Aufenthalt.

9. Sobald er am Herd sich gewärmt und
gespeist,
Erhebt sich Mocco, der folgen ihn heißt,
Und führt ihn selbst nach dem obern Ge-
mach:

„Schlaf unbesorgt, dich schirmt mein
Dach!“

10. Er steht, wie im Osten der Morgen
graut,
Vor seinem Lager und ruft laut:
„Wach' auf, steh auf, es ist nun Zeit!
Ich gebe dem Gast ein sichres Geleit.“

11. Er reicht ihm den Ambiß und füh-
ret alsbald
Ihn längs des Tals durch den finstern
Wald
Und über den Gießbach die Schlucht hinan
Bis oben auf den freieren Plan.

12. „Hier scheiden wir. Nach Korzen-
brauch
Hab' ich gehandelt; so tätest du auch;
Die Rache schließ; sie ist erwacht:
Nimm fürder vor mir dich wohl in acht!“

6. Die Weiber von Winsperg.

1. Der erste Hohenstaufen, der König
Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Winsperg seit man-
chem langen Tag.
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte
sich das Nest,
Die unverzagten Städter, die hielten es
noch fest.

2. Der Hunger kam, der Hunger! Das
ist ein scharfer Dorn;
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden
sie den Zorn:
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen
Degen wert,
Und öffnet ihr die Tore, so trifft euch doch
das Schwert.“

3. Da sind die Weiber kommen: „Und
muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug, wir sind vom
Blute rein.“

Da hat sich vor den Armen des Gelden
Zorn gekühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er
gekühlt.

4. „Die Weiber mögen abziehen, und
jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das
Liebste sei;
Laßt ziehn mit ihrer Bürde sie unbehin-
dert fort!
Das ist des Königs Meinung, das ist des
Königs Wort.“

5. Und als der frühe Morgen im Osten
kaum gegraut,
Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager
man geschaut:
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte
Thor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit
schwerem Schritt hervor.

6. Tief beugt die Last sie nieder, die auf
dem Nacken ruht —
Sie tragen ihre Eh'herr'n, das ist ihr
liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!“ ruft dro-
hend mancher Wicht;
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das
war die Meinung nicht.“

7. Da hat, wie er's vernommen, der
fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie
haben's gut gemacht.
Gesprochen ist gesprochen, das Königs-
wort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt
und zerdreht.“

8. So war das Gold der Krone wohl
rein und unentweiht.
Die Sage schallt herüber aus halbver-
geß'ner Zeit.
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's ver-
zeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen
Vaterland.

7. Der Soldat.

1. Es geht bei gedämpfter Trommel
Klang;
Wie weit noch die Stätte, der Weg wie
lang!

O wär' er zur Ruh' und alles vorbeil
Ich glaub', es bricht mir das Herz ent-
zwei.

2. Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jezt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradiert,
Dazu bin auch ich, auch ich, kommandiert.

3. Nun schaut er auf zum letztenmal
In Gottes Sonne freudigen Strahl,
Nun binden sie ihm die Augen zu —
Dir schenke Gott die ewige Ruh'!

4. Es haben die neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbeigesetzt;
Sie zitterten alle vor Jammer und
Schmerz, —
Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.

8. Salas y Gomez.

1.

1. Salas y Gomez raget aus den
Fluten
Des Stillen Meers, ein Felsen, kahl und
bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne
Gluten,

2. Ein Steingestell ohn' alles Gras und
Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meereschoß.

3. So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem „Kurik“: „Land im Westen!
Land!“
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm
Ohr.

4. Als uns die Klippe nah vor Augen
stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.

5. Da frischer Nahrung wir bedürftig
waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu
wagen,
In zweien Booten an das Land zu
fahren.

6. Es ward dabei zu sein mir aufge-
tragen.
Das Schrednis, das der Ort mir offen-
bart,
Ich werd' es jezt mit schlichten Worten
sagen.

7. Wir legten bei, bestiegen wohlbe-
wahrt
Die ausgefekten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudern ging
die Fahrt.

8. Wo unterm Wind das Ufer Schutz
uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.

9. Und eine rechts und links die andre
Truppe,
Verteilten sich den Strand entlang die
Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsentuppe.

10. Vor meinen Füßen wichen kaum
von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

11. Der Gipfel war erreicht, die Soh-
len brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings um-
spannten.

12. Und wie die Wüstenei sie erst er-
messen
Und wieder erdmwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen:

13. Es hat die Hand des Menschen ein-
gegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh' — Schriftzeichen find's,
Buchstaben.

14. Der Kreuze fünfmal zehn in
gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang be-
stehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger
sein.

15. Und nicht zu lesen! — deutlich noch
zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast,
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.

16. Und dort am Abhang war ein Ort
der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eier-
schalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis
Gast?

17. Und spähend, lauschend schritt ich
auf dem kahlen
Gefims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.

18. Und wie ich, der ich ganz mich ein-
sam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang
raubte:

19. Da sah ich einen Greisen vor mir
liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen,
alt,
Des Büge, schien es, wie im Tode schwie-
gen.

20. Naht, langgestreckt die riesige Ge-
stalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den
Lenden
Den hageren Leib mit Silberglanz um-
wallt,

21. Das Haupt getragen von des Fel-
sens Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.

22. Und wie entsezt, mit schauerlicher
Luft
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Tränen unbewußt.

23. Als endlich wie aus Starrkrampf
ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammen-
brachte.

24. Sie lärmend herwärts ihre Schritte
kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum
Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks
ehrten.

25. Und seht, noch reget sich, noch atmet
leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und
hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.

26. Er schaut uns zweisehend, staunend
an, bestrebt
Sich, noch zu sprechen mit erstorbnem
Munde, —
Umsonst! Er sinkt zurück, er hat gelebt.

27. Es sprach der Arzt, bemüht in
dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist
vorbei!“
Wir aber standen betend in der Runde.

28. Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu-
teile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.

29. Und wie ich bei den Schriften mich
berweile,
Die rein in span'scher Zunge sind ge-
schrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns
Eile.

30. Ein zweiter Schuß und bald ein
dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern
Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.

31. Es dient der Stein, worauf er litt,
dem Toten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, ent-
boten!

32. Die Hülle gibst du hin dem Ele-
mente;
Annächtlich strahlend über dir entzündn
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und was du littest, wird dein Lied ver-
kündn.

2.

Die erste Schiefertafel.

1. „Mir ward von Freud' und Stolz
die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.

2. Der Edelsteine Licht, der Perlen
Hier
Und der Gewässer Jubiens reichste
Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
3. Das Gold, den Mammon, diese
Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem guten Vater dargebracht.
4. Und selber hatt' ich Ruhe mir ge-
wonnen,
Gefühlt der tatendurft'gen Jugend Blut
Und war geduldig worden und besonnen.
5. Sie schalt nicht fürder mein zu
rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens
Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
6. Es sprach der Vater über uns den
Segen;
Ich fand den Himmel in des Hauses
Zirkanten
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder
regen.
7. So wehten töricht vorwärts die Ge-
danken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk
schwanken.
8. Ich ward vom Wind mit Kühlung
angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs
gemacht.
9. Da schreckte mich ein Stoß aus
meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretter-
haus;
Ein Bebruf hallte aus dem untern Raum.
10. Ein zweiter Stoß, ein dritter;
krachend aus
Den Jugen riß das Planckenwerk, die
Welle
Schlug schäumend ein und endete den
Graus.
11. Verlorner Schwimmer in der Bran-
dung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den
Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.

12. Da fühlst' ich in den Abgrund mich
gezogen,
Und wieder aufwärts fühlst' ich mich ge-
hoben
Und schaute einmal noch des Himmels
Bogen.
13. Dann brach die Kraft in der Ge-
wässer Toben;
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebenswohl dem Tag dort oben.
14. Da schien mir, daß in tiefem Schlaf
ich ichliefe
Und sei mir aufzuwachen nicht verliessen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern
riefe.
15. Ich rang, mich solchem Schläfe zu
entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und
sah,
Es habe hier das Meer mich ausgehien.
16. Und wie vom Todeschlaf ich auf-
erstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
17. Da wollten Meer und Himmel nur
sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein um-
wanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu
eigen.
18. Wo dort mit voller Wut die Wellen
branden,
Auf fernem Riffe war das Brack zu sehen,
Wohelbst es lange Jahre noch gestanden,
19. Mir unerreichbar! — und des
Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter
fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort
gekehren.
20. Ich aber dachte: Nicht an solchem
Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.

21. Nicht also, — mich, es will nur
mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein
Leiden.

22. Selbender leb' ich so mit meiner
Pein
Und frage mit den scharfen Muschel=
scherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu
sterben.“

3.

Die andere Schiefertafel.

1. „Ich saß vor Sonnenaufgang an
dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.

2. Und noch gehüllt in tiefes Dunkel
lag
Vor mir der Osten; leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.

3. Mir war, als ob die Nacht nicht
enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres
Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

4. Die Vögel auf den Nestern, wie im
Traum,
Erhoben ihre Stimmen; blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung
Schaum;

5. Es sonderte die Luft sich von dem
Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne
Thor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward
nasser.

6. Nun trat die Pracht der Sonne selbst
herbor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.

7. Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen
Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf mit vollem
Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends
denkt!

8. O Gott der Liebe, ja, du straffst ge=
linde;
Raum hab' ich dir gebeichtet meine Neu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.

9. Du öffnest mir das Grab und führst
auf's neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu
drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.

10. Und oben von der Klippe höchstem
Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich
bleich;
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.

11. Es wuchs das hergetragne Schiff,
zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Reich.

12. Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so
bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst
mein Loß!

13. Und ruhig sah ich her das Fahr=
zeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den
Wogen
Und schwinden zwischen ihm und mir die
Weiten.

14. Und jetzt —! es hat mein Ohr
mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind ge=
tragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.

15. Wie wirst du erst, den seit so langen
Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir
schlagen!

16. Sie haben mich, die Klippe doch er=
schaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff,
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich
vertraut!

17. Nach Sünden — —? Wohl! Sie
müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Bran=
dung.
O gleite sicher, hoffnungsreiches Schiff!

18. Jetzt wär' es an der Zeit! o meine
Mündung!

Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus
das Boot!

Dort unterm Winde, dort versucht die
Landung!

19. Und ruhig vorwärtstrebend, ward
das Boot

Nicht ausgelegt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt', gefühllos, nichts von meiner
Not.

20. Und ruhig sah ich hin das Fahr-
zeug gleiten

Mit windgeschwellten Segeln auf den
Wogen

Und wachsen zwischen ihm und mir die
Weiten.

21. Und als es meinem Blicke sich ent-
zog,

Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:

22. Da hab' ich meinem Gott und mir
gesucht

Und, an den Felsen meine Stirne schla-
gend,

Gewüthet sinnverwirret und verrückt.

23. Drei Tag' und Nächte lag ich so
verzagend,

Wie einer, den der Wahnsinn hat ge-
bunden,

Im grimmen Zorn am eignen Herzen
nagend,

24. Und hab' am dritten Tränen erst
gefunden

Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu ver-
schaffen."

4.

Die letzte Schiefertafel.

1. „Geduld! Die Sonne steigt im
Osten auf,

Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.

2. Geduld! Nach Süden wirft auf
ihrer Bahn

Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen
Schatten;

Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.

3. Geduld! Die Jahre ziehen ohn'
Ermatten,

Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine
Hand,

Zeit ihrer fünfzig sich gereiht hatten.

4. Geduld! Du harrest stumm am
Meeresrand

Und blicdest starr in öde, blaue Ferne
Und lauchst dem Wellenschlag am Felsen-
strand.

5. Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond
und Sterne

Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir! Geduld erlerne!

6. Ein leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesseine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.

7. Allein der Schlaf, darin uns Träume
plagen,

Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich
wagen, —

8. Sie halten graufig neben uns die
Nacht

Und reden Worte, welche Wahnsinn
locken; —

Hinweg! Hinweg! Wer gab euch solche
Macht?

9. Was schüttelst du im Winde deine
Locken?

Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.

10. Du bist ich selbst, wie ich gestrebet
habe,

In meiner Hoffnung Wahn vor grauen
Jahren,

Ich bin du selbst, das Bild auf deinem
Grabe.

11. Was sprichst du noch vom Schönen,
Guten, Wahren,

Von Lieb' und Haß, von Tatendurst? Du
Tor!

Sieh her, ich bin, was deine Träume
waren.

12. Und führtest wiederum mir diese
vor?

Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut
empor.

13. Nicht so den süßen Blick auf mich
gerichtet!

Das Licht der Augen und der Stimme
Laut,

Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.

14. Aus deinem hohlen, morschen Schä-
del schaut

Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Verfunken ist die Welt, der ich vertraut.

15. Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.

16. Was, Bilder ihr des Lebens, wider-
sagt

Ihr dem, der schon den Toten angehört?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!

17. Steig auf, o Sonne, deren Schein
beschwöret

Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtge-
nossern,

Und ende du den Kampf, der mich zer-
stört!

18. Sie bricht hervor, und jene sind zer-
flossen. —

Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir ver-
schlossen.

19. O tragt noch heut', ihr altersstarren
Glieder,

Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.

20. Vermehrt ihr, meinem Willen euch
zu schmiegen,

Wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger
siegen.

21. Es hat der Sturm im Herzen aus-
getobt,

Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.

22. Laß, Herr, durch den ich selber mich
bezwungen,

Nicht Schiff und Menschen diesen Stein
erreichen,

Bevor mein letzter Klagenston verflungen!

23. Laß klanglos mich und friedsam
hier erbleichen!

Was frommte mir annoch in später
Stunde,

Zu wandeln eine Leiche über Leichen?

24. Sie schlummern in der Erde küß-
lem Grunde,

Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die
Kunde.

25. Ich habe, Herr, gelitten und ge-
büßt, —

Doch fremd zu wallen in der Heimat —
nein!

Durch Vermut wird das Bittre nicht ver-
füßt.

26. Laß weltverlassen sterben mich
allein

Und nur auf deine Gnade noch vertrauen!
Von deinem Himmel wird auf mein Ge-
bein

Das Sternbild deines Kreuzes nieder-
schauen.“

8. (Karoline) Luise Brachmann,

geboren den 9. Februar 1777 zu Köchlich in Sachsen, wurde in Weiskensels mit Kobalis bekannt und durch ihn zur Poesie angeregt, machte in einem Anfall von Trübsinn ihrem Leben ein Ende zu Halle am 17. September 1822.
— Sie schrieb lyrische Gedichte, Balladen, Novellen, Romane.

Columbus.

1. „Was willst du, Fernando, so trüb
und bleich?

Du bringst mir traurige Mär?“

„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!

Nicht länger bezähm' ich das Heer.

Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,

So seid Ihr ein Opfer der Wut;

Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,

Des Feldherrn heiliges Blut!“

2. Und eh' noch dem Ritter das Wort
entflohn,

Da drängte die Menge sich nach,

Da stürmten die Krieger, die wütenden,
schon,

Gleich Bogen, ins stille Gemach,

Verzweiflung im wilden, verlöschenden
Blick,

Auf bleichen Gesichtern den Tod:

„Verräter, wo ist nun dein gleißendes
Glück?

Jetzt rett' uns vom Gipfel der Not!

3. Du gibst uns nicht Speise, so gib
uns denn Blut!
Blut!" riefen die Schrecklichen, „Blut!“
Sanft stellte der Große den Felsenmut
Entgegen der stürmenden Flut:
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es
und lebt!

Doch, bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem leuchtenden Osten ent-
schwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl!

4. Beleuchtet der Morgen kein rettend
Gestad',
So hiet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den mutigen Pfad
Und trauet der Hilfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wut;
Sie wichen vom Haupte des Hohen zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

5. „Wohlan denn, es sei noch! Doch
hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letztenmal!
So zittre der strafenden Hand!“
Geschlossen war also der eiserne Bund,
Die Schrecklichen kehrten zurück.
Es tue der leuchtende Morgen uns kund
Des herrlichen Dulders Geschick.

6. Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffungsstern;
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

7. Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Besüßle dich, mein Kiel!
Dich grüßt, noch sterbend, Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

8. Doch mild, o Gott, von Himmels-
höhn
Blick' auf mein Volk herab!

Laß sie nicht trostlos untergehn
Im wüsten Flutengrabb!“
So sprach der Held, von Mitleid weich.
Da, horch! welch eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und
bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?“

9. „Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl!“
„Sei ruhig, mein Lieber, auf himmlischen
Höhn
Entsprang der belebende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn.“
„Leb' wohl denn, mein Feldherr, leb' ewig
wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!“

10. Und eh' noch dem Ritter das Wort
entflohn,
Da drängte die Menge sich nach,
Da strömten die Krieger, die wütenden,
schon,
Gleich Wogen, ins stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
Ja, werft mich ins schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht
weit —
Gott schütze dich, irrendes Heer!“

11. Dumpf kirkten die Schwerter, ein
wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft.
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der stutenden Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band,
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen, und —
„Land!
Land!“ rief es und donnert' es, „Land!“

12. Ein glänzender Streifen, mit Pur-
pur gemalt,
Erschien dem besüßelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was mutvoll der Große gedacht. —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht.

9. Wilhelm Müller,

geboren den 7. Oktober 1794 zu Dessau, studierte in Berlin Philologie, Geschichte und ältere deutsche Literatur, kämpfte in den Befreiungskriegen mit, besuchte 1817 Italien, ward 1819 Gymnasiallehrer in seiner Vaterstadt und starb daselbst am 1. Oktober 1827. — Im echten Volkston dichtete er frische Natur- und Wanderlieder. Seinen Ruhm begründete er durch die „Griechenlieder“, die aus seiner Begeisterung für den Befreiungskampf der Griechen (1821—29) hervorgingen.

1. Wanderschaft.

1. Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

2. Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

3. Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern,
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

4. Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine,
Sie tanzen mit den muntern Reih'n
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

5. O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiterziehn
Und wandern!

2. Der Lindenbaum.

1. Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum;
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

2. Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

3. Ich muß' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkeln
Die Augen zugemacht.

4. Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Gefelle,
Hier find'st du deine Ruh'!

5. Die kalten Winde bliesen
Mir grad' ins Angesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

6. Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!

3. Frühlings Einzug.

1. Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und framt zusammen seinen Wust.
Geschwinde! geschwinde!

2. Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Tor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart
Nach solcher wilden Buben Art.
Geschwinde! geschwinde!

3. Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon —
Horch, horch! es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopft, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an.
Geschwinde! geschwinde!

4. Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft in Gold,
Die ruft er sich zur Hilfe her
Und pocht und klopft immer mehr.
Geschwinde! geschwinde!

5. Die Fenster auf! die Herzen auf!

Geschwinde! geschwinde!

Es kommt der Junke Morgenwind,
Ein pausebadig rotes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klrzt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird.

Geschwinde! geschwinde!

6. Die Fenster auf! die Herzen auf!

Geschwinde! geschwinde!

Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein;
Der sanfte Schmeichler Blütenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch.

Geschwinde! geschwinde!

7. Die Fenster auf! die Herzen auf!

Geschwinde! geschwinde!

Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch! und horch! ein Widerhall,
Ein Widerhall aus meiner Brust!
Höre in, here in, du Frühlingsluft!

Geschwinde! geschwinde!

4. Alexander Ppsilanti auf Munkacs.¹⁾

Alexander Ppsilanti saß in Munkacs'
hohem Turm.

An den morschen Fenstergittern rüttelte
der wilde Sturm,

Schwarze Wolfenzüge flogen über Mond
und Sterne hin,

Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß
ich gefangen bin!“

5 An des Mittags Horizonte hing sein
Auge unüberwandt:

„Läg' ich doch in deiner Erde, mein ge-
liebtes Vaterland!“

Und er öffnete das Fenster, sah ins öde
Land hinein;

Krähen schwärmten in den Gründen, Ad-
ler um das Felsgestein.

Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt
mir keiner Botschaft her

10 Aus dem Lande meiner Väter?“ Und
die Wimper ward ihm schwer —

War's von Tränen? war's von Schlum-
mer? — und sein Haupt sank in
die Hand.

Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt
er von dem Vaterland?

Also saß er, und zum Schläfer trat ein
schlichter Heldenmann,

Sah mit freudig ernstem Blicke lange den
Betrübten an:

15 „Alexander Ppsilanti, sei gegrüßt und
fasse Mut!

In dem engen Felsenpasse, wo geflossen
ist mein Blut,

Wo in einem Grab die Asche von drei-
hundert Spartern liegt,

Haben über die Barbaren freie Griechen
heut' gesiegt.

Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein
Geist herabgesandt.

20 Alexander Ppsilanti, frei wird Hellas'
heil'ges Land!“ —

Da erwacht der Fürst vom Schlummer,
ruft entzückt: „Leonidas!“

Und er fühlt, von Freudentränen sind ihm
Aug' und Wange naß.

Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und
ein Königsadler fliegt

Aus dem Fenster, und die Schwingen in
dem Morgenstrahl er wiegt.

5. Spruch.

Ist das Wort der Lipp' entflohen, du er-
greiffst es nimmermehr,

Fährt die Reu' auch mit vier Pferden
augenblicklich hinterher.

6. Epigramme.

1. Der Schneeball.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen fort:
Eine Handvoll wirf zum Thor heraus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

2. Armut und Freundschaft.

Wenn die Armut durch die Tür kommt
geschlichen in das Haus,
Stürzt auch schon die falsche Freundschaft
aus dem Fenster sich heraus.

1) Alexander Ppsilanti, das Haupt der „Hetärie“, einer geheimen Genossenschaft zur Befreiung Griechenlands von der türkischen Herrschaft, mußte nach der Niederlage seiner Landsleute bei Dragatschan, 19. Juni 1821, nach Österreich flüchten, wo er sieben Jahre lang in Haft gehalten wurde. Er starb 1828 in Wien.

3. Leer lärmt am meisten.

Stößt du an ein leeres Faß, dröhnend
wälzt sich's um und um;
Ist mit Wein es angefüllt, bleibt es liegen
fest und stumm.

4. Ahnenwert.

Ahnen sind für den nur Nullen,
Der als Null zu ihnen tritt.
Steh als Zahl an ihrer Spitze,
Und die Nullen zählen mit.

10. August Graf von Platen-Hallermünde,

geboren den 24. Oktober 1796 zu Ansbach, diente im französischen Feldzug von 1815, widmete sich dann dem Studium der romanischen und orientalischen Sprachen, bekämpfte vergeblich die oberflächlichen Erzeugnisse der späteren Romantiker, besonders die Schicksalstragödien, siedelte daher nach dem Lande der Kunst, Italien, über, wo er in Syrakus am 5. Dezember 1835 plötzlich starb. — Er war ein bedeutender Lyriker, ein Meister in der Form, und seine Kunst wurde das Vorbild für viele spätere Dichter.

1. Das Grab im Busento.

(410 n. Chr.)

1. Mächtig am Busento lispeln bei
Cosenza dumpfe Lieder;
Aus den Wassern schallt es Antwort, und
in Wirbeln klingt es wider.

2. Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn
die Schatten tapfrer Goten,
Die den Marich beweinen, ihres Volkes
besten Toten.

3. Allzufrüh und fern der Heimat muß-
ten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine
Schulter blond umgaben.

4. Und am Ufer des Busento reiheten sie
sich um die Bette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie
ein frisches Bette.

5. In der wogenleeren Höhlung wühl-
ten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der
Rüstung, auf dem Pferde;

6. Deckten dann mit Erde wieder ihn
und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen
aus dem Heldengrabe.

7. Abgelenkt zum zweiten Male, ward
der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die
Busentowogen.

8. Und es sang ein Chor von Männern:
„Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir
je das Grab verfehren!“

9. Sängen's, und die Lobgesänge tön-
ten fort im Gotenheere.

Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von
Meer zu Meere!

2. Harmosan.

(637 n. Chr.)

1. Schon war gesunken in den Staub
der Sassaniden¹⁾ alter Thron,
Es plündert Mosleminnenhand das schäbe-
reiche Ktesiphon;

Schon langt am Dsus Omar²⁾ an, nach
manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus³⁾ Entel Jesdegerd auf
Leichen eine Leiche lag.

2. Und als die Beute mustern ging
Medinas Fürst auf meinem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß
mit Namen Harmosan,
Der letzte, der im Hochgebirg' dem kühnen
Feind sich widersezt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug
eine schwere Kette jetzt!

3. Und Omar blickt ihn finster an und
spricht: „Erkennst du nun, wie
sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Göken-
diener Gegenwehr?“

Und Harmosan erwidert ihm: „In deinen
Händen ist die Macht;
Wer einem Sieger widerspricht, der wider-
spricht mit Unbedacht.“

4. Nur eine Bitte wag' ich noch, ab-
wägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß
reichen einen Becher Weins!“

1) Ein persisches Königshaus; regierte 226–636 n. Chr.
— 2) Omar I., der zweite Nachfolger Mohammeds,
634–644. — 3) Chosru, ein Sassanide; regierte 590–628
n. Chr.

Und auf des Feldherrn leisen Wink steht
ihm sogleich ein Trunk bereit.
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert
eine kleine Zeit.

5. „Was sagst du?“ ruft der Sarazen;
„nie täuscht ein Moslem seinen
Gast.

Nicht eher sollst du sterben, Freund, als
bis du dies getrunken hast!“

Da greift der Perser nach dem Glas, und
statt zu trinken, schleudert hart
zu Boden er's auf einen Stein mit rascher
Geistesgegenwart.

6. Und Omars Mannen stürzen schon
mit blankem Schwert auf ihn
heran,

Zu strafen ob der Hinterlist den allzu
schlaunen Harmosan;

Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und
spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es
eines Helden Wort.“

3. Klagelied Kaiser Ottos des Dritten.

(Otto III., gest., 23 Jahre alt, 1002 zu Paterno bei Rom.)

1. O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden, auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele teilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahingeeilt.

2. Voll unerfüllter Träume,
Verwaist,¹⁾ in Gram versenkt,
Entfallen mir die Bäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein andrer mag es zügeln
Mit Händen minder schlaff
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haß!

3. Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach;
Es folgt der blaffen Leiche
Begangner Frevel nach.

Vergebens mit Gebeten
Beschwör' ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius²⁾ und Johann!³⁾

4. Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemütig Flehn;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug,
An seinem frühen Grabe⁴⁾
Hab' ich geweint genug.

5. Des deutschen Volks Verater
Umwandeln Gottes Thron:
Mir winkt der Ältervater⁵⁾
Mit seinem großen Sohn.⁶⁾
Und während, voll von Milde,
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Rathilde,⁷⁾
Steht Heinrich tiefbewegt.

6. Nun fühl' ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind.
Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom.
O Welt, du bist so nichtig,
Du bist so klein, o Rom!

7. O Rom, wo meine Blüten
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht, zu hüten
Den kaiserlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrachen mein Gebein:
Beim großen Karl in Nachen
Will ich bestattet sein.

8. Die echten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier;
Ihn hab' ich liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen seinen Sarg,
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

2) Patricius (Schutzherr) von Rom, der, nachdem er Otto gehuldigt hatte, den von diesem eingesetzten Papst Gregor V. vertrieb und deshalb von Otto hingerichtet wurde (998). — 3) Der von Krefenz aufgestellte Papst, den Otto schredlich verstimmen ließ. — 4) Otto II. liegt in der Peterskirche in Rom begraben. — 5) Heinrich I. — 6) Otto I. — 7) Ottos III. Urgroßmutter, Gemahlin Heinrichs I.

1) Sein Vater, Otto II., starb 983, seine Mutter, Theophano, 991.

9. O Freunde, laßt das Klagen!
 Mir aber gebt Entſag
 Und macht dem Leichenwagen
 Mit euren Waffen Plaß!
 Bedeckt das Grab mit Roſen,
 Daß ich ſo früh gewann,
 Und legt den tatenloſen
 Zum tatenreichſten Mann!

4. Gaſelen.

I.

Im Waſſer wogt die Lilie, die blanke, hin
 und her,
 Doch irrtſt du, Freund, ſobald du ſagſt, ſie
 ſchwankt hin und her.
 Es wurzelt ja ſo feſt ihr Fuß im tiefen
 Meeresgrund,
 Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Ge-
 danke hin und her!

II.

Die Aroſſe ſprach: „Du ſiehſt, ich bin im
 Reim erſt!
 Was ſpät die Welt entzückt, eß iſt ge-
 heim erſt.“
 Der Vogler ſprach: „Dir ſingt die Nach-
 tigall einſt,
 Laß auf die Nute ſtreichen mich den Reim
 erſt.“
 Die Biene ſprach: „Dir wird mein Honig-
 antheil,
 Doch aus dem Kroſus nipp' ich ſüßen
 Reim erſt.“
 Ihr ſeht mich wandeln ohne Kranz im
 Haupthaar:
 Laßt nur die Welt erfahren meinen Reim
 erſt!

5. Hermann und Dorothea.

Holpriht iſt der Hexameter zwar; doch
 wird das Gedicht ſtets
 Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben
 die Perle der Kunſt.

6. Der Beſuch im Dezember 1830.

1. Schön und glanzreich iſt des beweg-
 ten Meeres
 Wellenſchlag, wann tobenden Lärms eß
 anbrauſt;
 Doch dem Feu'r iſt kein Element be-
 gleichbar
 Weber an Allmacht

2. Noch an Reiz fürs Auge. Bezeug'
 eß jeder,
 Der zum Rand abſchüffiger Kratertiefe,
 Während Nacht einhüllt die Natur, mit
 Vorwitz
 Staunend emporſchimmert,

3. Wo im Sturmſchritt mächtiger Don-
 ner machtvoll
 Aus dem anwuchsdrohenden, ſteilen Regel
 Fort und fort auffahren in goldner Un-
 zahl
 Flammige Steine,

4. Deren Wucht, durch Glut und
 Dampf geſchleudert,
 Bald umher auf aſchige Höh'n Rubine
 Reichlich ſät, bald auch von des Kraters
 ſchroffen
 Wänden hinabrollt,

5. Während ſtill aus nächtlichem Grund
 die Lava
 Quillt. — Des Rauchs tieffchattige Wolf'
 umdüſtert,
 Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
 Silbernes Antlik.

7. Loß des Dyrifers.

1. Stets am Stoff klebt unfere Seele,
 Handlung
 Iſt der Welt allmächtiger Puls, und deß-
 halb
 Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
 Dyrifche Dichter.

2. Gerne zeigt jedwedem bequem Homer
 ſich,
 Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
 Leicht das Volk hinreißen, erhöht des
 Dramas
 Schöpfer den Schauplaß;

3. Aber Pindar¹⁾ Flug und die Kunſt
 des Flaccus,²⁾
 Aber dein ſchwerwiegendes Wort, Pe-
 trarca,³⁾
 Prägt ſich uns langſamer ins Herz, der
 Menge
 Bleibt's ein Geheimniß.

1) Der bedeutendſte griechiſche Dyrifer, 522—441 v. Chr.
 — 2) Horatius Quintus Flaccus, römischer Ddendichter,
 65—8 v. Chr. — 3) Italiſcher Dyrifer, 1304—1374.

4. Jenen ward bloß geistiger Reiz, des
Liedchens
Leichter Taft nicht, der den unichwärm-
ten Puktsich
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick
in ihre
Mächtige Seele.

5. Ewig bleibt ihr Name genannt und
tönt im
Thr der Menschheit; doch es gefellt sich
ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüth und
huldigt
Körnigem Tieffinn.

11. Friedrich Rückert,

geboren den 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, studierte in Würzburg und Jena Philologie und schöne Literatur, ward in Jena 1811 Privatdozent, besuchte 1818 Italien, wo er die italienische Poesie näher kennen lernte, und wurde in Wien von dem Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall so sehr für die arabische, persische und türkische Literatur erwärmt, daß er sie zu seinem Lebensstudium machte. Von 1826 bis 1841 war er Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, dann in Berlin, lebte seit 1848 auf seinem Landhüs Neues bei Koburg ganz der Poesie und Wissenschaft und starb daselbst am 31. Januar 1866. — Hinsichtlich der Vielseitigkeit und Formgewandtheit ist Rückert einer der vorzüglichsten deutschen Dichter. Durch seine patriotische Lyrik („Geharnischte Sonette“) nimmt er unter den Sängern der Befreiungskriege eine hervorragende Stellung ein. Sehr wertvoll sind seine Übersetzungen und Bearbeitungen der poetischen Schätze des Morgenlandes, die erst durch ihn geistiges Eigentum der Deutschen geworden sind. Voll Lebensweisheit sind seine Lehrgedichte, vor allem „Die Weisheit des Brahmanen“.



Friedrich Rückert.

1. Der alte Barbarossa.

1. Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesezt.

3. Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stüzt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachs,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug', halb offen, zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Hersliegen um den Berg.“

8. Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.“

2. Roland zu Bremen.

1. Roland der Ries', am Rathhaus zu
Bremen
Steht er im Standbild standhaft und
wacht;

2. Roland der Ries' am Rathhaus zu
Bremen,
Kämpfer einst Kaiser Karls in der
Schlacht;

3. Roland der Rief' am Rathaus zu
Bremen,
Männlich die Mark einst hütend mit
Nacht.

4. Roland der Rief', am Rathaus zu
Bremen
Wollten ihm Welsche nehmen die Nacht.

5. Roland der Rief', am Rathaus zu
Bremen
Wollten ihn Welsche werfen in Nacht.

6. Roland der Rief', am Rathaus zu
Bremen
Lehnet an langer Lanz' er und lacht.

7. Roland der Rief', am Rathaus zu
Bremen
Ende ward welschem Wesen gemacht.

8. Roland der Rief', am Rathaus zu
Bremen
Wieder wie weiland wacht er und wacht.

3. Das ruft so laut!

1. O wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab' ich rasch mich dargestellt,
Alles andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar danach nicht umgeschaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

2. O wie ruft die Trommel so laut!
Aus der Türe rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach.
Vater, Mutter, schweiget still,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich hör' nur einen Laut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

3. O wie ruft die Trommel so laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich sonst bei ihr saß,
Steht die Braut und ruft mit Gram:
„Ach, o weh, mein Bräutigam!“
Kann nicht hören, süße Braut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

4. O wie ruft die Trommel so laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder: „Gute Nacht!“
Drüben der Kartätschenschuß
Ruft mit lautem Todesgruß;
Doch mein Ohr ist zugebaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

5. O wie ruft die Trommel so laut!
Nichts so laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft.
Ruft sie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

4. Aus der Jugendzeit.

1. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

2. Was die Schwalbe sang, was die
Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jezt noch klingt?

3. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!“

4. O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!

5. O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

6. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

7. Wohl die Schwalbe kehrt', wohl die
Schwalbe kehrt',
Und der leere Kasten schwall;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

8. Keine Schwalbe bringt, keine
Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die
Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

9. „Als ich Abschied nahm, als ich Ab-
schied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.“

5. Chidher.¹⁾

1. Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei.
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

2. Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: „Wie lang ist die Stadt vor-
bei?“

Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
„Das eine wächst, wenn das andre dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

3. Da fand ich ein Meer, das Wellen
schlug,
Ein Schiffer warf die Reke frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Da fragt' ich, seit wann das Meer hier
sei.

Er sprach und lachte meinem Wort:
„Solang als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem
Port.“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

4. Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei.
Er sprach: „Der Wald ist ein ewiger
Hort;

Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäume hier fort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

5. Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: „Seit wann ist die Stadt er-
baut?“

Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?“
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
„So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort.“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

6. Leben und Tod.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
Urplötzlich anfang' scheu zu werden

5 Und tat so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.

Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.

Das Tier hört' er im Rücken schnauben,
10 Das mußt' ihm die Besinnung rauben.

Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.

Gewachsen war ein Brombeerstrauch
An des geborstnen Brunnens Bauch;

15 Daran der Mann sich fest tat klamm-
mern

Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah

Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.

20 Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen

Aufgähnen mit entsperstem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,

Wenn er hinunterfallen sollte.

25 So schwebend in der beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das dritte.

Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,

1) Chidher, nach einer arabischen Sage ein altperischer
Feldherr und Prophet, der aus der Lebensquelle getrunken
hat und darum bis zum jüngsten Tage lebt.

Da sah er still ein Mäusepaar,
 30 Schwarz eine, weiß die andre war.
 Er sah die schwarze mit der weißen
 Abwechselnd an der Wurzel beißen.
 Sie nagten, zauten, gruben, wühlten,
 Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
 35 Und wie sie rieselnd niederrann,
 Der Drach' im Grund aufblickte dann,
 Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
 Der Strauch entwurzelt fallen würde.
 Der Mann in Angst und Furcht und Not,
 40 Umstellt, umlagert und umdroht,
 Im Stand des jammerhaften Schwebens,
 Sah sich nach Rettung um vergebens.
 Und da er also um sich blickte,
 Sah er ein Zweiglein, welches nickte
 45 Vom Brombeerstrauch mit reifen
 Beeren.

Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
 Er sah nicht des Kameles Wut
 Und nicht den Drachen in der Flut
 Und nicht der Mäuse Tüchenspiel,
 50 Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
 Er ließ das Tier von oben rauschen
 Und unter sich den Drachen lauschen
 Und neben sich die Mäuse nagen,
 Griff nach den Beerlein mit Behagen;
 55 Sie deuchten ihm zu essen gut,
 Als Beer' auf Beerlein wohlgenut,
 Und durch die Süßigkeit im Essen
 War alle seine Furcht vergessen.

Du fragst: „Wer ist der töricht' Mann,
 60 Der so die Furcht vergessen kann?“
 So wiss', o Freund, der Mann bist du!
 Vernimm die Deutung auch dazu:
 Es ist der Drach' im Brunnengrund
 Des Todes aufgesperrter Schlund;
 65 Und das Kamel, das oben droht,
 Es ist des Lebens Angst und Not.
 Du bist's, der zwischen Tod und Leben
 Am grünen Strauch der Welt mußt
 schweben.

Die beiden, so die Wurzel nagen,
 70 Dich samt den Zweigen, die dich tragen,
 Zu liefern in des Todes Macht,
 Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
 Es nagt die schwarze wohl verborgen
 Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
 75 Es nagt vom Morgen bis zum Abend
 Die weiße, wurzeluntergrabend.
 Und zwischen diesem Graus und Wust

Lockt dich die Beere Sinnenlust,
 Daß du [das Lasttier] Lebensnot,
 80 Daß du im Grund den Drachen Tod,
 Daß du die Mäuse Tag und Nacht
 Vergisstest und auf nichts hast acht,
 Als daß du recht viel Beerlein haßtest,
 Aus Grabes Brunnentrizen naschest.

7. Die Espe.

1. Als den Herrn ans Kreuz geschlagen
 Nun des Waldes Bäume sahn,
 Kam ein Zittern und ein Zagen
 Allen fernen, allen nah'n.
 Nur der Espe Krone
 Ließ die Blätter ohne
 Neben in die Lüfte ragen,
 Gleich als ging' sie das nicht an.

2. Damals ward der Fluch gesprochen,
 Und ihn hörte Berg und Luft:
 „Daß dir sei dein Stolz gebrochen,
 Zittre künftig jeder Lust!
 Andre Bäume zittern
 Nur in Ungewittern,
 Zitternd soll das Herz dir pochen,
 Wenn im Wald ein Vogel ruft.

3. Zittre, wo im Erdenkreise
 Künftig du entkeimst dem Staub!
 Jedes Blatt soll zittern leise,
 Bis es wird des Herbstwinds Raub,
 Und in allen Tagen
 Soll man hören sagen
 Dir zur Strafe sprichwortweise:
 Zittern wie ein Espenlaub!“

8. Das Meer der Hoffnung.

(Gefürzt.)

1. Hoffnung auf Hoffnung geht zu
 Scheiter,
 Aber das Herz hofft immer weiter,
 Wie sich Wog' über Woge bricht;
 Aber das Meer erschöpft sich nicht.
 2. Daß die Wogen sich senken und
 heben,
 Das ist eben des Meeres Leben,
 Und daß es hoffe von Tag zu Tag,
 Das ist des Herzens Wogenschlag.

9. Aus den „Angereichten Perlen“.

1. O blide, wenn den Sinn dir will
 die Welt verwirren,
 Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die
 Sterne irren.

2. Vor Gott ist keine Flucht als nur zu ihm. Nicht Trug
Vor Vaters Strenge ist, nur Liebe Kindes Schutz.

3. Der Vater straft sein Kind und süß-
let selbst den Streich;
Die Härte ist ein Verdienst, wo dir das
Herz ist weich.

4. Weist, wo es keinen Herrn und kei-
nen Diener gibt?
Wo eins dem andern dient, wo eins das
andre liebt.

5. Im selben Maß du willst empfan-
gen, mußt du geben;
Willst du ein ganzes Herz, so gib ein
ganzes Leben.

6. Viel lieber mag die Lieb', als an der
Sonne Flecken,
Den Stern in dunkler Nacht, der etwa
glänzt, entdecken.

7. Sei gut und laß von dir die Men-
schen Böses sagen;
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leicht-
ter fremde tragen.

8. Wie groß für dich du seist, vorm
Ganzen bist du nichtig,
Doch als des Ganzen Glied bist du als
Kleinsteß wichtig.

9. Wenn du Gott wolltest Dank für
jede Lust erst sagen,
Du sändest gar nicht Zeit, noch über Weh
zu klagen.

10. O Herz, versuch' es nur! So leicht
ist, gut zu sein;
Und es zu scheinen, ist so eine schwere
Pein.

11. Daß sie die Perle trägt, das macht
die Muschel krank;
Dem Himmel sag' für Schmerz, der dich
veredelt, Dank.

10. Aus den „Persischen Vierzeilen“.

1. Wehe dem, der zu sterben geht
Und keinem Liebe geschenkt hat,
Dem Becher, der zu Scherben geht
Und keinen Durst'gen getränkt hat!

2. Wenn die Wässerlein kämen zuhauf,
Gäb' es wohl einen Fluß;
Weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,
Eins ohne das andre vertrocknen muß.

3. Wer oben steht, such' oben sich zu
halten;
Wer unten ist, der tracht' hinauf.
Ruh' und Bewegung sind die zwei Ge-
walten,
Durch die die Welt sich hält im Lauf.

4. Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

5. Der Verstand ist im Menschen zu
Haus
Wie der Funke im Stein;
Er schlägt nicht von sich selbst heraus,
Er will herausgeschlagen sein.

6. Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen.
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

7. Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

8. Was du Irdisches willst beginnen,
heb' zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Irdisches vor dem Göttlichen be-
steht.

9. Das sind die Weisen,
Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrtum verharren,
Das sind die Narren.

10. Um andre leichter zu ertragen,
Mußt du dir sagen,
Daß du selbst nicht zu jeder Frist
Andern leicht zu ertragen bist.

11. Was du im Kopfe hast,
Darein kannst du tauchen.
Was du im Kopfe hast,
Das kannst du immer brauchen.

12. Manch art'ges Büchlein läßt sich
einmal lesen,
Zu dem der Leser nie dann wiederverkehrt;
Doch was nicht zweimal lesenswert ge-
wesen,
Das war nicht einmal lesenswert.

11. Aus der „Weisheit des Brahmanen“.

I.

Tu recht und schreibe dir nicht als Verdienst es an,
Denn deine Schuldigkeit allein hast du getan.

Tu's gern! Und wenn dir das nicht zum Verdienst gereicht,
Gereicht dir's doch zur Lust, daß dir die Pflicht ward leicht.

II.

Gar vieles lernt man, um es wieder zu vergessen;
Um an dem Ziel zu stehn, muß man die Bahn durchmessen.

III.

Kind, lerne zweierlei, so wirst du nicht verderben:
Zum ersten lerne was, um etwas zu erwerben.
Zum andern lerne das, was niemand dich kann lehren:
Gern das, was du nicht kannst erwerben, zu entbehren.

IV.

Sei dankbar für das Glück, das dir der Herr bestimmt,
Und gib es gern zurück, wenn er es wieder nimmt.
Es ist kein Gut so groß, er hat noch größtes eben
Und nimmt dir eines bloß, um andres dir zu geben.

V.

Auswendig lernen sei, mein Sohn, dir eine Pflicht,
Versäume nur dabei inwendig lernen nicht.
Auswendig ist gelernt, was dir vom Munde fließt,
Inwendig, was im Sinn lebendig sich erschließt.

VI.

Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt,
Und den du nicht benutzt, den hast du nicht gelebt.
Und du auch stehst nie still, der gleiche bist du nimmer,

Und wer nicht besser wird, ist schon geworden schlimmer.

Wer einen Tag der Welt nicht nutzt, hat ihr geschadet,
Weil er versäumt, wozu ihn Gott mit Kraft begnadet.

VII.

Den alten Mälerspruch erkoren hab' auch ich
Zum Wahlspruch für mein Buch: Kein Tag ohn' einen Strich.
So laß' ich ohne Strich nun keinen Tag verstreichen,
Sei manchmal es auch nur ein Strich, um auszustreichen.

VIII.

Welch eine Sprach' ist schön? Welch eine Sprach' ist reich?
Verschieden an Getön', im Sinn sind alle gleich.
Nicht dieß' und jene Sprach' entzückt, erfreuet mich;
Was mich erfreut, entzückt, das ist die Sprach' an sich:
Daß eine Sprach' es gibt, die, was du fühlst und denkst,
Dir deutlich macht, je mehr du dich in sie versenkst;
Daß eine Sprach' es gibt, kraft deren du verkündest
Der Welt geheimen Sinn, soweit du sie ergründest.
Drum ist die schönste Sprach' und beste, die du nennst
Die Muttersprache, weil du sie am besten kennst.

IX.

Viel wichtiger, als was du hast gelernt, mein Sohn,
Ist, was du hast getan, und mehr hast du davon.
Was du gelernt, mußt du fürchten zu vergessen;
Was du getan, von selbst erinnerst du dich dessen.
Es mag dich nun erfreuen, es mag dich nun gereuen,
Von selber wird sich die Erinnerung dir erneuen.
Einmal geschrieben, ist's nicht wieder auszustreichen,

Und in des Lebens Buch steht es als
 etw'ges Zeichen.
 Drum, was du schreibest, denk', ob du es
 immer sehn
 Vor Augen möchtest, nie es wünschen un-
 gesehn.
 Einmal geschrieben, ist's nicht wieder um-
 zuschreiben;
 Und streichst du's auch aus, so wird der
 Strich doch bleiben,
 Und fragest du es aus, so bleibet doch der
 Kraß,
 Und Neues läßt sich nie rein schreiben an
 den Plaz.

12. Homonymie.

1. Wenn das des Morgens angeglom-
 men,
 Wird das der Nächte dir benommen;
 Doch das des Lebenselends siehst du,
 Wenn das ist auf dein Haar gekommen.
 (Grauen.)

2. In geschickter Künstlerhand
 Macht er schöne, bunte Sachen.
 Als ein ungeschickter Mensch
 Läßt er alles mit sich machen.
 (Pinsel.)

12. Die Gebrüder Grimm,

deren wohl einzig dastehende Gemeinsamkeit der Lebensschicksale sowie gegenseitige Ergänzung hinsichtlich der Wirk-
 samkeit ihre gemeinschaftliche Behandlung erfordert, wurden beide, Jakob am 4. Januar 1785 und Wilhelm
 am 24. Februar 1786, zu Hanau geboren, besuchten das Lyzeum in Kassel, studierten in Marburg die Rechte,
 lenkten ihre Aufmerksamkeit jedoch immer mehr auf die Schätze der deutschen Literatur, wurden Bibliothekare in
 Kassel, dann Professoren in Göttingen, unterschrieben 1837 den Protest der „Sieben“ gegen Aufhebung des han-
 növerschen Staatsgrundgesetzes von 1833, wurden daher entlassen, aber von Friedrich Wilhelm IV. als Mitglieder
 der Akademie nach Berlin berufen, wo sie bis an ihr Ende eine reiche Tätigkeit entfalteten. Der immer kränkliche
 Wilhelm starb am 16. Dezember 1859, Jakob am 20. September 1863. — Als unsere tiefstinnigsten Sprachkennner
 und -forscher haben sie sich um deutsche Sprache, Poesie und Sage wie überhaupt durch die Erschließung des von
 unsern Klassikern geringgeschätzten deutschen Altertums die größten Verdienste erworben. Gemeinsam haben sie
 herausgegeben: „Kinder- und Hausmärchen“, „Deutsche Sagen“, „Altdeutsche Wälder“, „Wörterbuch der
 deutschen Sprache“ (fortgesetzt von Hildebrand, Weigand, Heyne u. a.). Von Jakob allein sind er-
 schienen: „Über den altdeutschen Meißergefang“, „Deutsche Grammatik“, „Deutsche Rechtsaltertümer“ u. a.; von
 Wilhelm allein: „Über deutsche Runen“, „Altdänische Heldenslieder“, „Die deutsche Heldensage“ u. a.

1. Aus der Vorrede zu „Kinder- und Hausmärchen“.

Wir finden es wohl, wenn von Sturm
 und anderem Unglück, das der Himmel
 schickt, eine ganze Saat zu Boden ge-
 schlagen wird, daß noch bei niedrigen
 Hecken oder Sträuchen, die am Wege
 stehen, ein kleiner Plaz sich gesichert hat
 und einzelne Ähren aufrecht geblieben
 sind. Scheint dann die Sonne wieder
 günstig, so wachsen sie einsam und unbe-
 achtet fort, keine frühe Sichel schneidet sie
 für die großen Vorratskammern; aber
 im Spätommer, wenn sie reif und voll
 geworden, kommen arme Hände, die sie
 suchen, und Ähre an Ähre gelegt, sorg-
 fältig gebunden und höher geachtet als
 sonst ganze Garben, werden sie heimge-
 tragen, und winterlang sind sie Nahrung,
 vielleicht auch der einzige Samen für die
 Zukunft.

So ist es uns vorgekommen, wenn wir
 gesehen haben, wie von so vielem, was in
 früherer Zeit geblüht hat, nichts mehr
 übrig geblieben, selbst die Erinnerung

daran fast ganz verloren war, als unter
 dem Volke Lieder, ein paar Bücher, Sagen
 und diese unschuldigen Hausmärchen. Die
 Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodent-
 reppen, Feiertage noch gefeiert, Tristen
 und Wälder in ihrer Stille, vor allem die
 ungetrübte Phantasie sind die Hecken ge-
 wesen, die sie gesichert und einer Zeit aus
 der andern überliefert haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese
 Märchen festzuhalten, da diejenigen, die
 sie bewahren sollen, immer seltener wer-
 den. Freilich, die sie noch wissen, wissen
 gemeinlich auch recht viel, weil die Men-
 schen ihnen absterben, sie nicht den Men-
 schen; aber die Sitte selber nimmt immer
 mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in
 Wohnungen und Gärten, die vom Groß-
 vater bis zum Enkel fortbauerten, dem
 sterbigen Wechsel einer leeren Prachtigkeit
 weichen, die dem Lächeln gleicht, womit
 man von diesen Hausmärchen spricht,
 welches vornehm aussieht und doch wenig
 kostet. Wo sie noch da sind, leben sie so,
 daß man nicht daran denkt, ob sie gut

oder schlecht sind, poetisch oder für geschickte Leute abgeschmackt: man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür. So herrlich ist lebendige Sitte; ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichem gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß sie nur da gehaftet hat, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgeübte Phantasie vorhanden war. Wir wollen in gleichem Sinne hier diese Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegenge setzte Meinung verteidigen; ihr bloßes Dasein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut, und wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre, den ein Kleines zusammenhaltendes Blatt gefaßt hat, so schimmert er doch in dem ersten Morgenrot.

Darum geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben blaulichweißen, makellosen, glänzenden Augen,¹⁾ die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind. Das ist der Grund, warum wir durch unsere Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie und Mythologie einen Dienst erweisen wollten, sondern es zugleich Absicht war, daß die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch, daß es als ein Erziehungsbuch diene. . . .

2. Dornröschen.

Vorzeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu,

als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden; ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebor ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche; weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheimbleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum und so mit allem, was auf der Welt nur zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und tot hinfallen.“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken. Da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger, tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gerne bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß die Spindeln im ganzen Königreich sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt; denn es war so schön, sitzsaft, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, liebhaben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König

1) in die sich Kinder selbst so gern greifen (Fischarts Gargantua, 129 b. 131 b), und die sie sich holen möchten.

und die Königin nicht zu Hause waren, und das Mädchen ganz allein im Schlosse zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thür. In dem Schlosse steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Thür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer SpinDEL und spann emsig ihren FlachS. „Guten Tag, du altes Mitterchen,“ sprach die Königsstochter, „was machst du da?“ — „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?“ sprach das Mädchen, nahm die SpinDEL und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die SpinDEL angerührt, so ging der Zauberbreuch in Erfüllung, und sie ließ sich damit in den Ringer. In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu bruteln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, an den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Nings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Nabe auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königsstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königsjöhne kamen und

durch die Hecke in das Schloß bringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich; denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte; es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königsstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schlief, und mit ihr schlief der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königsjöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen.“ Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte; er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Hecke näherte, waren es lauter schöne, große Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und die scheidigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Guh, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Thür zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen

schief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihr einen Kuß. Wie er es mit dem Kusse berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hofe standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten, die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld. Die Fliegen an den Wänden krochen weiter, das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen, der Braten fing wieder an zu bruzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

3. Eigenschaften der epischen Tierfabel.

Wie die Sprache leblosen Wesen ein Geschlecht erteilte, dessen sie in der Natur unfähig waren, so hat die Poesie den Tieren Begebenheiten und eine Geschichte anerschaffen. Sobald wir eingelassen sind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel an dem wirklichen Geschehen sein ihrer Ereignisse zu schwinden; wir fühlen uns so von ihr angezogen und fortgerissen, daß wir den auftretenden Tieren eine Teilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgibt derjenigen, die uns beim rein menschlichen Epos erfüllt. Wir vergessen, daß die handelnden Personen Tiere sind, wir muten ihnen Pläne, Schicksale und Gesinnungen der Menschen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menschen selbst in die Tierfabel verslochten werden und in ihre Handlung wesentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Tiere nicht den geringsten Anstoß nehmen.

Aus diesen Eigenschaften erwächst der Tierfabel ein besonderer, sogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die

innige Vermischung des menschlichen mit dem tierischen Element setze. Die Tierfabel hat demzufolge zwei wesentliche Merkmale. Einmal, sie muß die Tiere darstellen, als seien sie begabt mit menschlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zustände unseres Lebens eingeweiht, so daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Patergeßrei vor den König getragen, er heißt ihr das Totenamt halten und eine Grabchrift setzen. Die Menschen der Fabel stehen nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, als er um Aufnahme ins Kloster bittet, die Konjur zu gewähren. Der Bauer läßt sich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über seine Hühner ein und erkennt den Löwen im Rechtsstreit mit Tieren als gemeinschaftlichen Richter. Dann aber müssen daneben die Eigenheiten der besonderen tierischen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So singt der Hahn, auf einem Fuße stehend und die Augenlider schließend; ein ganz der Natur abgelauschter Zug. So bedient im Kampfe mit dem Wolfe der Fuchs sich aller seiner natürlichen Listen. So wird bei der Raze die eingeprägte Neigung zu den Mäusen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel zur Fabel, aus dem die eingreifendsten Verwicklungen hervorgehn.

Dieser Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerstreitender Elemente kann die Tierfabel nicht entraten. Wer Geschichten erinnern wollte, in denen die Tiere sich bloß wie Menschen gebärdeten, nur zufällig mit Tiernamen und Gestalt begabt wären, hätte den Geist der Fabel ebenso verfehlt, wie wer darin Tiere getreu nach der Natur aufzufassen suchte, ohne menschliches Geschick und ohne den Menschen abgesehene Handlung. Fehlte den Tieren der Fabel der menschliche Beigeschmack, so würde sie albern, fehlte ihnen der tierische, langweilig sein. Einleuchtend finden wir diese Erfordernisse bewährt, wenn sich die Kunst der Tierfabel bemächtigen will. Der Künstler muß es verstehen, den Tieren ihr Eigentümliches zu lassen und sie zugleich in die Menschen-

ähnlichkeit zu erheben; er muß, den tierischen Leib beibehaltend, ihm dazu noch Gebärde, Stellung, leidenschaftlichen Ausdruck des Menschen zu verleihen wissen.

Eben in dieser Nothwendigkeit bedingen sich andere Eigenschaften der epischen Tierfabel. Das bloße Märchen kann ganz tote Gegenstände, wie Stühle, Bänke, Kohlen, handelnd und redend einführen; aus jener müssen sie geschieden bleiben, weil ihnen alle natürliche Lebenstätigkeit, die ihr heizumischen wäre, abgeht. Pflanzen, Bäume, deren Leben wiederum sich zu unmerkbar äußert, als daß sie wirksam sein könnten, taugen ihr ebensowenig. Selbst zwischen den Tieren muß ein bedeutender Unterschied eintreten. Vorerst scheinen die kleinen Tiere für die Fabel minder geeignet, weil sie nicht hinreichende Eigentümlichkeiten besitzen, die sich auffassen und anschaulich machen ließen. Inzwischen dürfen sie, z. B. die Grille oder Ameise, mit Erfolg Nebenrollen übernehmen. Dann aber steht für die Verwendung der Tierfabel schon darin den Säugetieren die Vögel nach, daß sie uns weniger gleichen und durch ihr Flugvermögen aus der Reihe treten, in die wir mit jenen gestellt sind. Den Vögeln ist eine geisterhafte Unruhe eigen, die dem Epos nicht zusagt, desto mehr dem aristophanischen Drama. Endlich wird aber zugestanden werden müssen, daß auch von den vierfüßigen Tieren vorzugsweise die größeren einheimischen für die Fabel angemessen sind. Fremde, seltene Tiere liegen der anschauenden Phantasie zu fern, und sie bleibt unberührt von ihnen. Es wäre höchst unschicklich, in unserer Tier-

fabel dem Elefanten oder Kamel irgend einen bedeutenden Platz zu überweisen. Haustierte sind es und die Bewohner unserer Wälder, welche für die Fabel geschaffen scheinen, mit Zuziehung einiger vertrauteren Vögel, des Hahns, Sperlings, der Lerche, wogegen das übrige große und wilde Geflügel entbehrt werden mag. Unter den Haustieren selbst aber finden wir diejenigen, welche sich gänzlich in menschliche Dienstbarkeit ergeben haben, den Eseln, Hund und das Pferd, ausgeschlossen oder nur in beschränkter Weise auftretend; sie sind allzu zahm und prosaisch geworden; anders verhält es sich mit dem Hahn und der Kacke, die eine größere Unabhängigkeit behauptet haben. Hiernach ist also der Tierfabel auch das mit dem Epos gemein, daß beide notwendig einheimischer Helden bedürfen. Aus der gleichen Ursache aber wird das gedeihende und erwärmende Tierepos überall eine feste Stätte und Heimat finden und wie im Vordergrund der Landschaft namhafte Örter anschlagen, auf dem sich seine Figuren bewegen. Endlich, indem es einzelne Tiere auszeichnet und genau individualisiert, erhebt es sie dadurch zu Repräsentanten oder Führern ihrer ganzen Gattung und muß notwendig von ihrer Vielheit und Menge in der wirklichen Natur absehen, welche alles wieder verallgemeinern würden. Daher stellt es die Fabel so dar, als ob der Fuchs oder Wolf, den sie uns vorhält, die einzigen im Lande wären, und beschränkt sich darauf, ihnen eine nach menschlichen Verwandtschaftsverhältnissen berechnete Familie beizulegen.

13. Friedrich Christoph Schloffer,

geboren den 17. November 1776 in Jever, studierte in Göttingen Theologie, Geschichte und Philosophie, wandte daneben seine Aufmerksamkeit der Literatur der Engländer, Italiener und Spanier zu, ward 1800 Hauslehrer, 1808 Konrektor in Jever, 1812 Professor am Lyzeum in Frankfurt, 1817 Professor der Geschichte in Heidelberg, wo er am 23. September 1861 starb. — Er war ein ausgezeichnete Geschichtschreiber und ein scharfsinniger, ernster Forscher. Sein Hauptwerk ist die „Weltgeschichte für das deutsche Volk“, aus deren erstem Band die folgende Probe genommen ist.

Epaminondas und Pelopidas.

Theben erhielt durch das Talent der beiden einzigen großen Männer, welche es besessen hat, diejenige Einrichtung und Stellung, vermöge deren es nicht nur den

Spartanern die Spitze bieten konnte, sondern auch auf einige Zeit die Hauptstadt von Griechenland wurde und die Hegemonie in Griechenland erlangte, welche seither die Spartaner und vor diesen die

Athener besessen hatten. Der leitende Geist dieser Männer ist in dem Gange der thebanischen Angelegenheiten überall unverkennbar, und Theben wäre ohne sie ebensowenig zu der Stellung gelangt, die es in den nächsten Jahrzehnten einnahm, als es dieselbe nach dem Tode dieser beiden großen Bürger behaupten konnte. . . .

Epaminondas und Pelopidas, welche schon früh durch innige Freundschaft miteinander Kraft für die Erhebung Thebens arbeiteten, waren ihren äußeren Verhältnissen wie ihrem inneren Wesen nach voneinander sehr verschieden. Pelopidas war von vornehmer Geburt, und er besaß einen großen ererbten Reichtum, während sein Freund Epaminondas von Hause aus arm war und es sein ganzes Leben hindurch blieb. Pelopidas war eine verständige und mehr nach außen als nach innen gerichtete Natur, welche nur für das praktische Leben geschaffen war, und liebte neben den Staatsgeschäften und dem Kriege vorzugsweise die Übungen der Ringschule und die Jagd. Er stand seinem Freunde an Bildung des Geistes weit nach, war aber wegen seiner rein praktischen Richtung und der erlangten Gewandtheit im äußeren Leben mehr als Epaminondas für diplomatische Verhandlungen befähigt und zeichnete sich in diesen um so mehr aus, als er neben seiner großen Geschicklichkeit im Unterhandeln zugleich die Ehre eines von edleren Motiven geleiteten Mannes aufrechtzuhalten wußte. Beide Männer besaßen einen angeborenen höheren Adel, welcher den Grundzug ihres Wesens bildete und welcher der Betrachtung ihres Handelns und Wirkens eine in rein menschlicher Hinsicht wohlthuende Seite gibt. Beide gehören zu den größten Staatsmännern des griechischen Alterthums, sowohl dem Endziele ihrer Bestrebungen nach als auch in betreff der Einsicht und Gewandtheit, mit welcher sie dasselbe zu erreichen suchten. Beide, namentlich aber Epaminondas, waren als Feldherren ausgezeichnet und ragten über ihre Zeitgenossen Agésilas, Xiphikates und Chabrias nicht bloß durch ihre Kriegstaten hervor, sondern

auch durch den umfassenden und schöpferischen Geist, mit welchem sie die Kriegskunst auf eine neue Stufe der Entwicklung hoben. Sie schufen ein ganz neues System der Taktik und Strategie, welches bald nachher von den mazedonischen Königen Philipp und Alexander weiter ausgebildet wurde; und obgleich der damals in Griechenland herrschende Geist und die ganz veränderte Kriegskunst fast überall das Anwerben von Mietstruppen herbeigeführt hatten, so setzten Epaminondas und Pelopidas doch ihre Heere nur aus Bürgern zusammen, wußten diesen aber nicht bloß Geschicklichkeit und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen und in den Bewegungen zu geben, sondern auch einen Geist einzuhauchen, vermöge dessen dieselben ebensowohl der Tapferkeit der Spartaner als der kriegerischen Tüchtigkeit der berühmtesten Söldnerscharen gewachsen waren.

Epaminondas zeichnete sich nicht weniger durch seine sittliche Größe und seine wissenschaftliche Bildung als durch seine Feldherrneigenschaften und seine praktischen Kenntnisse im Staatswesen aus. Er besaß philosophische Erkenntnis und widmete sein ganzes Leben hindurch die Zeit der Muße ebenso den wissenschaftlichen Beschäftigungen wie sein Freund Pelopidas den Vergnügungen der Jagd und der Ringschule. Seine Veredelmheit und seine Einsicht in das menschliche Wesen und die Verhältnisse der griechischen Völkerschaften waren so groß, daß er einst, als er zugleich mit den Gesandten anderer Staaten den Friedensunterhandlungen in Sparta beizuwohnte (372 v. Chr.), durch seine Darstellung der spartanischen Herrschsucht und Tyrannei den Spartanern vielleicht ebenso sehr schadete, als Pelopidas einige Jahre früher durch den Sieg bei Tegea ihrem militärischen Ruße geschadet hatte. Des Epaminondas Grundsätze waren denen der athensischen und spartanischen Generale seiner Zeit so durchaus entgegengesetzt, daß man sie mit den Grundsätzen der pythagoreischen Schule verglich und ihn selbst zuweilen einen Pythagoreer nannte, weil er den Unterricht des Pytha-

oder eines der wenigen Männer genossen hatte, die sich rühmen konnten, die Lehren dieser Schule rein bewahrt zu haben. Seine von Natur milde und menschenfreundliche Seele wurde stets von noblen edleren und höherer Art geleitet. Namentlich aber bildete seine Einfachheit, Mäßigkeit und Uneigennützigkeit einen schneidenden Gegensatz gegen den herrschenden Geist seiner Zeit.

Die auf diesen sittlichen Vorzügen beruhende äußere Erscheinung des Epaminondas zeigt zugleich in der Art, wie die Mit- und Nachlebenden seines Volkes dieselbe beurteilten, einen großen Unterschied zwischen den Lebensansichten der alten und neueren Zeit. Epaminondas war ein Mann, welcher, arm geboren, auch arm bleiben wollte, ungeachtet dessen aber durch seine äußere Erscheinung seinen Landsleuten nicht allein keinen Anstoß gab, sondern sogar in ganz Griechenland bis an sein Ende die erste Rolle spielte. Während selbst in den republikanischen Staaten unserer Zeit äußere Repräsentation von hohen Staatsämtern unzertrennlich scheint, konnte dagegen unter den Griechen auch in den Zeiten des Verfalls der Reichtum niemals den Rang geben, auf welchen das Verdienst ein Recht hat, und das griechische Volk war und blieb weit entfernt, das Festhalten an der einfachsten und natürlichsten Lebensweise für lächerlich zu halten und einen, der dies tat, einen Sonderling zu nennen, wie dies bei uns zu geschehen pflegt. Den besten Beweis davon gibt das Beispiel des Epaminondas, welches diese rühmliche Seite des griechischen Nationalgeistes auf das glänzendste anschaulich macht. Epaminondas ward, wie die Philosophen Sokrates, Antisthenes und Diogenes, unter seinen Landsleuten gerade dadurch ein Gegenstand der Bewunderung, daß er die Veringschätzung der äußeren Zierden des Lebens bis zum Übermaße trieb. Ja Epaminondas übte sogar, gerade weil dieser der neueren Zeit fremde Charakterzug den Griechen eigentümlich war, durch diese Einfachheit seines äußeren Lebens einen besonders großen Einfluß auf sein Volk aus und fühlte sich

zum Teil eben durch diese Wahrnehmung zu derselben bewogen. Er besaß, wie berichtet wird, manches Hausgeräthe nicht, welches selbst in den Wohnungen ganz geringer Leute sich fand, und er soll, auch als er an der Spitze seiner Vaterstadt stand, nur einen einzigen Mantel besessen haben, so daß er, sooft dieser gewaschen wurde, einige Tage hindurch nicht ausgehen konnte; er hatte aber bei dieser Armlichkeit, die er doch leicht hätte beiseitigen können, den edlen Zweck, daß er seinen Landsleuten zeigen wollte, wie wenig das Leben eigentlich erfordere, und wie töricht es sei, sich beständig zu plagen, um sich die Mittel zum Leben zu verschaffen, die man doch so wohlfeil haben könne. Als einst ein persischer Gesandter ihn durch ein Geschenk von 30,000 Goldstücken für das Interesse seines Königs gewinnen wollte, nahm Epaminondas dies nicht nur nicht an, sondern er verbot auch dem Gesandten den ferneren Aufenthalt in Theben. „Wenn deines Herrn Absichten“, sprach er zu ihm, „meinem Vaterland vorteilhaft sind, so bedarf es keiner Geschenke; sind sie es aber nicht, so vermag alles Gold der Welt mich nicht für dieselben zu gewinnen. Ich selbst verzeihe dir, daß du mein Herz nach dem deinigen beurteilt hast; aber ich kann dir den Aufenthalt in Theben nicht länger gestatten, weil du mit deinem Golde auch andere in Versuchung führen könntest.“ Ein anderes Mal wies er 2000 Goldstücke, welche der mächtige thessalische Fürst Jason bei seiner Anwesenheit in Theben ihm geben wollte, gerade weil sie von diesem ihm angeboten wurden, zurück, obgleich er in großer Geldverlegenheit war und bei dem bevorstehenden Ausmarsch des Heeres sich genötigt sah, zur Anschaffung seines Feldgeräthes zwölf Taler von einem Freunde zu borgen. Als er einst auf einem Feldzuge erfuhr, daß sein Waffenträger einen Gefangenen für vieles Geld freigegeben habe, verabschiedete er denselben mit den Worten: „Gib mir meinen Schild zurück und kaufe dir eine Trödlerbude; denn da du jetzt ein Reicher geworden bist, so wirst du nicht ferner Mut und Lust haben, dich der

Todesgefahr auszusetzen.“ Wer so handelte, der konnte mit mehr Erfolg als jeder andere gegen die Entartung seiner Landsleute, die Noheit und Sinnlichkeit seiner Bötter und die in ganz Griechenland herrschende Habgier und Eigennüchternheit auftreten. In diesem Sinne antwortete Epaminondas selbst einst, als an einem festlichen Tage in Theben alle sich beim Weine belustigten, einem seiner Bekannten auf die Frage, warum er allein sich der Theilnahme an der allgemeinen

Luft entziehe: „Damit ihr anderen euch desto ruhiger der Sorglosigkeit überlassen könnt.“ Auch mußte ein Staat, an dessen Spitze ein solcher Mann stand, ganz anders in seinen Unternehmungen gedeihen als z. B. Athen, dessen damals größte Männer, ein Xpbitrates, Chabrias und Timotheus, vorzugsweise nach Reichtum, Genuß und Glanz strebten, so daß sie zugleich den Gesetzen der Moral ungetreu und in ihren Vermögensumständen zerriethen wurden.

14. Friedrich von Raumer,

geboren den 14. Mai 1781 zu Wörlitz bei Dessau, studierte in Berlin, Halle und Göttingen die Rechte und Kameralwissenschaften, trat 1801 in den preussischen Staatsdienst, ward 1811 mit dem Titel eines Geheimen Rates Professor der Geschichte und Staatswissenschaften in Breslau, von 1818 an in gleicher Eigenschaft in Berlin, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, 1853 als Professor emeritiert, starb am 14. Juni 1873. — Durch seine gründliche Forschung mit gebiegender Darstellung verbindenden historischen Schriften ist er bahnbrechend in der Entwidlung der deutschen Geschichtschreibung geworden. Seine Hauptwerke sind: „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ (aus dem vierten Band dieses Werkes ist die folgende Probe genommen); „Geschichte Europas seit Ende des 15. Jahrhunderts“; „Historisches Tagebuch“; „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ u. a. m.

Konradin, der letzte Hohenstaufe.

[Nach der Schlacht (bei Tagliacozzo oder bei Scurcola) flohen] Konradin, Friedrich von Österreich, Graf Gerhard von Pisa . . . und mehrere Edle nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Theilnahme, hier tätige Hilfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich einzelne, deren Schicksal an das ihrige festgeknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten, so zeigte doch die immerdar wankelmütige Menge hier so viel Gleichgültigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Ärgste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sizilien zu erreichen und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuern.

Schon waren alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Asturas vom Geschehenen Nachricht erhielt und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kost-

barkeiten usw. die naheliegende Folgerung zog, daß die Eingeschifften angesehen, von Scurcola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?“ zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!“ — so faßten sie neues Zutrauen; denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Konstanze erhielt Otto Frangipani, Johannes Großoheim, und Emanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päpsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Johannes und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab und gab sie [ihnen] dann unentgeltlich als Lehn zurück; er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und haute von seinem Gelde ihre Häuser und Türme wieder

auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinn-ten ein heiliges Verhältniß begründet wurde. — Dieser trostreichen Betrachtung stand andererseits freilich auch Bedenliches entgegen: Johanns Großmutter gehörte zur Familie Papst Innozenz' III.; nach Kaiser Friedrichs Tode hatte die Familie Innozenz IV. gehuldigt und von ihm schon früher ansehnliche Lehen empfangen; ein Frangipani endlich (dessen mochte sich Friedrich von Österreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitharen, meuchelmörder-riß umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte: es gab keine Wahl, man mußte der Gewalt nachgeben. — Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erin-nernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf, wofür ihm Belohnungen zuteil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen und wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechteren unter seinen Vorfahren, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vortheile willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päpste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmute den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen, daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe, König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch — wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleichkommt — mit dem irrigen Wahne, es sei noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu fassen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet; Robert von Ravenna, Karls Flottenführer, umlagerte, herzueilend, das Schloß, in welchem die

Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte, durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorene Gunst des Königs wiederzuerwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierhergesandten Reiter-schar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradins und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräter irgend beschüge!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eiligst den ehrlösen Handel ab und übergab die Gefangenen ohne sichere Bedingung für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Campanien in die Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihm solle kein Leides geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reichs.

Nicht bloß diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern jeder, der nur irgendeinen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deswillen in Anspruch, sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter ging hinab bis auf Bürger und Bauern, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigentums. Und fast mußte man diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person blühten. So ließ Karl mehreren Römern, die ihm früher gefolgt waren, jetzt aber in Konradins Heer gekochten hatten, die Füße abhauen und sie dann (die Folgen der Rundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend) in ein Gefäße zusammenbringen und dieses anzünden! . . .

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verderblichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Trebelmute und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlchem Wege (so hieß es jetzt) müsse über das Schicksal der Gefangenen von Natura entschieden werden; deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochberräter an seinem rechtmäßigen Könige und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschrakten sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengelegte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wiederzugewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl (das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend) hiergegen ein, daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten,

worauf aber Guido ungefchredt erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Ähnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König indes so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und, frech jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdes errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um dem Jünglinge alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Bogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatz geführt, wo der Henker, mit bloßen Füßen und aufgestreiftten Ärmeln, schon ihrer erwart-

tete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber ward durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubnis der Geistlichen und nach dem Räte der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräter das Todesurteil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen.“

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafteste Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?“ — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für tot hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen Tat billigten; das Urtheil aber blieb un geändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte ver-

teidigt. Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhängen?“ — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine Tat; und der, dessen Rührung allein hätte in Taten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Ein drücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem König Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sizilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Änderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Österreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hehend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jezo kniete er nieder, rief aber, dann noch einmal sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Österreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermesslichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfangen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf [Galban] Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten; der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größeren Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galban in dessen Armen und dann er selbst getötet werde. — Nach diesem mordete man noch mehrere; wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen

sollen? Nur im allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres oder, wie andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzerreißenden Thatfachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Teilnehmender befundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges An-

denken der tränenwerten Ereignisse, seitdem inimer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar andere jedoch wiederum irrig berichten, daß die Karmeliter aus Mitleid oder für Lohn den Leichnam Konradins nach Deutschland gebracht hätten usw.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rotem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle — mögen sie nun später von reinigen Königen oder teilnehmenden Bürgern oder auf Kosten Elisabeths ausgerichtet worden sein — jahrhundertlang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

§ 32. Die Dichter der Befreiungskriege.¹⁾

1. Ernst (Moriz) Arndt,

geboren den 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf Rügen, studierte in Greifswald und Jena Theologie und Philosophie, machte Reisen durch halb Europa, wurde 1806 Professor der Geschichte in Greifswald, mußte wegen der heftigen Angriffe auf Napoleon in seinem Buche „Geist der Zeit“ aus Deutschland fliehen, trat während des russischen Feldzugs in Petersburg mit dem Freiherrn von Stein in Verbindung und wirkte unablässig durch Vieder und Flugschriften für die Erhebung Preußens. Nach den Befreiungskriegen wurde er Professor an der Universität zu Bonn, wurde jedoch 1820 wegen angeblich demagogischer Umrtriebe seines Amtes enthoben und erst nach zwanzig Jahren von Friedrich Wilhelm IV. wieder eingesetzt. Er starb zu Bonn am 29. Januar 1860. — Arndt war eine der kraftvollsten Gestalten seiner Zeit und leistete durch seine fernigen, hinreichenden Vieder und Prosaschriften der deutschen Sache unvergeßliche Dienste.

1. Des Deutschen Vaterland.

(1813.)

1. „Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?“
„O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.“

2. „Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Böhmenland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marjen¹⁾ Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker²⁾ Eisen rekt?“
„O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.“

3. „Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?“
„O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.“

4. „Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tirol?“
„Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.“

1) Ein Volksstamm an der Weser im Teutoburger Walde. — 2) Bewohner der Grafschaft Mark in Westfalen.

1) Vgl. S. 485 „Das Gottesgericht in Rußland“ von W. Baur und S. 487 „Der Ausbruch der Befreiungskriege“ von Treitschke.

5. „Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß ist es das Österreich,
An Ehren und an Siegen reich!“
„O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.“

6. „Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!“
„So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wahrer Deutscher, nenne dein!“

7. Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blüht
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wahrer Deutscher, nenne dein!

8. Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Horn vertilgt den welschen Land,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

9. Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein
Und gib uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!“

2. Die Leipziger Schlacht.

(1813.)

1. „Wo kommst du her in dem roten
Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen
Plan?“

„Ich komm' aus blutigem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Weiber und Bräute
klagen,
Da ward ich so rot.“

2. „Sag' an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlägt die
Schlacht?“

„Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Tränen macht;
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig, der Stadt.“

3. „Wie hießen, die zogen ins Todes-
feld
Und ließen fliegende Banner aus?“
„Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen Franzosen aus,
Die Russen, die Schweden, die tapfern
Preußen
Und die nach dem glorreichen Östreich
heißten,
Die zogen all' aus.“

4. „Wem ward der Sieg in dem harten
Streit?
Wem ward der Preis mit der Eisenhand?“



Ernst (Moritz) Arndt.

„Die Welschen hat Gott wie die Spreu
zerstreut,
Die Welschen hat Gott vertveht wie den
Sand;
Biele Tausende decken den grünen Rasen,
Die übriggebliebenen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.“

5. „Nimm Gottes Lohn! Habe Dank,
Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das Klang wie himmlische Zimbeln hell!
Habe Dank der Mär von dem blutigen
Streit!
Laß Wittwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten
Tagen
Die Leipziger Schlacht.

6. O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal!
Solange rollet der Jahre Rad,
Solange scheint der Sonnenstrahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht."

3. Das Lied vom Feldmarschall.

1. Was blasen die Trompeten? Huz-
saren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden
Saus;
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes
Schwert.

2. O schauet, wie ihm leuchten die
Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schnee-
weißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender
Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlacht-
feldes sein.

3. Der Mann ist er gewesen, als alles
versank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen
noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und
hart,
Den Welschen zu weisen die deutscheste
Art.

4. Den Schwur hat er gehalten. Als
Kriegsruf erklang,
Heil! wie der weiße Jüngling in Sattel
sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Nehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein ge-
macht.

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt
solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Atem
ging aus,
Daß Tausende liefen dort hastigen Lauf,
Zehntausend entschloffen, die nimmer
wachen auf.

6. Am Wasser der Ratzbach er's auch
hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen
gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee
hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum
Grab!

7. Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr
er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze
noch Burg.
Da mußten sie springen wie Hasen übers
Feld,
Hinterdrein ließ erklingen sein Hufsal! der
Held.

8. Bei Leipzig auf dem Plane, o herr-
liche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und
die Macht;
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmar-
schall.

9. Drum blaset, ihr Trompeten! Huz-
saren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde
im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern
Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

2. (Karl) Theodor Körner,

geboren den 23. September 1791 in Dresden als Sohn des Gerichtsrates Christian Gottfried Körner, des treuen
Freundes Schillers, studierte in Leipzig und Berlin Philosophie und Geschichte, zeigte schon früh eine große
Neigung zur Dichtkunst, wurde mit 21 Jahren Hoftheaterdichter in Wien, trat bei Ausbruch des Befreiungs-
krieges in das Lützowsche Freikorps und fand den Heldentod bei Gadebusch in Mecklenburg am 26. August 1813. —
Er befandete ein bedeutendes dramatisches Talent. Durch seine flammenden Kriegslieder (in „Leier und Schwert")
stellte er sich in die vorderste Reihe der patriotischen Lyriker.

1. Die Eichen.

1. Abend wird's, des Tages Stimmen
schweigen,
Röter strahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,

Und das Herz ist mir so voll, so kühn.
Alter Zeiten alte, treue Zeugen,
Schmücket euch doch des Lebens frisches
Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht enthalten.

2. Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
 Viel des Schönen starb den frühen Tod;
 Durch die reichen Blätterfränze schimmert
 Seinen Abschied dort das Abendrot.
 Doch um das Verhängnis unbekümmert,
 Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
 Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
 Alles Große muß im Tod bestehen!

3. Und ihr habt bestanden! — Unter allen
 Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Mut.

Wohl kein Pilger wird vorüberwallen,
 Der in eurem Schatten nicht geruht.
 Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
 Tod auch sind sie euch ein köstlich Gut;
 Denn, vertvesend, werden eure Kinder
 Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

4. Schönes Bild von alter deutscher Treue,

Wie sie bess're Zeiten angeschaut,
 Wo in freudig kühner Todesweiche
 Bürger ihre Staaten festgebaut!
 Ach, was hilfst's, daß ich den Schmerz erneue?

Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
 Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
 Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

2. Aufruf.

(1813.)

1. Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
 Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!

Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen;

Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!

Das höchste Heil, das Letzte, liegt im Schwerte!

Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:

Der Freiheit eine Fackel — Wasch die Erde,

Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

2. Es ist kein Krieg, von dem die Kro-
 nen wissen;
 Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!

Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen

Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
 Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“

Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,

Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,

Der Mordmord der Söhne schreit nach Blut.



Theodor Körner.

3. Zerbrich die Pflugschar, laß den
 Meißel fallen,

Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
 Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —

Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
 Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.

Denn einen großen Altar sollst du bauen
 In seiner Freiheit ein'gem Morgenrot;
 Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,

Der Tempel gründe sich auf Helldentob!

4. Was weint ihr, Mädchen, warum
 Klagt ihr, Weiber,

Für die der Herr die Schwerter nicht ge-
 stählt,

Wenn wir entzündt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust
fehlt?

Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten,
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmig-
keit.

5. So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen
Sache,

O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise,¹⁾ schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsers Ferdinand,²⁾ voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Helden-
schatten,

Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen
Flug!

6. Der Himmel hilft, die Hölle muß
uns weichen!
„Drauf, wadres Volk, drauf!“ ruft die
Freiheit, „drauf!“

Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine
Eichen.

Was kümmern dich die Hügel deiner
Leichen?

Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
Doch stehest du dann, mein Volk, bekränzt
vom Glücke,

In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

3. Lühows wilde Jagd.

(1813.)

1. Was glänzt dort vom Walde im
Sonnenschein?

Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gefellen
fragt:

Das ist Lühows wilde, verwegene Jagd.

2. Was zieht dort rasch durch den fin-
stern Wald

Und streift von Bergen zu Bergen?

Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;

Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,

Es fallen die fränkischen Schergen.

Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:

Das ist Lühows wilde, verwegene Jagd.

3. Wo die Reben dort glühen, dort
braust der Rhein,

Der Wütrich geborgen sich meinte;

Da naht es schnell mit Gewitterchein

Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein

Und springt ans Ufer der Feinde.

Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer
fragt:

Das ist Lühows wilde, verwegene Jagd.

4. Was braust dort im Tale die laute
Schlacht,

Was schlagen die Schwerter zusammen?

Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,

Und der Funke der Freiheit ist glühend
erwacht

Und lodert in blutigen Flammen.

Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:

Das ist Lühows wilde, verwegene Jagd.

5. Wer scheidet dort röchelnd vom Son-
nenlicht,

Unter winfelnde Feinde gebettet?

Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;

Doch die wadern Herzen erzittern nicht,

Das Vaterland ist ja gerettet!

Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen
fragt:

Das war Lühows wilde, verwegene Jagd.

6. Die wilde Jagd und die deutsche
Jagd

Auf Henters Blut und Tyrannen! —

Drum, die ihr uns liebt, nicht getweint
und geklagt!

Das Land ist ja frei, und der Morgen
tagt,

Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!

Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachge-
sagt:

Das war Lühows wilde, verwegene Jagd.

4. Harras, der kühne Springer.

Eine alte Volkslage.

1. Noch harrte im heimlichen Däm-
merlicht

Die Welt dem Morgen entgegen,

1) Königin Luise, gest. 1810. — 2) Der preußische Prinz
Louis Ferdinand; starb 1806 bei Saalfeld den Helbentod.

Noch erwachte die Erde vom Schlummer
nicht,
Da begann sich's im Tale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmenge-
wirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffen-
geklirr,
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter
Knechte.

2. Und vorbei mit wildem Ruf fliegt
der Troß,

Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Der Harras, der mutige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um
die Welt,

Auf heimlichen Wegen durch Flur und
Feld,

Den Gegner noch heut' zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

3. So stürmen sie fort in des Waldes
Nacht

Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
Doch mit ihm ist auch das Verderben er-
wacht,

Es lauert nicht länger verborgen;
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärker Gewalt,
Das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite,
Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

4. Wie der Wald dumpf donnernd
widerklingt

Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klingen, der Helmbusch
winkt,

Und die schnaubenden Rösse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das
Blut,

Sie achten's nicht in des Kampfes Blut,
Und keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

5. Doch dem Häuflein des Ritters
wannt endlich die Kraft,

Der Übermacht muß es erliegen;
Das Schwert hat die meisten hinwegge-
rafft,

Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch,

Und sein Roß trägt den mutigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen
Reiter.

6. Und er jagt zurück in des Waldes
Nacht,

Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.

Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichtereren Stelle.

7. Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Bogen brausen;
Er steht an des Bichopautals schwindeln-
dem Rand

Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n
Sieht er seine schimmernde Feste stehn;
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauterem Schlägen.

8. Ihm ist's, als ob's ihn hinüberrief',
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klaftern
tief,

Schreckt das Roß, es schäumt in den
Zügel;

Und mit Schauern denkt er's und blickt
hinab,

Und vor sich und hinter sich sieht er sein
Grab;

Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Scharen umreiten.

9. Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes
Hand,

Ob Tod in den Bogen er wähle.
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.

Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich
das Roß;

Doch er sporn't's, daß die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluten.

10. Und der kühne, gräßliche Sprung
gelingt,

Ihn beschützen höh're Gewalten;
Wenn auch das Roß zerschmettert zer-
sinkt,

Der Ritter ist wohl erhalten;

Und er teilt die Wogen mit kräftiger Hand,

Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Mutigen nimmer.

5. Rätsel.

a. Palindrom.

1. Still empfangen im zarten Reime,
Tritt es hervor in des Himmels Räume,
Und es formt sich zur blühenden, schönen
Gestalt.

Und die Gottheit segnet's mit heiliger
Weise,

Daß es im Drange der Zeiten gedeihe,
Und es reißt mit des Wesens dunkler
Gewalt.

2. Zwar muß es endlich vergehn und
erkalten,

Und sinken muß es zur gräulichen Nacht;
Doch strahlt es verjüngt durch des Grabes
Spalten

Im neuen Frühling mit seliger Pracht.

3. Ließt du es rückwärts, ein Kind der
Erde,

Umarmt es die Mutter mit trüber Ge-
bärde,

Still widerstrebend dem frühen Strahl.
Und wie des Mädchens rosige Wangen
Ein Schleier umflattert mit zartem Ver-
langen,

So webt es sich innig um Berg und Thal.

4. Doch glühender wächst die Flamme
der Sonnen,

Und es fliegt zerstreut durch das bläuliche
Haus.

So ist das Rätsel zur Klarheit zerronnen,
Sprichst du der Deutung Zauberwort aus.
(Leben — Nebel.)

b. Logogriph.

Mein Ganzes webt sich mit stillem Ver-
langen

So innig um rosige Mädchenwangen.

Drei Zeichen hinweg, und der Phantasie
Des Sängers vermähl' ich die Harmonie.
Ein Zeichen hinweg noch, und Leben ent-
quillt,

Wenn leimend die Kraft mir im Innern
schwillt.

(Schleier, Leier, Eier.)

c. Charade.

1. In stiller Anmut kommt's gezogen,
Wie Rosenhecken blüht es auf,
Und durch des Äthers blaue Wogen
Steigt es mit goldner Pracht herauf.
Kannst du des Rätsels Lösung finden?
Zwei Silben werden mir's verkünden.

2. Wohl gibt es eine mächt'ge Herde,
Von keinem Auge noch gezählt.
Sie weidet herrlich, fern der Erde,
Vom Glanz des ew'gen Lichts befeelt.
Willst du der Lämmer Namen kennen?
Die dritte Silbe wird ihn nennen.

3. Am frühen Tag erscheint das Ganze
Und steigt empor mit heitrem Sinn,
Und in des Morgens jungem Glanze
Verkündet's die Gebieterin

Und folgt ihr nach durch alle Weiten.
Sprich, kannst du mir das Rätsel deuten?
(Morgenstern.)

6. Brief an seinen Vater.

Wien, am 10. März 1813.

Liebster Vater!

Ich schreibe Dir diesmal in einer An-
gelegenheit, die, wie ich das feste Ver-
trauen zu Dir habe, Dich weder befrem-
den noch erschrecken wird. Neulich schon
gab ich Dir einen Wink über mein Vor-
haben, das jetzt zur Reise gediehen ist.
Deutschland steht auf; der preußische
Adler erweckt in allen treuen Herzen durch
seine kühnen Flügelschläge die große Hoff-
nung einer deutschen, wenigstens nord-
deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt
nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr
würdiger Jünger sein! Ja, liebster
Vater, ich will Soldat werden, will das
hier gewonnene glückliche und sorgen-
freie Leben mit Freuden hinwerfen, um,
sei's auch mit meinem Blute, mir ein
Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht
übermut, Leichtsinn, Wildheit! Vor zwei
Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt,
da ich weiß, welche Seligkeit in diesem
Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne
meines Glücks in schöner Milde auf mich
niederleuchten, jetzt ist es [wahrlich] ein
würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist
es die mächtige Überzeugung, daß kein
Opfer zu groß sei für das höchste mensch-
liche Gut, für seines Volkes Freiheit.

Vielleicht sagt dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da; er hätte auf einem andern Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können; er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfer-tode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte: wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nach-sieiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jezo nicht verlassen.

Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft; vielleicht schickt mich auch Humboldt als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden, und es kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. . . . Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. — Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein

Theodor.

3. Max von Schenkendorf,

geboren am 11. Dezember 1783 zu Lissit, studierte in Königsberg die Rechtswissenschaften, trat 1813 als Freiwilliger in die preussische Armee ein, konnte, an der rechten Hand gelähmt, nicht das Schwert führen, wirkte um so mächtiger mit der Feder, ward 1815 Regierungsrat in Koblenz und starb daselbst an seinem Geburtstag 1817. — Seine innigen Vaterlandsgefühle gehören zu den schönsten Blüten der Romantik.

1. Die Muttersprache.,

(1814.)

1. Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnensam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelasset,
Klingest ewig in mir fort.

2. Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

3. Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

4. Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Gräften,
Längst verschollnes, altes Lied!
Leb' aufs neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

5. überall weht Gottes Hauch,
 Heilig ist wohl mancher Brauch;
 Aber soll ich beten, danken,
 Geb' ich meine Liebe kund,
 Meine seligsten Gedanken,
 Sprich' ich wie der Mutter Mund!

2. Das Lied vom Rhein.

1. Es klingt ein heller Klang,
 Ein schönes deutsches Wort
 In jedem Hochgesang
 Der deutschen Männer fort:
 Ein alter König hochgeboren,
 Dem jedes deutsche Herz geschworen —
 Wie oft sein Name wiederkehrt,
 Man hat ihn nie genug gehört.

2. Das ist der heil'ge Rhein,
 Ein Herrscher, reich begabt,
 Des Name schön wie Wein
 Die treue Seele labt.
 Es regen sich in allen Herzen
 Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
 Wenn man das deutsche Lied beginnt
 Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

3. Sie hatten ihm geraubt
 Der alten Würden Glanz,
 Von seinem Königshaupt
 Den grünen Rebentranz.
 In Fesseln lag der Held geschlagen;
 Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
 Wir haben's manche Nacht belauscht,
 Von Geisterchauern hehr umrauscht.

4. Was sang der alte Held?
 Ein furchtbar dräuend Lied:
 „O weh dir, schänd'ge Welt,
 Wo keine Freiheit blüht,
 Von Treuen los und bar von Ehren!
 Und willst du nimmer wiederkehren,
 Mein, ach! gestorbenes Geschlecht
 Und mein gebrochenes deutsches Recht?

5. O meine hohe Zeit,
 Mein goldner Lenzestag,
 Als noch in Herrlichkeit
 Mein Deutschland vor mir lag,
 Und auf und ab am Ufer wallten
 Die stolzen adligen Gestalten,
 Die Helden, weit und breit geehrt
 Durch ihre Tugend und ihr Schwert!

6. Es war ein frommes Blut
 In ferner Riesenzzeit,
 Voll kühnem Leuenmut
 Und mild als eine Maid.
 Man singt es noch in späten Tagen,
 Wie den erschlug der arge Hagen.
 Was ihn zu solcher That gelenkt,
 In meinem Bette liegt's versenkt.

7. Du Sünder, wüte fort!
 Bald ist dein Becher voll;
 Der Nibelungen Hort
 Ersteht wohl, wann er soll.
 Es wird in dir die Seele grausen,
 Wann meine Schrecken dich umbrausen;
 Ich habe wohl und treu bewahrt
 Den Schatz der alten Kraft und Art!“

8. Erfüllt ist jenes Wort:
 Der König ist nun frei,
 Der Nibelungen Hort
 Ersteht und glänzet neu.
 Es sind die alten deutschen Ehren,
 Die wieder ihren Schein bewähren:
 Der Väter Zucht und Mut und Ruhm,
 Das heil'ge deutsche Kaisertum.

9. Wir huld'gen unserm Herrn,
 Wir trinken seinen Wein.
 Die Freiheit sei der Stern!
 Die Lösung sei der Rhein!
 Wir wollen ihm aufs neue schwören:
 Wir müssen ihm, er uns gehören.
 Vom Felsen kommt er frei und hehr:
 Er fliehe frei in Gottes Meer!

3. Freiheit.

1. Freiheit, die ich meine,
 Die mein Herz erfüllt,
 Komm mit deinem Scheine,
 Süßes Engelbild!

2. Magst du nie dich zeigen
 Der bedrängten Welt?
 Führst deinen Reigen
 Nur am Sternenzelt?

3. Auch bei grünen Bäumen
 In dem lust'gen Wald,
 Unter Blüthen träumen
 Ist dein Aufenthalt.

4. Ach, das ist ein Leben,
 Wenn es weht und klingt,
 Wenn dein stilles Weben
 Wonni'g uns durchdringt,

5. Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

6. Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

7. Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

8. Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten,
Steinerbauten Welt.

9. Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gefenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

10. Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht

Mutig sich verbinden,
Weist ein frei Geschlecht.

11. Hinter dunkeln Wällen,
Hinter eh'rnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor;

12. Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft:

13. Das ist rechtes Glühen,
Frisch und rosenrot;
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

14. Wolleßt auf uns senken
Gottes Lieb' und Lust,
Wolleßt gern dich senken
In die deutsche Brust,

15. Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart!
Haßt ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

§ 33. Der schwäbische Dichterkreis.

1. Ludwig Uhland

wurde am 26. April 1787 in Tübingen geboren, studierte daselbst die Rechte, vertiefte sich gleichzeitig in mittel-hochdeutsche Sprache und Poesie, ging 1810 nach Paris, wo er sich reiche Kenntnisse hinsichtlich der alten französischen Poesie sammelte, ward 1830 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität seiner Vaterstadt, wandte sich jedoch schon nach drei Jahren der Politik zu, war 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments und starb am 13. November 1862 in Tübingen. — Uhland ist einer der beliebtesten Dichter Deutschlands. Meistenhaft sind seine *Balladen* und *Romanen*, in denen er mancherlei sagenumwobene Gestalten aus vergangener Zeit in packender Anschaulichkeit aufs neue ersehen läßt. Durch die Neigung zum Vaterländisch-volkstümlichen sowie Mittelalterlichen den Romantikern verwandt, ist er doch von allem Kranthafnen, Überschwenglichen, Phantastischen frei. Von dem großen Fleiß, mit dem er die alte deutsche und romanische Literatur durchforschte, zeugen u. a. seine trefflichen Schriften über Walter von der Vogelweide, das altfranzösische Epos, ferner seine Sammlung von Volksliedern usw. Seine Dramen „Ernst, Herzog von Schwaben“ und „Ludwig der Bayer“ zeugen von warmer Vaterlandsliebe.

1. Frühlingsglaube.

1. Die lindn Lüfte sind erwacht,
Die säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herz, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

2. Die Welt wird schöner mit jedem
Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal;
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

2. Die Kapelle.

1. Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab;
Drunten singt bei Wief' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

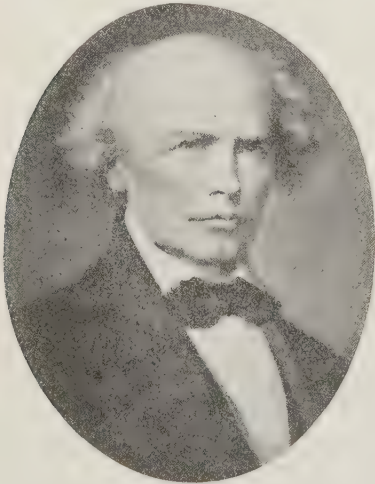
3. Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

3. Das Schloß am Meer.

1. „Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Goldnen und rösig wehen
Die Wolken drüber her.“

2. Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut,
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.“

3. „Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher.“



Ludwig Uhland.

4. „Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Bernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?“

5. „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh';
Einem Klage lied aus der Halle
Hört' ich mit Tränen zu.“

6. „Sahst du oben gehen
Den König und sein Gemahl,
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?“

7. Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?“

8. „Wohl sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht
Im schwarzen Trauerkleide; —
Die Jungfrau sah ich nicht.“

4. Der Wirtin Töchterlein.

1. Es zogen drei Bursche wohl über
den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin, da kehrten sie ein:

2. „Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und
Wein?
Wo hat Sie Ihr schönes Töchterlein?“

3. „Mein Bier und Wein ist frisch und
klar;
Mein Töchterlein liegt auf der Toten=
bahr'.“

4. Und als sie traten zur Kammer
hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

5. Der erste, der schlug den Schleier
zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

6. „Ach! Lebtest du noch, du schöne
Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit.“

7. Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

8. „Ach! daß du liegst auf der Toten=
bahr'!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr.“

9. Der dritte hob ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:

10. „Dich liebt' ich immer, dich lieb'
ich noch heut'
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

5. Schäfers Sonntagslied.

1. Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungesehen
Und beteten mit mir.

3. Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

6. Das Glück von Edenhall.

1. Von Edenhall¹⁾ der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall.
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glück von Edenhall!“

2. Der Schenk vernimmt ungern den
Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kristall,
Sie nennen's das Glück von Edenhall.

3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum
Preis
Schenk' roten ein aus Portugall!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glück von Edenhall.

4. Da spricht der Lord und schwingt's
dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kristall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;²⁾
Drein schrieb sie: „Kommt dies Glas zu
Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!“

5. Ein Kelchglas ward zum Los mit
Zug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall!
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glück von Edenhall!“

6. Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zulezt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt ein kühn Ge-
schlecht
Sich den zerbrechlichen Kristall;
Er dauert länger schon als recht.
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall!“

8. Und als das Trinkglas gellend
springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoßen all'
Mit dem brechenden Glück von Edenhall.

9. Ein stürmt der Feind mit Brand
und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall;
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kristall,
Das zerprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

11. „Die Steinwand“, spricht er,
„springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall;
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glück von Edenhall.“

7. Die Rache.

1. Der Knecht hat erstochen den edeln
Herrn,
Der Knecht war' selber ein Ritter gern.

2. Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein,

3. Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen
frank.

4. Und als er sprengen will über die
Brück',
Da stuzet das Roß und bäumt sich zurück.

5. Und als er die güldnen Sporen ihm
gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom
hinab.

6. Mit Arm, mit Fuß er rudert und
ringt,
Der schwere Panzer ihn nieder zwingt.

8. Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß,
so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an
das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blü-
tenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regen-
bogenglanz.

1) Schloß am Eden, Fluß in Nordengland. — 2) = Fee.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land
und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und
so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und
was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was
er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein
edles Sängerpaa'r,
Der ein' in goldnen Locken, der andre
grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf
schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blü-
hende Genoß.

4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun
sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an
den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und
auch den Schmerz!
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs
steinern Herz.“

5. Schon stehn die beiden Sänger im
hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und
sein Gemahl,
Der König furchtbar prächtig wie blut-
ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte
Rothmond drein.

6. Da schlug der Greis die Saiten, er
schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum
Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jüng-
lings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer
Geisterchor.

7. Sie singen von Lenz und Liebe, von
sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männertwürde, von Treu'
und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Men-
schenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Men-
schenherz erhebt.

8. Die Höflingschar im Kreise verler-
net jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen
sich vor Gott.
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und
in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose
von ihrer Brust.

9. „Ihr habt mein Volk verführet, ver-
lockt ihr nun mein Weib?“
Der König schreit es mitend, er hebt am
ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blizend des
Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blut-
strahl hoch aufspringt.

10. Und wie vom Sturm zerstoßen ist
all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröthelt in seines
Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt
ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit
ihm das Schloß.

11. Doch vor dem hohen Tore, da hält
der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen
Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zer-
schellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch
Schloß und Gärten gellt:

12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie
töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch
Gesang;
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und
scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rache-
geist zertritt!

13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im
holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes An-
gesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell
versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteinert, ver-
ödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder! Du
 Fluch des Sängertums!
 Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen
 blut'gen Ruhms!
 Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht
 getaucht,
 Sei wie ein letztes Köcheln in leere Luft
 verhaucht!“

15. Der Alte hat's gerufen, der Him-
 mel hat's gehört,
 Die Mauern liegen nieder, die Hallen
 sind zerstört;
 Noch eine hohe Säule zeugt von ver-
 schwundner Pracht,
 Auch diese, schon geborsten, kann stürzen
 über Nacht.

16. Und rings statt duft'ger Gärten
 ein ödes Heidefeld,
 Kein Baum verstreuet Schatten, kein
 Quell durchbringt den Sand;
 Des Königs Namen meldet kein Lied, kein
 Heldenbuch.
 Versunken und vergessen! Das ist des
 Sängers Fluch.

9. Bertran de Born.¹⁾

1. Droben auf dem schroffen Steine
 Raucht in Trümmern Autafort,
 Und der Burgherr steht gefesselt
 Vor des Königs²⁾ Zelte dort:
 „Kamst du, der mit Schwert und Liedern
 Aufruhr trug von Ort zu Ort,
 Der die Kinder aufgewiegelt
 Wegen ihres Vaters Wort?

2. Steht vor mir, der sich gerühmet
 In vermess'ner Prahlerei,
 Daß ihm nie mehr als die Hälfte
 Seines Geistes nötig sei?
 Nun der halbe dich nicht rettet,
 Ruf den ganzen doch herbei,
 Daß er neu dein Schloß dir baue,
 Deine Ketten brech' entzwei!“

1) Einer der berühmtesten französischen Troubadours, lebte in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Sein Wohnsitz war die Burg Autafort (Hautesfort) in der Grafschaft Perigord, an die die Landschaft Ventadorn grenzte. — 2) Der englische König Heinrich II., der damals den größten Teil Frankreichs beherrschte und gegen den Bertran dessen drei Söhne aufgewiegelt hatte.

3. „Wie“ du sagst, mein Herr und
 König,

Steht vor dir Bertran de Born,
 Der mit einem Lied entflammte
 Perigord und Ventadorn,
 Der dem mächtigen Gebieter
 Stets im Auge war ein Dorn,
 Dem zuliebe Königskinder
 Trugen ihres Vaters Zorn.

4. Deine Tochter³⁾ saß im Saale
 Festlich, eines Herzogs Braut,
 Und da sang vor ihr mein Bote,
 Dem ein Lied ich anvertraut,
 Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
 Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
 Bis ihr leuchtend Brautgescheide
 Ganz von Tränen war betaut.

5. Aus des Elbäums Schlummer-
 schatten

Fuhr dein bester Sohn empor,
 Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
 Ich bestürmen ließ sein Ohr:
 Schnell war ihm das Roß gegürtet,
 Und ich trug das Banner vor,
 Jenem Todespfeil entgegen,
 Der ihn traf vor Montforts Thor.

6. Blutend lag er mir im Arme;

Nicht der scharfe, kalte Stahl,
 Daß er stier' in deinem Fluche,
 Das war seines Sterbens Qual.
 Strecken wollt' er dir die Rechte
 über Meer, Gebirg' und Tal;
 Als er deine nicht erreicht,
 Drückt' er meine noch einmal.

7. Da, wie Autafort dort oben,
 Ward gebrochen meine Kraft;
 Nicht die ganze, nicht die halbe
 Blieb mir, Saite nicht noch Schast.
 Leicht hast du den Arm gebunden,
 Seit der Geist mir liegt in Haft;
 Nur zu einem Trauerliede
 Hat er sich noch aufgerafft.“

8. Und der König senkt die Stirne:
 „Meinen Sohn hast du verführt,
 Hast der Tochter Herz verzaubert,
 Hast auch meines nun gerührt:
 Nimm die Hand, du Freund des Toten,
 Die, verzeihend, ihm gebührt!
 Weg die Fesseln! Deines Geistes
 Hab' ich einen Hauch verspürt.“

3) Mathilde, Gemahlin Heinrichs des Löwen.

10. Taillefer.

1. Normannenherzog Wilhelm¹⁾ sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“
2. „Das ist der Taillefer, der so gerne singt
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er abends sich legt und wann er morgens erwacht.“
3. Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer; der dienet mir fromm und recht:
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut
Und singet so hell; das höhet mir den Mut.“
4. Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Biel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!“
5. Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild'
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Turm ins Feld;
Sie sprach: „Dort reitet fürwahr ein stattlicher Held.“
6. Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust;
Es zittert der Turm, und es zittert mein Herz in der Brust.“

1) Der Eroberer.

7. Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer;²⁾
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Heil“ rief er, „ich fass' und ergreife dich, Engelland!“
8. Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.“
9. Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag:
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!“
10. Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld;
Von Roland sang er und manchem frommen Held.
11. Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Banner, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Mut;
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.
12. Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

2) Im Jahre 1066.

13. Normannen sahen's; die harrten
nicht allzulang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit
Schilderklang.

Heil! tausende Pfeile, kirrender Schwertschlag!
Bis Harald³⁾ fiel und sein trotziges Heer
erlag.

14. Herr Wilhelm steckte sein Banner
auf's blutige Feld;
Inmitten der Toten spannt' er sein Ge-
zelt.

3) König der Angelsachsen.

Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal
in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von
Engelland:

15. „Mein tapfrer Tallefer, komm,
trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und
Leid;
Doch heut' im Hastingsfelde dein Sang
und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben
lang.“

2. Gustav Schwab,

geboren den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, studierte in Tübingen Philosophie und Theologie, reiste 1815 nach Berlin, wo er von Chamisso, Fouqué u. a. manche Anregung für die Poesie erhielt, war 1817 bis 1837 in Stuttgart Gymnasiallehrer, wurde dann Prediger in Gomaringen und starb als Konsistorialrat in Stuttgart am 4. November 1850. — In die Fußtapfen Uhlands tretend, dessen „ältesten Schüler“ er sich nannte, zeichnete er sich in der Ballade und im Epos aus. Viel gelesen werden heute noch seine Bearbeitungen deutscher Volksbücher und klassischer Sagen.

1. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Tal,
Auf's Schneefeld schimmert der Sonne
Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten
Schnee,

Er will noch heut' an den Bodensee,
5 Noch heut' mit dem Pferd in den sichern
Rahn,

Will drüben Landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und
Stein,

Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
10 Da sieht er den Schnee sich dehnen wie
Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und
Stadt,

Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Ferne kein Bühl,¹⁾ kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus.

15 So fliehet er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans
Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andern Laut vernimmt sein Ohr.
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
20 Der ihm den rechten Weg vertraut.

Fort geht's, wie auf Samt, auf dem
weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt
der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein;
25 Es hebt aus dem Nebel sich Baum an
Baum,

Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
30 Und es winkt im Dorf ihm der warme
Herd.

„Willkommen, am Fenster, Mägdlein,
An den See, an den See wie weit mag's
sein?“

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Rahn;
35 Und deckt' ihn die Rinde von Eis
nicht zu,

Ich spräch', aus dem Machen stiegest du!“
Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!“
Da redet die Magd die Arm' in die Höh':
40 „Herr Gott, so rittest du über den
See!“

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?

1) Hügel.

Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
45 Und du wardst nicht die Speise der
stummen Brut?

Der hungrigen Hecht' in der kalten
Flut?"

Sie ruft das Dorf herbei zu der Mär,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
50 „Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden
Fisch,

Brich mit uns das Brot und iß vom
Fisch!"

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

55 Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein
Haar,

Nicht hinter ihm grinst noch die grause
Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen
Schlund,

Sein Geist versinkt in den schwarzen
Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
60 Wie die Well' umrieselt ihn kalter
Schweiß.

Da senkt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

2. Das Gewitter.

1. Urahn, Großmutter, Mutter und
Kind

In dumpfer Stube beisammen sind.

Es spielt das Kind, die Mutter sich
schmückt,

Großmutter spinnet, Urahn gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfuhl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

2. Das Kind spricht: „Morgen ist's
Feiertag!

Wie will ich spielen im grünen Hag!

Wie will ich springen durch Tal und
Höh'n!

Wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Ager, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. Die Mutter spricht: „Morgen ist's
Feiertag!

Da halten wir alle fröhlich Gelag.

Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;

Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold." —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. Großmutter spricht: „Morgen ist's
Feiertag;

Großmutter hat keinen Feiertag.

Sie kocht das Mahl, sie spinnet das
Kleid;

Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der tat, was er sollte!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. Urahn spricht: „Morgen ist's
Feiertag;

Am liebsten morgen ich sterben mag.

Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was tu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr's, wie der Blitz dort fällt?

6. Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht.
Urahn, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Bier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag!

3. Das Mahl zu Heidelberg.¹⁾

1. Von Württemberg und Baden

Die Herren zogen aus,

Von Neß des Bischofs Gnaden

Vergaß das Gotteshaus;

Sie zogen aus, zu kriegen,

Wohl in die Pfalz am Rhein,

Sie sahen da sie liegen

Im Sommer Sonnenschein.

2. Umsonst die Nebenblüte

Sie trinkt mit mildem Duft,

Umsonst des Himmels Güte

Aus Ährenfeldern ruft:

Sie brannten Hof und Scheuer,

Daß heulte groß und klein;

Da leuchtete vom Feuer

Der Neckar und der Rhein.

1) Der rheinische Pfalzgraf Friedrich, der böse Fritz genannt, hatte sich eigenmächtig zum Kurfürsten von der Pfalz gemacht. Die deswegen über ihn ausgesprochene Reichsacht sollten Graf Ulrich (Ug) von Württemberg und Markgraf Karl I. von Baden vollziehen. Mit ihnen verband sich des letzteren Bruder, Georg, Bischof von Metz, der persönlich eine stattliche Schar Krieger heranzuführte. Friedrich besiegte sie jedoch mit einem kleinen Heer von 700 Ritters und ebenso vielen Knechten am 30. Juni 1462 bei Siedenheim, nahm sie gefangen und gab sie nur gegen ein hohes Lösegeld wieder frei.

3. Mit Gram von seinem Schlosse
Sicht es der Pfälzer Frib,
Heißt springen auf die Rosse
Zween Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald;
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

4. Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten samt dem Troß.

5. Zuhinterst an der Mauer,
Da ragt ein Turm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Gule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker, trüb und kalt;
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finst'rer Wald.

6. Hier lernt vom Grimme rasten
Der Württemberger Uß,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Truß.
Sie mochten schon in Sorgen
Ihm Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

7. „Herauf, ihr Herr'n, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsternis und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Dum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt!“

8. Sie lauschten mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
Ans goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

9. Es setzen sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts?
Vorüber ist zu klagen?
An was, ihr Herr'n, gebricht's?“

10. Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein.
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz beschert!
Was wollt ihr heute sparen,
Wo keiner es euch wehrt?“

11. Die Fürsten sahn verlegen
Den andern jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Wissen,
Doch eines tut ihm not,
Das mag kein Knecht vermissen:
Wo ließeß du das Brot?“

12. „Wo ich das Brot gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Frib,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blic;
Er tat die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man allerorten
Ins offne Neckartal.

13. Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

14. „Nun spricht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besät mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.“

15. Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schlüssel
Das Brot den rechten Platz!“

4. Der Fund in der Opferbüchse.

1. Silbern sah ich's heute glasten¹⁾
In dem braunen Kupfermeer.
Seltner Schatz im Opferkasten,
Gröschlein, et, wo kommst du her?

2. Welch ein ungewohnt Gepräge,
Wie man's nicht in Rollen trifft!
Eh' ich dich zum andern lege,
Sprich, wess Bild und Überschrift?

3. Was? Ein Vorbeer statt der Krone
Auf dem hochgetragenen Haupt?
Du gehörst einem Sohne
Roms, vom Siegerfranz umlaubt?

1) = glänzen; vgl.: „Mit deines Lichtes Glanz.“

4. Wie gebiet'rich, wie allmächtig
Sehn mich Stirn und Augen an!
Und die Umschrift wie so prächtig:
Imperator und — Trajan!

5. Du, des größten Reichs von allen
Unberwichter, großer Held,
Mußt als Opferpfennig fallen
Einem andern Herrn der Welt!

6. Du, der vor des Untiers Zähne
Den Befenner werfenieß
Und beim Gähnen der Hyäne
Des Jahrhunderts Milde pries,

7. Liegst du, liegst du, stolzer Kaiser,
Dem Gefreuzigten zu Fuß?
Pflücken deines Vorbeers Reiser
Deutsche Bauern ihm zum Gruß?

8. Ja, in dunkler Zeit erloschen,
Schärft sich wieder mein Gesicht;
Und vor mir in diesem Groschen
Hält des Menschen Sohn Gericht!

3. Justinus Kerner,

geboren den 18. September 1786 in Ludwigsburg, studierte in Tübingen Medizin, lebte seit 1819 als Arzt in Weinsberg und starb daselbst am 21. Februar 1862. Seine Lieder sind meist von einem hauch wehmütigen Sehnsucht durchweht. Einige derselben sind Volkseigentum geworden.

1. Poesie.

1. Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

2. Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz;
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durchs gebrochne Herz.

2. Wanderlied.

1. Wohlauf! noch getrunken den fun-
kelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben! Geschieden muß
sein.

Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig
hinaus.

2. Die Sonne, sie bleibet am Himmel
nicht stehn;

Es treibt sie, durch Länder und Meere zu
gehn.

Die Woge nicht haftet am einsamen
Strand,
Die Stürme, sie brausen mit Macht durch
das Land.

3. Mit eilenden Wolken der Vogel dort
zieht
Und singt in der Ferne ein heimatlich
Lied.

So treibt es den Burschen durch Wälder
und Feld,
Zu gleichen der Mutter, der wandernden
Welt.

4. Da grüßen ihn Vögel, bekannt
überm Meer,

Sie flogen von Fluren der Heimat hieher;
Da duften die Blumen vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande die Lüfte dahin.

5. Die Vögel, die kennen sein väterlich
Haus,
Die Blumen einst pflanz' er der Liebe
zum Strauß;
Und Liebe, die folgt ihm, sie geht ihm zur
Hand:
So wird ihm zur Heimat das ferneste
Land.

3. Der Wanderer in der Sägemühle.

1. Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend
In Trauermelodie;
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

4. „Du kehrt zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein.

5. Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'.“

6. Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herz schwer;
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

4. Der reichste Fürst.

1. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Säßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich“, sprach der Fürst von
Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.“

3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle!“
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Tälern,
Auf den Bergen edlen Wein!“

4. „Große Städte, reiche Klöster“,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

5. Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

6. Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Untertan in Schoß.“

7. Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der reichste!
Euer Land trägt Edelstein!“

5. Spindelmanns Rezension einer Gegend.

1. Näher muß ich jetzt betrachten
Diese Gegend durch das Glas;
Sie ist nicht ganz zu verachten,
Nur die Fern' ist allzu blaß.

2. Jene Burg auf steiler Höhe
Nenn' ich abgeschmackt und dumm;
Meinem Auge tut es wehe,
Wie der Fluß, der gänzlich krumm.

3. Jene Mühl' in wüsten Klüften
Gibt mir gar zu rohen Schall;
Aber ein gesundes Düften
Weht aus ihrem Eselstall.

4. Daß hier Schlüsselblumen stehen,
Hätt' ich das nur eh' gewußt!
Muß sie schnell zu pflücken gehen,
Denn sie dienen meiner Brust.

5. Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Tee nicht dienlich sind
Und nicht brauchbar sind zu Brühen,
Überlass' ich gern dem Wind.

6. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

1. Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

2. Und er spricht: „Ihr guten Meister,
Ärzte, sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?“

3. Und die Meister sprechen: „Herr,
Wohl noch heut' erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister, Dank für diese Kunde!“

4. „Auf nach Speier! auf nach
Speier!“

Ruft er, als das Spiel geendet,
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!“

5. Bläst die Hörner! Bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd stehn die Diener all,
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

6. Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden“,
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!“

7. Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

8. Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Äste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

9. Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die lange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

10. Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen zweien;
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust im Maien.

11. Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen;
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegen wallen.

12. In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für sein Volk ihn beten.

13. „Reichet mir den heil'gen Leib!“
Spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

14. Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'ischem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

15. Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten;
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

16. Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels;
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

4. Eduard Mörike,

geboren am 8. September 1804 in Ludwigsburg, studierte in Tübingen Theologie, war von 1834 bis 1845 Pfarrer in Kleberfulzbach bei Weinsberg, dann Privatgelehrter in Mergentheim, 1851 bis 1866 Lehrer am Katharinenstift in Stuttgart, starb am 4. Juni 1875. — Er war ein vorzüglicher Lyriker, einer der anmutigsten unter den neueren deutschen Dichtern, volkstümlich-einfach und doch von hoher Kunst.

1. Denk' es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
5 Sie sind erlesen schon,
Denk' es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Kößlein weiden
10 Auf der Wiese;
Sie kehren heim zur Stadt
In munteren Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche,

15 Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hüfen
Das Eisen los wird,
Das ich bligen sehe.

2. In der Frühe.

Rein Schlaf noch küßt das Auge mir,
Dort gehet schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
5 Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schaffet Nachtgespenster.
— Ängste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu' dich! Schon sind da und dorten
10 Morgenglocken wach geworden.

3. Die Soldatenbraut.

1. Ach, wenn's nur der König auch
wüßte!

Wie wider mein Schätzelein ist!
Für den König, da ließ' er sein Blut,
Für mich aber ebenfogut.

2. Mein Schatz hat kein Band und
kein'n Stern,

Kein Kreuz wie die vornehmen Herr'n,
Mein Schatz wird auch kein General;
Hätt' er nur seinen Abschied einmal!

3. Es scheinen drei Sterne so hell
Dort über Marienkapell;
Da knüpft uns ein rosenrot Band,
Und ein Hauskreuz ist auch bei der Hand.

4. Die Geister vom Mummelsee.¹⁾

1. Vom Berge, was kommt dort um
Mitternacht spät

Mit Tackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch
geht?

Mir klingen die Lieder so munter.

O nein!

So sage, was mag es wohl sein?

2. Das, was du da siehst, ist Toten=
geleit,

Und was du da hörst, sind Klagen;
Dem König, dem Zauberer, gilt es zuleid',
Und Geister nur sind's, die ihn tragen.

Ach wohl!

Sie singen so traurig und hohl.

1) Vgl. hierzu „Mummelsees Rache“, S. 349.

3. Sie schweben hernieder ins Mumm=
melseetal,

Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und nezen den Fuß nicht ein=
mal,

Sie schwirren in leisen Gebeten.

O schau'

Am Sarge die glänzende Frau!

4. Jetzt öffnet der See das grünpie=
gelnde Thor;

Gib acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.

Hörst du?

Sie singen ihn drunten zur Ruh'.

5. Die Wasser, wie lieblich sie brennen
und glühn!

Sie spielen in grünendem Feuer;
Es geistern die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiher.

Nur still!

Ob dort sich nichts rühren will?

6. Es zuckt in der Mitten — o Himmel,
ach hilf!

Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Rohr, und es klirret im
Schiff;

Nur hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!

Sie wittern, sie haschen mich schon.

5. Wilhelm Hauff,

geboren am 29. November 1802 zu Stuttgart, studierte in Tübingen Philologie, Philosophie und Theologie, ward Hauslehrer, machte eine längere Reise durch Deutschland und Frankreich und starb am 18. November 1827. — Ein genialer Schriftsteller, hat er viele sehr bekannt gewordene Märchen, Novellen und Romane verfaßt, z. B. „Richtenstein“. In seinen Gedichten hat er zum Teil aufs glücklichste den Volkston getroffen.

1. Reiters Morgengefang.

(Nach einem schwäbischen Volkslied.)

1. Morgenrot,

Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad.

2. Raum gedacht,

Wird der Luß ein End' gemacht;
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

3. Ach, wie bald

Schwindet Schönheit und Gestalt!
Lußt du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach, die Rosen welken all'!

4. Darum still

Jüg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wider streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

2. Soldatenliebe.

1. Steh' ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb.

2. Als ich zur Fahne fortgemüht,
Hat sie so herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Gut geschmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt!

3. Sie liebt mich noch, sie ist mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemut.



Wilhelm Hauff.

Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans treue Lieb gedacht.

4. Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehst du wohl in dein Kämmerlein
Und schickst dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern'.

5. Doch wenn du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst —
Sei ruhig! Bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

6. Die Glocke schlägt, bald naht die Rund'
Und löst mich ab zu dieser Stund';
Schlaf wohl im stillen Kämmerlein
Und denk' in deinen Träumen mein!

3. Rätsel.

(Palindrom.)

Noch sitzt auf halbzerfallnem Throne,
Noch hält die längst bestrittne Krone
Die alte Königin der Welt.
Ob sie wohl je vom Throne fällt?
Vielleicht; doch ließt du sie von hinten,
So wirst du einen König finden,
Der herrscht, seitdem die Welt besteht,
Des Reichs nur mit der Welt vergeht.
Sie schießt nicht ew'ge Donnerkeile,
Doch ewig treffen seine Pfeile.

(Roma — Amor.)

§ 34. Gleichzeitige Prosaiter.

1. Philipp (Konrad) Marheinecke,

geboren am 1. Mai 1780 zu Hildesheim, studierte zu Göttingen Theologie, ward 1804 Privatdozent und Universitätsprediger in Erlangen, folgte 1807 einem Rufe als Professor der Theologie nach Heidelberg, siedelte in gleicher Eigenschaft 1811 nach Berlin über, wo er am 31. Mai 1846 starb. — Er schrieb theologische, philosophische und kirchengeschichtliche Werke. Gründlich und fernbist ist seine „Geschichte der deutschen Reformation“, zu der ihm die Reformationsjubiläen von 1817 und 1830 die Anregungen gegeben hatten.

Luther auf dem Reichstage zu Worms.

Aus der „Geschichte der deutschen Reformation“.

Da nun entschieden war, daß Luther nach Worms kommen sollte, suchten seine Feinde es noch dahin zu bringen, daß er ohne kaiserlich Geleit, allein auf des Kurfürsten Geleit erschiene; denn entweder dachten sie dadurch Luthern abzuschrecken oder ihn desto leichter aufheben zu können. Allein der Kurfürst nahm diesen Antrag

des Kaisers nicht an, und hierauf wurde auch unter dem 6. März das kaiserliche Zitations schreiben, in welchem er binnen einundzwanzig Tagen zu Worms zu erscheinen entboten war, nebst dem Geleitsbrief ausgefertigt, jenes mit der, nach vorhergegangener Bulle und Rede des Alexander gewiß sehr merkwürdigen Aufschrift: „Dem ehrfamen, unserm Lieben, andächtigen D. Martin Luther, Augusti-

nerordens“; auch war weder in dem einen noch in dem andern von einem zu leistenden Widerruf die Rede. Auch die Fürsten, durch deren Länder er reisen mußte, wie der Kurfürst zu Sachsen und sein Herr Bruder Johannes, auch Herzog Georg, schickten ihm ihre Geleitsbriefe zu. Kaspar Sturm wurde, um Luthern persönlich zu geleiten, zum Herold ernannt und „Deutschland“ genannt. Dessentwegen schrieb eigens der Kurfürst noch am 12. März an Amtmann und Rat der Stadt Wittenberg, sie sollten zusehen, daß ihm nichts Widriges durch Wort oder Werk begegne, ihm, wo es not täte, eine Wache geben, auch ehrliche Ausrichtung tun. Also machte sich Luther in Begleitung des Justus Jonas, nachmaligen Propst zu Wittenberg, des Nikolaus von Amstorf, Petrus von Schwaben, eines dänischen Edelmannes, und des Hieronymus Schurf, Rechtsgelehrten zu Wittenberg, samt seinem Herolde in Gottes Namen auf den Weg nach Worms. . . .

Der Wagen, auf welchem Luther nach Worms fuhr, war ihm von dem Räte zu Wittenberg gegeben, wofür er in einem Schreiben an denselben sich höflich bedankte. Von Herzog Johannes zu Weimar bekam er ein Reisegeld. Zu Erfurt war der Empfang besonders feierlich. Crotus, der damalige Rektor der Universität, begleitet von Gobannus Hesse, Curicius Cordus, Johann Draco und andern, ihrer vierzig zu Pferde, mit noch größerem Gefolge zu Fuß, empfingen ihn zwei Meilen vor Erfurt und begleiteten nun den Wagen, auf welchem Luther mit seinen Begleitern in die Stadt einfuhr; hier und auf allen Straßen der Stadt, durch die der Zug ging, war das Gedränge des Volks noch größer; auch hielt er daselbst auf vieler Bitten eine Predigt im Augustinerkloster. . . . Zu Eisenach wurde er krank. Er ließ sich daselbst zur Ader, und der Schultheiß der Stadt gab ihm ein edel Wasser zu trinken, worauf er entschlief und am andern Morgen weiterreiste. Wo er in eine Stadt einzog, lief ihm viel Volks entgegen, den kühnen Mann zu sehen, der gegen den Papst sich

legen dürfte. Etliche trösteten ihn auch gar schlecht, indem sie sagten, da so viele Kardinäle und Bischöfe zu Worms wären, würde man ihn allda gewiß flugs zu Pulver brennen, wie dem Hus zu Konstanz geschehen. Er sagte aber, wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, wolle er doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen. Von Frankfurt aus schrieb er an Spalatin, da er inzwischen von dem Anschlag des kaiserlichen Edictes gehört: „Wir kommen, lieber Spalatine, obgleich der Satan mir zum Hindernis vielerlei Unpäßlichkeit in den Weg gelegt hat; denn den ganzen Weg von Eisenach bis hierher bin ich unpaß gewesen und auch noch anjezo auf eine mir unbekannte Weise. Ich höre auch, daß des Kaisers Caroli Mandat mir zum Schrecken sei herausgegeben worden. Christus aber lebet, derohalben wollen wir hinein in Worms zu Troß allen höllischen Porten und denen, die in der Luft herrschen. Ich habe mir fürgesetzt, den Satan zu schrecken und zu verachten. Machet uns also die Herberge zurecht!“ . . . Zu Oppenheim ließ ihn Spalatin ermahnen, er möchte sich nicht so geradezu nach Worms und in solche Gefährlichkeit begeben. Hierauf entbot er demselben: „Und wenn auch so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein.“ Als er dieses wenige Tage vor seinem Ende erzählte, setzte er hinzu: „Denn ich war unerschrocken, fürchte mich nichts; Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht, ob ich jezt auch so freidig wäre.“

Am 16. April kam er in Worms an. Vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold in seinem Habit mit des Adlers Wappen und sein Knecht. Dem Wagen folgte Justus Jonas mit seinem Famulus. Viele vom Adel waren ihm entgegengefahren, und als er um zehn Uhr morgens in die Stadt fuhr, begleiteten ihn mehr denn zweitausend Menschen bis in sein

Quartier nicht weit vom „Schwan“, wo Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, logierte. . . . Gleich am folgenden Morgen wurde er von dem Reichserbmarschall von Pappenheim zitiert, auf Nachmittag in dem Reichsrat zu erscheinen, und dieser Herr holte ihn selbst um vier Uhr ab und ging nebst dem Herold vor ihm her. Das Gedränge des Volks auf den Straßen war so groß, daß viele, um ihn zu sehen, auf die Dächer stiegen, und man, der Menge auszuweichen, durch einige Häuser und Gärten ging. Als Luther in den Versammlungsaal treten wollte, klopfte ihm der berühmte Feldherr Georg Frundsberg auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu tun, der gleichen ich und mancher Obrister auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht getan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“ Ulrich von Hutten hatte ihn gleichfalls durch zwei herrliche Schreiben aufgerichtet, welche überschrieben sind: „Martin Luthern, dem unüberwindlichen Theologo und Evangelisten, meinem heiligen Freunde.“ Das erstere hebt also an: „Der Herr erhöhe dich am Tage der Noth! Der Name des Gottes Jakob schütze dich! Er sende dir Hilfe vom Heiligtum und stärke dich aus Zion! Er gebe dir, was dein Herze wünschet, und bestätige alle deine Anschlüge! Er erfülle alle deine Bitten und erhöhe dich von seinem heiligen Himmel in der Stärke seiner rechten Hand! Denn was soll ich Euch, allerwertester Luther, ehrwürdigster Vater, zu dieser Zeit anders wünschen? Seid getrost und werdet stark! Ihr sehet, was es mit Euch vor ein Spiel werde und worauf es ankomme. Von mir könnet Ihr alles hoffen. Wenn Ihr standhaft bleibet, will ich bis an meinen letzten Odem bei Euch halten.“ Auch in der Versammlung der hohen Häupter, Fürsten und Grafen, Freiherren und Bischöfe wie auch sonstiger Abgeordneter, verbargen ihm einige ihren Beifall nicht. Nach eines Augenzeugen Bericht waren an

Zuhörern im Saal, im Vorzimmer und vor den Fenstern über fünftausend Menschen, welsch und deutsch. Von allen Seiten munterte man Luther auf, getrost und beherzt zu sein und sich vor denen nicht zu fürchten, die nur den Leib töten können. Herr von Pappenheim (denn Grafen sind die von Pappenheim erst später geworden) erinnerte ihn, da er nun vor Kaiser und Ständen stand, nicht anders zu reden, er werde denn erst gefragt, und also trat Herr Johann von Eck, kurtrierischer Offizial, hervor und fragte im Namen des Kaisers, ob er diese Bücher, die ihm als daliegend gezeigt wurden, für die seinigen erkenne, und ob er, was darinnen enthalten, widerrufen wolle. Hierauf rief Dr. Schurf, der gleichsam als sein Advokat ihm beigegeben war: „Man zeige die Bücher mit Namen an!“ und da nun dieses geschehen war, bejahte zwar Luther die erste Frage, bat sich aber zur Beantwortung der zweiten Bedenkzeit aus, welche der Kaiser ihm auch gewährte. Es war sowohl seiner als der angesehenen Versammlung würdig im hohen Grad, in diesen hohen und heiligen Dingen die höchste Besonnenheit zu zeigen und, was Leichtsinne oder Mangel an Ernst oder gar stürmische Leidenschaft verraten konnte, von diesem wichtigen Augenblick ganz zu entfernen. Da er nun gleich am andern Tage wieder in den Reichsrat gefordert ward, war jedermann um so mehr gespannt und begierig auf die entscheidende Antwort. Wiederum wurde er zu dieser Audienz durch den Ehrenhold um vier Uhr abgeholt, mußte aber unter einer großen Menge Volks bis sechs Uhr stehen und warten; es brannten schon alle Fackeln in dem Saal der Reichsversammlung. Nachdem er endlich vorgelassen wurde und man ihn hieß reden, sprach er mit deutschen Worten also: „Allergnädigster Kaiser, gnädigste Kurfürsten, Fürsten und Herren! Ich erscheine als der Gehorsame auf dem Termine, so mir gestern abend angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Majestät und Gnaden wollten diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören; und

so ich aus Unverstand vielleicht einem jeglichen seinen gebührenden Titel nicht geben oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Gebäuden erzeigen sollte, mir es gnädigst zugut halten, als der ich nicht zu Hofe gewesen, sondern immer im Kloster gesteckt bin und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in dem, was von mir bishero mit einfältigem Herzen gelehrt und geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesucht habe.“ Hierauf machte er einen Unterschied unter seinen Büchern; einige seien solche, darinnen er vom Glauben und christlichen Werken recht und christlich, nach selbsteigenem Zeugnis seiner Widersacher, gelehrt; die könne er nicht widerrufen. „Ja, auch die päpstliche Bulle,“ sagte er, „ob sie wohl geschwind und heftig ist, doch macht sie etliche meiner Bücher unschädlich, wiewohl sie dieselben durch ein ungeheuer, widernatürlich Urtheil verdammet.“ In den andern greife er das Papsttum und der Papisten Lehre an, die mit ihrer falschen Lehre und bösem Exempel die Christenheit an Leib und Seele verwüsten hätten. „Denn niemand“, sagte er, „kann verneinen und dissimulieren, weil es die Erfahrung zeuget und alle fromme Herzen darüber klagen, daß durch des Papstes Gesetz und Menschenlehre der Christgläubigen Gewissen aufs allergreulichste und jämmerlichste verstrickt, beschwert und gemartert sind, auch die Güter, Gründe und Possession, vornehmlich in dieser hochberühmten deutschen Nation, mit unglaublicher Tyrannei erschöpft und verschlungen sind und noch heutigestages ohne Aufhören unziemlicher Weise verschlungen werden.“ Auch diese Bücher könne er nicht widerrufen, weil er dadurch ihre Tyrannei und Bosheit stärken würde. „O welch ein großer Schanddeckel allerlei Schalkheit und Tyrannei, lieber Gott, würde ich alsdann werden!“ rief er aus. Die dritte Art seiner Bücher gehe wider einige Privatpersonen, die sich unterstanden, römische Tyrannei zu verteidigen und die gottselige Lehre, so er gelehret, zu

fälschen und zu unterdrücken, darinnen er sich auch wohl zuweilen heftiger erwiesen, als es ihm seines Amtes gezieme; dieselbigen könne er aber auch nicht widerrufen, damit er nicht Ursache gebe, fort hin allerlei gottlos Wesen zu verteidigen und neue Greuel und Büten anzurichten. „Doch“, fuhr er fort, „weil ich ein Mensch bin und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen noch sie verteidigen, denn mein Herr und Heiland seiner Lehre getan hat, welcher, da er, für dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefragt, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: ‚Hab’ ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei!‘ Hat nun der Herr, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht geweigert, Zeugnis wider seine Lehre zu hören, auch von einem geringen, schnöden Knecht, wieviel mehr ich, der Erd’ und Asche ist und leichtlich irren kann, soll begehren und warten, ob jemand Zeugnis wider meine Lehre geben wolle! Darum bitt’ ich durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiserliche Majestät, Kurfürstliche und Fürstliche Gnaden, oder wer es tun kann, sei er hohes oder niedriges Standes, wolle Zeugnis geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirrt habe; so ich des überzeugt werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrtum zu widerrufen, und der erste sein, der meine Büchlein ins Feuer werfen will. Aus diesem, halt’ ich, erscheine klärllich und öffentlich, daß ich genugsam bedacht und erwogen habe die Not und Gefahr, das Wesen und die Zwietracht, so durch Verursachung meiner Lehre soll erwecket sein, davon ich gestern hart und stark bin erinnert worden.“ . . . Dieses und noch mehr anderes sprach Luther deutsch; aber man wußte, der Kaiser verstund besser Spanisch als Deutsch, mochte auch die deutsche Sprache nicht leiden. „Also,“ erzählt Luther selbst, „dieweil ich so redete, bekehrten sie von mir, ich sollte es noch einmal wiederholen mit lateinischen Worten; aber ich schwitzte sehr und war mir des Getümmels halben sehr heiß, und daß ich gar unter den Fürsten stunde.

Doch sagte Herr Friedrich von Thunau: „Könnet Ihr es nicht tun, so ist's genug, Herr Doktor.“ Aber ich wiederholte alle meine Worte lateinisch; das gefiel Herzog Friedrich, dem Kurfürsten, überaus wohl.“

Dieses alles tat Luther aufs alleruntertänigste und demütigste, schrieb dabei auch nicht sehr noch heftig, sondern redete fein sittig, züchtig und überaus bescheiden, doch mit großer Freudigkeit und Beständigkeit. Weil aber nun der trierische Offizial strafend einfiel und eine runde, richtige Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, so sagte Luther: „Weil denn Kaiserliche Majestät, Kurfürstliche Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube

weder dem Papst noch den Konzilien allein nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst widersprechend gewesen sind) und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführt sind, überzeugt und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun. Sie steh' ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.“

„Da ich solches ausgeredet hatte,“ sagt Luther in seinem Bericht, „ließ man mich gehen und wurden mir zween zugegeben, die mich führten und begleiteten. Da erhob sich ein Getümmel, und es schrien die Edelleute: ob man mich gefangen führte; aber ich sagte, sie begleiteten mich nur. Also kam ich wieder in meine Herberge und kam nicht wieder in des Reiches Rat.“

2. Leopold von Ranke,

geboren den 21. Dezember 1795 zu Wiehe in Thüringen, erhielt seine Ausbildung in Schulpforta und Leipzig, bekleidete seit 1818 die Stelle eines Oberlehrers am Gymnasium zu Frankfurt a. O., wurde 1825 außerordentlicher Professor der Geschichte in Berlin, machte Reisen durch Italien und Frankreich, wurde ordentlicher Professor und Mitglied der Akademie zu Berlin, Historiograph des preussischen Staates, am 31. Dezember 1865 in den Adelsstand erhoben, stellte 1871 seine Vorlesungen ein und starb am 23. Mai 1886. — Unstreitig der erste Historiker Deutschlands, hat er in seinen Werken, die sich durch gründliche Forschung, scharfsinnige Kritik und klassisch vollendete Darstellung auszeichnen, die deutsche Geschichtschreibung zur Kunst erhoben. — Einige seiner Hauptwerke sind: „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494–1535“, „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert“, „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“, „Zwölf Bücher preussischer Geschichte“, „Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert“, „Englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert“. Die in seinem 85. Lebensjahr begonnene „Weltgeschichte“ blieb unvollendet. Die Art seiner historischen Darbietung führte zur Gründung der „Ranke'schen Schule“, der die meisten jüngeren Historiker Deutschlands angehören.

Die unüberwindliche Armada.

Aus „Englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert“.

Wie oft war schon in Spanien von einer Invasion von England die Rede gewesen! Dringender als jedes andere war das Motiv, das in den maritimen Unternehmungen [der Engländer] dafür lag.¹⁾ Die Spanier bemerkten, daß der Bestand und die Kraft ihrer Monarchie nicht so sehr auf den festen Plätzen beruhe, die sie in allen Landschaften besäße, als auf den beweglichen Werkzeugen der Herrschaft,

durch welche dieselben in Verbindung gehalten würden; die Störung der Kommunikation, welche Franz Drake mit seinen Korssaren eben zwischen den wichtigsten Punkten an den spanischen und den niederländischen Küsten verursachte, schien ihnen unerträglich; sie wollten ihr um jeden Preis abhelfen. Und dazu kam nun der allgemeine Racheruf wegen der Hinrichtung der Königin von Schottland, der sich vor dem König selbst auf den Kanzeln vernehmen ließ. Doch war dies nicht die einzige Einwirkung dieses Ereignisses. Das Leben der Königin Maria und ihr Erbanpruch hatten immer dem spanischen Ehrgeiz entgegengestanden: jetzt konnte Philipp II. daran denken, den englischen Thron selbst in Besitz zu

1) Sir Francis Drake hatte die westindischen Besitzungen der Spanier mit Erfolg angegriffen, war sogar in den Hafen von Cadix eingedrungen und hatte dort eine Menge spanischer Fahrzeuge in den Grund geholt oder verbrannt und war überhaupt durch sein Vortrübren den spanischen Seeinteressen sehr verderblich geworden.

nehmen. Er hat mit dem Papst Sixtus V. einen Vertrag geschlossen, nach welchem er die Krone von England von dem römischen Stuhle zu Lehen tragen sollte: dieser würde auf diese Weise mit der Herstellung der kirchlichen Autorität zugleich auch die Erneuerung seiner alten Oberlehnsherrschaft über England durchgesetzt haben. Noch einmal waren die spanische Monarchie und das Papsttum in ihren geistlichen und politischen Ansprüchen auf das engste vereinigt. Papst Sixtus V. sprach aufs neue die Exkommunikation über die Königin [Elisabeth] aus, erklärte sie für abgesetzt, entband nicht allein ihre Untertanen von dem Eid der Treue, sondern forderte jedermann auf, dem König von Spanien und seinem Heerführer, dem Herzog von Parma, Hilfe gegen sie zu leisten. . . .

Philipp II. beschloß, ohne längere Zögerung zu dem Unternehmen zu schreiten, das für den Augenblick notwendig war und für die Zukunft weltumfassende Aussichten eröffnete. Er zog in Betracht, daß die Monarchie in diesem Augenblick nichts von den Osmanen, die ein persischer Krieg vollauf beschäftigte, zu fürchten brauche, hauptsächlich, daß Frankreich durch den ausgebrochenen innern Krieg an jeder Einwirkung verhindert werde. . . . Allein gelassen, auf sich selbst angewiesen, so urtheilten die Spanier ferner, werde die Königin von England nicht sehr furchtbar sein: sie habe nicht mehr als vierzig Kriegsfahrzeuge; einst bei einem Zusammentreffen an den Azoren, im portugiesischen Streit, habe man die Engländer zuerst weichen sehen; komme es zu einer Seeschlacht, so würde die überlegene spanische Armada ohne Zweifel die Oberhand behalten. Auch zu einem Landkrieg aber sei sie nicht vorbereitet; sie zähle nicht mehr als sechstausend Mann wirklicher Soldaten im Lande, mit denen werde sie den krieggeübten spanischen Heerhaufen im offenen Felde nicht begegnen noch widerstehen können. Man müsse nur geradezu auf London losgehen; selten vermöge sich eine große Stadt, die lange Zeit unbelästigt geblie-

ben, einem raschen Angriff gegenüber zu halten: die Königin werde entweder zu einem für Spanien ehrenvollen Frieden gebracht werden oder dem König durch langen Widerstand Gelegenheit geben, aus dem spanischen Adel, der ohnehin sonst in heimischer Bequemlichkeit entsarte, eine junge Schar tapferer Krieger zu bilden. Er werde die Katholiken für sich haben und mit ihrer Hilfe die Oberhand gewinnen; er werde sich der festen Plätze, vor allem der Häfen bemächtigen; alle Nationen der Welt würden nicht vermögen, sie ihm wieder zu entreißen; er würde Herr des Ozeans und dadurch Herr und Meister des Continents werden.

Philipp II. wäre am liebsten schon im Spätjahr 1587 aus Werk geschritten. Er hoffte damals, daß ihm Schottland, wo die katholischen Lords und das Volk eine lebhafte Sympathie mit dem Schicksal der Königin Maria kundgaben, von dem Sohn derselben, von welchem man voraussetzte, daß er ihren Tod zu rächen wünschte, geöffnet werden würde. Aber andern schien das nicht so gewiß; besonders machte der erfahrene Admiral Santa Cruz den König aufmerksam, in welche Gefahr die Flotte in jenen Meeren geraten könne: sie werde mit widrigen Winden, dem Nachtheil kurzer Tage und tiefer Nebel zu kämpfen haben. Santa Cruz wollte seinen Ruhm, den einzigen Erwerb eines langen Lebens, nicht durch ein unzeitiges oder doch sehr gewagtes Unternehmen gefährden. Er hielt einen Angriff auf England für schwieriger als die meisten andern und verlangte solche Vorbereitungen, daß dadurch der Sieg unzweifelhaft würde. Inmitten der Herbeischaffung derselben starb er, nicht mehr eben im Besitz der Gnade seines Fürsten. Sein Nachfolger, der Herzog von Medina Sidonia, . . . machte nicht so unerfüllbare Forderungen; die Flotte, die unter ihm und durch ihn zustande kam, war aber dennoch, wenn nicht an Zahl der Segel — etwa 130 —, aber an Tonnengehalt, Größe der Fahrzeuge und an Zahl der Kriegsmannschaften, welche sie aufnahm

— bei 22,000 Mann —, die bedeutendste, die noch jemals von einer europäischen Macht in See gebracht worden war. . . . Es war ein gemeinsames Unternehmen der spanischen Monarchie und eines großen Theils der katholischen Welt, unter dem Papst und dem König, zum Umsturz der Fürstin, die als das Oberhaupt, und des Staates, der als der vornehmste Rückhalt des Protestantismus und der anti-spanischen Politik betrachtet wurde. . . . Alles, was Philipp II. jemals gefonnen und beabsichtigt hatte, sammelte sich wie in einem Brennpunkt. Der Moment war gekommen, wo er England niederwerfen, Meister der europäischen Welt werden, den katholischen Glauben in den Formen, wie er ihn bekannte, wiederherstellen konnte. Als die Flotte (am 22. Juli 1588) von Corunna auslief und das lange überlegte, lange vorbereitete Unternehmen nun ins Werk gesetzt wurde, zeigten der König und die Nation eine tiefe religiöse Bewegung: in allen Kirchen des Landes hielt man die vierzig-tägigen Gebete; in Madrid wurden feierliche Prozessionen zu N. L. J.^a) von Atocha, der Schutzpatronin von Spanien, veranstaltet; Philipp II. brachte alle Tage ein paar Stunden im Gebete zu. Er war in der lautlosen Aufregung, welche ein ungeheures Vorhaben und die Erwartung einer großen Wendung in der Geschichte hervorruft. Man wagte kaum, ein Wort an ihn zu richten.

Erst in diesen Tagen war man in England der drohenden Gefahr eigentlich inne geworden. Eine Abteilung der Flotte unter Heinrich Seymour beobachtete mit holländischer Hilfe die beiden Häfen des Prinzen von Parma; die andere, größere, soeben aus Spanien zurückgekommen und schon bereit zu entwaffnen, setzte sich unter dem Admiral Howard von Effingham zu Plymouth in Bereitschaft, den Feind zu empfangen. Indessen sammelte sich das Landheer, auf den Rat Leicester's, in der Nähe von London. . . . Man sah die Gelleute an der Spitze ihrer Pächter und Gintersassen in das Feld ziehen und freute

sich, wie gut sie zusammenhielten. . . . Kein Zweifel, daß diese Rüstungen noch viel zu wünschen übrig ließen; aber sie wurden von nationalem und religiösem Enthusiasmus belebt. Einige Tage später begab sich die Königin in das Lager zu Tilbury; mit geringem Geleit ritt sie von einem Bataillon zum andern. . . . Sie ward überall mit Freudengeschrei empfangen; dann wurden Psalmen angestimmt, die Königin gesellte sich dem Gebete bei. Denn was auch der Glaube der Menschen sein mag, in großen Kämpfen und Gefahren wenden sie ihre Blicke unwillkürlich auf die ewige Gewalt, welche das Schicksal lenkt und von der sich alle gleich abhängig fühlen. Die beiden Nationen, die beiden Oberhäupter riefen die Entscheidung Gottes in ihrem religiös-politischen Streite an. Die Geschichte der Menschheit lagen auf der Waagschale.

Am 31. Juli — eines Sonntags — langte die Armada, in weiter Ausdehnung die See bedeckend, auf der Höhe von Plymouth im Angesicht der englischen Küste an. Man hielt auf der Flotte selbst für das angemessenste, unmittelbar dort eine Landung zu versuchen; denn da sei zur Abwehr keine Vorkehrung getroffen und das englische Geschwader nicht mit Kriegsmannschaften versehen. Das lag aber außerhalb des Planes und hätte, besonders wenn es mißlang, zu Verantwortung führen können. Nur dann war der Herzog ermächtigt und bereit, eine Seeschlacht anzunehmen, wenn die Engländer sie anbieten würden. Seine nach dem Vorgang der Venetianer verbesserten Galeeren und besonders seine Galeonen, ungeheure Segelschiffe, die auf ihren verschiedenen Decken nach allen Seiten hin Geschütze führten, waren den Fahrzeugen der Engländer ohne Zweifel überlegen. Als diese aus dem Hafen hervorkamen, etwa 60 Segel stark, ließ er die große Standarte von dem Fockmast des Admiralschiffes fliegen zum Zeichen, daß sich jeder zum Kampf bereiten solle. Aber der englische Admiral hegte nicht die Absicht, es zu einer eigentlichen Schlacht kommen zu lassen. Er kannte vollkommen die Überlegenheit der spanischen Ausrüstung

2) Abkürzung für Unsere Liebe Frau (Jungfrau Maria).

und hatte sogar verboten, die feindlichen Fahrzeuge zu entern. Sein Sinn ging nur dahin, der Armada die Windseite abzugewinnen und sie in ihrem Lauf zu stören, in Unordnung zu bringen. In vier Geschwadern folgten die Engländer dem Zuge der Armada nach und ließen keinen Vorteil, der sich ihnen darbieten mochte, unbenuzt. Sie waren dieser See vollkommen mächtig und lenkten ihre beweglichen Fahrzeuge mit voller Sicherheit und Meisterschaft: die Spanier bemerkten mit Mißvergnügen, daß es in ihrem Belieben gestanden habe, vorzudringen, anzugreifen, den Kampf wieder abzubrechen. Medina Sidonia bemühte sich vor allen Dingen, seine Armada beisammenzuhalten; ein großes Schiff, welches zurückgeblieben war, hat er nach gepflognem Kriegsrat in die Hände des Feindes geraten lassen, weil dieser Verlust weniger schade, als die Auflösung der Ordnung, die aus dem Versuch, das Schiff zu retten, entspringen werde. Er hat seine Sargentes mayores zu den Kapitänen herumgeschickt, um sie zu bedeuten, nicht aus der Ordnung zu weichen, bei Lebensstrafe.

Im ganzen waren die Spanier mit ihrer Fahrt nicht unzufrieden, als sie nach einer Woche fortwährender Seefarmügel, ohne doch sehr erhebliche Verluste erlitten zu haben, die englische See durchmessenden hatten und Sonnabends, den 6. August, vor Boulogne vorüberfuhren und auf der Höhe von Calais anlangten: es war das nächste Ziel, das sie hatten erreichen wollen. Aber sich nun, wie es die ursprüngliche Absicht gewesen zu sein scheint, nach der nahen Küste von England zu wenden, wurde dadurch unendlich schwer, daß die englische Flotte sie schützte, mit deren gelenkten Fahrzeugen die spanischen Galeonen sich in der Meerenge noch weniger messen konnten als anderswo. Und jeden Augenblick ward sie verstärkt; der junge Abel wetteiferte, sich an Vord zu begeben. Aber auch nach Dünkirchen konnte der Admiral nicht vorgehen, da der Hafen damals noch viel zu enge war, um seine gewaltigen Fahrzeuge aufzunehmen, und seine Piloten in die See-

strömungen nach dem Norden hin zu geraten fürchteten. Dort an der Reede, östlich jenseit Calais, in der Richtung nach Dünkirchen ging er vor Anker. . . . Nun erst kam die volle Überlegenheit zutage, die den Engländern aus ihrer noch farsarenhaften, festen Kriegsführung und der Bundesgenossenschaft der Holländer entsprang. . . .

Die Armada lag noch in der Nacht von Sonntag zu Montag (7. bis 8. August) in ihrer Kriegsordnung vor Anker, als die Engländer einige Brander, an Zahl etwa acht, auf sie losließen. Es waren die schlechtesten Schiffe, die Lord Howard dazu hergab, aber ihr bloßer Anblick brachte einen entscheidenden Erfolg hervor. Medina Sidonia konnte seinen Schiffen die Erlaubnis nicht versagen, die Anker zu lösen, damit ein jedes der drohenden Gefahr ausweichen könnte; er verordnete nur, daß sie hernach ihre bisherige Ordnung wieder einnehmen sollten. Wie so ganz anders aber sah es am andern Morgen aus! Die Flut hatte die Fahrzeuge in einer Richtung, die sie nicht einschlagen wollten, nach dem Lande zu getrieben; nun erst waren ihnen die Angriffe der Engländer verderblich: ein Teil der Schiffe war dienstunfähig geworden, der Befehl des Admirals, in die alte Position zurückzukehren, zeigte sich vollkommen unausführbar. Vielmehr trieben ungünstige Winde die Armada wider ihren Willen die Küste entlang; in kurzem gaben auch die Engländer die Verfolgung des nicht eigentlich geschlagenen, aber doch flüchtigen Feindes auf und überließen ihn seinem Schicksal. Der Wind trieb die Spanier an die Sandbänke von Seeland. Sie hatten einmal ein so geringes Fahrwasser, daß sie zu scheitern fürchteten; einige ihrer Galeonen sind in der That den Holländern in die Hände geraten. Zu ihrem Glück setzte der Wind erst in Westsüdwest, dann in Südsüdwest um, aber in den Kanal vermochten sie auch dann nicht wieder zu gelangen, noch hätten sie es gewollt. Nur auf dem weitesten Umweg, die Orkaden umfahrend, konnten sie nach Spanien zurückkehren.

Ein verderbenschwangeres Ungewitter hatte sich über England gelagert: es ward zerteilt, ehe es seine Donner entlud. Wie so ganz wahr ist, was eine holländische Denkmünze ausspricht: Der Sturmhauch Gottes hat sie zerstreut! Philipp II. sah die Armada, von der er gehofft hatte, sie

werde die Weltherrschaft in seine Hand bringen, ohne daß sie etwas, das der Mühe wert gewesen wäre, wir sagen nicht ausgerichtet, sondern auch nur versucht hätte, in trümmerhaftem Zustand wieder nach Hause kommen.

3. August Wilmar,

geboren den 21. November 1800 zu Solz in Kuchessen, studierte zu Marburg Theologie, trat 1821 in den hessischen Kirchen- und Schuldienst, ward liberales Mitglied der hessischen Ständeversammlung, Mitglied der oberen Kirchen- und Schulkommission, 1833 Direktor des Gymnasiums in Marburg, 1850 Oberkonsistorialrat, 1855 Professor der Theologie zu Marburg, wo er am 30. Juli 1868 starb. — Vortrefflich ist seine „Geschichte der deutschen National-literatur“, aus der die folgenden Proben genommen sind. Von seinen kleineren Schriften sind zu nennen „Das deutsche Ramendbüchlein“ und das „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes“.

1. Die Minnepoesie.

Auf den alten Heldenfang, welcher die Taten eines ganzen Volkes aus dem Munde des ganzen Volkes besingt, folgt bei allen Völkern ein Gesang, der statt aus dem Gemüt des Ganzen aus dem des einzelnen hervorquillt; es folgt eine Poesie, welche nicht mehr Taten, sondern Empfindungen und Gefühle, welche Leid und Freude des einzelnen Menschen, des eigenen Herzens besingt. Diese Lyrik... ist jedoch wieder von doppelter Art; entweder werden Empfindungen und Gefühle besungen, welche Gemeingut sind, von jedem geteilt werden, die Herzen aller in gleicher Weise bewegt haben und noch bewegen: dies ist das Volkslied; oder es sind die ausschließlichen Erlebnisse eines einzelnen, welche, wie sie das Herz in mannigfachem Wechsel bewegt haben, nun auch in vielgestaltigen Weisen und tiefbewegten Liedern austönen; es sind die Freudentöne des Glücklichen und Fröhlichen, es sind die Behmutsklänge eines traurigen, einsamen Herzens, welche nach Teilnahme und Mitgefühl suchen und durch die reine Form, in welche Leid und Freude im Liede gefaßt sind, Teilnahme und Mitgefühl gewinnen. Dies ist die Kunstlyrik, welche... im Laufe des 13. Jahrhunderts bei den Deutschen sich in einer ungemeinen Fülle der lieblichsten, zartesten, farbenreichsten und duftendsten Blüten entfaltete; es ist die Minnepoesie, der Minnegefang des heiteren Frühlings unseres Dichterlebens, welcher in jener reichen, glücklichen Jugendzeit, wie der Nachtigallengesang

in einem jungbelaubten Maienwalde, in allen Hainen und auf allen Heiden, auf allen Burgen und in allen Städten unseres Vaterlandes aus tausend fröhlichen, tausend sehrenden Herzen seine anmutigen Vieder erschallen ließ. Es ist die Minne, von der diese Poesie als ihrem Hauptgegenstande den Namen führt, die Minne der glücklichen Jugendzeit, die aus den Liedern der Minnesänger spricht, die deutsche Minne, das heißt, das stille, sehrende Denken an die Geliebte, das süße Erinnern an die Holbe, deren Namen man nicht auszusprechen wagte; und wie wir bei allen Völkern der Erde umsonst nach dem Ausdrucke suchen, welcher dem Worte Minne entspräche, so haben wir auch das Jugendlich-Träumerische, das Zarte und Innige, das Tiefe und besonders das Reine, was in diesem Worte ausgesprochen ist, unter allen Nationen allein als unser Eigentum.

Unverkennbar und... ungemein anziehend ist die Jugendliebe dieser Poesie. Wie wir im Parzival den getreuen Typus des deutschen Jünglings sehen, der aus stiller Beschränkung und Einsamkeit mit einem Male heraustritt in die glänzende Welt voll Ereignisse, Taten und Wunder und staunend und sehrend, verlangend und schüchtern dieser fremden Welt gegenübersteht, so sehen wir das Helldunkel der ersten Jünglingszeit auch über die Minnepoesie ausgebreitet; von ferne nur wird der Geliebten nachgeschaut; kaum ein stummer Blick wird auf das Antlitz der Minniglichen gewagt, und begegnet ihr Auge dem träumerisch

festgehefteten Auge des Liebenden, so sinkt der Blick mädchenhaft verschämt zu Boden, ja heimlich (tougelnich) wird die Geliebte viel lieber und viel länger angesehnt, als wenn sie es bemerkt; die spiegellichten Augen, der rote Mund und das innigliche, minnigliche Lächeln des holden Mägdeleins begleiten den Sänger überall, und nur einen Gruß, einen freundlichen (lachelichen) Gruß, ersieht er von der Art, die ihm das Herz verwundet; nur dann erhebt sich der helle Jubel des liebenden Herzens, wenn im fröhlichen Mai unter der grünen Linde die schönen Kinder zum zierlichen Reigen sich versammeln; dann wird der blöde Träumer hingerissen in die laute Freude, und die Regel des Ringeltanzes zwingt ihn, ein Paar mit der Geliebten zu bilden. Der Name der Geliebten wird niemals genannt; es ist diese zarte, echt deutsche Zurückhaltung in der ganzen Minnepoesie und Minnesitte der damaligen Welt eine so feste und unverbrüchliche Anstandsregel, daß wir in der ganzen ungemein großen Anzahl von Minneliedern . . . auch nicht einmal einen Namen genannt finden; ja die Sänger vermeiden es sogar, sich selbst in ihren Liedern allzu kenntlich zu machen, so daß Walter von der Vogelweide nur einmal seine Geliebte Hildegund nennt, um durch die Anspielung auf das damals bekannte Volksepos „Walter vom Waschenstein und Hildegund“ seinen Namen zu verstehen zu geben. Es war eben die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den roten Blumen auf dem Ager und der Heide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienthalbes grünt und mit den Vögeln der Frühlingszeit jubelt und singt; die mit der fallenden Linde, mit den wegziehenden Waldfängern, mit dem fallenden Laube trauert und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht. Frühlingsfreude und Sommerlust oder Herbsttrauer und Winterklage sind die unzähligen wiederholten Anfänge der Minnelieder. Eben dieses innige, bald freudig erregte, bald tief-wehmütige Mitleben mit der Natur, diese Freude an Laub und Gras und Blumen und Wald-

bögelein, an den langen lichten Sommer-
tagen und der hellen wonniglichen Sommerzeit, diese Trauer um die verwelkten Blüten, die gefallenen Blätter und die in Reif und Schnee erstarrte Erde, welches sich in einer großen Menge von Minneliedern ebenso einfach und unschuldig als zutraulich und lieblich ausspricht und einen der bestimmtesten Charakterzüge dieser Poesie ausmacht, ist allerdings ein jugendlicher Zug, welchen . . . wir in unserer Zeit nur in der früheren Jugend an uns tragen; aber es ist ein für allemal ein wahrer Zug, nicht allein in der stillen Herzensgeschichte der kaum der Kindheit erwachsenen Jugend, sondern ein wahrhaftiger Zug unserer nationalen Physiognomie, über den niemand spotten darf, ohne sich selbst ein bedenkliches Urteil zu fällen; es ist die uralte, in den Vorzeiten zum Mythos gestaltete Naturpoesie unseres Volkes, die zu seinen tiefsten und darum edelsten Anlagen gehört. Und daß unsere Minnepoesie diesen Typus der Naturpoesie so stark ausgeprägt an sich zeigt, gerade dies macht sie zu einer wahrhaften, nationalen Poesie, zu einer Poesie, der man Wichtigkeit und Spielerei nur dann vorwerfen wird, wenn man versteht, daß sie eben nur die eine Seite unseres Dichterlebens repräsentiert und erst mit dem tiefen Sinne unseres Kunstepos und mit dem mächtigen Helden-
gesange unserer volksmäßigen Epopöen das Ganze unserer dichterischen Persönlichkeit darstellt. Haben wir aber . . . uns gegen diese einfachen und unschuldigen Natureindrücke, gegen unser eigenes deutsches Lebensgefühl abgestumpft, so kann freilich die naive und einfache Minnepoesie kein günstiges Urteil erwarten. Sie erklingt aus einem frischen, unberückten Jugendherzen und will von einer gleichgestimmten Seele aufgenommen sein.

2. Sagen vom Heiligen Gral und dem König Artus.

Tief in den Ideen des urältesten Heidentums, in den Mythen Hindostans, wurzelt die Sage von einer Stätte auf der Erde, die — nicht berührt von dem

Mangel und Kummer, von der Not und Angst dieses Lebens — des mühelosen Genusses und der ungetrübten Freude reiche Fülle dem gewähre, welcher dort hin gelange, von einer Stätte, wo die Wünsche schweigen, weil sie befriedigt, und die Hoffnungen ruhen, weil sie erfüllt sind, von einer Stätte, wo des Wissens Durst gestillt wird und der Friede der Seele keine Anfechtung erleidet. Es ist die Sage vom irdischen Paradiese, die sich abspiegelt in den Göttermahlzeiten und Sonnentischen der frommen Äthiopen, von welchen Homer und Herodot erzählen, wie in dem seligen, von süßem Vogelgesange und leisem Vienesummen durchtönten Hain Eridabana im Sitantagebirge, von dem das Hinduvolk zu sagen weiß, als der stillen Heimat aller Weisheit und alles Friedens. Als das Paradies im Bewußtsein der späteren, stets mehr an ihrem Gott und sich selbst irrewerdenden Menschheit immer tiefer zurücktrat, blieb nur noch ein Edelstein des Paradieses, gleichsam eine heilige Reliquie, doch mit Paradieseskräften ausgestattet, auf der Erde zurück, der bald . . . als köstliche Schale gedacht wurde, aus welcher die goldnen Himmelsgaben sich noch in später Zeit, wie in der entschwindenden glücklicheren, reichlich ergössen; bald als Heiligtum, als sichtbarer Arm Gottes auf Erden, einen eigenen unerleßlichen, das Paradies auf Erden sinnbildlich darstellenden Tempel erhielt. . . . Spielen doch in die Märchen unserer Kindheit noch herein die Träume von dem sich selbst mit Früchten und Fleisch bedeckenden Sonnentische der Äthiopen — ist doch unser „Tischchen, deck' dich“ nur die letzte in menschlicher Weise dunkle Ahnung der Paradieseszeit, die wir mit unsern fernen Stammesverwandten in Indiens Bergen teilen; ist doch das Streben nach dem Stein der Weisen das irdische nie gestillte Suchen nach jenem verlorenen Edelstein des Paradieses.

Diese Sagen, auf heidnischem Boden erwachsen, ergriff nun der tief-innerliche Geist des christlichen Mittelalters und bildete sie aus zu einer christlichen Mythologie. . . . Es ist gleichsam die Fabel

der Erlösung durch den Mensch gewordenen Gottessohn, . . . die wir in der Sage vom Heiligen Gral und dessen Hüttern besitzen.

Ein köstlicher Stein von wunderbarem Glanze, so lautet der christliche Mythos, war, zu einer Schüssel verarbeitet, im Besitze Josephs von Arimathia; aus diesem Gefäße reichte der Herr in der Nacht, da er verraten ward, selbst seinen Leib den Jüngern dar; in dieses Gefäß wurde, nachdem Longinus die Seite des am Kreuze Gestorbenen eröffnet, das Blut aufgesaugen, welches zur Erlösung der Welt geflossen war. Dieses Gefäß . . . ist darum mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet; nicht allein, daß es, wo es verwahrt und gepflegt wird, die reichste Fülle irdischer Güter gewährt — wer es anschaut, nur einen Tag anschaut, der kann, und wäre er auch sieh bis zum Tode, in derselben Woche nicht sterben, und wer es stetig anblickt, dem wird nicht bleich die Farbe, nicht grau das Haar, und schauete er es zweihundert Jahre lang an. Dies Gefäß eben ist der Heilige Gral (denn Gral bedeutet Gefäß, Schüssel), und es symbolisiert daselbe die durch die Vermittelung der Kirche dargebotene Erlösung des Menschengeschlechts durch das Blut Jesu Christi. An jedem Karfreitage bringt eine leuchtend weiße Taube die Hostie vom Himmel in den . . . Gral hernieder, durch welche die Heiligkeit und die Kräfte des Grals erneuert werden. — Dieses Heiligtums Hüter und Pfleger zu sein, ist die höchste Ehre, die höchste Würde der Menschheit. Nicht jeder aber ist dieser Ehre würdig; Pfleger des Grals kann nur ein treues, sich selbst verleugnendes, alle Eigensucht und allen Hochmut in sich vertilgendes Volk, König und Pfleger dieser Hüter nur der unter diesen Treuen und Demütigen demütigste und treueste, der reinste und keuschste Mann sein. Es ist die Pflege des Grals ein geistliches Rittertum edelster Art, welches sich, wie in Demut und Reinheit, ebenso auch in kräftiger Mannheit und unerschrockener Tapferkeit, wie in Treue gegen den Herrn des Himmels, ebenso auch in der Treue

gegen die Frauen, wie in der Selbstverleugnung und stillen Einsalt, so auch in der höchsten Weisheit glänzend offenbart. Diese Gralspfleger heißen Templer als Hüter des Graltempels (Tempelwesen), und es liegt offenbar eine nahe Beziehung in diesen Gralspflegern zu dem Ideal des christlichen Geldentums, den Tempelrittern, wie sie im Anfang waren. Es war nämlich lange Jahre, nachdem der Gral durch Joseph in den Ostident war gebracht worden, niemand würdig, dieses Heiligtum zu besitzen, weshalb Engel dasselbe schwebend in der Luft hielten, bis Titarel, der sagenhafte Sohn eines sagenhaften christlichen Königs von Frankreich, . . . nach Salbaterre in Biskaya geführt wurde, wo er auf dem Berge Montsalvage, dem unnahbaren Berge, eine Burg für die Hüter des Grals und einen Tempel für das Heiligtum selbst erbaute und jenes heilige Rittertum gründete.

Die Fläche jenes Berges, welche von Onhy war, wurde glatt geschliffen, daß sie leuchtete wie der Mond, und auf dieselbe wurde durch des Grales Kraft über Nacht der Grundriß der Burg und des Tempels gezeichnet. Der Tempel war rund, . . . hundert Klaster im Durchmesser. An der Rotunde standen zwei- und siebenzig Chöre oder Kapellen, sämtlich achteckig; auf je zwei Kapellen kam ein Turm, also sechsunddreißig Türme, rundherum stehend, von sechs Stockwerken, jedes mit drei Fenstern und mit einer von außen sichtbaren Spindeltreppe. In der Mitte erhob sich ein doppelt so hoher und doppelt so weiter Turm. Das Werk war auf eiserne Säulen gewölbt, und wo sich die Gewölbe mit den Schwibbogen reiften, waren Bildwerke von Gold und Perlen. Die Gewölbe waren blauer Saphir und in der Mitte eine Scheibe von Smaragd darin gefalzt mit dem Lamm und der Kreuzesfahne in Schmelzwerk. Alle Altarsteine bestanden aus blauen Saphirsteinen als Symbolen der Sündentilgung, und auf ihnen waren grüne Sammetdecken gebreitet; alle Edelsteine fanden sich zusammen vereinigt in den

Verzierungen über den Altären und den Säulen, die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond waren im Gewölbe der Tempelkuppel in reinstrahlenden Diamanten und Topasen dargestellt, so daß das Innere auch bei Nacht mit wunderbarem Glanze funkelte und leuchtete; die Fenster waren nicht von Glas, sondern von Kristallen und anderen farbigen Edelsteinen, und um den brennenden Glanz zu mildern, waren Gemälde auf diesen Steinen entworfen; das Estrich war wasserheller Kristall und unter diesem, von Onhy gefertigt, alle Tiere der See, als ob sie lebten. Die Türme waren von edlem Gestein, mit Gold ausgelegt, die Dächer der Türme und des Tempels selbst von rotem Gold mit Verzierungen von blauem Schmelzwerk. Auf jedem Turm stand ein kristallnes Kreuz, und auf diesem ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen, aus rotem Golde geschlagen und weit hin funkelnd, so daß er von ferne, da man das kristallne Kreuz nicht sehen konnte, fluglings zu schweben schien. Der Knopf des Hauptturms war ein riesiger Karfunkel, der weit hin in den Wald auch bei Nacht leuchtete, so daß er den Tempelwesen zum Leitstern diente. In der Mitte dieses Tempelbaues unter dem Kuppelgewölbe stand der ganze Bau noch einmal im kleinen und darum noch prächtiger glänzend als Ziborium und Sakramentshäuslein, und in diesem wurde der Heilige Gral selbst aufbewahrt. . . .

Um diesen Graltempel, der von einer weitläufigen, mit Mauern und zahllosen Türmen verwahrten Burg umschlossen war, lag ein dichter Wald von Ebenholzbäumen, Zypressen und Zedern, der sich sechzig Rasten nach allen Seiten hin erstreckte und durch welchen niemand ungerufen hindurchdringen konnte, wie niemand zu Christo kommen kann, er rufe ihn denn; dennoch aber wird das Geheimnis des Grals niemandem aufgeschlossen, wenn er nicht fragt; wer, nachdem er berufen worden ist, stumm und stumpf, und ohne in dem Wunder das Wunder zu ahnen, wie vor dem Mägdlichen, so auch vor dem Gral stehen bleibt

oder vorübergeht, der wird ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Güter und Pfleger des Grals, wie der, der nicht nach dem christlichen Heile fragt, desselben auch nicht theilhaftig wird. — Eine lange Reihe von Jahren und Jahrhunderten hat dieser Graltempel in seiner Herrlichkeit im Okzident gestanden . . .; da hörte bei der zunehmenden Gottlosigkeit des okzidentalischen Christenvolkes die Würdigkeit desselben auf, den Gral in seiner Mitte zu beherbergen, und er wurde von Engeln mitsamt dem Tempel hinweggehoben und tief hineingerückt in den Orient, in das Land der mittelalterlichen Märcen und Wunder, in das Land des Priesters Johannes. So blieb die Dichtung in sich zusammenhängend und unangreifbar.

Diese Sage vom Gral — uralten heidnischen Ursprungs und vielleicht von den Mauren in Spanien ausgebildet, worauf sogar eine ausdrückliche Angabe Wolframs von Eschenbach hinweist — mag in ihrer christlichen Umformung in Spanien ihr Mutterland haben, Frankreich und Deutschland sind die Stätten ihrer Pflege und ihres dichterischen Wachstums. Doch tritt sie wenigstens in Deutschland in keinem Gedichte ganz selbständig, vielmehr verbunden mit einem andern, ihr an und für sich ganz fremden Sagenkreise auf: es ist dies die britische Sage vom König Artus und der Tafelrunde.

Artus oder Artur ist der alte britische Nationalheld, einer der Kämpfer gegen die eindringenden und erobernden Deutschen, die Angeln und Sachsen, um den sich das erlöschende Nationalbewußtsein des von Römern und Germanen aus der Reihe der herrschenden Völker Europas verdrängten Keltenvolkes sammelte, und welcher zur Vergeltung der politischen Vernichtung seines Volkes mit seinen Heldenjagen nahe an ein Jahrtausend lang die ganze romanische und germanische Welt erfüllt und poetisch beherrscht hat. — Zu Kaerlleon (Schloß Leon) am Ufer in Wales sitzt er zu Hofe mit G h w e n s h w h w a r (romanisiert Guinivere), seiner schönen Gemahlin, umgeben von einem glänzenden Hofstaat von vielen hundert

Rittern und schönen Frauen, welche sich aller ritterlichen Zucht und Tugend beflissen und der Welt als glänzendes Vorbild, die Ritter in Tapferkeit und Frauen dienst, die Frauen in Anmut und Hofsitte, voranleuchteten. Der Mittelpunkt dieses zahlreichen glänzenden Kreises war eine Zahl von zwölf Rittern, die um eine runde Tafel saßen und, unter den Tapfern die Tapfersten, unter den Edlen die Edelsten, des Ritterrechtes pflegten und die Ritterlehre hüteten. Zu dem Hofstaate des Königs Artus zu gehören und vollends unter den Zwölfen der Tafelrunde zu sitzen, war die höchste Ehre, welche ein Ritter erstreben — ausgeschlossen zu sein von Artus' Hofe wegen Mangels an höfischer Zier und ritterlicher Tapferkeit die höchste Schmach, welche ihn treffen konnte. Von Artus' Hofe aus zogen nun die Ritter auf und ab im Lande umher, Abenteuer aufzusuchen, Frauen zu schützen, hohnsprechende Helden zu demüthigen, Verzauberte aus ihrem Zauber zu lösen, Riesen und Zwerge zu bändigen; und aus der Beschreibung dieser abenteuerlichen Fahrten bestehen die zahlreichen Rittergedichte, welche in walisischer, in französischer und in deutscher Sprache die Helden des Königs Artus und ihn, das Haupt der Helden selbst, feiern. Einer der vorzüglichsten Schauplätze der Wunder der Artussage ist der Wald von Brezilian (keltisch Broch-allan, der Wald der Einsamkeit), der noch bis auf diesen Tag in der Bretagne diesen Namen führt.

Die in dem Artuskreise am meisten gezeierten Helden sind Parzival, Lohengrin, Tristan, Iwein, Erec, Gawein, Wigalois, Wigamur, Gauriel und Lanzelot. Alle diese Helden haben, wie in der französischen, so auch in der deutschen Literatur ihre eigenen, sie verherrlichenden Gedichte aufzuweisen.

3. Lessings Stil.

Lessing ist, nächst Luther, der zweite Schöpfer unserer Prosa, der Erzeuger der modernen Prosa geworden. Das Eigentümliche derselben ist die Darstellung des dialektischen Prozesses in seiner

vollen Wahrheit und höchsten Lebhaftigkeit; wir hören in Lessings Stil ein geistreiches, belebtes Gespräch, in welchem gleichsam ein treffender Gedanke auf den andern wartet, einer den andern hervorlockt, einer von dem andern abgelöst, durch den andern berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird; Gedanke folgt auf Gedanke, Zug um Zug, im heitersten Spiele und dennoch mit unbegreiflicher, fast zauberhafter Gewalt auf uns eindringend, uns mit fortreißend, beredend, überzeugend, überwältigend; wir können uns der Teilnahme an dem Gespräche nicht entziehen, wir glauben selbst mitzureden, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, Klarheit, Bestimmtheit mitzureden, wie wir sonst noch niemals gesprochen haben; Einrede und Widerlegung, Zugeständnis und Beschränkung, Frage und Antwort, Zweifel und Erläuterung folgen aufeinander in ununterbrochener Abwechselung, bis alle Seiten des Gegenstandes nacheinander herausgekehrt und besprochen sind, ohne daß doch bei einer einzigen nur einen Augenblick länger verweilt würde, als zur vollständigen Darlegung derselben nötig ist; da ist kein müßiger Gedanke, kein ausschmückender Satz, kein überflüssiges Wort, nichts, was nur angedeutet, halb ausgesprochen, dem Besinnen und Erraten überlassen wäre, der Gegenstand muß sich unserm Denken, unserer Anschauung ganz und gar hergeben; er wird vollständig durchdrungen, aufgelöst und in unser

innerstes geistiges Leben hineingezogen, unserm Geiste im ganzen und in allen seinen Teilen assimiliert. Wie reizen in Lessings Darstellung selbst Gegenstände, die uns an sich so fern liegen und so speziell wissenschaftliche Dinge behandeln! Wen interessiert Cardanus? wen Simon Lemnius? wen die längst vergessene Fabeltheorie des Batteux? wie wenige die geschnittenen Steine der Lippertschen Bibliothek oder die polemischen Schriften des Hauptpastors Goeze? Und doch, welche rege Teilnahme gewinnen wir für diese Dinge, sowie wir nur wenige Zeilen der Lessingschen Besprechung derselben gelesen haben; wie fesseln sie uns, daß wir nicht davon los können, und welchen Genuß haben sie uns gewährt, wenn wir zum Schlusse gelangt sind! Es ist darum auch Lessings Prosa seit langen Jahren das unerreichte Muster desjenigen Stils, welcher das Gespräch, die Verhandlung über die Gegenstände darstellt, — wie Goethes Prosa das gleich unerreichte Muster des Gesprächs und der Verhandlung mit den Gegenständen ist. Zwischen diesen beiden Polen hat sich seitdem unsere prosaische Darstellung, insofern sie auf Klarzigkeit Anspruch macht, bewegt, ist, wo sie ein Herausstreiten versucht hat, nur zu ihrem Nachteil aus dieser Achse gewichen und wird sich ohne alle Frage noch ein Jahrhundert lang zwischen diesen Polen bewegen.

4. Georg Gerbinus,

geboren den 20. Mai 1805 zu Darmstadt, trat in ein kaufmännisches Geschäft seiner Vaterstadt ein, wandte sich jedoch nach fortgesetzten Privatstudien den Wissenschaften zu, studierte in Gießen und Heidelberg unter Schloffer Geschichte, wurde 1828 Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Frankfurt a. M., reiste 1831 nach Italien, wurde 1835 außerordentlicher Professor in Heidelberg, siedelte im selben Jahre als ordentlicher Professor nach Göttingen über, wurde 1837 als Mitunterzeichner der Protektion der sieben Göttinger Professoren seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen, ließ sich nach kurzem Aufenthalt in Italien in Heidelberg nieder, wandte sich mit Eifer den politischen Angelegenheiten Deutschlands zu, war Mitglied des Frankfurter Parlaments, nahm darauf seine Studien wieder auf und entsaltete bis zu seinem am 18. März 1871 erfolgten Tode eine reiche Tätigkeit. — Gerbinus gehört zu den hervorragenden Geschichtsschreibern Deutschlands. Großes Aufsehen erregte seine „Geschichte der deutschen Literatur“, indem darin zum erstenmal der Gedanke, die deutsche Literatur mit der nationalen Entwicklung und dem politischen Leben in Zusammenhang zu bringen, durchgeführt wurde.

Herders größtes Verdienst.

Die „Stimmen der Völker“ hatten den Zweck, das rohe Geschrei über und gegen das Volkslied zu dämmen, er

wollte Nicolai¹⁾ ein Gegengewicht halten und einfach zeigen, was er unter und an

1) Buchhändler in Berlin, der versucht hatte, das Volkslied lächerlich zu machen. Vgl. d. Note S. 225.

den Volksliedern preise; und da es ihm arm schien, ein deutscher Perch²⁾ zu werden (wie man nachher im „Wunderhorn“ versuchte), so zog er vor, um ja nichts Gemeineres einfließen zu lassen, die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und er bot die Früchte einer Belesenheit und Kenntnis der Literatur aller Zeiten aus, wie sie damals in Deutschland einzig war. Er führt uns von Grönland bis nach Indien, aus der Zeit Luthers zurück bis zu Harmodius und Aristogiton,³⁾ aus Estland bis nach Peru. Mit einer reizenden Leichtigkeit, die bis dahin nicht allein unter uns, sondern in aller Welt geradezu unerhört war, faßt er jede Zeit, jedes Volk in jedem Charakter mit einer überraschenden Treue und Einfalt auf und schickt sich mit der feinsten Wandlungsgabe in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung. Die spanische Grandezza, die Dürsttheit des Ossian, die tändelnde Naivität der Titauerin, die grausame Gewalt des nordischen Kriegers, das sanfte Gemüt des Deutschen, das Schaurige schottischer Balladen, der kühne Gang der historischen Volksromane in Deutschland, Laune und Schreck, Ernst und Tändelei, alles bewegt sich nebeneinander, ohne Geziertheit und ohne Zwang, als ob die divergierendsten Strahlen aller Menschlichkeit und Menschheit sich in dem weiten Busen des Deutschen konzentrierten. Wodurch erreichte Herder diese überraschende Wahrheit und Wandlungsgabe in diesen Liedern, die er in seinem sonstigen Vortrage so wenig verrät? . . . Besonders daher, daß er das Wesen des lyrischen Liedes nicht im Worte, sondern im Tone suchte, nicht im Gedichte, sondern in Musik und Melodie. Das Wesen des Liedes, sagt er, ist Gesang, nicht Gemälde; seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung: ohne Ton und poetische Modulation ist es trotz Bild und Farbe kein Lied. . . . Da nun das Lied gehört werden soll, so suchte er auch beim Übersetzen des Textes den Gesangton vor allem zu treffen, um ängst-

liche Worttreue unbekümmert. . . . Noch im Zuge derselben Tätigkeit, die diese Gesänge sammelte, liegt Herders Buch vom Geist der hebräischen Poesie (1782), das er, wie er an Hamann schrieb, von Kindheit an in seiner Brust nährte. Dieselbe Gabe der Auffassung und Auslegung, die sich damals in ganz Deutschland mit merkwürdigem Wettstreit an Homer versuchte, dieselbe, die Herder dort am Volksliede übte, wandte er hier auf die poetischen Teile der Bibel. . . . Für das Verständnis orientalischen Geistes und das Studium der biblischen Literatur war dies Werk so einzig anregend und bahnbrechend wie Winkelmanns Schriften für das Kunststudium, wie für die Poesie überhaupt Herders Hinweisung auf das Naturlied der Völker. Auch hier waren die übertragenden Stellen sein Zweck und die Frucht, wozu das übrige Buch die Schale bildete. Auch hier begeisterte ihn die Natur im kleinen Umfange, aber lebendigeren Gehalte; hier, wo sich Poesie und Prophetie die Hand zu einem Bunde reichte, der Herdern so nahe lag, fand er sich noch heimlicher als bei Homer und Ossian; gegen diese kindliche Einfalt im Job, in den Psalmen usw. war ihm, wie Klopstock, die künstliche Poesie der Griechen lauter Schmuck, und bei der kel-tischen selbst ist es ihm hiergegen, als ob er unter einem bewölkten Abendhimmel wandle. Diese teure Poesie entriß er mit diesem Werke den pedantischen Grammatikern und gab sie der Jugend anheim, die sie empfand. . . . Gewiß war dieses Werk eins der erfolgreichsten, die Herder schrieb, und seine ganze Natur und Richtung erklärt es, daß es sein Lieblingsgeschäft war, und daß er es gern zu einem Lebensgeschäft erhoben hätte.

Herder machte mit diesen Werken, wenn nicht den Anfang zu der Verpflanzung der poetischen Literaturen aller Völker und Zeiten auf deutschen Boden, so doch die ersten Versuche, die man klassisch und musterhaft nennen durfte, und die erstaunlich ermutigen mußten. Er leitete hier auf diejenige Seite der nachherigen romantischen Schule über, von der diese bei weitem am wohlthätigsten und ver-

2) Englischer Dichter, Herausgeber der „Relics of Ancient English Poetry“. — 3) Zwei Athener, die den Tyrannen Hipparchos töteten.

dienstlichsten gewirkt hat. Mehrere hierin einschlägige spätere Arbeiten geben uns diesen Übergang zu erkennen. Wie er im „Deutschen Merkur“ und in den zerstreuten Blättern eine Reihe von morgenländischen Sagen mittheilte, wie er einzelne Blüten morgenländischer Dichtungen und Sprüche pflückte, wie er, um an höheren Beispielen höhere, edlere Tugenden des Menschen zu lehren, als die Fabel tat, von dieser in den „Palmbüchern“ zu jenen Erzählungen des Orients überging, die diese feinere Aufgabe mit ähnlicher Einfachheit lösen, wie er mit seinem gewöhnlichen Sinne Stücke aus der griechischen Anthologie wählte und nachbildete, wie er die „Sakuntala“⁴⁾ in der Übersetzung des edlen Forster (1791) einführte, wie er in der „Terpsichore“ (1795) den „Balbe“⁵⁾ übertrug, wie er endlich (1801) den *Cid* besang, dies alles liegt auf diesem Wege. Und dieses letztere Werkchen, das der Nation ein lieber Besitz geworden ist, erklärt sich schon ganz aus den romantischen Neigungen der Zeit und aus dem Übergange unserer vorliebenden Neigungen von der nordischen Poesie zur südlichen, der in Herder sehr deutlich nachzuweisen ist. Zu allen diesen Übertragungen drängte Herdern seine innerste Natur, die der Poesie überall bedurfte und nicht selbst poetisch war, die ihre Genüsse suchte, aber nicht selbständig erschuf. Diesem Triebe gab er Grund: sage hinzu: er meinte, wir müßten das Fremde erst schätzen lernen, um uns selbst die richtige Stelle anzuweisen; und um das Fremde zu schätzen, müßten wir es richtig fassen und verstehen. Was er daher einen Dichter, so suchte er jedesmal ihn und seine Bildung ganz zu gewinnen, er verglich ihn mit seinem Volke und seiner Umgebung und mit verwandten Erscheinungen und kam zum Verständnis des Dichters zugleich mit der Erkenntnis der jedesmaligen literarhistorischen Verhältnisse. Er meinte, die Geschichte der Dichtung nicht groß genug nehmen zu können; es reizte ihn, alle Völker in ihrem eigen-

tümlichen Genius zu belauschen, der sich in ihren Poesien am reinsten und frischesten ausspricht. Es war ihm kein geringer Vorzug unserer deutschen Bildung, daß wir mit Orientalen und Griechen, mit den edelsten Geistern Italiens, Spaniens, Frankreichs sprechen und bei jedem seine eigentümliche Weise zu denken und zu fühlen bemerken können, daß wir „die Blüte des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärtesten Nation brechen dürfen“. Wirklich ist dies Herders großartigste Seite, wie er den Geist der Zeiten und Völker ergreift, das Verschiedenartigste versteht und genießt und wiedergibt; in unserm Volke, das überhaupt diese Gabe in ausgezeichnetem Grade besitzt, hat sie keiner so ausgezeichnet besessen wie er. Bedenkt man, was diese Eigenschaft in sich begreift, so weist nur sie allein Herdern eine hervorragende Stelle in unserer Kulturgeschichte an, so vielfache Nachteile sich auch an sie anschließen. Es ist wahr, das Umsichgreifen dieser Genußsucht, diese Selbstverleugnung, diese Wandlungsgabe hängt mit dem Mangel an Selbstgefühl, an Volkssinn, an originaler Schöpfungskraft, mit jener Unerfättlichkeit an allem Fremden zusammen, die ein uralter Charakterzug unserer Nation ist. Die romantische Schule hat damit der Pflanze unserer Dichtung das Herz ausgebrochen und sie frühzeitig des lebendigen eigenen Triebes beraubt. Auf diesem Weg haben wir unserer Nachahmungssucht den Zügel schießen lassen, und von einer Denk- und Schreibart, die einen gleichen, nationalen Typus hält, dürfen wir eigentlich nicht reden. Allein einmal wird es zu allen Zeiten eine Streitfrage bleiben, ob nicht diese Hingebung an alles Menschliche in sich einen größeren Wert hat als alle nationale Abgeschlossenheit, jene Lockerung des Kosmopolitismus eine schönere Geltung als alle volksmäßige Festigkeit und Starrheit. Und dann lag es durchaus nicht allein in unserer Nation, sondern es lag in der Zeit des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, wie es in den Zeiten der Kreuzzüge lag, daß alles Nationale ver-

4) Ein Drama des indischen Schriftstellers Kalidasa, um 200 n. Chr. — 5) Jakob Balbe, ein neulateinischer Dichter, geb. 1604, gest. 1668.

wischst ward. . . . Wer möchte in der englischen und französischen, selbst in der italienischen Literatur der neuesten Zeit die altnationalen Eigentümlichkeiten wieder suchen? Die Eröffnung der Kultur aller Zeiten im erweiterten Unterricht und Bildungskreise bedingte diese Eigenheit der heutigen Literatur, daß sie nicht in dem Grade selbständig und unabhängig werden konnte, wie zu andern Zeiten anderen möglich war. Das Schöne und Große aller Jahrhunderte lag uns offen, wer wollte, wer konnte es verleugnen? Vor diesen gehäuften Schätzen schwand das Selbstvertrauen und die Schöpfungslust der Menschen; dies läßt sich bei unsern Romantikern vortrefflich beobachten. So ahmten die Römer den Griechen, so das ganze Mittelalter den Römern nach, so die Deutschen der ganzen Welt. Mußte also Nachahmung der Charakter unserer Literatur werden, das hat Herder selbst gesagt, so sei es Ehre, wenn wir uns nur besonnen das Beste zu eigen machten, und ich glaube, das Zeugnis darf man uns aus bester Überzeugung geben, daß wir dies so lange taten, bis das Beste erschöpft war und nun die Gewöhnung der Tätigkeit freilich auf das Mittelmäßige und Entbehrliche übergreifen mußte. Unfere Sprache, bemerkte Herder weiter, erleichterte uns dies, die nicht wie die französische gebunden ist, alles in ihrer eigenen Weise zu sagen. Und bei alledem ist es ihm doch nicht schwer, den roten Faden

einer Eigentümlichkeit nachzuweisen, der durch alle unsere Dichtungen durchgeht, wie abhängig sie sind: Gutmütigkeit, Biederkeit, ein verstand- und lehrreicher Genius, Sitte, Bescheidenheit, Herz, bei weniger Glanz der Kunst mehr Gemüt und wahre Empfindung. Und dies eben sind diese allgemeinen menschlichen Eigenschaften, die uns wieder in jene weite Beziehung mit aller Welt setzten. Gewiß ist, daß, was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren, auf anderen Seiten reichlich wieder gewonnen wird. Ich will nur an das eine erinnern, daß eigentliches Verständnis der Geschichte ohne diese Empfänglichkeit für fremde Natur gar nicht möglich ist. Wir haben vor Herder nur Nationalgeschichten gehabt; was Engländer und Franzosen in der Geschichte anderer Völker geleistet haben, ist kaum der Rede wert. Vielleicht ist es nicht anmaßend, zu sagen, daß noch heute eine Weltgeschichte nur in Deutschland möglich ist und auch bei uns erst möglich ist, seit Herder anfang, das Innere der Nationen aufzuhüllen, in Übersetzungen fremder Werke die „Physiognomie der Komposition und die Seele des Originals“ erscheinen zu lassen und uns in jeder Art mit allem Fremden vertraut zu machen. Diese Gabe ist ganz von seinem entschiedenen Kosmopolitismus bedingt, der wieder in einer allgemeinen Stimmung der Nation wurzelte.

5. Wilhelm Wackernagel,

geboren den 23. April 1806 zu Berlin, studierte daselbst hauptsächlich altdeutsche Philologie, privatisierte in Berlin und Breslau, konnte als ehemaliger Burschenschaftler in Preußen keine Anstellung finden, folgte deshalb 1833 einem Rufe nach Basel, wo er 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur wurde, erhielt 1837 durch Ehrengeheimrat das Bürgerrecht, wurde 1854 Mitglied des Großen Rats und starb am 21. Dezember 1869. — Als Germanist und Literaturhistoriker nimmt er einen hohen Rang ein. Am bekanntesten von seinen zahlreichen Werken sind sein „Deutsches Lesebuch“ und seine „Geschichte der deutschen Literatur“. Auch als Dichter ist er nicht unbedeutend. — Philipp Wackernagel, Bruder des vorigen, geboren den 28. Juni 1800 in Berlin, 1838 Professor am Klumpschschen Erziehungsinstitut in Stetten in Württemberg, 1847 Direktor des Realgymnasiums in Elberfeld, gestorben in Dresden am 20. Juni 1877, hat sich durch sein epochemachendes Werk „Das deutsche Kirchenlied“, ferner durch seine Ausgaben der Lieder Luthers, Paul Gerhards und Johann Heermanns, seine Liederammlung „Tröstensamkeit“ und andere Arbeiten auf dem Gebiete der Hymnologie große Verdienste erworben. Seine „Auswahl deutscher Gedichte“, „Deutsche Prosa“ sowie seine vielverbreiteten „Lesebücher für den deutschen Unterricht“ sind grundlegend für viele ähnliche Arbeiten geworden.

Alter und Ursprung der Poesie.

Aus den Vorlesungen über die Poetik.

So viel steht fest, daß die Poesie überall älter ist als die Prosa. Wohin wir blicken mögen, in welche Zeit, in welches Land

wir auch wollen, ein Volk, das seine Literatur besitzt, hat den Anfang dazu immer mit der Poesie gemacht, und die Prosa hat sich immer erst dann zu entwickeln begonnen, wenn die Poesie schon mehr oder minder, teilweise oder gänzlich in Verfall

geraten war. Die Kunst der Homeriden mußte erloschen sein, ehe Griechenland in Herodot einen Vater der geschichtlichen Prosa finden konnte; ebenso in Deutschland: die rechte Ausbildung der erzählenden Prosa beginnt eigentlich erst mit dem Roman, der Roman aber erwächst und wuchert auf den Trümmern des Epos. Ja wir finden im Altertum, im deutschen wie im griechischen und anderswo, die poetische Behandlung auf Dinge angewendet, die uns jetzt derselben eben nicht gar fähig erscheinen: so die historischen Gedichte des 12., 13. und 14. Jahrhunderts. . . . Die Poesie geht also überall der Prosa voran, und so leben noch jetzt ganze Völker, bei denen die Poesie noch unverfallen und in frischer Blüte und darum ganz allein dasteht: so sind die Litauer, so die Serben reich an den schönsten Liedern, aber ohne Prosa. Kurz, überall ist diejenige Art der Anschauung und Darstellung die ältere und die ursprüngliche, die vorzugsweise aus schaffender Tätigkeit der Einbildung erwächst, die uns den Menschen in seinem Streben zeigt, es dem Schöpfer aller Dinge nachzutun, diejenige Art, bei der er uns mehr aktiv entgegentritt, jünger mehr die passive Tätigkeit des Verstandes und deren sprachlicher Ausdruck, die Prosa.

Die Poesie ist aber nicht bloß älter als die Prosa, sie ist überhaupt uralte und wahrscheinlich nicht viel jünger als die Sprache, mithin als die Menschen selbst. Zu einer solchen Annahme sind wir durch vieles berechtigt. Der Kunsttrieb wohnt einmal dem Menschen inne; welche Aeußerung derselben ist aber einfacher und näher gelegen und unmittelbarer als die durch die Sprache, deren er ohnedies fortwährend zur Mitteilung bedarf? Sodann ist jede Sprache, je älter sie ist, auch desto sinnlich anschaulicher in all ihren Ausdrücken und desto wohlkautender; je

mehr sie noch bei jugendlichen Kräften, je weniger sie in Begriffen und Formen abgeschliffen, je weniger noch die Fülle ihrer Laute getrübt und geschwächt ist, desto mehr ist jede Sprache schon für sich eine schöne Darstellung: da ist es nur ein kleiner Schritt vorwärts, zum Objekt dieser schönen Darstellung auch das Schöne zu machen, aus der Sprache die Poesie zu entwickeln. Endlich kommt noch eine Tatsache in Anschlag, daß nämlich in ihrer Jugendzeit jede Sprache mehr Gesang als eigentliche Sprache ist. Nun wissen wir aber auch, daß Dichten und Singen ursprünglich eins und unzertrennt sind. Da wird die Dichtkunst nur aus jener Zeit herrühren, wo auch Sprechen und Singen eins war, aus der allerältesten Zeit der Sprache, aus dem Jugendalter des Volkes, der Menschheit. Als Gott den Menschen schuf und ihm den Kunsttrieb und die Sprache auf die Welt mitgab, gab er ihm auch den Keim der Poesie mit auf die Welt, der unausbleiblich bald aufgehen mußte.

Daß mithin das Alter der Poesie an das Alter der Welt hinaufreiche, das haben auch die Griechen, die Orientalen und andere wohl erkannt und mannigfach gesucht in mythischer Form auszudrücken. Die Griechen leiten sie unmittelbar von den Göttern her. . . . Eine solche Herleitung von den höchsten Göttern . . . begegnet uns im skandinavischen Norden. . . . Nach den Arabern ist der erste Dichter Adam selbst gewesen; er sang aber das erste Lied, als ihn der erste Schmerz der Sterblichkeit ergriff: als er Abel erschlagen sah; denn in diesem tiefsten Leide mußte er erkennen, wie über dem armen sterblichen Leben noch ein höheres sei, es mußte in ihm das Bewußtsein der göttlichen Natur von neuem erwachen und mit ihm die Poesie, der Ausfluß der göttlichen Natur. —

§ 35. Gleichzeitige, keiner bestimmten Richtung angehörende Dichter.

1 Franz Freiherr von Gaudy,

geboren den 19. April 1800 zu Frankfurt a. O., studierte in Berlin und Schulpforta, ward preussischer Offizier, machte Reisen nach Italien und starb den 9. Februar 1840 zu Berlin. — Seine Gedichte zeigen seines Sprachgefühl und seltene Formbeherrschung. Besonders gelungen ist ihm die zusammen mit Chamisso unternommene Übersetzung des französischen Liederdichters Beranger (1780—1857).

1. Die Schlacht bei den Pyramiden.

(21. Juli 1798.)

1. Sieh, am fernen Horizonte wachsen
wunderbare Zacken
Aus dem wüsten Plan! Der Himmel ruht
auf ihrem Felsennaden.
Sind es Wolken, regungslose, die des
Zaubers Spruch gebannt,
Jetzt der Gletscher eis'ge Spitzen äffend
auf Ägyptens Sand?

2. Nein, du siehst des Stolzes Säulen,
siehst des Despotismus Tempel,
Siehst den auf die Völkertirne einge-
brannten Sklavenstempel,
Siehst die Male, die den Namen über-
dauern ihrer Herr'n,
Siehst die ries'gen Marmorhülsen um den
staubgeordneten Kern.

3. Jene starren Riesenhäupter, die im
Morgenstrahl sich baden,
Während noch den Reif der Nächte zirpend
schlüpfen die Zikaden,
Die des Blickes Schlangen trogen wie
dem Grimm giftschwangeren
Winds,
Unerreicht vom Flug des Geiers — Gi-
zehs¹⁾ Pyramiden sind's.

4. Und die blinkend helle Linie an dem
Fuße der Kolossen,
Sind es Reiter, durch die Eb'ne stürmend
auf windschnellen Rossen?
Oder sind es Nebelstreifen, die der Sonne
Strahl bescheint,
Trugbild dieses Wunderlandes, Wüsten-
bilder? — Nein, der Feind!

5. Ha, er naht! Die Wüste zittert
unter seiner Renner Hufen;
Durch die Glieder der Franzosen hör' ich
Bonaparte rufen:
„Schließt eures Biercks Mauern! Von
der Kön'ge Felsengrab
Schauen jetzt auf eure Taten drei Jahr-
tausende herab!“

6. Allah jauchzend, Säbel schwingend,
Wigels Zacken in die Flanken
Ihrer Pferde grabend, stürzen Name-
luden²⁾ jetzt auf Franken.

Also stürmt der Nordwind tausend auf der
Eiche Leben ein,
Die mit nerv'gem Arm umlastet hält
des Felsens Urgestein.

7. Wellen schlagend in den Lüften,
fliegt der Kofse Silbermähne,
Aus dem schlanken Bau der Füße quillt
die schmeid'ge Kraft der Sehne,
Feuer leuchtet aus dem Auge, Schaum
bespritzt das Goldgebiß,
Raum gelenkt von Reiters Händen, der
des edeln Tiers gewiß.

8. Von der Muselmänner Haupte, von
des Turbans falt'gem Schleier
Glänzt das funkelnde Geschmeide, nicht
der schwankte Busch vom Reiter,
Und des Stahles Mondessichel, schmieg-
sam, hauchend zarten Duft,
Zunkelt in der Hand des Kriegers, blitz-
schnell zischend durch die Luft.

9. Also braust die nie besiegte stolze
Ritterschaft der Sonne,
Heulend, wie der Wüste Raubtier, auf die
fränkische Kolonne,
Auf die feuersprüh'nde Hecke, rings vom
Bajonett umdornt,
Die zu sprengen der Mam'lucke machtlos
seinen Streithengst spornt.

10. Wie die Braven, starrt der Leucht-
turm, wenn des Meeres Welle
bäumend
An der Strebepfeiler Quadern hoch hinan-
rauscht, zornig schäumend;
Das Gewühl der hohlen Brandung, Welle,
die sich donnernd bricht,
Nichts erschüttert den Gewalt'gen, weithin
sendet er sein Licht.

11. Aber rastlos jagt von neuem Mu-
rad-Bei die Mohnsafttrunknen
Auf die fränkischen Phalangen. Die zu
Boden schon Gesunknen
Schleudern tödtlich ihre Dolche; mit dem
Hufe kämpft das Roß —
An der Heldenmauer splittert Pferdehuf
und Wurfgeschöß.

12. Wie ein flüss'ger Goldstrom werfen
jetzt vom sand'gen Balmenhügel
Sich die Kürassierschwadronen talwärts
mit verhängtem Zügel.

1) Gizeh, ein Dorf in Unterägypten am Nil. Südlich davon die Ruinen von Memphis. — 2) Eine Krieger-
faste, die unter türkischer Oberhoheit Ägypten beherrschte.
Ihr Anführer war Murad-Bei.

Sturm auf Sturm, auf Reiter Reiter,
Kling' auf Klinge, Pferd auf
Pferd,
Stahlhelm gegen Seidenturban, Pallasch
gegen Sichelschwert.

13. Gleich dem Löwen, der im Sprunge
auf der Antilope Nacken
Sich geschwungen und ins samtné Fell
begräbt der Klauen Zaden,
Der des Halses Bug zermalmet, bis das
Opfer röchelnd sinkt,
Mordet jetzt der Panzertträger, der mit
dem Osmanli ringt.

14. Und des Halbmonds Glanz er-
bleichet; seine Krieger wanken,
weichen,
Suchen in des Niles Wellen Zuflucht vor
den Christenstreichen,
Färben, rudern mit zerfleischnem Arm,
den roll'nden Strom mit Blut —
Die der Franken Stahl verschonte, schlingt
hinab die falsche Flut.

15. Durch Kahiras³⁾ Tore ziehen, die
des Weltteils Los entschieden,
Sie, die pulverrauchgeschwärzten Sieger
bei den Pyramiden.
Von dem Thron der Pharaonen weht drei-
farbiges Panier,
Und des Morgenlandes Völker huld'gen
dem Sultan Kebir.⁴⁾

3) Kairo. — 4) So wurde Napoleon von dem ägyptischen Volk genannt.

2. Spurlos.

1. Schneeflocken schweben, sinken,
Rieselnd hernieder leis;
Besiederte Sternchen blinken
Auf Wief' und spiegelndem Eis;
Raum gaukelt eins hernieder,
So decken die andern es dicht,
Kein Aug' erblickt es wieder —
Schneeflocken zählen sich nicht.

2. Der Frühling kommt: die Quellchen
Erwachen aus dumpfem Traum;
Talabwärts hüpfen die Wellchen
Mit dem Helm von Silberschaum.
Sie rinnen, rollen, rauschen,
Umfangen und küssen sich lieb —
Kein Auge mag es belauschen,
Wo Well' und Wellchen blieb.

3. Aus dichtem Moose ringen
Tief im schweigenden Wald
Ans Licht aus Brombeerschlingen
Sich Blumen mannigfalt.
Sich still entfalten und färben
Ist ihre Seligkeit,
Und wenn sie welken und sterben,
Trägt keiner um sie Leid.

4. Und auch in Dichterherzen
Steht Blum' an Blum' gedrängt,
Genährt vom Tau der Schmerzen,
Vom Tau der Lust getränkt.
Sie duften, sie welken wieder,
Von keinem Auge gesehn —
Und wollen Blumen und Lieder
Denn mehr als blühen und verwelken?

2. Ludwig Beckstein,

geboren den 24. November 1801 zu Meiningen, stieg vom Apothergehilfen zum Kabinettssekretär des Herzogs von Sachsen-Meiningen empor, ward Bibliothekar der Herzoglichen öffentlichen Bibliothek, 1841 Hofrat, starb den 14. Mai 1860. — Verdient machte er sich um die Erforschung deutschen Volkstums durch die Herausgabe mehrerer Sammlungen thüringischer Märchen und Sagen.

1. Elisabeths Rosen.

1. Sie stieg herab wie ein Engelsbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die gabenspendende hohe Frau,
Vom Wartburgschloß auf die grüne Au.

2. Sie trägt ein Körbchen, es ist ver-
hüllt;
Mit milden Gaben ist's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Vergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

3. So geht sie ruhig, doch Argwohn
stahl
Durch Verräters Mund sich zu dem Ge-
mahl.
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah
Und fragt die Erschröckne: „Was trägst
du da?“

4. „Herr, Blumen!“ hebt's von den
Lippen ihr.
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!“

Wie des Grafen Hand das Körbchen ent-
hüllt,

Mit duftenden Rosen ist's angefüllt.

5. Da wird das zürnende Wort ge-
lähmt,

Vor der edlen Herrin steht er beschämt,
Vergebung erflehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

6. Er geht, und es fliegt ihres Auges
Strahl

Fromm dankbar empor zu dem Himmels-
saal.

Dann hat sie zum Tal sich herabgewandt
Und die Armen gespeist mit milder Hand.

2. Landgraf Ludwig und der Löwe.

1. Der heil'ge Ludwig tritt hervor
Aus Wartburgs hochgewölbtem Thor.
Er grüßet fromm den Morgenstrahl
Und schaut hinab auf Stadt und Thal.

2. Und wie er jetzt hinunterschaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut;
Er wendet sich nach dem Geschrei
Und sieht bestürzt den Löwen frei,

3. Den Löwen, den man ihm geschenkt,
Der seinen Kerker heut' gesprengt.
Sein Haupt, von Mähnen dicht umrollt,
Bewegt er wild; die Stimme grollt;

4. Und seiner Augen Flammenstern
Ist starr gerichtet auf den Herrn.
Der aber blickt so fest ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum getan.

5. Und Auge fest in Auge ruht;
Der Landgraf aber droht voll Mut:
„Gleich lege dich, mein edles Tier!
Bei meinem Zorn befehl' ich's dir!“

6. Da hat der Löwe sich erschreckt
Zu Ludwigs Füßen hingestreckt.
Der Wächter eilt herbei entsetzt;
Der Landgraf steht da unversehrt. —

7. Ein fester Blick, ein hoher Mut,
Die sind zu allen Zeiten gut.
Der Feu des feindlichen Geschicks
Weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.

3. Das wilde Heer.

1. Habt ihr die Wundersagen
Vom Hörfelberg gehört,
Aus dem das tolle Jagen
Des wilden Heeres fährt?

2. Wenn Schnee den Wald umschleiert,
Wenn in der Winterzeit
Der Landbewohner feiert
Und sich an Märchen freut,

3. Da wird vom Berg die Kunde
Oft in den Hütten laut,
So schaurig, daß der Kunde
Der Spinnerinnen graut.

4. Es wohnen dunkle Mächte
Tief in des Berges Schoß,
Und während der zwölf Nächte
Läßt sie die Hölle los.

5. Da dröhnt's wie Horngeschmetter
Tief aus des Berges Kluft,
Da braust's wie Hagelwetter
Hoch oben in der Luft.

6. Da schallt ein lautes Heulen
Von Stimmen, dumpf und hell,
Bald wie der Schrei der Eulen,
Bald wie der Hunde Gebell.

7. In Menschen- und Tiergestalten
Zeigt sich ein Geistertroß
Von Jungen wie von Alten
Und Jäger hoch zu Ross.

8. So zieht das Spukgelichter,
Ein grausenvoller Schwarm,
Im Nacken die Gesichter
Oder Schädel unterm Arm.

9. Die dumpfen Hörner schallen
Weit über der Wälder Nacht,
Die Peitschenhiebe knallen,
Und Eich' und Fichte kracht.

10. Voran den Höllenbränden,
Da schreitet stets ein Greis,
Der trägt in seinen Händen
Ein Stäbchen silberweiß.

11. Der Alte warnt getreulich,
Daß jeder schnell entflieht,
Wenn jenes Jagdheer greulich
Mit Lärm waldbüher zieht..

12. Oft, wenn das Heer in Lüften
Daherrauscht über die Höhn,
Sieht man auf Waldestriften
Den treuen Eckart gehn.

13. Und will's im Osten tagen
Und dämmert Morgenschein,
Da zieht das tolle Jagen
All wieder zum Berg hinein.

3. Karl Simrock,

geboren den 28. August 1802 zu Bonn, studierte daselbst die Rechte, wandte sich aber mit Vorliebe der Literatur zu, wirkte 1823 bis 1830 im Staatsdienst, wurde entlassen, weil er die französische Julirevolution in dem Gedicht „Die drei Farben“ gefeiert hatte, ward 1850 Professor der deutschen Literatur in seiner Vaterstadt, wo er am 18. Juli 1876 starb. — Er war ein namhafter Dichter, doch liegt sein Hauptverdienst in seinen vortrefflichen Übertragungen mittelhochdeutscher Denkmäler in das Neuhochdeutsche (Nibelungenlied, Gudrun, Walter von der Vogelweide, Der arme Heinrich, Parzival u. a.), der reifsten Frucht der durch Jakob Grimm begründeten germanistischen Wissenschaft.

1. Habsburgs Mauern.

1. Im Aargau steht ein hohes Schloß,
Vom Tal erreicht es kein Geschloß.
Wer hat's erbaut,
Das wie aus Wolken niederschaut?

2. Der Bischof Werner gab das Geld,
Graf Radbot hat sie hingestellt,
Klein, aber fest,
Die Habichtsburg, das Felsenneß.

3. Der Bischof kam und sah den Bau.
Da schüttelt er der Locken Grau,
Zum Bruder spricht:
„Die Burg hat Wall und Mauern nicht!“

4. Versetzt der Graf: „Was macht
das aus?
In Straburg steht ein Gotteshaus,
Das bauteß du,
Doch Wall und Mauern nicht dazu.“

5. „Das Münster baut' ich Gott dem
Herrn,
Dem bleiben die Zerstörer fern.
Vor Feindessturm
Beschützt ein Schloß nur Wall und Turm.“

6. „Bohl hast du recht, ich räum' es
ein;
Ja, Wall und Mauern müssen sein;
Gib morgen acht!
Ich baue sie in einer Nacht.“

7. Und Boten schickt der Graf ins Tal.
Die Mannen nah'n im Morgenstrahl,
Und scharenweis'
Umstellen sie die Burg im Kreis.

8. Frohlockend stößt ins Horn der
Graf
Und weckt den Bischof aus dem Schlaf:
„Die Mauern stehn!
Wer hat so schnellen Bau gesehn?“

9. Das Wunder dünkt dem Bischof
fremd;
Zum Erker springt er hin im Hemd
Und sieht gereiht
Der Helden viel im Eisenkleid.

10. Mit blankem Schilde, Mann an
Mann,
Steht mauer gleich des Grafen Bann,
Und hoch zu Roß
Hebt mancher Turm sich aus dem Troß.

11. Da spricht der Bischof: „Sicher=
lich,
An solche Mauern halte dich!
Nichts ist so fest
Als Treue, die nicht von dir läßt.“

12. So schütze Habsburg fort und fort
Lebend'ger Mauern starker Hort,
Und herrlich schau'n
Wird's über alle deutschen Gau'n.“

2. Der Rattenfänger von Hameln.

1. Zu Hameln fegten Mäuf' und
Ragen
Am hellen Tage mit den Ragen;
Der Hungertod ist vor der Thür.
Was tut der weise Rat dafür?
Im ganzen Land
Macht er's bekannt:
„Wer von den Räufern
Die Stadt kann säubern,
Des Bürgermeisters Tochterlein,
Die soll zum Lohn sein eigen sein!“

2. Am dritten Tage hört man's klingen,
Wie wenn im Lenz die Schwalben singen:
Der Rattenfänger zieht heran!
O seht den bunten Jägermann!
Er blickt so wild
Und singt so mild;
Die Ratten laufen
Ihm zu in Haufen,
Er lockt sie nach mit Wunderschall,
Ertränkt sie in der Weser all'.

3. Die Bürger nach den Kirchen wallen;
Zum Dankgebet die Glocken schallen.
Des Bürgermeisters Tochterlein
Muß nun des Rattenfängers sein.
Der Vater spricht:
„Ich duld' es nicht;

So hoher Ehren
Mag ich entbehren;
Mit Sang und Flötenspiel gewinnt
Man keines Bürgermeisters Kind.“

4. In seinem bunten Jägerstaate
Erscheint der Spielmann vor dem Räte;
Sie sprechen all' aus einem Ton
Und weigern den bedungenen Lohn:

„Das Mägdelein?
Es kann nicht sein;
Herr Rattenfänger,
Müht Euch nicht länger!
Eu'r Flötenspiel ist eitel Dunst
Und kam wohl von des Satans Kunst.“

5. Am andern Morgen hört man's
Klingen,

Wie wenn die Nachtigallen singen:
Ein Flöten- und ein Liedersang,
So süß vertraut, so liebebang.
Da zieht heran
Der Jägerzmann,
Der Rattenfänger,
Der Wunderfänger,

Und Kinder, Knaben, Mägdelein,
In hellen Scharen hinterdrein.

6. Und hold und holder hört man's
Klingen,

Wie wenn die lieben Englein singen,
Und vor des Bürgermeisters Thür,
Da tritt sein einzig Kind herfür.

Das Mägdelein
Muß in den Reih'n.
Die Mäuschen laufen
Ihm zu in Haufen.

Er lockt sie nach mit Wunderschall,
Und nach der Weser zogen all'.

7. Die Eltern liefen nach den Toren,

Doch jede Spur war schon verloren;
Kein Eckart hatte sie gewarnt,
Des Jägers Netz hält sie umgarnt.

Zwei kehrten um,
Eins blind, eins stumm;
Aus ihrem Munde
Kommt keine Kunde.

Da hob der Mütter Jammern an —
So rächte sich der Wundermann.

4. August Kopisch,

geboren den 26. Mai 1799 zu Breslau, bildete sich in Prag und Wien zum Maler aus, bereiste Italien, entdeckte beim Durchforchen der Klüften und Inseln des Golfs von Neapel die Blaue Grotte von Kapri (s. S. 475), studierte, von Blaten angeregt, die Volkspoesie, kehrte 1828 nach Breslau zurück, wurde 1833 Professor und königlicher Hofmarschall in Berlin und starb am 3. Februar 1853 zu Potsdam. — Er war ein vielseitiger Dichter, der insbesondere deutsche Sagenstoffe und Volksschwänke in origineller, populärer Weise darzustellen wußte.

1. Das grüne Tier und der Naturfenner.

1. Die Thadener zu Hanerau
Sind ausgewählte Leute:
Wär' noch kein Pulver in der Welt,
Erfänden sie es heute.

Allein, allein,
So wird es immer sein:
Was man zum erstenmal ersicht,
Kennt selber auch der Klügste nicht.
So — wie einmal die Thadner mäh'n,
Sie einen grünen Frosch ersehn,
So grüne, so grüne!

2. So grüne war der liebe Frosch
Und blähte mit dem Kropfe;
Den Thadnern fiel vor Schreck dabei
Die Mühe von dem Kopfe:

Mit Beinen vier
Ein grünes, grünes Tier!
Das war für sie zu wunderbar,
Zu neu und zu abfunderlich!
Da mußte gleich der Schultheiß her:
Sollt' sagen, welch ein Tier das war',
Das grüne, das grüne!

3. Das grüne Tier der Schultheiß sah,
Als einen Hupf es machte.

Die Thadner wollten schon davon;
Da sprach der Alte: „Sachte!
Lauft nicht davon!

Es sitzt und ruhet schon.
Seid still, und ich erklär' es bald:
Das Tier kommt aus dem grünen Wald;
Der grüne Wald ist selber grün;
Dabon ist auch das Tier so grün,
So grüne, so grüne.

4. So grüne; denn es lebt darin
Von eitel grünem Laube;
Und — wenn es nicht ein Hirschbock ist,
— Ist's eine Turteltaube.“

Da hub der Hau'
Den Schulz mit Schultern auf,
Sie riefen: „Das ist unser Mann,
Der jeglich Tier erklären kann!
Er kennt und nennt es keck und kühn,
Kein' Kreatur ist ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne!“

2. Willegis.¹⁾

1. Es sahn am Tum zu Mainz die
adligen Herr'n
Den Willegis als Bischof nicht allerwege
gern.

Der war ein Wagnersohn;
Sie malten ihm zum Hohn
Mit Kreide Räder an die Wand.
Die sah er, wo er ging und stand;
Doch es nahm Willegis
An dem Schimpf kein Ärgernis.

2. Denn als der fromme Bischof die
Räder da ersehn,
So hieß er seinen Knecht nach einem Maler
gehn.

„Komm, Maler, male mir
Ob jeder Thür dahier
Ein weißes Rad im roten Feld;
Darunter sei die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis,
Denk', woher du kommen bist!“

3. Nun wurde von den Herren im Tum
nicht mehr geprahlt;
Man sagt, sie wüßten selber hintweg, was
sie gemalt.

Sie sahn, dergleichen tut
Bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
Ein jeder das Rad ins Wappen
nahm.
Also ward Willegis'
Glorie das Ärgernis!

3. Die Hiftörchen.

1.

Wir sitzen zusammen auf lustiger Bank,
Ergähle drum jeder einen Schwank,
Vielleicht von dummem Volk etwas,
Das macht uns Klugen am meisten Spaß.
5 Wer ausgetrunken hat, fängt an! —
Das trifft mich selber, — nun wohl an!
Die Fockbecker — es ist doch kein Fock=
becker am Tisch? —

„Nein, noch ist er draußen, erzähl' Er
nur frisch!“ —

Die Fockbecker aßen Hering einmal,
10 Das war für sie ein Göttermahl;

Sie dachten, das sollte man öfter haben,
Ist eine der besten Tafelgaben!

Sie haben nicht viel und sind nicht reich,
Drum legen sie an einen Heringsteich

15 Und tauchen sie gut gefalzen ein

Und setzen sie in den Teich hinein

Und dachten, so ohne sondre Müh'n

Sich ihren Heringbedarf zu ziehn.

Ging einer nun bei dem Wasser vorbei,

20 Und rührte sich was, so rief er: „Hei!

Es rührt sich schon, es werden schon
mehr!“

Und rieb sich die Hände und freute sich
sehr.

Als nun der Herbst gekommen war,

Da ließen sie ab das Wasser klar

25 Und standen herum und guckten drein;

Da fanden sie — einen Al allein,

Von Heringen nicht einen Schwanz,

Die waren weggeschwunden ganz.

Da schrien sie alle auf einmal:

30 „Der Al hat sie verzehrt, der Al!

Fort, fort mit ihm zur Feuerqual!“

„Nein,“ meinte der eine, „so stirbt er zu
schnell;

Werst lieber ihn in ein Wasser hell!“

„In ein Wasser? Das wär' ein dummer
Streich,

35 Er hat ja immer gelebt im Teich!“

„Das Wasser im Teich ist flach und klein,

Wohl zehnmal tiefer muß es sein;

Werst in den großen Strom ihn hin!

Da wird er schon versaufen drin!“ —

40 Wie nun der Al tief Wasser spürt

Und lustig drin herumbagiert,

Da rufen sie: „Seht seine Not!

Ersaufen ist ein böser Tod!“

„Die Fockbecker — doch da kommt einer
herein,

45 Da muß ich wahrhaftig stille sein.“ —

„Guten Tag, Herr Fockbecker, setzt Euch,

Trinkt und erzähl' ein Hiftörchen!“ —

„Gleich!“

2.

Die Büsumer — es ist doch kein Büsumer
am Tisch? —

„Nein, noch ist er draußen, erzähl' Er
nur frisch!“ —

50 Die Büsumer wohnen am Meeres=
strand

1) Willegis war Erzbischof von Mainz 975–1011. Er
war die beste Stütze Kaiser Ottos III.

Und sind für kluge Leute bekannt;
 Nur treiben sie die Bescheidenheit
 In manchem Stücke gar zu weit.
 Des einen Sonntags ihrer neun
 55 Schwimmen sie weit in die See hinein.
 Auf einmal, wie das Meer so schwankt,
 Wird einem um die andern angst,
 Und zählt sie alle: eins, zwei, drei
 Bis acht — und läßt sich aus dabei;
 60 Denn er ist ein echtes Büsumer Kind,
 Die immer so bescheiden sind.
 Ein zweiter probiert's, zählt: eins, zwei,
 drei
 Bis acht — und vergift sich auch dabei.
 Da schwimmen sie alle bestürzt ans Land,
 65 Wo eben ein kluger Fremder stand.

Dem klagten sie jammernd ihre Not
 Und sagten: „Von uns ist einer tot!“
 Und wußten nicht, welcher ertrunken sei,
 Und jammern und zählen immer aufs neu'
 70 Und finden immer nur wieder acht,
 Weil jeder bescheiden an sich nicht gedacht.
 Der Fremde sprach: „Bescheidenheit
 Führt euch, ihr guten Leute, zu weit;
 Steck' jeder die Nase in den Sand ein-
 mal,
 75 Und zählt die Tupsen, so habt ihr die
 Zahl.“
 Sie folgten dem Fremden, da zählten
 sie — neun!
 Und luden vor Freud' ihn zum Frühstück
 ein.

5. Adolf Stöber,

geboren den 7. Juli 1810 zu Strassburg, studierte daselbst Theologie, ward 1837 Pfarrvikar zu Miesenheim, 1839 Religionslehrer am Gymnasium zu Mülhausen, 1840 Stadtpfarrer daselbst, starb den 8. November 1892. Mit seinem Bruder August, Professor in Mülhausen, geboren den 9. Juli 1808, gestorben den 19. März 1884, gab er die „Allsabilder“ heraus, einen Zyklus vaterländischer Sagen und Geschichten. Beide Brüder wußten sich auch unter französischer Herrschaft ihre teurdeutsche Gefinnung zu wahren.

1. Wachtelschlag.

1. Wie frisch erquidt, wie frisch erquidt
 Der muntre Wachtelschlag,
 Wenn's aus dem Kornfeld bickberwiddt
 Am heißen Sommertag!
 Das klingt aus voller Brust so hell
 Wie sprudelnd aus dem Fels ein Quell.

2. „Sei wohlgemut! sei wohlgemut!“
 Das ist der Wachtel Rat;
 „Brennt noch so heiß der Sonne Glut,
 Nur fröhlich bei der Tat!
 Ein fröhlich Singen spät und früh
 Versüßt des Tages Last und Müß.“

3. „Vertrau' dem Herrn! vertrau' dem
 Herrn!“

Das ist der Wachtel Ruf;
 „Der Herr behütet jährlich gern
 Die Saaten, die er schuf!
 Und ob es donnert, blitzt und kracht,
 Getrost! der Herr im Himmel wacht!“

4. „Gott Lob und Preis! Gott Lob
 und Preis!“

Das ist der Wachtel Lehr';
 „Die Felder sind zur Ernte weiß;
 Gebt unserm Gott die Ehr'!
 Für jede Garbe Gott sei Dank,
 Die unter eurer Sichel sank!“

5. „Vergeßt nicht mein! vergeßt nicht
 mein!“

Das ist der Wachtel Bitt',
 „Und räumt mir auch ein Reistchen ein
 Von euerm Ährenschnitt!
 Vergesset nicht des Armen heut',
 Wenn euch der gute Tag erfreut!“

6. „Behüt' euch Gott! behüt' euch
 Gott!“

Das ist der Wachtel Gruß;
 „Es kommt die bittre Wintersnot,
 Darum ich scheiden muß.
 Der Herr bewahr' euch alle fromm,
 Bis übers Jahr ich wiederkomm!“

2. Das Grab im Neuen Münster zu Würzburg.

1. Im Lorenggarten liegt ein Stein
 An einer kühlen Stelle;
 Da schwirren die Vöglein aus und ein
 Und pfeifen und singen helle.

2. Es ist ein alter Leichenstein,
 Von Trauerweiden beschattet,
 Darunter liegt im engen Schrein
 Ein Sängerbärg bestattet.

3. Die Vöglein waren seine Lust,
Es hörte gern ihr Singen
Und hüpfte selber in der Brust,
Wie muntre Vöglein springen.

4. Der Säng' er lauschte mit Acht und
Müh',
Der Lerche Ton zu lernen;
Auch schallte sein Lied wie Morgenfrüh'
Aus himmelblauen Fernen.

5. Auch liebt' er wie die Vögelein,
Ein Wanderleben zu führen
Und Gärten und Felder aus und ein
Die Flügel frisch zu rühren.

6. So streift' er über den Wiesengrund
Und über die Vergesgipfel,
Bis ihm ein warmes Nestchen kund
Auf einem stolzen Wipfel.

7. An Vögel mahnt' des Sängers
Nam',
Ein Vöglein führt' er im Schilde,
Und als er nun zu sterben kam,
Bedacht' er sie gar milde:

8. „Vier Löcher höhlt in den Leichen=
stein
Und senkt darein vier Tröglein,
Streut Körner und schüttet Wasser ein
Für meine lieben Vöglein!“

9. Und was er hat im letzten Drang,
Dem ward gewillfahrt eilig;
Die Klosterbrüder hielten lang
Des Sängers Willen heilig.

10. Herr Walter von der Vogelweid'
Ist unser Meister geheissen.
Noch flogen Vögel aus Wald und Heid'
Und singen frische Weisen.

(August Stöber.)

6. Franz Augler,

geboren den 19. Januar 1808 zu Stettin, widmete sich zu Berlin und Heidelberg dem Studium der Literaturen und der bildenden Kunst, besonders der Architektur, wurde von König Friedrich Wilhelm IV. 1837 als Professor der Kunstgeschichte an die königliche Akademie der Künste nach Berlin berufen, wurde 1849 vortragender Rat im Kultusministerium und starb am 18. März 1858. — In einigen seiner Gedichte hat er den volkstümlichen Ton getroffen. Seinen Ruhm hat er jedoch durch seine historischen und kunsthistorischen Schriften begründet.

1. Triollette.

1. Sei begrüßet, neuer Mai,
Der den Busen mir erfüllet!
Wieder atm' ich leicht und frei,
Sei begrüßet, neuer Mail
Die mich lange hat umhüllet,
Winternacht ist nun vorbei;
Sei begrüßet, neuer Mai,
Der den Busen mir erfüllet!

2. Und ich fühl' es in mir keimen,
Lieberblüten seh' ich prangen!
Leben hab' ich neu empfangen,
Und ich fühl' es in mir keimen,
Und in Worten und in Reimen
Will es zur Gestalt gelangen:
Und ich fühl' es in mir keimen,
Lieberblüten seh' ich prangen!

3. Vieles lehret schon mir wieder,
Manches Bild vergangner Tage;
Bunt und reich rauscht es hernieder,
Vieles lehret schon mir wieder,
Alte Lust und alte Klage
Tönt aufs neu' in meine Lieder;
Vieles lehret schon mir wieder,
Manches Bild vergangner Tage!

4. Darf ich von dem Schmerze singen,
Dann ist er der alte nicht;
Darf ich mit der Kunst ihn zwingen,
Darf ich von dem Schmerze singen,
Dann verkärt ihn das Gedicht,
Und der Schmerz muß Freude bringen;
Darf ich von dem Schmerze singen,
Dann ist er der alte nicht!

2. Die Schlacht bei Lützen.

Sobald der König Friedrich II. den Anmarsch des Prinzen Karl von Lothringen erfuhr, beschloß er, ihm entgegenzu-
gehen und ihm eine Schlacht zu liefern. Seine Armee bestand nur aus 32,000 Mann, während ihm 80—90,000 Öster-
reicher gegenüberstanden, die anders an Zucht gewöhnt waren als die Feinde bei Rossbach und die durch ihre seitherigen Fortschritte das Gefühl des Sieges in sich trugen. Auch machten die Bedenklichen auf die gutgewählte Stellung des Gegners aufmerksam; aber der König war entschlossen: „Und wenn sie auf den Tür-“

men von Breslau stünden, ich will sie angreifen!“ Dennoch verkannte er das Außerordentliche des Wagnisses nicht; er versammelte daher die Generale seines Heeres auf offenem Felde, zwischen Neumarkt und Leuthen, im Kreise und sprach zu ihnen die folgenden Worte, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat:

„Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bebern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesiens, meine Hauptstadt und alle darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens an. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle That ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorkommender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Österreicher im Besitz von Schlesiens. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Rede von der Anzahl der Feinde noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen

Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzugs sich nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“ — „Wir folgen Eurer Majestät in den Tod! Gut und Blut für unsern König!“ riefen die versammelten Generale und Offiziere, und Friedrich erkannte mit freudiger Zuersticht die Begeisterung und die völlige Ergebenheit der Herzen. „Schon im voraus“, fuhr er fort, „hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben. Das Regiment Kavallerie“ — fügte er noch hinzu — „welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich sofort nach der Schlacht abziehen und mache es zu einem Garnisonregimente; das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stützen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!“

Am 4. Dezember [1757] rückte die preukische Armee aus ihrem Lager. Auf dem Marsch nach Neumarkt erfuhr Friedrich, der sich bei der Kavallerie des Vortrabes befand, daß dieser Ort bereits von österreichischen Husaren und Kroaten besetzt sei. Da ihm daran lag, sich der jenseitigen Höhen zu versichern, so stürmte

er, ohne das Fußvolk abzuwarten, mit seinen Husaren die Stadt und nahm die Mehrzahl der Feinde gefangen. Dann besetzte er die Höhen und erwartete seine Armee. Am Abend hörte er, daß das österreichische Heer seine feste Stellung verlassen habe und über das Schweidnitzer Wasser vorgerückt sei. Es hatte nämlich dem Prinzen von Lothringen nicht anständig geschienen, den Angriff der „Verliner Wachtparade“ (wie die Österreicher spottend die kleine preußische Armee nannten) in seinen Verschanzungen abzuwarten. Friedrich aber nahm diesen unerwarteten, unverständigen Schritt des Gegners als Vorzeichen des Sieges auf; mit lebhafter Fröhlichkeit trat er in das Zimmer, wo er das Lösungswort ausgeben wollte, und sagte lächelnd zu einem Anwesenden: „Der Fuchs ist aus seinem Loch gekrochen, nun will ich auch seinen Übermut bestrafen!“ Dann ordnete er schnell alles für den Kampf des nächsten Tages.

Der Morgen des 5. Dezembers brach an; das Heer zog gerüstet dem Feinde entgegen. Friedrich wußte nichts Bestimmteres über die Stellung des Prinzen von Lothringen; aber wohl wußte er, daß er den schwachen Punkt des Feindes würde finden und hierauf den Sieg bauen können. Doch war er auf alles gefaßt. Als er sich an die Spitze seiner Truppen begab, rief er einen Offizier mit fünfzig Husaren zu sich. Zu diesem sprach er: „Ich werde mich heut' in der Schlacht mehr aussetzen als sonst. Er mit Seinen fünfzig Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Canaille¹⁾ in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — wird geschlagen!“

Die ersten Kolonnen der Armee hatten auf dem Marsch fromme Lieder mit Feldmusik angestimmt. Sie sangen:

Gib, daß ich tu' mit Fleiß, was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führt;
Gib, daß ich's tue bald, zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's tu', so gib, daß es gerate wohl.

Ein Kommandeur fragte bei Friedrich an, ob die Soldaten schweigen sollten. Der König antwortete: „Nein, laß' Er das; mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen!“

Jetzt war die preußische Vorhut in die Nähe eines Dorfes gekommen, vor dem eine feindliche Reiterlinie sich hinzog. Anfangs glaubte man, es sei einer der Flügel des österreichischen Heeres; doch überzeugte man sich bald, daß dies weiter zurückstand. Um indes ganz sicher zu gehen, ließ Friedrich die feindliche Reiterei angreifen; sie wurde bald geworfen und zum großen Teil gefangen genommen. Friedrich ließ die Gefangenen die Reihen seiner Armee entlang nach Neumarkt führen, um durch dies Schauspiel den Mut der Seinen zu erhöhen. Doch war es fast überflüssig; denn kaum gelang es ihm, die Spitze der Husaren, die jenen Angriff gemacht hatten, in Schranken zu halten.

Auf einer Höhe angekommen, erblickte Friedrich jetzt die ganze feindliche Schlachtordnung vor sich, die sich in unermeßlichen Reihen seinem Marsche entgegenbreitete. Vor ihrer Mitte lag das Dorf Leuthen. Aus dem Angriffe der Preußen auf jene Reiterchar, die vor dem rechten Flügel der Österreicher gestanden hatte, schlossen diese, Friedrich würde sie von dieser Seite angreifen, und waren eiligst auf Verstärkung derselben bedacht. Aber Friedrich fand, daß ein Sturm auf den linken Flügel ungleich größeren Erfolg haben müsse; er ließ somit seine Armee, die zum Teil durch Hügelreihen gedeckt ward, im weiten Bogen seitwärts ziehen. Die Österreicher bemerkten diese Bewegung, ohne des Königs Absicht einzusehen; man meinte, er suche der Schlacht auszuweichen. Feldmarschall Daun sagte: „Die Leute gehen; man störe sie nicht!“

Um Mittag waren die preußischen Truppen dem linken feindlichen Flügel in

1) Pack, Gefindel.

die Flanke gekommen. Um 1 Uhr begann der Angriff. Prinz Karl hatte die Unvorsichtigkeit begangen, auf diesem Punkte seiner Schlachtordnung minder zuverlässige Hilfsvölker aufzustellen. Diese waren bald über den Haufen geworfen; in hastiger Flucht drängten sie bis Leuthen zurück, wo sie beinahe von den eigenen Verbündeten mit Kreuzfeuer wären empfangen worden. Auf die Flucht der Hilfsvölker folgte bald eine gänzliche Verwirrung des linken Flügels der österreichischen Armee. Die Preußen wandten sich dem Mitteltreffen der Österreicher entgegen. Die Stellung des letzteren wurde durch das Dorf Leuthen gedeckt, welches, breit, und ohne einen Eingang darzubieten, den Angriff schwierig machte, und aus dessen Gehöften die Preußen ein scharfes Feuer empfing. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich. Ein Bataillon der preussischen Garde machte einen Angriff auf das Dorf; der Kommandeur stuzte, als er die Schwierigkeit der Lage übersah; er war unentschlossen, was zu tun sei. Der älteste Hauptmann, von Möllendorf, der nachmalige berühmte Feldmarschall, rief ihm zu, hier sei nichts zu bedenken; doch jener konnte zu keinem Entschlusse kommen. Da sprang Möllendorf mit den Worten vor: „Ein andrer Mann her! Leute, folgt mir!“ Es ging auf ein versperrtes Thor los. Man stieß und riß die Flügel auf; zehn Gewehre lagen im Anschlag; der Anführer, an der Spitze eines mutigen Haufens, stürzte sich darauf los. Das Bataillon drang nach und verbreitete sich; das Dorf ward, obgleich nicht ohne fortgesetzten heftigen Kampf, genommen. Die Österreicher suchten sich auf den Höhen hinter dem Dorfe festzusetzen, während nun die Preußen an Leuthen einen festen Halt fanden. Jene standen in dichten Massen; in ihren Reihen wüthete furchtbar das preussische Geschütz; der Kampf währte stundenlang, ohne vor oder zurückzuweichen. Es war 4 Uhr. Jetzt kam die österreichische Kavallerie des rechten Flügels, um die preussische Armee von der Seite anzugreifen. Aber auf diesen Augenblick hatte die preussische Rei-

terei des linken Flügels nur gewartet; sie stürzte jener in die Seite und in den Rücken, und in kurzer Frist waren die österreichischen Reiter vom Schlachtfelde vertrieben. Dies war das Zeichen zur allgemeinen Flucht. In wilder Unordnung eilte die österreichische Armee über das Schweidnitzer Wasser, zahlreiche Massen von Gefangenen zurücklassend. Da brach die frühe Nacht herein und beendete den Kampf.

Noch auf dem Schlachtfelde bewies Friedrich dem Prinzen Moritz von Dessau, der das Haupttreffen geführt hatte, die ehrenvollste Auszeichnung, indem er ihn zum Feldmarschall ernannte. Er tat dies mit den Worten: „Ich gratuliere Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall!“ Der Prinz, noch mit Dienstangelegenheiten beschäftigt, hatte auf die Ausdrücke des Glückes nicht genau achtgegeben. Friedrich wiederholte also mit erhobener Stimme: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratuliere, Herr Feldmarschall?“ Als nun der überraschte sich bedankte, erwiderte der König: „Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und alles vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat.“

Ein tiefes Dunkel hatte sich über das Schlachtfeld, auf dem sich die Preußen möglichst ordneten, gelagert. Die Nacht verhinderte die Verfolgung des Gegners und seine gänzliche Vernichtung. Friedrich aber gedachte, auch jetzt noch nicht zu rasten, sondern mit rascher Entschlossenheit die Erfolge des ruhmvollen Tages festzuhalten. Es lag ihm daran, sich der Brücke zu versichern, welche bei dem Dorfe Lissa über das Schweidnitzer Wasser führt, damit er am nächsten Tage ungehindert die Verfolgung fortsetzen könne. Er nahm zu diesem Zwecke Ziethen und einen Trupp Husaren sowie einige Kanonen mit sich und suchte die Straße nach Lissa auf. In einer an der Straße gelegenen Schenke ward Licht bemerkt; man pochte und forderte eine Laterne. Der Wirt, um seine Laterne nicht einzubüßen, kam selbst. Friedrich gebot ihm, seinen Steigbügel zu fassen und dem Zuge zu leuchten. So

erreichte man den Weidendamm von Lissa, während Friedrich den Bauer von den hohen Gästen, die über Nacht bei ihm gehaust, und von ihren stolzen Reden berichten ließ. Alles horchte der treuerzigen Erzählung, als plötzlich Flintenschüsse fielen, die gegen die Laterne gerichtet waren, jedoch nur einige Pferde verwundeten. Es war ein österreichischer Posten, der den Damm bewacht hatte und nun schnell davonlief. Man war nahe vor Lissa; es schien gefährlich, weiter vorzugehen. Friedrich sandte schnell einen Adjutanten zur Armee zurück, einige Grenadierbataillone herbeizuholen. Bis diese Verstärkung anlangte, ließ er halten und den Weg nach dem Ortchen untersuchen; es ward indes keine weitere Gefahr entdeckt. In aller Stille rückte man nun in Lissa ein; die Straßen waren leet, in den Häusern aber war Licht und reges Leben. Einige österreichische Soldaten brachten Strohbindel aus den Häusern; sie wurden ergriffen und berichteten, sie hätten Befehl, das Stroh auf die Brücke zu tragen, die abgebrannt werden sollte. Mittlerweile war man doch des preussischen Besuchs innegeworden; ein Trupp österreichischer Soldaten hatte sich gesammelt und fing plötzlich an, auf die Preußen zu feuern, so daß mehrere Grenadiere zu Friedrichs Seiten verwundet wurden. Die Preußen aber hatten ihre Kanonen bereits schußfertig und erwiderten ungesäumt den Gruß. In demselben Augenblicke kam aus allen Häusern ein starkes Feuern auf die Preußen, und wieder schossen die Grenadiere auf die Fenster, aus denen gefeuert ward. Alles schrie und kommandierte durcheinander. Friedrich aber sagte gelassen zu seiner Umgebung: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid!“ Sogleich ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem Schlosse von Lissa führt. Seine Adjutanten folgten.

Raum war er vor dem Schloßportale angekommen, als eine Menge von österreichischen Offizieren, die eben ihre Mahlzeit eingenommen und nun, durch das Schießen aufgeschreckt, ihre Pferde such-

ten, mit Lichtern in den Händen aus den Zimmern und von den Treppen herabstürzten. Erstarrt blieben sie stehen, als Friedrich mit seinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde stieg und sie mit den Worten bewillkommnete: „Bon Soir, Messieurs!“ Gewiß werden Sie mich hier nicht vermuten. Kann man denn auch noch mit unterkommen?“ Sie waren die Mehrzahl und hätten sich durch einen kühnen Entschluß der Person des Königs bemächtigen können; aber daran dachte in der Verwirrung niemand. Die österreichischen Generale ergriffen die Lichter und leuchteten dem Könige die Treppe hinauf in eins der ersten Zimmer. Hier stellte einer den andern dem Könige vor, der sich mit ihnen in ein freundliches Gespräch einließ. Unterdessen fanden sich auf dem Schlosse immer mehr preussische Offiziere ein. Endlich ward die Menge derselben so bedeutend, daß Friedrich verwundert fragte, wo sie denn alle herkämen, und jetzt hörte er, daß seine ganze Armee auf dem Wege nach Lissa sei.

Im Eifer des Sieges nämlich war diese gefolgt, als Friedrich jene Grenadierbataillone nach Lissa beordert hatte. Still und ernst hatte sie sich aufgemacht. Jeder schritt in tiefen Gedanken über den bedeutungsvollen, blutigen Tag vorwärts; der kalte Nachtwind strich über die Felder, die von dem Schreien und Wimmern der Verwundeten erfüllt waren. Da stimmte ein alter Grenadier aus tiefer Brust das schöne Lied „Nun danket alle Gott“ an; die Feldmusik fiel ein, und sogleich sang das ganze Heer, mehr als 25,000 Mann, wie aus einem Munde:

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden!

Die Stille und das Dunkel der Nacht, die Schauer des Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritte auf eine Leiche stieß, gaben dem Gesange eine wunderbare Feierlichkeit; selbst die Verwundeten vergaßen ihre Schmerzen, um Anteil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbar-

Zeit zu nehmen. Eine erneute innere Festigkeit belebte die ermüdeten Krieger. Dann tönte ein lauter, hoher Jubel aus aller Munde; und als man nun das Feuern in Lissa hörte, so wollte es einer dem andern an Geschwindigkeit zubortun, seinem Könige beizustehen. Alles, was von Österreichern in Lissa war, wurde gefangen genommen.

Sie hatten an dem einen Tage 20,000

Mann, 116 Geschütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen verloren, während sich der Verlust der Preußen nur auf 6000 Mann belief. Diese einzige Schlacht setzte den König wieder in den Besitz Schlesiens; das Volk aber sang:

Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen tann!
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann.

7. Hermann Besser,

geboren den 17. Juli 1807 zu Zeitz, war preussischer Regierungsassessor, zuerst in Münster, dann in Posen, später Regierungsrat in Potsdam, starb am 25. Dezember 1895 zu Dresden.

1. Der Choral von Leuthen.

1. Geseigt hat Friedrichs kleine Schar.
Rasch über Berg und Tal
Von dannen zog das Kaiserheer im Abend-
sonnenstrahl;
Die Preußen stehn auf Leuthens Feld,
das heiß noch von der Schlacht;
Des Tages Schreckenswerke rings um-
schleiert mild die Nacht.

2. Doch dunkel ist's hier unten nur, am
Himmel Licht an Licht;
Die goldnen Sterne ziehn herauf wie
Sand am Meer so dicht.
Sie strahlen so besonders heut', so festlich
hehr ihr Lauf;
Es ist, als wollten sagen sie: „Ihr Sie-
ger, blicket auf!“

3. Und nicht umsonst. Der Preuße
fühlt's: es war ein großer Tag.
Drum still im ganzen Lager ist's, nicht
Jubel noch Gelag;
So still, so ernst die Krieger all', kein
Lachen und kein Spott.
Auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun
danket alle Gott!“

4. Der Alte, dem's mit Macht entquoll,
singt's fort, doch nicht allein;
Ram'raden, Grenadier' umher, gleich
stimmen sie mit ein,
Die Nachbarn treten zu, es wächst lawi-
nengleich der Chor,
Und voller, immer voller steigt der Lob-
gesang empor.

5. Aus allen Zelten strömt's, es reißt
sich singend Schar an Schar,
Ein fallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein
auch der Husar.
Auch Musica will feiern nicht; zu reiner
Harmonie
Lenkt Horn, Hobo' und Clarinett' die
heil'ge Melodie.

6. Und stärker noch und lauter noch, es
schwillt der Strom zum Meer,
Am Ende wie aus einem Mund lob-
singt das ganze Heer.
Im Echo donnernd widerhallt's das auf-
gewedte Tal,
Wie hundert Orgeln braust hinan zum
Himmel der Choral.

2. Die Trommel.

1. Rings wirbelt die Trommel im
Preußenland;
Still liegt nur ein Hüttchen am haltischen
Strand.

2. Was jammert das Weib drin bei
Tag und bei Nacht?
Ihr Mann ist gefallen in heißer Schlacht.

3. Auch traf ihr die Kugel der Söhne
zwei;
Der jüngste nur lebt und ihr Kummer
dabei.

4. Und lebt dir ein Knabe, was härmst
du dich bleich?
O preise den Himmel, noch bist du ja
reich!

5. Doch horch! welche Töne das Ufer
entlang?
Das Weib schritt zusammen; was macht
ihr so bang?

6. „Horch! Mutter, wie schallt es so
mächtig und laut!“
„Mein Sohn, zur Kirche wohl führt man
die Braut!“

7. „Nein, Mutter, das klingt nicht wie
Hochzeitston!“
„So trägt man den Paul wohl zu Grabe,
mein Sohn.“

8. „Nein, nein, so klingt auch nicht
Sterbegefang;
Schon kenne den Ton ich, schon hört' ich
den Klang.

9. Als einst ich ihn hörte zum ersten-
mal,
Da war's für den Vater das Abschieds-
signal.

10. Und als er zum andern getroffen
mein Ohr,
Da folgten die Brüder dem werbenden
Korps.

11. Nun ruft er zum dritten, er ruft
es nun mir:
Die andern sind tot, und die Reih' ist
an dir!

12. Die Reih' ist an mir, das Gewehr
in der Hand,
Zu sechten für Freiheit und Vaterland.

13. Hinaus denn, hinaus in des
Kampfes Glut!
Leb', Mutter, wohl! Bleib in Gottes
Hut! —

14. Hin ziehet der Knabe, das Schwert
er schwingt;
Ein hüllt sich das Weib, und die Trommel
verklingt.

8. August Schnetzler,

geboren den 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau, studierte in Heidelberg und in München Philosophie und Philologie, war an verschiedenen Zeitschriften tätig und starb zu München am 11. April 1853. — Bekannt ist er geworden durch das „Badiſche Sagenbuch“, aus dem die folgende auf den Mummelsee im Schwarzwald bezügliche Probe genommen ist.

Mummelsees Rache.

1. Glatt ist der See, stumm liegt die
Flut,
So still, als ob sie schlief.
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe;
Die Winsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

2. Wer schleicht dort aus dem Tannen-
wald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sack nach so
mühsam und so schwer?
Das ist der rote Dieter, der Wilderer be-
nannt,
Dem Förster eine Kugel hat er ins Herz
gebrannt.

Jetzt kommt er, in die Bogen den Leich-
nam zu versenken;
Doch unser alter Mummeler läßt sich so
was nicht schenken.

3. Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn
stört sogar ein Stein,

Den man vielleicht aus Unbedacht ins
Wasser wirft hinein;
Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter stei-
gen auf,
Und flieht nicht gleich der Wanderer mit
blickgeschwindem Lauf,
So muß er in den Fluten als Opfer unter-
gehen,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden
wiedersehen.

4. Da steht der Frevler an dem See,
wirft seine Bürde ab
Und stößt hinab mit einem Fluch den Sack
ins nasse Grab:
„Da jage du nun Fische, da drunten in
dem See!
Jetzt kann ich ruhig jagen im Forste Hirsch
und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines
Holzes Glut,
Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten
in den Fluten!“

5. Er spricht's und will zurück, doch
hält ein Dorngestrüpp ihn an,
Und immer fester zerzt es ihn mit tau-
sendfachem Zahn;
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen
auf,
Dampf rollt ob dem Gebirge der Donner
seinen Lauf;
Der See steigt übers Ufer, es glüht des
Himmels Flammen,

Und jäh schlägt über dem Mörder die
schwarze Flut zusammen.

6. Stumm liegt der See, als ob die
Glut

Der Rache wieder schlief.
Statt ist die Flut, im Monde ruht
Die unermess'ne Tiefe. —
Die Winsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

9. Otto Gruppe,

geboren den 15. April 1804 zu Danzig, studierte in Berlin Naturwissenschaften, Philosophie und altdeutsche Sprache, ward daselbst Universitätsprofessor, war als Kunstsritiker tätig, wurde 1863 Sekretär der königlichen Kunstakademie zu Berlin und starb am 7. Januar 1876. — Von seinen zahlreichen Werken leben jetzt nur noch die seinerzeit mit Beifall aufgenommenen „Vaterländischen Gedichte“ fort.

1. Der Schmied von Solingen.

1. Der Waffenschmied von Solingen
ließ Schlot und Esse dampfen;
Doch wenn er dann die Zeitung las,
Mit Füßen tät er stampfen;
Er rief bei jedem Flintenrohr
Und jedem Bajonette:
„Wenn das und einen Mann dazu
Sogleich der Fritz nur hätte!
Denn bei Kolin erging es schlecht,
Die Schar' muß ausgewetzt sein!
Ganz anders müßte der Kroat'
Nach Hause schon gehezt sein!“

2. Und endlich faßt ihn Ungeduld,
Der Schmied nimmt selbst die Waffe:
„Ich will doch einmal selber sehn,
Ob ich's nicht anders schaffel!“
Er kam noch just zur rechten Zeit,
Bei Rostbach mitzuschlagen —
Ja, wie das gleich ganz anders ging!
Heidi, das war ein Jagen!
Franzosen und die Reichsarmee,
Die liefen um die Wette;
Wie ständ' es wohl, wenn nicht der
Schmied
So brav geholfen hätte?

3. Das war schon gut; doch besser noch,
Noch besser muß es kommen!
Es hat der Schmied von Solingen
Noch ferner Dienst genommen:
Mit zog er in die Leuthner Schlacht,
Das war ein freudig Siegen!
An sechzigtausend fliehn davon,
Und dreißigtausend liegen!
Da sprach er: „So, nun geht das Ding,

Nun kann ich wieder schmieden,
Und hoffen will ich, daß der Fritz
Mir nicht zu schnell macht Frieden.“

4. Der Waffenschmied von Solingen
ließ Schlot und Esse dampfen;
Und wenn er jetzt die Zeitung las,
Wohl nicht mehr tät er stampfen.
Er sprach: „Ich hab's gesagt, es ist
Der Fritz ein Kerl zum Küssen;
Ich glaube kaum, daß noch einmal
Ich werde kommen müssen.“
Der Waffenschmied von Solingen
ließ Schlot und Esse rauchen;
Er sprach: „Es kann mein Herzensfritz
Noch manche Flinte brauchen!“

2. Der Tod Friedrich Wilhelms III.¹⁾

1. Es war die ernste, heil'ge Stunde,
Als brach des besten Königs Herz.
Die Sprache schon versagt dem Munde,
Es kämpft die Brust im letzten Schmerz.

2. Da öffnet er das Auge wieder,
Und sieh, er spricht mit klarer Kraft:
„Mich dürstet brennend; sendet nieder
Nach einer Goldorange Saft!“

3. Und zwei der treuen Diener eilen,
Schon treten sie zur Pfort' hinaus;
Wer aber kann die Menge teilen,
Die dicht umringt das Königshaus?

4. Und als der Sterbende verlangt
Und nach dem Labsal wieder fragt,
Daß allen vor der Antwort banget,
Nimmt einer sich das Wort und sagt:

1) Vgl. S. 359: „Das Glücklein des Glücks.“

5. „O Herr, in still gescharter Menge
Umsteht dein Volk hier den Palast.
Hindurchzukommen durchs Gedränge,
Schwer ist es und unmöglich fast.

6. O Herr, es sind nicht müß'ge
Schauer,
Die Liebe trieb sie zu dir her;

Es steht, o Herr, dein Volk in Trauer,
Und ist kein Auge tränenleer.“

7. Da atmete der König tiefer:
„Du hast mich, Gott, im Tod gelabt!“
Und schloß sein Aug', und sanft ent=
schief er, —
Und wir, wir hatten ihn gehabt.

10. Annette Frein von Droste-Hülshoff,

geboren den 10. Januar 1797 auf dem väterlichen Rittergute Hülshoff bei Münster, gestorben den 24. Mai 1848 zu Meersburg am Bodensee, hat sich durch ihre stimmungsvollen Naturlieder und meisterhaften Balladen den Ehrentitel der größten deutschen Dichterin erworben.

1. Der Knabe im Moor.

1. O, schaurig ist's, übers Moor zu
gehn,

Wenn es wimmelt vom Heiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn
Und die Ranke häfzelt am Strauche,
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und
singt —

O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

2. Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind —
Was raschelt drüben am Tage?
Das ist der gespenstige Gräbernecht,
Der dem Meister die besten Torfe ver=
zechet;

Hu, hu, es bricht wie ein irres Kind!
Hin ducket das Knäblein zage.

3. Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre;
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinn=Lenor',
Die den Hapsel dreht im Geröhrel

4. Voran, voran, nur immer im Lauf,
Voran, als woll' es ihn holen;
Vor seinem Fuße brodelte es auf,
Es pfeift ihm unter den Sohlen
Wie eine gespenstige Melodei;
Das ist der Geigenmann ungetreu,
Das ist der diebische Fiedler Knauf,
Der den Hochzeitsheller gestohlen!

5. Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Mar=
gret':

„Ho, ho, meine arme Seele!“
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär' nicht Schutzengel in seiner Näh',
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwele.

6. Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben neben der Weide
Die Lampe flimmert so heimatisch,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief atmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O, schaurig war's in der Heide!

2. Die junge Mutter.

1. Im grün verhangnen, duftigen Ge=
mach
Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter.
Wie brennt die Stirn! Sie hebt das
Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht. „Mein armes
Tier,“

So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und
Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir.“

2. Den Vorhang hebt die graue Wär=
terin
Und legt den Finger mahnend auf die
Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,

Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
Er mündet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Kristall — o milde
Label —

„Elisabeth, was macht mein kleiner
Knabe?“

„Er schläft,“ versetzt die Alte abgewandt.

3. „Wie mag er zierlich liegen! —
Kleines Ding!“

Und selig lächelnd, sinkt sie in die Kissen;
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum, sie flichte ihn so nett,
Daß alle Frauen höflich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen.
„Was lautet man im Dom, Elisabeth?“

4. „Madame, wir haben heut' Maria-
tag.“

„So hoch im Mond?“ Sie kann sich nicht
besinnen.

Wie war es nur? Doch ihr Gehirn ist
schwach,

Und leise suchend, zieht sie aus den Lin-
nen

Ein Häubchen, in dem Strahle kümmer-
lich

Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sich Stich um Stich.

5. Da öffnet knarrend sich die Kam-
mertür,
Vorsicht'ge Schritte übern Teppich schlei-
chen.

„Ich schlafe nicht, mein Freund, komm
her, komm hier!

Wann wird man endlich mir den Knaben
reichen?“

Der Gatte blidt verstoßen himmelwärts,
Rüht wie ein Hauch die Kleinen, heißen
Hände:

„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum
Ende!

Du bist noch gar zu leidend, gutes
Herz.“

6. „Du duftest Weihrauch, Mann.“ —
„Ich war im Dom;

Schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von
dannen.

Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen,
Tannen. —

Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einem kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber
ranken,

Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

§ 36. Österreichische Dichter.

1. Joseph Freiherr von Bedřich,

geboren am 28. Februar 1790 auf Schloß Johannisberg in Österreichisch-Schlesien, machte den Feldzug von 1809 gegen Napoleon mit, ward Sekretär des Fürsten Metternich, dann Ministerresident kleiner deutscher Staaten in Wien und starb daselbst am 16. März 1862. — Er hatte bedeutendes lyrisches Talent. Sein Hauptwerk ist die aus 134 Kanzenen bestehende Dichtung „Die Totenkranze“, worin er an den Gräbern großer Helden und Dichter elegische Betrachtungen anstellt.

Nächtliche Heerschan.

1. Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Nacht mit der Trommel die Kunde,
Geht emsig auf und ab.

2. Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlegel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Rebeill¹⁾ und Zapfenstreich.²⁾

3. Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten toten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

4. Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

5. Und die der Nilschlamm decket
Und der arabishe Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen 's Gewehr zur Hand. —

1) Trommelschlag zum Wecken der Soldaten. —

2) Trommelschlag abends, um die Soldaten ins Quar-
tier zu rufen.

6. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

7. Da kommen auf luft'gen Pferden
Die toten Reiter herbei,
Die blut'gen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

8. Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. —

9. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

10. Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

11. Der Mond mit gelbem Lichte
Erhell't den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

12. Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

13. Die Marschall' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis.

14. Das Wort geht in die Runde,
Klingt wider fern und nah:
„Frankreich!“ ist die Parole,³⁾
Die Lösung:⁴⁾ „Sankt Helena!“

15. Das ist die große Parade
Im Elbsäisichen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tote Cäsar hält.

3) Das Erkennungswort. — 4) Feldgeschrei.

2. Nikolaus Lenau

(Nikolaus Niembösch, Edler von Strehlenau),

geboren am 13. August 1802 in dem ungarischen Dorf Csata bei Temesvár, studierte in Wien Philosophie, dann Jurisprudenz und hierauf Medizin, fand eine Zeitlang an den schwäbischen Dichtern verständnisvolle und fördernde Freunde, wanderte, um Freiheit, Zufriedenheit und neue Lebensrisse zu suchen, 1832 nach Amerika aus, gründete sich im Staate Ohio eine Farm, lehrte jedoch enttäuscht schon im nächsten Jahr nach Deutschland zurück, begann, von innerer Unruhe verzehrt, ein rastloses Reiseleben, verfiel 1844 in Wahnfinn und starb am 22. August 1850. — Ein vorzüglicher Dichter, hat er in seinen Gedichten, in denen sich sein ganzes Seelenleben abspielt, dem Düreren, Wehmütigen, Elegischen den ergreifendsten Ausdruck gegeben.

1. Schilflieder.

I.

1. Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief;
Nieder hangen hier die Weiden
In den Teich so still, so tief.

2. Und ich muß mein Liebste's meiden:
Quill, o Träne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

3. In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne, hell und mild,
Wie durch Winde hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

II.

1. Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein.

2. Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Kauscht das Rohr geheimnisvoll,
Und es klaget, und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

3. Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

III.

1. Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

2. Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

3. Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet.

2. Liebesfeier.

1. An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüt' und Duft.

2. Da sind, soweit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

3. Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom,
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

3. Herbstklage.

1. Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgend, nirgend darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühen,
Braust des Herbstes banges Treiben.

2. Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine!
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

3. Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend raucht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?“

4. Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen.
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welches Hoffen.

4. Der Postillon.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silbertwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wief' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

3. Reife nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich;
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

5. Rauher war mein Postillon,
Rieß die Geißel knallen,
Über Berg und Tal davon
Frisch sein Horn erschallen.

6. Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlägen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur im schnellen Zug
Raum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

9. Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

11. „Halten muß hier Roß und Rad!
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden.“

12. Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
Wie mein Kamerade.

13. Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen.“

14. Und dem Kirchhof sandt' er zu
Große Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wider,
Ob der tote Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

5. Die drei Indianer.

1. Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Übertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruten
Peitscht er schneller die beschäumten
Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

2. Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne:
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht, überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

3. Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenriffe,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

4. „Fluch den Weißen! ihren letzten
Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem
Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

5. Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen
Als im Herzen tödlich bittres Hassen.
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen
sterben!“

6. Also sprach der Alte, und sie
schneiden

Ihren Nacken von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

7. Laut ununterbrochne Donner
krachen,
Blitze flattern um den Todesnacken,
Ihn umtaumeln Wölvn sturmesmunter;
Und die Männer kommen, fest entschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschoffen —
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

6. Einem Knaben.

1. Was trauerst du, mein schöner
Junge?

Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloß?

2. Du blickst bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindesraum.

3. Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus
Und prüfst rings die Sprossenwände
Und fragst: „Wie kam er nur hinaus?“

4. An jenem Baume hörst du singen
Den Farnen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Tränen dir hervor.

5. Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

6. Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobt,
Dir säufelte so manche Lust;

7. Daß du die Hand mit wilhem
Krampfe

Nicht drückst deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entfloß, das scheue Vögelein.

8. Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her,
Neigt hin dich nach den süßen Weisen —
Das Vögelein aber kehrt nicht mehr.

3. Nepomuk Vogl,

geboren den 7. Februar 1802 zu Wien, gestorben daselbst als Beamter der österreichischen Landkinder am 16. November 1866, ist „der Vater der österreichischen Ballade“ und zeichnete sich auch in der Lyrik aus.

1. Das Erkennen.

1. Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.
2. Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt;
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?
3. So tritt er ins Städtchen durchs alte Thor;
Am Schlagbaum lehnt just der Böllner davor.
4. Der Böllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die beiden vereint.
5. Doch sieh, Freund Bollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.
6. Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursch und schüttelt den Staub vom Fuß.
7. Da schaut aus dem Fenster sein Schälzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!“
8. Doch sieh, auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.
9. Und weiter geht er die Straße entlang,
Ein Tränlein ihm hängt an der braunen Wang'.
10. Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her.
„Gott grüß' Euch!“ so spricht er und sonst nichts mehr.
11. Doch sieh, das Mütterchen schluchzet vor Lust:
„Mein Sohn!“ — und sinkt an des Burschen Brust.
12. Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

2. Ein Friedhofsgang.

1. Beim Totengräber pocht es an:
„Mach' auf, mach' auf, du greiser Mann!
2. Tu auf die Thür und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein teures Grab!“
3. Ein Fremder spricht's, mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh, nach Kriegerart.
4. „Wie heißt der Teure, der Euch starb
Und sich bei mir ein Pfühl erwarb?“
5. „Die Mutter ist es, kennt Ihr nicht Der Marthe Sohn mehr am Gesicht?“
6. „Hilf, Gott, wie groß! wie braun-gebrannt!
Hätt' nun und nimmer Euch erkannt.
7. Doch kommt und seht; hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich Euer Wort.
8. Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun Euer totes Mütterlein.“
9. Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.
10. Er sieht und starrt zum teuren Grab
Mit tränenfeuchtem Blick hinab.
11. Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht;
12. Wie schlöff' ein Raum, so eng und klein,
Die Liebe einer Mutter ein!“

3. Heinrich der Vogler.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgenut;
Aus tausend Perlen blinkt und blüht
Der Morgenröte Glut.
2. In Wief' und Feld und Wald und Au —
Horch! welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

3. Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:

„Wie schön ist heut' die Welt!
Was gilt's? Heut' gibt's 'nen guten Fang!“

Er lugt zum Himmelszelt.

4. Er lauscht und streicht sich von der Stirn

Das blondgelockte Haar:

„Ei doch! was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschar?“

5. Der Staub walt auf, der Hufschlag dröhnt,

Es naht der Waffen Klang:

„Fürwahr, die Herr'n verderben mir
Den ganzen Vogelfang! —

6. Ei nun! was gibt's?“ Es hält der Troß

Vorm Herzog plötzlich an.

Herr Heinrich tritt hervor und spricht:

„Wen sucht ihr da? Sagt an!“

7. Da schwenken sie die Fähnlein bunt

Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch
Des Sachsenlandes Stern!“

8. Dies rufend, knien sie vor ihm hin
Und huldigen ihm still

Und rufen, als er staunend fragt:

„'s ist Deutschen Reiches Will!“

9. Da blüht Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:

„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie's dir gefällt!“

4. Die Sieger.

Es sitzen zu Wien im Kaisersaal

Die Fürsten und Helden in reicher Zahl.

Sie haben entsetzt die bange Stadt,

Nach der so gelüftet den Heiden hat.

5 Und als nun geendet das reiche Mahl

Und freudig geleert der Siegespokal,

Spricht einer: „Genug nun mit Sang
und Klang!

Nun sagt, wer die beste Beute errang!“

Entgegnet ein Pole: „Des Sultans Gold

10 Hab' ich mir aus seinem Zelte geholt.“

Ein Lothringer drauf: „Sein stolzes Panier

Erkämpft' ich mit blutigem Degen mir.“

Ein Wiener sodann: „Manch reiches Gewand

Entriß ich den Flücht'gen mit dieser Hand.“

15 Ein anderer: „Gewaffen, so Helm als
Speer,

Errang ich und derlei Gezeugs noch
mehr.“

Ein fünfter: „Ich wählte in aller Eil'
Kamele und Pferde zu meinem Teil.“

So wußte ein jeder nach seiner Art

20 Zu sagen, was ihm für 'ne Beute
ward.

Nur einer im Kreise der Sieger saß,

Der über den andern das Wort vergaß.

„Wie stumm doch, Herr Bischof! Befen=
net auch Ihr!

Mich dünkt, Ihr errangt das Geringste
schier.“

25 Herr Kollonitsch, also der Bischof hieß,
Entgegnet mit Lächeln: „Eins ist gewiß:

Was ihr auch erlangt durch der Heiden
Flucht,

Nach meiner Beute hat keiner gesucht.

Und doch ist's das Köstlichste in der Tat,

30 Was einer erobert vom Schlachtfeld
hat.“

Drauf' winkt er den Dienern, auf tut sich
das Thor,

Da drängt ein Heer sich von Kindern
hervor,

Von Knaben und Mägdlein, so zart und
hold,

Die Wangen wie Röslein, die Locken wie
Gold.

35 Sie sinken aufs Knie vor dem Gottes=
mann

Und schmiegen mit Weinen an ihn sich an.
„Das ist meine Beute,“ der Bischof

sagt,

„Nach der hat nicht einer von euch gefragt.

Ich fand sie verlassen in Harm und Not,

40 Erwürgt ihre Mütter, die Väter tot.

Da führt' ich sie alle nach Wien herein

Und will den Verwaisten ein Vater sein.“

Und als er zu ihnen gesagt dies Wort,

Da schwiegen beschämt wohl die anderen
dort.

45 Denn was sie auch alle nach Hause
gebracht,

Nicht gleich es der Beute, die er gemacht.

5. Der Kordonist.

1. Das ist der arme Kordonist,

Der niemals lacht noch weint;

Es scheint sein Herz von Eisen fast,

Sein Antlitz wie versteinert.

2. Sein Säbel, seine Klinge ist
Tagtäglich spiegelrein;
Das schwarze Riemzeug stets so blank,
Es könnt' nicht blanker sein.

3. Auch ist sein Schnurrbart steif ge-
wachsen,
Kein zweiter ist ihm gleich;
Sein Aug' allein ist stier und tot,
Und seine Wang' ist bleich. —

4. Zehn Jahre sind nicht ganz vorbei,
Da war die Wang' noch rot,
Da war sein Aug' noch frisch und klar,
Das jetzt so stier und tot.

5. Als Wache auf dem Posten stand
Er einst nach seiner Pflicht
Und sah mit Schmerz hinab ins Tal,
Wo er erblickt das Licht.

6. Denn drunten würgte grimm die
Pest,
Die alt und jung nicht schont,
Im Tale, wo die Mutter ihm,
Die greise Mutter, wohnt.

7. Er wußte nicht, ob lebend sie,
Ob sie bereits im Grab;
Denn niemand durfte ja herauf,
Und niemand durft' hinab.

8. So stand er dort in dunkler Nacht
Allein auf fels'ger Höh'
Und blickte nieder in das Tal
Voll tiefem Sehnsuchtsweh.

9. Doch größ're Sehnsucht noch ergriff
Sein altes Mütterlein;
Sie konnte nimmer einsam mehr
In ihrem Hüttchen sein.

10. Sie dachte nur an ihren Sohn
Und raffte schnell sich auf;
Sie mußte wissen, wie's ihm ging,
Sie mußte zu ihm hinauf.

11. Und durch die finstre Sturmesnacht
Zog sie dahin zur Stund':
„Laß hören mich zwei Worte nur,
O Herr, aus seinem Mund!“

12. So kam sie wohl den Berg hinan,
Umtobt von Windsgebräus;
Es troff der Schweiß ihr von der Stirn,
Der Atem ging ihr aus.

13. Jetzt hatte sie erreicht die Höh';
Da rief es barsch: „Wer da?“
Da brach ihr Knie, da wußte sie
Nicht gleich, wie ihr geschah.

14. Und nochmals rief's: „Wer da?“
— Doch, ach!
Ihr fehlte Stimm' und Wort,
Hat sie erkannt auch gleich den Sohn
Im Kordonisten dort.

15. Und wieder donnert's an ihr Ohr:
„Wer da?“ zum drittenmal;
Da wollte rufen sie, doch schon
Verschläng den Ruf — ein Knall.

16. „Dich hab' ich,“ brummt der Kor-
donist
Und lud sein Rohr aufs neu';
Doch war ums Herz auf einmal ihm
Gar sonderbar dabei.

17. Ihm war, als wär' der Schuß ihm
selbst
Gefahren durch die Brust,
Und war er sich doch weiter nichts
Als seiner Pflicht bewußt.

18. Da trat aus dichter Wolkennacht
Der bleiche Mond hervor;
„Wer war's doch, der's so kühn gewagt,
Zu klimmen hier empor?“

19. Und wie er hin zur Leiche trat,
Da stand er starr wie Stein;
Denn vor ihm lag, durchbohrt die Brust,
Sein eignes Mütterlein.

20. Seitdem hat nie der Kordonist
Gelacht mehr und geweint;
Seitdem scheint Eisen fast sein Herz
Und sein Gesicht versteint.

21. Seitdem ist seine Wange bleich,
Sein Aug' so stier und wild;
Denn immer schwebt vor seinem Blick
Das nächtig blut'ge Bild.

4. Gabriel Seidl,

geboren den 21. Juni 1804 zu Wien, studierte daselbst Jurisprudenz und Philologie, ward 1829 Gymnasiallehrer zu Gills in Unterteiermar, 1840 Kustos am k.-k. Münz- und Antikenkabinett zu Wien, war 1856 bis 1871 Aufseher der kaiserlichen Schatzkammer, starb am 18. Juli 1875 in Wien. — Seine gemüthvollen Lieder und herrlichen Balladen machten ihn zu einem der beliebtesten Dichter Oesterreichs. Von ihm stammt die österreichische Nationalhymne „Gott erhalte Franz, den Kaiser“.

1. Das Glöcklein des Glücks.

1. Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihn auf den Thron.
„Mein Sohn,“ so sprach er zitternd,
„mein Sohn, den laß' ich dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

2. Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;
Mein Sohn, das ist nicht also, sei dessen früh bewußt;
Nach Einern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück;
Ich geb' in tausend Einern zwei Tropfen kaum zurück.“

3. Der König spricht's und scheidet.
Der Sohn begriff ihn nicht,
Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater vom düstern Geiste war.

4. Und auf das Dach des Hauses, grad' über seinen Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

5. Den aber will er rühren (so tut er's kund dem Land),
Sooft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, da wird kein Tag entfliehn,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte ziehn.

6. Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor;
Doch abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerslor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht;
Da zuckt ihm was durchs Innre, das Seil berührt er nicht.

7. Einst tritt er voll des Glückes erhörter Freundschaft hin:
„Ausläuten“, ruft er „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!“
Da kockt ein Bot' ins Zimmer, der's minder spricht als weint:
„Herr, den du Freund geheißnen, verriet dich wie ein Feind!“

8. Einst fliegt er voll des Glückes erhörter Lieb' herein;
„Mein Glück, mein Glück“, so ruft er, „muß ausgeläutet sein!“
Da kommt sein blasser Ranzler und murmelt bang und scheu:
„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu'?“

9. Der König mag's verwinden; er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.

10. Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm aufs Knie:

11. „Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so blickt des Nachbarn Stahl!“
„Ha, frecher Räuber!“ donnert der Fürst in wilhem Muth,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen ziehn.

12. Schon bleichen seine Haare, vor Dulben wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach;
Und wenn's auch oft wie Freude sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt.

13. Doch als er nun zu sterben in seinem Stuhle saß,
Da hört er vor dem Fenster Geschluchz'
ohn' Unterlaß.

„Was soll das?“ fragt er leise den Ranzler,
„sprich's nur aus!“

„Ach, Herr, der Vater scheidet, die Kinder
stehn vorm Haus!“

14. „Herein mit meinen Kindern! Und
war man mir denn gut?“

„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben, sie
kauften deins mit Blut!“

Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein
Und will ihn nochmal sehen, ihm nochmal
nahe sein.

15. „Ihr liebt mich also, Kinder?“

Und tausend weinen: „Ja!“

Der König hört's, erhebt sich, steht wie
ein Heil'ger da,

Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach
dem Seile stumm,

Tut einen Riß — es läutet — und
lächelnd sinkt er um.

2. Hans Euler.

1. „Horch! Marthe, draußen pocht es;
geh, laß den Mann herein!

Es wird ein armer Pilger, der sich verirrt,
sein.“

„Grüß' Gott, du schmucker Krieger!
Nimm Platz an unserm Tisch!
Das Brot ist weiß und locker, der Trank
ist hell und frisch.“

2. „Es ist nicht Trank, nicht Speise,
wonach es not mir tut;

Doch so Ihr seid Hans Euler, so will ich
Euer Blut!

Wißt Ihr? Vor Monden hab' ich Euch
noch als Feind bedroht;

Doch hatt' ich einen Bruder, den Bruder
schlugt Ihr tot.

3. Und als er rang am Boden, da
schwur ich es ihm gleich,

Daß ich ihn wollte rächen, früh oder spät,
an Euch!“

„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im
rechten Streit;

Und kommt Ihr, ihn zu rächen, —
wohlan, ich bin bereit!

4. Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht
zwischen Tür und Wand,
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und
stand.

Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich
ihn erschlug;

Und soll ich nimmer kommen, — Tirol ist
groß genug!“

5. Sie gehen miteinander den nahen
Fels hinan,

Sein güldnen Thor hat eben der Morgen
aufgetan;

Der Hans voran, der Fremde recht rüstig
hinterdrein,

Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

6. Nun stehn sie an der Spitze, da
liegt die Alpenwelt,

Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellte:

Gesunkne Nebel zeigen der Täler reiche
Luft

Mit Hütten in den Armen, mit Herden an
der Brust;

7. Dazwischen Riesenbäche, darunter
Kluft an Kluft,

Daneben Wälderkrone, darüber freie
Luft,

Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes
Ruh' umkreist,

In Hütten und in Herzen der alten Treue
Geist.

8. Das sehn die beiden droben, dem
Fremden sinkt die Hand;

Hans aber zeigt hinunter aufs liebe
Vaterland:

„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder
hat's bedroht,

Für das hab' ich gestritten, für das schlug
ich ihn tot.“

9. Der Fremde sieht hinunter, sieht
Hansen ins Gesicht,

Er will den Arm erheben, den Arm erhebt
er nicht:

„Und hast du ihn erschlagen, so war's im
rechten Streit,

Und willst du mir verzeihen, komm, Hans,
ich bin bereit!“

3. Der tote Soldat.

1. Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein toter Soldat;
Ein ungezählter, vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

2. Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei,
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

3. Es ist um manchen Gefallnen
Biel Trag' und Jammer dort;
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Trän' noch Wort. —

4. Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendrot
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist tot!“

5. Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um elf!“

6. Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!“ —

7. Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen toten Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

8. Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölkchen auf
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf

9. Und gießt aus der Wolke die Tränen
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweiint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

4. Der Älpler.

1. „Leb' wohl, mein Weib, leb' wohl,
mein Kind,
Ich muß hinaus, zu jagen!
Die Sonne scheint recht mild, der Wind
Ist lau und lind
Wie nicht seit langen Tagen.
Benutzt will solch ein Wetter sein,
Es ist nicht täglich Sonnenschein;
Vielleicht, daß wir die Strahlen
Mit langer Nacht bezahlen.“

2. Der Älpler Rudi spricht's und nimmt
Gewehr und Rock und Tasche,
Geht, ruft von fern noch, weichgestimmt,
Enteilt und klimmt
Ob er kein Wild erhasche;
Allein die Gemslein, sonst so feck,
Ruhn heute, scheint's, im Felsversteck
Und lassen lang ihn steigen,
Bis sie sich neckend zeigen.

3. Rösli, sein Weib, indes zu Haus
Hört seinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fensterlein hinaus,
Das bunt und kraus
Umstarrt von Eiskristallen;
Und wie sie nimmer ihn erblickt,
Fühlt sie sich sonderbar bedrückt
Und hält mit innrem Bangen
Den kleinen Sohn umfassen.

4. Da rieselt's plötzlich, rauscht und
braust
Wie von der Furka¹⁾ Gipfel;
Sie eilt zum Fenster hin, ihr graust;
So heult und saust
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
„Hilf, Gott! Es ist der Lawe²⁾ Macht,
Sie nimmer rieselt, die schon kracht,
Schon donnert, schon entzügelt
Vom Horn herunterflügelt!“

5. Sie sieht nicht mehr, sagt nur den
Sohn,
Sinkt nur ins Knie, vernichtet;
Da bricht's herein im Witterton
Und deckt sie schon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. —
Es ist vorbei, der Aufruhr schweigt,
Und regenbogenfarbig steigt,
Als wäre nichts geschehen,
Der Schneestaub in die Höhen.

6. Schon blüht aus leichtgewölktem
Blau
Der erste Stern hernieder,
Da kehrt, undampft vom Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder.
Ein Gemslein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und steht
Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

1) Ein Bergübergang zwischen Uri und Valais. —
2) Lawine.

7. Sooft ein Uhu kreischt, ein Aar
Im Flug vorüberhastet,
So oft ersaßt's ihn wunderbar
Und sträubt sein Haar
Und drückt auf ihn und lastet.
Mit jedem Fußtritt heimwärts
Fühlt er beschwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's summen
Und wieder hohl verstummen.

8. Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heiß ersehnte Schwelle;
Er schaut — ist's eitel Sinnenpiel?
Nein, nein, es fiel
Wohl Schnee, es täuscht die Helle,
Des Eises greller Widerschein,
Auch kann er noch daheim nicht sein;
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel so nah zu wähen.

9. Und weiter geht er, steht und schaut,
Nist Farnen, Klüft' und Wipfel;
Was dort, turmartig aufgebaut,
Herniederschaut,
Ist ja der Furta Gipfel;
Und zwischen diesem Alpenrand
Und jener ries'gen Gipfelfwand
Muß ja sein Hüttchen stehen,
Muß er ja doch es sehen.

10. Er sucht — und sieht nicht —
Schnee, nur Schnee
Und Eis und Schnee nur wieder;
Er sieht's und denkt's und rennt die Höh'
Hinan, schreit: „Weh!“
Und wirft sich heulend nieder.
Dann springt er auf, stürzt fort im Lauf
Und schreit, daß Tal und Felsenauflauf
Von seinen Zammertönen
Nachjammernd widerdröhnen:

11. „Mein Weib, mein Kind, mein
Glück, mein All
Ist eingeschart, verschüttet,
Zerschmettert vom Lawinenfall,
Vom Eiskristall
Vermauert und verkittet!
Auf, auf vom Schlaf! Alphüttler, auf!
Zwei Leben, drei stehn hier zu Kauf!
Auf, auf mit Hand und Spaten,
Zu helfen und zu raten!“

12. Und mit der Sonne wallt's hinan
In hilfbeskliff'nem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er borne dran,
Empor zum Felsenbuge.
Die Hände ruhn und rasten nicht,
Bis Scholl' um Scholle schmilzt und bricht;
Doch wie die Maff' auch schwindet,
Ihr Schoß bleibt unergründet.

13. Drei Tage wechselnd wallt's hinan
In hilfbeskliff'nem Zuge
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er borne dran,
Und wühlt am Felsenbuge.
Umsonst, umsonst! Das Meer hat Grund,
Hier aber schwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Tun und Regen.

14. Da sinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Ab stehn sie alle klagend;
Nur er stürzt auf den Wall noch hin
Und gräbt darin
Und wühlt, noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tag, er wühlt bei Nacht
Mit ewig neuer Kraft und Macht
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz allen Schweißestropfen.

15. Der neunte Tag geht auf, die Last,
Der Schnee, ist abgequollen;
Und wieder gräbt er ohne Rast
Und stößt mit Hast
Auf festern Grund als Schollen;
Stößt wieder ein, stößt wieder an
Und gräbt und schaufelt, was er kann —
Auf taucht's: — „Ihr Heil'gen Gottes!
tes!“ —
Es ist das Dach des Schlotcs.

16. Des Schlotcs Dach, des Hauses
Mund,
Der führt zu seinem Herzen;
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund —
Es rauscht im Grund
Und seufzt wie Ruf der Schmerzen.
Und nochmals horcht er, nochmals tönt's,
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

17. Das knüpft er fest, dran knüpft
er sich,
Steigt ein, läßt rasch sich nieder,
Langt an, blickt um sich: „Rösli. —
sprich!
— Und Seppi — dich!
Hab' ich euch wirklich wieder?
Ist's wahr? Und lebt und seid ihr's
noch?

Und hab't's ertragen, Gottes Joch?“
Sie können ihn nicht grüßen,
Nur weinen und ihn küssen,

18. Nur beten, flehn zu ihm, der sie
So wunderbar verklärte,
Der ihnen Kraft und Glauben lieh
Und spät und früh
Durch seinen Hauch sie nährte.
Doch ach! wie war's, als sie hervor
Ans Licht nun traten und ihr Ohr
Wetbuhlte mit den Augen,
Das Leben einzusaugen!

19. Wie schien da alles neu und schön,
Die Luft, das Licht, die Sonne!
Wie Melodie klang von den Höhn
Für sie der Jöhn,
Die Adler freischten Wonne;
Die wüste, schneebedeckte Flüh³⁾
War mehr als Frühlingsschmelz für sie,
Geliebte Freunde schienen
Die alten Tannen ihnen.

20. Im nächsten Lenze stand bereits
Ein Mal am Felsenhange,
Und jährlich zum geweihten Kreuz
Kam allerseits
Das Volk mit Sang und Klänge;
Manch Bräutchen, so vorüberkam,
Zah's an und bat den Bräutigam,
Daß er so treu ihr bleibe
Wie Rudi seinem Weibe.

3) Fels, Felswand.

5. Anastasius Grün

(Anton Alexander Graf von Auersperg),

geboren den 11. April 1806 zu Saibach, studierte in Wien Philosophie und Jurisprudenz, bereiste Italien, Frankreich und England, war Mitglied des Frankfurter Parlamentes, seit 1861 des österreichischen Herrenhauses, starb am 12. September 1876. — Seine schwungvollen Pieder trugen ihm das Ehren doktorat seitens der Wiener Universität ein.

1. Der letzte Dichter.

1. „Wann werdet ihr Poeten
Des Dichtens einmal müd?
Wann wird einst ausgefunden
Das alte, ew'ge Lied?

2. Ist nicht schon längst zur Reige
Des überflusses Horn?
Gepflückt nicht jede Blume,
Erschöpft nicht jeder Born?“ —

3. Solang der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht
Und nur ein Menschenantlitz
Zu ihm empör noch sieht;

4. Solang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

5. Solang nach Angewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Verjöhnung glüht;

6. Solang die Nacht den Äther
Mit Sternensaat besät
Und noch ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

7. Solang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
Solang der Wald noch rauschet
Und einen Müden kühlt;

8. Solang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blühen,
Solang noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprühen;

9. Solang noch Gräber trauern
Mit den Hypressen dran,
Solang ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

10. So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

11. Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus. —

12. Noch hält der Herr in Händen
Die Schöpfung, ungeknickt,
Wie eine frische Blume,
Auf die er lächelnd blickt.

13. Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blütenstaub verspricht:

14. Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied!

2. Zwei Heimgekehrte.

1. Zwei Wanderer zogen hinaus zum
Tor
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode ist;
Den andern trieb der Drang in der Brust.

2. Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückte die ganze Sippschaft herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn? Erzählt einmal!“

3. Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Kares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein.“

4. Der andre lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem
Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein!“

3. Unsere Zeit.

1. Auf dem grünen Tische prangen
Kruzifix und Kerzenlicht;
Schöff' und Räte, schwarz gekleidet, sitzen
erst dort zu Gericht;
Denn sie luden vor die Schranken unsre
Zeit, die Frevlerin,
Weil sie trüb und unheildrohend und von
Sturmbevegtem Sinn!

2. Doch es kommt nicht die Gerufne;
denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher
Gerechtigkeit;

Während sie zwei Stunden harren, ist sie
schon zwei Stunden fern;

Doch sie sendet ihren Anwalt, also spre-
chend zu den Herr'n:

3. „Lästert nicht die Zeit, die reinel
Schmäht ihr sie, so schmäht ihr
euch!

Denn es ist die Zeit dem weißen, unbe-
schriebnen Blatte gleich;

Das Papier ist ohne Makel, doch die
Schrift darauf seid ihr!

Wenn die Schrift just nicht erbaulich, nun,
was kann das Blatt dafür?

4. Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist
die Zeit, so hell, so rein;

Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt
nicht eure Hesen drein!

Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm
ganz stattlich sonst sich aus;
Freilich, seit ihr eingezogen, scheint es oft
ein Karrenhaus.

5. Seht, es ist die Zeit ein Saatsfeld;
da ihr Disteln ausgesät,

Ei, wie könnt ihr drob euch wundern, daß
es nicht voll Rosen steht?

Cäsar focht auf solchem Felde Schlachten
der Unsterblichkeit,

Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist
es satfam groß und weit.

6. Zeit ist eine stumme Harfe; prüft
ein Stümper ihre Kraft,

Heulen jammernd Hund und Kater in der
ganzen Nachbarschaft! —

Nun wohl an, so greift begeistert wie Am-
phion¹⁾ fest darein,

Daß auch Strom und Wald euch lausche,
Leben fahre in den Stein!“

4. Das Schlachtbeil.

1. Im Saalgewölb' des Urwalds ruhn
im Kreis
Viel kräft'ge Männer, manch ein ernster
Greis,

Der Weißen Abgesandte, friedlich bei
Indianern, Waldesöhnen, stark und frei.

1) Sagenhafter griechischer Sänger.

2. Die Friedenspfeife kreist nach altem
Brauch,
Der Männer Friedenswort umhüllt ihr
Rauch,
Wie über Frühlings schönstem Rosenbeet
In stillem Flug ein Morgentwölflchen steht.

3. Zum Bund des Friedens sind sie
hier vereint.
Schon rann genug des Blutes ja, schon
scheint
Belegt des grünen Saales Boden fast
Mit roten Prunktapeten von Damast!

4. Ein Häuptling sprach: „Nach Väter=
sitte macht
Aus Erd' und Laub das Grab dem Beil
der Schlacht,
Das manchen unsrer weißen Brüder traf!
Drin schlaf' es ungeweckt nun ew'gen
Schlaf!“

5. Ein andrer drauf: „Das Laub ver=
trägt der Wind,
Die Erd' aufwühlt des Waldes Tier ge=
schwind.
Drum, soll des Kampfes Beil geborgen
sein,
Grabt's unter Wurzeln einer Feder ein!“

6. Ein andrer drauf: „An Wurzeln
nagt der Wurm,
Zu Boden schleudert Federn selbst der
Sturm.
Drum, soll zutag des Unheils Beil nicht
mehr,
Wälzt jenen Berg als Grabstein drüber
her!“

7. Ein andrer drauf: „Sogar des
Berges Bauch
Durchwühlt der Schacht des weißen Berg=
manns auch.
Drum, soll fortan es ew'ger Friede sein,
Senkt's mitten in des Weltmeers großen
See!“

8. Ein andrer drauf: „Aus tiefster
Stromesnacht
Wird's von des Fischers Netz zutag ge=
bracht.
Drum, daß es weltverheerend nie ersteh',
Senkt's mitten in des Weltmeers großen
See!“

9. Ein Greis darauf: „Dies Beil von
Holz und Erz,
O laßt's am Tag! Doch greift in euer
Herz!
Drin liegt das Schlachtbeil, das vielleicht
schon jetzt
Von euch manch einer frisch zum Kampfe
weht!“

10. Das Herz ist tiefer als Gebirg'
und Seen,
Und doch wird draus das Beil zutag er=
stehn,
Bis eine Handvoll Erd', einst drauf ge=
streut,
Es besser birgt als Meer und Berge
heut!“ —

11. So sprachen sie, indes im Waldes=
raum
Still über ihren Häuptern jeder Baum
In rauhen, braunen Armen, windum=
spielt,
Den grünen Zweig des ew'gen Friedens
hielt.

5. Sprüche.

I.

Dunkeln muß der Himmel rings im
Runde,
Daß sein Sternenglanz zu leuchten wage;
Stürmen muß das Meer bis tief zum
Grunde,
Daß ans Land es seine Perlen trage;
Klaffen muß des Berges offne Wunde,
Daß sein Goldgehalt ersteh' zutage;
Dunkle Stunden müssen offenbaren,
Was ein Herz des Großen birgt und
klaren.

II.

Blumen sind an jedem Weg zu finden,
Doch nicht jeder weiß den Kranz zu
winden.

III.

Kein Füllhorn, das von allen Schätzen
regnet,
Ist reicher als die Mutterhand, die segnet.

6. Franz Grillparzer,

geboren am 15. Januar 1791 zu Wien, studierte daselbst die Rechte, mußte sich jahrelang trotz glänzender Gaben mit geringen Beamtenstellen begnügen, stieg dann zum Archibdirektor auf, trat 1856 als Hofrat in den Ruhestand und starb am 21. Januar 1872. — Grillparzer ist einer der größten deutschen Dramatiker und reicht sich als solcher unmittelbar an Schiller, Goethe und Kleist an. Er ist der „Klassiker Oesterreichs“. Seine vorzüglichsten Dramen sind „Die Ahnfrau“ (1817), „Sappho“ (1818), „Das goldene Vlies“ (1820), „König Ottokars Glück und Ende“ (1825), „Ein treuer Diener seines Herrn“ (1828), „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1831), „Der Traum ein Leben“ (1834), „Weh dem, der lügt“ (1838). Er ist auch der Verfasser wertvoller Sprüche und lyrischer Gedichte.

Ruhe.

1. Jung war ich aus der Heimat fortgezogen,
Es lockte mich ein Bild, das, hell und reich,
Auf ferner Berge himmelnahen Vogen
Halb Sternbild glänzte und halb menschengleich.

2. Entgegen schien es winkend selbst zu kommen,
Erreichbar schien's dem Kühnen, der mit Mut
Den Gipfel erst des Berges nur erklimmen,
Und also zog ich fort in Gottes Gut.

3. Doch auf dem Gipfel angelangt der Höhen,
Zerschoß das Bild wie leichter Heiderauch;
In gleicher Ferne sah ich's wieder stehen,
Auf Bergen thronend, so wie früher auch.

4. War Täuschung nun die erstglaubte Nähe,
So war doch Wahrheit Mut und Lust und Kraft;
Auch schien ja wirklich, was ich deutlich sehe,
Und also hatt' ich neu mich aufgerafft.

5. Doch wie ich eifrig klonn und wie ich strebte,
Es blieb der Abstand immerdar sich gleich,
Daselbe Bild, das körperlos entschwebte,
In Fernen glänzend, in der Nähe bleich.

6. Da ward ich müd wie alle Staubgeborenen,
Auch war der Weg von Steinen rauh und scharf,
Bis auf das Leben rigten spitze Dornen,
Und alles fehlte, was der Mensch bedarf.

7. Zugleich im Gegensatz des lust'gen Bildes
Kam mir ein andres vor den wachen Sinn:

Erinnerung des heimischen Gefildes,
In dem ich ward, was ich doch endlich bin;
8. Wo mir des Vaters Grab zurückgeblieben,
Wo die Genossen froh im nahen Glück,
Der Atem weht von schwerverlass'nen Lieben;
Und also kehrt' ich, wegerschöpft, zurück.

9. Nur ruhen wollt' ich und dann neu beginnen;
Doch sah ich kaum den heimatlichen Herd,
Da ward als Frucht ich der Versäumnung innen,
Wie alles dort verfallen und verkehrt.

10. Die Fenster blind, verquollen Tür und Schwelle,
Sie öffnete dem Freundestrift sich nicht,
Von dem Gerate nichts an seiner Stelle,
Das Dach gab statt der Fenster Lust und Licht.

11. Im kleinen Gärtchen, längst entwohnt der Pflege,
Wuchs Unkraut, wo Gewächse sonst in Reih'n,
Mit wucherndem Gestrüpp bedeckt die Wege,
Und nur im wilden Anflug¹⁾ schien Ge-
deih'n.

12. Da fiel's mich an: die nötigste der Taten
Sei doch, daß erst die Heimat wohl bestellt;
Und also nahm ich Haue, Karst und Spaten
Und reutete zuerst mein eignes Feld.

13. Befriedigung, die ich nach außen träumte,
Kam nun von innen selber in mein Dach;
Das Leben rächt ja stets, was es ver-
säumte:

Ich hole meine Jugendjahre nach.

1) in dem, was angeflogen war und wild aufwuchs.

Siebente Periode. Die deutsche Literatur seit Goethes Tod bis zur Gegenwart.

§ 37. Charakter dieser Periode.

Diese Periode, in die auch ein großer Teil der in den vorigen Abschnitten genannten Dichter hinübereragt, ist an poetischen Erzeugnissen aller Art reich wie keine andere. Während auf die mittelalterliche Blütezeit ein rascher Verfall folgte, legt eine Menge herrlicher, unvergänglicher Schöpfungen dafür Zeugnis ab, daß die deutsche Dichtung nach ihrer zweiten Blütezeit sich auf ihrer Höhe zu halten vermochte, wenngleich kein Dichter den Absterflug eines Goethe erreichte.

So findet die Lyrik, die sich noch in der Gegenwart ganz besonderer Pflege erfreut, glänzende Vertreter in Heine, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Geibel, Greif u. a. Nicht minder Vortreffliches leisten einige dieser Lyriker sowie auch andere Meister auf dem Gebiet der Epik. Im Roman, der in dieser Periode in allen Gattungen zu einer reichen Blüte sich entwickelt, zeichnen sich u. a. aus Ebers, Dahn, Scheffel, Freytag, R. F. Meyer, W. Raabe, P. Rosegger. Bedeutende Dramatiker sind z. B. Hebbel, Ludwig, Gottschall, Wildenbruch, G. Hauptmann. Die Novelle gelangt zu künstlerischer Entfaltung durch Heyse, Riehl, Storm, G. Keller. Gegenüber den mancherlei glaubensfeindlichen Richtungen findet die christliche Dichtung ihre Vertreter in Knapp, Gerok, Spitta, Sturm und andern. Prächtige patriotische Töne entlockte der große Krieg von 1870—'71 der Dichterscharfe. — Wie die Poesie, so entfaltet auch die Prosa in diesem Abschnitt eine Fülle

wie nie zuvor. Jedes Gebiet der Wissenschaft findet seine klassische Darstellung. Verschiedene literarische Strömungen lassen sich in dieser Periode unterscheiden. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß zu Anfang der Klassizismus und die Romantik noch die Herrschaft behaupten. Es folgt dann die Zeit der Auflehnung gegen alles Hergebrachte in Staat, Kirche, Gesellschaft, und die Dichtung schlägt einen politisch=revolutionären Ton an. Sie wird der Ausdruck des unbefriedigten Strebens des Volkes nach politischer Freiheit, die man ihm nach den schweren Opfern der Befreiungskriege verheißt hatte, aber nun vorenthielt. Das „Junge Deutschland“ nennt man die Vertreter dieser Richtung, die ihre Leidenschaftlichkeit meist mit persönlicher Verfolgung büßen mußten. Nach den Stürmen des Jahres 1848 betritt die Poesie ruhigere Bahnen, und der politische Haß weicht einer besonneneren Anschauung. Jedoch mit dem Abschluß des großen Jahrhunderts der klassisch=romantischen Dichtung lassen neue Ziele jetzt auch eine neue Poesie entstehen. Immer mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, daß die Poesie nicht als Ausdruck des Schönen, sondern in der Darstellung des Lebens ihren Zweck erreiche. Infolgedessen macht sich im Roman und im Drama ein früher nie gekannter Realismus geltend, der aber leider! in einen rohen, meist die Schattenseiten des Lebens darstellenden Naturalismus ausartet, von dem sich die Gegenwart noch nicht gereinigt hat. War „Schönheit“ das Ziel der Klassiker, so ist „Wahrheit“ das Schlagwort der Modernen geworden.

§ 38. Die politischen Dichter.

1. Heinrich Heine,

geboren den 13. Dezember 1797 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern, studierte die Rechte zu Bonn, Berlin und Göttingen, trat 1825 äußerlich zum Christentum über, lebte seit 1831 in Paris und starb daselbst nach langem, schwerem Leiden den 17. Februar 1856. — Seit Goethe hat kein Dichter wieder von solch bezaubernder Stimmung und solch befruchtendem Wohlklang hervorgebracht wie Heine. Gleichwohl gewähren sie nur selten einen ungetrübten Genuß, indem der Dichter selbst den weihervollen Eindruck durch gemeine Verhöhnung alles Erhabenen und Schönen zerstört und nur zu häufig den Sumpf der Immoralität betritt. Ursprünglich der Romantik zugewandt, wendete er sich später gegen sie mit den schärfsten Waffen, wie er denn überhaupt alles Beliehende mit dem heftigsten Spott befeuerte. Durch seine schonungslose Kritik und Ironie wurde er der Vorkämpfer des „Jungen Deutschland“.

1. Die Lorelei.

1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

2. Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

3. Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar;
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

4. Sie kämmt es mit goldenem Kamm
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

5. Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

6. Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan.

2. Sehnen.

1. Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

2. Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

3. Du bist wie eine Blume.

1. Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

2. Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

4. Gruß.

1. Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute;
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite!

2. Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen!
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich laß' sie grünen.

5. Abenddämmerung.

(Aus „Die Nordsee“, 1825—26.)

Am klaffen Meeresstrande
Saß ich gedankenbetrübt und einsam.
Die Sonne neigte sich tiefer und warf
Glührote Streifen auf das Wasser,
5 Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Flut gedrängt,
Schäumten und rauschten näher und
näher —
Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und
Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und
Sausen,
10 Dazwischen ein wiegenliedheimliches
Singen —

Mir war, als hört' ich verschollne Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einst als Knabe
Von Nachbarskindern vernahm,

15 Wenn wir am Sommerabend
Auf den Treppensteinen der Haustür
Zum stillen Erzählen niederkauerten
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierflugen Augen,
20 Während die großen Mädchen
Neben duftenden Blumentöpfen
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

6. Meergruß.

Motto: Xenophons Anabasis, IV. 7.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
5 Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
10 Sie wogten und brausten;
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter;
Die aufgeschreckten Mäowenzüge
Flatterten fort, laut schreiend;
15 Es stampften die Rosse, es kirrten
die Schilde,
Und weithin erscholl es wie Siegesruf:
„Thalatta! Thalatta!“

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein
Wasser,

20 Wie Träume der Kindheit seh' ich es
klimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erin'n'ung erzählt mir aufs
neue

Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
25 Von all den roten Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Mus-
scheln,

Die du geheimnisvoll bewahrst
Dort unten im klaren Kristallhaus.

O wie hab' ich geschmachtet in öder Ferne!
30 Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel

Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als sah ich winterlange,
Ein Kranter, in dunkler Krankenstube,
35 Und nun verlass' ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnen-
geweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an
40 Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt und atmet und
lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vög-
lein —
Thalatta! Thalatta!

7. Belfazer.

1. Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

2. Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

3. Dort oben in dem Königsaal
Belfazer hielt sein Königsmahl.

4. Die Knechte saßen in schimmernden
Reih'n
Und leerten die Becher mit funkelndem
Wein.

5. Es kirrten die Becher, es jauchzten
die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

6. Des Königs Wangen leuchten Blut;
Im Wein erwuchs ihm fester Mut.

7. Und blindlings reißt der Mut ihn
fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem
Wort.

8. Und er brüstet sich frech und lästert
wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

9. Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt' und kehrt' zurück.

10. Er trug viel gülden Gerät auf dem
Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovas ge-
raubt.

11. Und der König ergriff mit frebler
Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am
Rand.

12. Und er leert ihn hastig bis auf den
Grund
Und ruft laut mit schäumendem Mund:

13. „Jehova! dir künd' ich auf ewig
Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!“

14. Doch kaum das grause Wort ver-
klang,
Dem König ward's heimlich im Busen
bang.

15. Das gellende Lachen verstummte
zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

16. Und sieh! und sieh! an weißer
Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand

17. Und schrieb und schrieb an weißer
Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und
schwand.

18. Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.

19. Die Knechteschar saß kalt durch-
graut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

20. Die Magier kamen, doch keiner ver-
stand,
Zu deuten die Flammenschrift an der
Wand.

21. Bess'ger ward aber in selbiger
Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

8. Aus der „Harzreise“.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flogen
wie Gespenster beim dritten Hahnenfchrei.
Ich stieg wieder bergauf und bergab, und
vor mir schwebte die schöne Sonne, immer
neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist
des Gehirges begünstigte mich ganz offen-
bar; er wußte wohl, daß so ein Dichter-

mensch viel Hübsches wiedererzählen kann,
und er ließ mich diesen Morgen seinen
Harz sehen, wie ihn gewiß nicht jeder sah.
Aber auch mich sah der Harz, wie mich
nur wenige gesehen. In meinen Augen-
wimpern flimmerten ebenso kostbare Ber-
len wie in den Gräsern des Tals. Mor-
gentau der Liebe feuchtete meine Wangen,
die rauschenden Tannen verstanden mich,
ihre Zweige taten sich boneinander, be-
wegten sich herauf und herab, gleich stum-
men Menschen, die mit den Händen ihre
Freude bezeigen, und in der Ferne klang's
wunderbar geheimnisvoll, wie Glocken-
geläute einer verlorenen Waldkirche. Man
sagt, das seien die Herdenglöckchen, die
im Harz so lieblich, klar und rein ge-
stimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es
Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß,
und der Hirt, ein freundlich blonder jun-
ger Mensch, sagte mir, der große Berg,
an dessen Fuß ich stände, sei der alte,
weltberühmte Brocken. Viele Stunden
ringsum liegt kein Haus, und ich war
froh genug, daß mich der junge Mensch
einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns
nieder zu einem *déjeuner dinatoire*,¹⁾ das
aus Käse und Brot bestand. Die Schäf-
chen erhaschten die Krumen, die lieben,
blanken Kühlein sprangen um uns herum
und klingelten schelmisch mit ihren Glöck-
chen und lachten uns an mit ihren großen,
vergnügten Augen. . . .

Wir nahmen freundschaftlich Abschied,
und fröhlich stieg ich den Berg hinauf.
Bald empfing mich eine Waldung him-
melhoher Tannen, für die ich in jeder Hin-
sicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist
nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht
gemacht worden, und sie haben es sich in
der Jugend sauer werden lassen. Der
Berg ist hier mit vielen großen Granit-
blöcken übersät, und die meisten Bäume
mußten mit ihren Wurzeln diese Steine
umranken oder sprengen und mühsam den
Boden suchen, woraus sie Nahrung schöp-
fen können. Hier und da liegen die
Steine, gleichsam ein Tor bildend, über-
einander, und oben darauf stehen die

1) Mittagsmahl.

Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. So stehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Überwinden früher Hemmungen und Hindernisse sich erst recht gestärkt und befestigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Tier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hegen und zu töten. Solch ein Tier war barmherziger als die Menschen und säugte den schmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.²⁾

Allerliebste schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quallengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinfrieselt und die nackten Baumwurzeln und Felsen bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgegeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen, wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Berg-

blumen, sie strecken nach uns aus die wunderbar breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen: es ist alles wie verzaubert. . . .

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammenzuschumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rotbeersträucher und Bergkräuter übrigbleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen, und die abenteuerlich verruchte Lust beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu schauen ist auf den hübschen Faustbildern des Meißner Rehsch.³⁾ . . .

Im der Tat, wenn man die obere Hälfte des Brodens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Bloßberggeschichten zu denken und besonders an die große, mystische deutsche Nationaltragödie vom Doktor Faust. Mir war immer, als ob der Pferdesuß neben mir hinaufkletterte und jemand humoristisch Atem schöpfe. Und ich glaube, auch Mephisto muß mit Mühe Atem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brodenhaus zu Gesichte bekam.

Dieses Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt ist, bloß aus einem Parterre besteht und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Bernigerode erbaut, für dessen Rechnung es auch als Wirtshaus verwaltet wird. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig, in der Mitte desselben steht eine turmartige Warte, und bei dem Hause liegen

2) Genovefa, Herzogin von Brabant um 750, lebte, des Ehebruchs beschuldigt, sechs Jahre in einer Höhle der Ardennen, nährte sich von Kräutern und ließ ihren Sohn Schmerzenreich von einer Rehsch nahren, bis ihr Gemahl, der ihre Unschuld erkannte, sie bei einer Jagd wiederfand und heimführte.

3) Moritz Rehsch, berühmter Radierer in Dresden, geb. 1779, gest. 1857.

noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in frühern Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, märchenhafte Empfindung. Man ist nach einem langen, einsamen Umhersteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wollenhaus versetzt; Städte, Berge und Wälder blieben unten liegen, und oben findet man eine wunderbar zusammengepackte, fremde Gesellschaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich ist, fast wie ein erwarteter Genosse, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäste, und wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich schon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinterhebender Stimme verlangte ich gleich Tee, und der Herr Brockenwirt war vernünftig genug, einzusehen, daß ich kranker Mensch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müsse. . . .

[Am Morgen weckte mich der Brockenwirt], um den Sonnenaufgang anzusehen. Auf dem Turm fand ich schon einige Harrende, die sich die frierenden Hände rieben, andere, noch den Schlaf in den Augen, taumelten herauf; endlich stand die stille Gemeinde von gestern abend [nämlich beim Sonnenuntergang] wieder ganz versammelt, und schweigend sahen wir, wie am Horizonte die kleine karminrothe Kugel emporstieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung sich breitete, die Berge wie in einem weißwollenden Meere schwammen und bloß die Spitzen derselben sichtbar hervortraten, so daß man auf einem kleinen Hügel zu stehen glaubte, mitten auf einer überschwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdscholle hervortritt. . . .

Je tiefer wir hinabstiegen, desto lieber rauschte das unterirdische Gewässer; nur hie und da, unter Gestein und Gestrüppe, blinkte es hervor und schien heimlich zu lauschen, ob es ans Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entschlossen hervorgesprungen. Nun zeigt sich die gewöhnliche Erscheinung: ein Kühner macht den Anfang, und der große

Troß der Jagenden wird plötzlich zu seinem eigenen Erstaunen von Mut ergriffen und eilt, sich mit jenem ersten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpfen jetzt hastig aus ihrem Versteck, verbanden sich mit der zuerst hervorgesprungenen, und bald bildeten sie zusammen ein schon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Wasserfällen und in wunderlichen Windungen das Bergtal hinabrauscht. Das ist nun die Ilse, die liebe, süße Ilse. Sie zieht sich durch das gesegnete Ilsetal, an dessen beiden Seiten sich die Berge allmählich höher erheben, und diese sind bis zu ihrem Fuße meistens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgesträuche bewachsen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Blätterholzart wächst vorherrschend auf dem „Unterharze“, wie man die Ostseite des Brockens nennt, im Gegensatz zur Westseite desselben, die der „Oberharz“ heißt und wirklich viel höher ist, also auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer.

Es ist unbeschreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivität und Anmut die Ilse sich hinunterstürzt über die abenteuerlich gebildeten Felsstücke, die sie in ihrem Laufe findet, so daß das Wasser hier wild emporzischt oder schäumend überläuft, dort aus allerlei Steinspalten, wie aus vollen Gießkannen, in reinen Bögen sich ergießt und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage ist wahr, die Ilse ist eine Prinzessin, die lachend und blinkend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenschein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre silbernen Busenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen stehen dabei gleich ernstern Vätern, die verstoßen lächelnd dem Mutwillen des lieblichen Kindes zusehen; die weißen Birken bewegen sich tantenhaft vergnügt und doch zugleich ängstlich über die gewagten Sprünge; der stolze Eichenbaum schaut drein wie ein verdrießlicher Oheim, der das schöne Wetter bezaheln soll; die Vöglein in den Rüsten jubeln ihren Beifall, die Blumen am Ufer flüstern zärt-

lich: O, nimm uns mit, nimm uns mit,
 lieb Schwesterchen! — Aber das lustige
 Mädchen springt unaufhaltsam weiter,
 und plötzlich ergreift sie den träumenden

Dichter, und es strömt auf mich herab ein
 Blumenregen von klingenden Strahlen
 und strahlenden Klängen, und die Sinne
 vergehen mir vor lauter Herrlichkeit.

2. Heinrich Hoffmann von Fallersleben,

geboren den 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen, studierte in Göttingen, Bonn und Berlin deutsche Philologie, wurde 1832 Professor der deutschen Sprache und Literatur in Breslau, verlor wegen Herausgabe seiner „Unpolitischen Lieder“, die heftige Angriffe auf die staatlichen Einrichtungen enthielten, seinen Posten, ward nach einem längeren unsteten Wanderleben 1860 Herzoglicher Bibliothekar in Korbet, wo er am 19. Januar 1874 starb. — Sein Ruhm beruht auf seinen begeisterten Gesängen auf Wert und Größe seines deutschen Vaterlandes. Lieblich sind seine Kinderlieder. In vielen Gedichten kommt er dem Volkslied nahe, um dessen Erforschung er sich sehr verdient gemacht hat.

1. Mein Lieben.

1. Wie könnt' ich dein vergessen!
 Ich weiß, was du mir bist,
 Wenn auch die Welt ihr Liebste
 Und Bestes bald vergißt;
 Ich sing' es hell und ruf' es laut:
 Mein Vaterland ist meine Braut!
 Wie könnt' ich dein vergessen!
 Ich weiß, was du mir bist.

2. Wie könnt' ich dein vergessen!
 Dein denk' ich allezeit;
 Ich bin mit dir verbunden,
 Mit dir in Freud' und Leid.
 Ich will für dich im Kampfe stehen
 Und, soll es sein, mit dir vergehn.
 Wie könnt' ich dein vergessen!
 Dein denk' ich allezeit.

3. Wie könnt' ich dein vergessen!
 Ich weiß, was du mir bist,
 Solang ein Hauch von Liebe
 Und Leben in mir ist;
 Ich suche nichts als dich allein,
 Als deiner Liebe wert zu sein.
 Wie könnt' ich dein vergessen!
 Ich weiß, was du mir bist.

2. Heimat.

1. Kein schöner Land als Heimat,
 Und meine Heimat nur!
 Wie blüht der Baum so anders,
 Wie anders Wies' und Flur!

2. Jetzt hab' ich keine Heimat,
 Dem Vogel gleich im Wald,
 Und werd' in lauter Hossen
 Und Sehnen traurig alt.

3. Mit Liedern möcht' ich bannen
 Zu mir mein Jugendland,
 Wie einen schönen Garten
 Bebau mit eigner Hand

4. Und zwischen Laub und Blüten
 Und Früchten mich ergehn
 Und ruhig nach den Bergen
 Der blauen Ferne sehn.

5. Kein schlimmer Land als Fremde,
 Und meine Fremde nur!
 Wie blüht der Baum so anders,
 Wie anders Wies' und Flur!

3. Garten der Kindheit.

(Gefügt.)

1. Ein Gärtlein weiß ich noch auf
 Erden,
 Drin wandl' ich gern bei Tag und Nacht;
 Es kann mir nie verwißt werden,
 Es ist von Engeln stets bewacht.

2. Da zeigt sich noch den Augen immer
 Der Himmel wolkenleer und blau;
 Da äugelt noch wie Demantsschimmer
 An Gras und Blättern Himmelstau.

3. Da fließen noch die Brunnlein helle,
 Nichts hemmt noch trübet ihren Lauf;
 Da spritzen noch an jeder Stelle
 Die schönsten Blumen morgens auf. . .

4. Da müssen noch die Klagen schweigen,
 Da ist das Herz noch allzeit reich;
 Da hängt an immer grünen Zweigen
 Noch traulich Blüt' und Frucht zugleich.

5. Da gibt's noch keine finstern Mienen,
 Nicht Jank noch Reid, nicht Haß noch
 Zorn;
 Da summen stachellos die Bienen,
 Und Rosen blühen ohne Dorn. . .

6. O sucht das Gärtlein nicht auf Erden!
Es ist und bleibt uns immer nah:
Wir dürfen nur wie Kinder werden —
Und sieh, gleich ist das Gärtlein da!

4. Frühlingsbotschaft.

1. Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald:
Lasset uns singen,
Tanzen und springen,
Frühling, Frühling wird es nun bald!

2. Kuckuck, Kuckuck läßt nicht sein Schrein:
Komm in die Felder,
Wiesen und Wälder!
Frühling, Frühling, stelle dich ein!

3. Kuckuck, Kuckuck, trefflicher Held!
Was du gesungen,
Ist dir gelungen:
Winter, Winter räumt das Feld.

5. Das tote Kind.

1. Die Mutter weint' und härmte sich,
Gestorben war ihr Kind,
Ein Kind, so schön und minniglich,
Wie nur die Engel sind.

2. Und als es nun im Grabe lag,
Da hatt' es nimmer Ruh';
Die Mutter weinte Nacht und Tag
Und weinte immerzu.

3. Solang die Mutter weint und wacht,
So steigt aus seinem Grab
Der Knabe spät im Mitternacht
Und geht ins Dorf hinab,

4. Besuchet die Plätze ringsherum,
Wo er gespielt hat,
Und geht dann wieder totenstumm
Hinauf den Kirchhofspfad.

5. Die Mutter aber weint und wacht
Und weinet immerzu;
So lange hat auch Nacht für Nacht
Der Knabe keine Ruh'.

6. Und endlich tritt im Sterbekleid
Er vor die Mutter hin:

„O liebe Mutter, laß dein Leid
Und laß mich, wo ich bin!

7. O liebe Mutter, laß doch ab!
Was weinst du allezeit?
Die Tränen dringen durch mein Grab,
Nicht trocken wird mein Kleid.“

8. Die Mutter hört's: „O könnt' ich sein
Bei dir doch Tag und Nacht!“
Die Mutter ruft's und schlummert ein
Und ist nicht mehr erwacht.

9. So konnte dann der Knabe ruhn,
Sein Grab ward ringsum grün,
Und jeden Frühling sieht man nun
Drauf Beil und Rosen blühen.

6. Abendlied.

1. Abend wird es wieder:
über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt.

2. Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer, immer fort.

3. Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh',
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.

4. So in deinem Streben
Bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh'.

3. Julius Mosén,

geboren den 8. Juli 1803 zu Marienei im sächsischen Voigtlande, studierte in Jena und Leipzig die Rechte, ward 1834 Advokat in Dresden, schloß sich der freiheitlichen Bewegung an, starb am 10. Oktober 1867 zu Oldenburg als Hofdramaturg. — Einige seiner Lieder sind Volkseigentum geworden. Von bleibendem Wert sind auch einige seiner Epen, z. B. „Das Lied vom Ritter Wahn“, „Abasver“. Von seinen Dramen sind nennenswert „Heinrich der Fintler“, „Kaiser Otto III.“, „Der Sohn des Fürsten“.

1. Das Lied vom Kreuzschnabel.

1. Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlte er heimlich sanftes Zucken
An der stahldurchbohrten Hand.

2. Hier, von allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemühen
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

3. Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel, zart und klein,
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befreien.

4. Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag, als Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut- und Kreuzeszier!“

5. Kreuzeschnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt vom Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

2. Andreas Hofer.

1. Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
Zu Mantua zum Tode
Führt' ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und
Schmerz!
Mit ihm das Land Tirol!

2. Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten;
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Tal
Im heil'gen Land Tirol.

3. Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen Deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!“

4. Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlegel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

5. Dort soll er niederknien;
Er sprach: „Das tu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich tritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!“

6. Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Alhier zum letzten Mal.
Dann ruft er: „Nun so tressst mich recht!
Gebt Feuer! Ach, wie schlecht ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!“

4. Ferdinand Freiligrath,

geboren den 17. Juni 1810 zu Detmold, widmete sich in Amsterdam dem Kaufmannsstand, wurde dann in die politischen Kämpfe hineingezogen, mußte infolge seiner maßlosen Angriffe auf die Regierung nach London entfliehen, kehrte 1868 nach Deutschland zurück und starb am 18. März 1876 zu Rannstatt. — Seine farbenprächtigen Bilder aus der Tropenwelt sowie andere Gedichte, in denen sich eine ergreifende Gemüthsstiefe und Innigkeit offenbart, haben ihm großen Ruhm eingetragen. Meisterrhaft sind seine Übersetzungen neuerer englischer und französischer Gedichte, besonders des „Sangs von Hiawatha“ des ihm innig befreundeten amerikanischen Dichters Longfellow.

1. Löwenritt.

1. Wüstenkönig ist der Löwe; will er
sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen
Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, lauert
er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen raucht das
Laub der Sykomore.

2. Abends, wenn die hellen Feuer glühn
im Hottentottentrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wech-
selnde Signale

Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer ein-
sam schweift durch die Karu,¹⁾
Wenn im Busch die Antilope schlummert
und am Strom das Onu:

3. Sieh, dann schreitet majestätisch
durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie
die heiße, schlasse
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der
Wüste nackte Strecken,
Aniend schlürft sie langen Halses aus
dem schlammgefüllten Becken.

1) Steppe in Südafrika.

4. Plötzlich regt es sich im Rohre; mit
 Gebrüll auf ihren Nacken
 Springt der Löwe; welch ein Reitpferd!
 Sah man reichere Schabracken²⁾
 In den Marstallkammern einer könig-
 lichen Hofburg liegen
 Als das bunte Fell des Renners, den der
 Tiere Fürst bestiegen?

5. In die Muskeln des Genickes schlägt
 er gierig seine Zähne;
 Um den Bug des Riesenpferdes weht des
 Reiters gelbe Mähne.
 Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes
 springt es auf und flieht gepeinigt;
 Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit
 Pardelhaut vereint!

6. Sieh, die mondbestrahlte Fläche
 schlägt es mit den leichten Füßen!
 Starr aus ihrer Höhlung treten seine
 Augen; rieselnd fließen
 An dem braungefleckten Halse nieder
 schwarzen Blutes Tropfen,
 Und das Herz des flücht'gen Tieres hört
 die stille Wüste klopfen.

7. Gleich der Wolke, deren Leuchten
 Israel im Lande Yemen³⁾
 Führt, wie ein Geist der Wüste, wie ein
 fahler, luft'ger Schemen,
 Eine sandgeformte Trombe⁴⁾ in der Wüste
 sand'gem Meer,
 Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter
 ihnen her.

8. Ihrem Zuge folgt der Geier, kräch-
 zend schwirrt er durch die Lüfte;
 Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entwei-
 herin der Grüste,
 Folgt der Panther, der des Kaplands Hür-
 den räuberisch verheerte;
 Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs
 grausenvolle Fährte.

9. Zagend auf lebend'gem Throne sehn
 sie den Gebieter sitzen
 Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte
 Polster rizen.
 Raftlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß
 ihn die Giraffe tragen;
 Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäu-
 men und kein Schlagen.

10. Taumelnd an der Wüste Saume
 stürzt sie hin und röchelt leise.
 Tot, bedeckt mit Staub und Schaume,
 wird das Roß des Reiters Speise.
 über Madagaskar, fern im Osten, sieht
 man Frühlicht glänzen. —
 So durchsprengt der Tiere König nächtlich
 seines Reiches Grenzen.

2. Die Auswanderer.

1. Ich kann den Blick nicht von euch
 wenden,
 Ich muß euch anschauen immerdar:
 Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
 Dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
 Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
 Das ihr aus deutschem Korn gebaden,
 Geröstet habt auf deutschem Herd;

3. Und ihr im Schmuck der langen
 Töpfe,
 Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und
 schlank,
 Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
 Auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
 Oft an der Heimat Born gefüllt!
 Wenn am Mississippi alles schwiege,
 Sie malten euch der Heimat Bild:

5. Des Dorfes steingefasste Quelle,
 Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
 Des Herdes traute Feuerstelle,
 Das Wandgesims, das sie geschmückt.

6. Bald zieren sie im fernen Westen
 Des leichten Bretterhauses Wand;
 Bald reicht sie müden braunen Gästen,
 Voll frischen Trunkes, eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokee,
 Ermattet, von der Jagd bestaubt;
 Nicht mehr von deutscher Nebenlese
 Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O spricht, warum zogt ihr von
 dannen?
 Das Neckartal hat Wein und Korn,
 Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tan-
 nen,
 Im Speßart klingt des Äplers Horn.

2) Türkische bunte Satteldede. — 3) Südwest-Arabien.

— 4) Wetterfäule (Wasserhohe).

9. Wie wird es in den fremden Wäldern

Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt! — Zieht
hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und
Greis!

Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

3. Aus dem schlesischen Gebirge.

1. „Nun werden grün die Brombeer-
hecken;
Hier schon ein Weilchen, welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Thal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!

2. Hört er's? Ich seh' ihm dreist ent-
gegen!
Er ist nicht böß! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richt'ges volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein bess'res wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal:
Rübezahl!

3. Kein Laut! — Ich bin ins Holz ge-
gangen,
Daß er uns hilft in unsrer Not!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zum Markt mit Flu-
chen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
Rübezahl!

4. Er half so vielen schon vorzeiten,
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Elenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O daß er kämel — Rübezahl!
Rübezahl!

5. Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel' auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzen —
Das wär' ein Jubel! — Rübezahl!
Rübezahl!

6. Dann trat' ich froh ins kleine Zim-
mer
Und rief: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er
nimmer:
Ich weh' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelste die Mutter wieder
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! — Rübezahl!
Rübezahl!“

7. So rief der dreizehnjäh'ge Knabe;
So stand und rief er matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Thal
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Tränen noch einmal:
„Rübezahl!“

8. Dann ließ er still das buschige
Flecken
Und zitterte und sagte: „Hul!“
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger= bald das Leinentuch.
— Rübezahl!?

4. O lieb', solang du lieben kannst!

O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

2. Und Sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
Solang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
O tu ihm, was du kannst, zulieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

4. Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt.
O Gott, es war nicht böse gemeint, —
Der andre aber geht und klagt.

5. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

6. Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen, trüb und naß —
Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofsgraz

7. Und sprichst: „O schau' auf mich
herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergiß, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht böse gemeint!“

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst!“

9. Er tat's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

10. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

5. „Prinz Eugen, der edle Ritter.“

1. Zelte, Posten, Werda=Rufer!
Luft'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher,
Angebunden an den Pflocken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

2. Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Piskett.
Auf dem Mantel liegt ein jeder,
Von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornett.

3. Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer wollenen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!“

4. Vor acht Tagen die Affäre
Hab' ich zu Nuß dem ganzen Heere
In gehör'gen Reim gebracht,
Selber auch gesetzt die Noten;
Drum, ihr Weißen und ihr Roten,
Merket auf und gebet acht!“

5. Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:

6. „Prinz Eugen, der edle Ritter!“¹⁾
Sei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter tät den Schnurrbart
streichen
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marktentenderin.

1) Das hier gemeinte Volkslied lautet:

1. Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgrad.
Er ließ schlagen einen Bruden,
Daß man kunnt hinüberreden
Mit der Armee wohl für die Stadt.

2. Als der Bruden nun war geschlagen,
Daß man kunnt mit Stud und Wagen
Frei passiren den Donaufluß,
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türlen zu verjagen
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

3. Am einundzwanzigten August so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türlen furragieren,
Sobiel als man kunnt verbüren,
An die dreimalshunderttausend Mann.

4. Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zusammenkommen
Sein' General' und Feldmarschall'.
Er tät sie recht instruieren,
Wie man sollt' die Truppen führen
Und den Feind recht greifen 'an.

(Fortsetzung S. 379.)

6. Hurra, Germania!

(25. Juli 1870.)

1. Hurra, du stolzes, schönes Weib!
Hurra, Germania!

Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

2. Du dachtest nicht an Kampf und
Streit;
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du!
Bei Sichelklang im Ehrenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch! ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

3. Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Ehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!

5. Bei der Parole tät er befehlen,
Daß man sollt' die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht.
Da sollt' all's zu Pferd aufstehen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

6. Alles sah auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte;
Ganz still radt' man aus der Schanz.
Die Musketier' wie auch die Reiter
Täten alle tapfer streiten;
's war fürwahr ein schöner Tanz!

7. Ihr Konstabler auf den Schanzen,
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Kartauern, groß und klein,
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen all' davon!

8. Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Tät als wie ein Vöbe setzen
Als General und Feldmarschall.
Prinz Ludwig ritt auf und nieder:
„Galt' euch brab, ihr deutschen Brüder,
Greift den Feind nur herzhast an!“

9. Prinz Ludwig, der mußt' aufgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen war sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Rief ihn bring'n nach Peterwardein.

Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

4. Da rauscht das Haff, da rauscht der
Welt,
Da rauscht das Deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Nedar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergeffen ist der alte Span,¹⁾
Das deutsche Volk ist eins!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

5. Schwaben und Preußen Hand in
Hand,
Der Nord, der Süd ein Heer!
„Was ist des Deutschen Vaterland?“²⁾ —
Wir fragen's heut' nicht mehr;
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

6. Mag kommen nun, was kommen
mag;
Fest steht Germania!
Dies ist Alldeutschlands Ehrentag;
Nun weh dir, Gallia!
Weh, daß ein Räuber dir das Schwert
Fech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

7. Für Heim und Herd, für Weib und
Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellst zu Gütern sind
Vor fremdem Trebelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort
Für deutsche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen deutschen Hört —
Hurra, zur Kriegesfahrt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

1) Zwißt, Streit. — 2) Vgl. Arnolds Gedicht, S. 296.

8. Auf, Deutschland, auf! Und Gott
mit dir!

Ins Feld! Der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja,
Groß, herrlich, frei wie nie zuvor!
Hurra, Germania!

Hurra, Vittoria!
Hurra, Germania!

7. Die Trompete von Bionville.

(16. August 1870.)

1. Sie haben Tod und Verderben ge-
spien,

Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

2. Die Säbel geschwungen, die Bäume
verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt,
Kürassiere wir und Ulanen.

3. Doch ein Blutritt war es, ein Todes-
ritt.
Wohl wichen sie unsern Hieben;
Doch von zwei Regimentern, was ritt und
was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

4. Die Brust durchschossen, die Stirn
zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahinge-
rafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

5. Und er nahm die Trompet', und er
hauchte hinein;
Da — die mutig mit schmetterndem
Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf
hinein, —
Der Trompete versagte die Stimme!

6. Nur ein klanglos Wimmern, ein
Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die Wunde!

7. Um die Tapfern, die Treuen, die
Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen,
Um sie alle, es ging uns durch Mark und
Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

8. Und nun kam die Nacht, und wir
ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten!

5. Gottfried Kinkel,

geboren am 11. August 1815 zu Oberassfel bei Bonn, studierte Theologie, wandte sich dann der Philosophie zu, wurde 1846 Professor der Kunst- und Kulturgeschichte in Bonn, beteiligte sich an dem Aufstand in Baden, wurde gefangengenommen und zu lebenslänglicher Festungstrafe verurteilt, in Spandau eingesperrt, nach zwei Jahren durch Karl Schurz befreit, wirkte dann als Professor der deutschen Sprache in England und Amerika und seit 1866 an der technischen Hochschule in Zürich, wo er am 14. November 1882 starb. — Er war ein begabter Dichter. Von seinen Viedern leben jedoch nur diejenigen fort, die er vor seinem Abfall vom Christentum dichtete. Vielen Beifall gefunden hat sein meisterhaftes Epos „Otto der Schüss“.

1. Ein geistlich Abendlied.

1. Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man allerorten
Der Engel Füße gehn;
Rings in die Tale senket
Sich Finsternis mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

2. Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Rosen ist vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und stumm ihr Schmerzensschrei.
Hat Rosen sie geschenkt,
Hat Dornen sie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

3. Und hast du heut' gefehlet,
 O schaue nicht zurück;
 Empfinde dich befeelet
 Von freier Gnade Glück!
 Auch des Verirrten denket
 Der Hirt auf hoher Wacht —
 Wirf ab, Herz, was dich kränket
 Und was dir bange macht!

4. Nun stehn im Himmelskreise
 Die Stern' in Majestät;
 In gleichem, festem Gleise
 Der goldne Wagen geht.
 Und gleich den Sternen lenket
 Er deinen Weg durch Nacht —
 Wirf ab, Herz, was dich kränket
 Und was dir bange macht!

2. Abendstille.

1. Nun hat am klaren Frühlingstage
 Das Leben reich sich ausgeblüht;
 Gleich einer ausgeklungenen Sage
 Im West das Abendrot verglüht.
 Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
 Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
 Der Landmann führt das Roß am Zügel,
 Und alles ruht an seinem Ort.

2. Nur fern im Strome noch Bewegung,
 Der weit durchs Tal die Fluten rollt;
 Es quillt vom Grunde leise Regung,
 Und Silber säumt sein flüssig Gold.
 Dort auf dem Strom noch ziehen leise
 Die Schiffe zum bekannten Port,
 Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
 Sie kommen auch an ihren Ort.

3. Hoch oben aber eine Wolke
 Von Wanderbögen rauscht dahin;
 Ein Führer streicht voran dem Volke
 Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
 Sie kehren aus dem schönen Süden
 Mit junger Lust zum heim'schen Nord,
 Nichts mag den sichern Flug ermüden —
 Sie kommen auch an ihren Ort.

4. Und du, mein Herz, in Abendstille
 Dem Rahn bist du, dem Vogel gleich,
 Es treibt auch dich ein starker Wille,
 In Sehnsuchtschmerzen bist du reich.
 Sei's mit des Rahnes stillem Zuge,
 Zum Ziel doch geht es immer fort;
 Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
 Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

3. Petrus.

Domine, quo vadis?
 Venio iterum crucifigi.

1. „Weil verstockt der Jude Simon
 Romas Götter hat geschmähet,
 Weil verbotnen Bund er stiftet, Zwi-
 tracht in die Geister sät,
 Weil er einen Missetäter aller Reiche
 König glaubt,
 Geb' ich morgen preis dem Volke an dem
 Kreuz sein frevelnd Haupt.“

2. Kaiser Nero hat's gesprochen. Pe-
 trus kniet zur Nacht im Kerker,
 Betend wächst des Greises Glaube, Him-
 melssehnsucht regt sich stärker;
 Morgen wird das Wort erfüllt, das der
 Herr prophetisch sprach:
 „Fremde Hand wird einst dich gürtен,
 Simon, folge dann mir nach!“

3. Da — welch leis vorsichtig Klopfen?
 Durch die Riegel ächzt die Feile,
 Und die alte Pforte weicht vor dem ein-
 geklemmten Beile —
 Wird's zu lange dem Tyrannen? Sendet
 er die Schlächter schon?
 Nein, es spricht ein kühnes Wagstück sei-
 nem toll'n Wüthen Hohn.

4. Freunde find's! Die Christen lagen
 im Gebet an heil'ger Stätte,
 Daß den alten treuen Diener noch einmal
 der Herr errette.
 Doch umsonst Gebet und Zähre! Dies-
 mal, ach, kein Engel naht!
 Da beschließen drei der Kühnsten frisch
 auf eigne Hand die Tat.

5. Stark wohl sind die Römerkrieger,
 Wache haltend vor den Thüren,
 Stärker doch der Wein von Chios, den die
 dreie mit sich führen.
 Mächtig sind des Kerkers Riegel, doch dem
 Eifer allzu schwach —
 Schau', mit stolzerklärten Blicken stehn
 die drei schon im Gemach.

6. „Rettung, Rettung, alter Vater!
 Stärker als der Tod ist Treue;
 Unsrer Lieb' und Christi Kirche ist dein
 Haupt geschenkt aufs neue.
 Hier nur droht der Tod dir; auf denn,
 gürt' deine Lenden, flieh!
 Schiffe, stets bereit zur Abfahrt, triffst du
 in Puteoli.“

7. Alter Jünger, kannst du wanken, den
der Herr den Felsen nannte,
Der soeben in der Sehnsucht heil'gen Lie-
besflammen brannte?

Ja, er gibt sich hin den Freunden, über-
rascht und halb im Traum;
Frei schon auf dem Forum steht er, und
er selber glaubt es kaum.

8. Silends zu der Pforte lenten nun
die vier die leisen Schritte —
Unterm Tore kurzer Abschied, Bruderfuß
nach Christensitte.

Jene lehren zu den Thren, Frohes kün-
dend, schnell im Lauf;
Diesen nimmt die Nacht beschirmend in
den weiten Mantel auf.

9. Auf der Gräberstraße zieht er; wege-
weisend stehn die Sterne;
Neros goldnes Haus verbänmert schon in
nächtlich blauer Ferne —
Aber hat die tiefe Mittnacht solcher leisen
Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein andrer auf dem
schmalen Weg daher.

10. Und es graust dem Alten; seit-
wärts biegt er aus mit schwankem
Fuße,
Schnell vorüber an dem Fremden schmiegt
er sich mit flücht'gem Gruße.
Grüßend schaut ihm der ins Antlitz, daß
der Sternenglanz auf ihn fällt —
Petrus, wie doch starrst du seltsam?
Sprich, was deine Flucht verhält?

11. Auf des Mannes hoher Stirne
glänzen blut'gen Schweißes
Tropfen,
Wohl nicht von des Weges Mühe mag so
lang das Herz ihm klopfen;
Bleich zum Tod das schöne Antlitz — Pe-
trus, kennst du die Gestalt?
Schon einmal vor deinen Augen ist sie
also hingewallt.

12. Grüßend neigt er sich zum Jünger;
seiner Augen helle Sonnen
Sind von eines stillen Grames Regen-
wolken mild umronnen;
Fest nun ruh' sie auf dem Flüchtling —
Petrus, kennst den Blick du nicht?
Schon einmal rief er dich Schwachen wie-
der zur vergess'nen Pflicht.

13. Ja, das ist der Herr! So
stand er vor dem ungerechten
Heiden,
So blieb still und klar sein Antlitz mitten
in den wilden Leiden.
Und der Jünger sinkt zur Erde, doch das
Herz läßt ihm nicht Ruh',
Und er ruft: „Mein Herr und Hei-
land, rede, wohin gehst
du?“

14. Und der Heiland spricht, das Auge
unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem
Falsch und Wahrheit sichtet:
„Meine Kirche steht verödet, meine Treuen
sind verirrt;
Zu der Stadt ist meine Straße, wo man
neu mich kreuz'gen wird.“

15. Und der Herr verschwand; doch
eil'ger, als er erst den Tod ge-
flohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, dem
des Meisters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! über
Hellas graut es schon;
Neros goldnes Haus erglänzet bald als
goldner Sonnenthron.

16. Und die Sonne, die jetzt Freuden
ausgießt über allen Landen,
Trifft die Christen laut noch jubelnd, den
Apostel doch — in Banden.
Lauter meinent sah sie jene, als sie wieder
sank zu Thal,
Doch ein selig sterbend Antlitz traf am
Kreuz ihr letzter Strahl.

6. Robert Prutz,

geboren am 30. Mai 1816 zu Stettin, studierte Philologie und Geschichte in Berlin, Breslau und Galle, geriet mehrmals mit der Regierung in Konflikt, trat infolgedessen 1859 von seinem Amte als außerordentlicher Professor der Literaturgeschichte in Halle, das er seit 1849 innehatte, zurück und lebte seitdem in seiner Vaterstadt, wo er am 21. Juni 1872 starb. — Von Bedeutung sind seine lyrischen Gedichte sowie einige seiner Balladen.

1. Bretagne.

(1793.)

1. An den Ufern der Bretagne, hörch!
welch nächtlich Widerhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hör' ich
es wie Lieder schallen!
Und ein Glöcklein tönt herüber leise wunder-
dersamen Klang;
Doch das ist nicht Schiffsgeläute, das ist
nicht Matrosensang.
2. An den Ufern der Bretagne wohnt
ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten
hoch in seiner Mitte;
Doch der König ist gerichtet, und den heil-
igen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine
mordgewohnte Schar.
3. „Unsern König, den geliebten, wohl!
ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heil'ge Flamme sollt
ihr nimmer uns bezähmen!
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tie-
fen, auf den Höhn,
Und an allen, allen Orten hört er seiner
Kinder Flehn.“ —
4. „Leiz, o leiz! der Abend dämmert!
Süße Nacht, o sei willkommen,
O du Balsam den Geschlagenen, o du
Schützerin der Frommen!
Leiz, o leisel! löst den Rachen, nehmet
Angel und Gerät,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter:
— in die Wogen zum Gebet!“
5. Klinkte Ruder hör' ich rauschen: alle
kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen
nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehe-
bund,
Friedenswort und Trost zu hören aus ge-
weihten Priesters Mund.
6. In der Mitte schwamm der Priester,
Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weih-
rauch auszuspenden;
Durch der Wellen dumpfes Murren schallte
freudig der Choral,
Klang das Glöckchen, tönnten Seufzer und
Gebete sonder Zahl.

7. Sprach der Alte durch die Wogen
über alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen
Worten sich entgegen;
Durch der Wogen wildes Brausen schallte
mutig der Choral,
Pfiß der Sturmwind, schlug der Regen,
zuckten Blitze sonder Zahl.
8. „Herr! du bist ja allerorten, auf den
Wassern wie auf Erden!
Laß das Meer, das arg empörte, eine
sichre Kirche werden!“
So durch des Gewitters Donnern tönte
stehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfei-
sen Kugeln sonder Zahl.
9. Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen,
widerpiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem
Strande rasch geflogen.
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein
einzig Flammenmeer —
Tod im Wasser, Tod am Ufer, keine Ret-
tung ringsumher!
10. „Herr! du bist ja allerorten, auf
den Wassern wie auf Erden!
Auch die in dem Meer gestorben, Herr!
sie sollen selig werden!“
Also durch der Wogen Wüten, so durch
Kugeln sonder Zahl,
Durch der Feinde Hohn Gelächter klingt,
verklinget der Choral.
11. Fahret wohl, ihr frommen Väter!
— Keiner kam ans Ufer wieder;
Die Gemeinde mit dem Priester schlang
die falsche Welle nieder;
Nur am Morgen unter Trümmern, zwi-
schen Klippen und Gestein
Schwamm das Kreuz, das wunderfel'ge,
in des Frührots goldnem Schein.

2. Die Mutter des Kosaken.¹⁾

1. „Laß deine Locken flattern in dem
Winde,

1) Zum Verständniß diene folgendes: Kaiser Peter III. von Rußland hatte durch einige auf das Militär und die Kirche bezügliche Verordnungen Unzufriedenheit erregt und war deshalb am 17. Juli 1793 ermordet worden. Gegen seine ehezeitige Gemahlin, die als Katharina II. den Thron bestieg, erhob sich der Kosakenführer Jemeljan Pugatschew, indem er sich für den ermordeten Kaiser ausgab. Der Aufstand wurde jedoch nach zwölfjährigen grausamen Kämpfen niedergeschlagen und Pugatschew selbst gefangen genommen und am 21. Januar 1775 zu Moskau hingerichtet.

Jerreiß, unsel'ge Mutter, dein Gewand!
Rasch fort, hinaus! Nach deinem letzten
Kinde

O schau' hinab von dieses Ufers Rand!
Fern am Gebirge ward die Schlacht ge-
schlagen,

Dein Sohn war Hetman²⁾ im Rebellen-
heer —

Er war's, er fiel, und dort die Wellen
tragen

Den blut'gen Leichnam zögernd in das
Meer!“

2. Wer durfte sonst mit dieser sich ver-
gleichen

Von allen Müttern in der grünen Flur?
Drei Söhne waren ihr — jetzt sind sie
Leichen,

Sie sucht umsonst nur ihrer Gräber Spur.
Den ersten rief, fern von der heim'schen
Erde,

Zur Türken Schlacht des Heeres Aufgebot;
Den Pascha selber schoß er von dem Pferde
Und sank und fand mit ihm denselben Tod.

3. Was war der Dank? — Als einst in
froher Runde,

Da ihn des Weines süßer Rausch umfing,
Der zweite Sohn mit allzu festem Munde
An Katharinens Namen sich verging:

Da schnell ein Ohr fand des Verräters
Klage,

Schwerer denn Blutschuld wog das leichte
Wort,

Und tief im Bergwerk, fern vom holden
Tage,

In Ketten ist sein müder Leib verdorrt.

4. Noch einer blieb, der jüngste, Sohn
der Schmerzen,

Mit blauem Aug' und schwarzgelocktem
Haar,

Ein süßes Kind, das ihrem Mutterherzen
Wermut zugleich und linder Balsam war.
Man hat sie oft noch mitternachts gesehen,
Wie sie emporsprang, bei der Lampe
Schein

In ihres Kindes Angesicht zu spähen,
Und dann vor seinem Lager schlief sie ein.

5. Er wuchs heran: sein Auge, morgen-
helle,

flog stolz und fröhlich in der Welt umher;
Kein andrer trieb wie er das Roß so
schnelle,

Kein andrer schwang die Lanze so wie er.
Und sang er nachts ein Liedchen vor den
Zelten,

Da schwieg das Volk und horchte voller
Lust

Und nickt' ihm zu — und mancher Dirne
schwellten

Sehnsücht'ge Seufzer die bewegte Brust.

6. Da plötzlich kam, gewaltsam Recht
zu sprechen

Für jedes Unrecht, das der Russe tat —
Pugatschew kam: sein heil'ges Amt war
Rächen,

Ein Schwert seinzepter, blutgetränkt
sein Pfad.

Und Kampfschrei und Freiheitruf durch-
schwirrte

Die grüne Steppe tausend wie ein Pfeil,
Und jede Kette, die zu Boden klirrte,
Ward umgeschmiedet in ein mordend Weil.

7. Auch an das Ohr der Mutter traf
die Kunde.

Zwei Tage saß sie wortelos und sann;
Am dritten erst, in mitternächt'ger
Stunde,

Zu ihrem Sohne flüsternd hob sie an:

„Dein erster Bruder liegt in fremder
Erde,

Im Bergwerk ist des andern Leib ver-
dorrt“ —

Hier brach sie ab; der Sohn piff nach
dem Pferde,

Denn er verstand die Mutter ohne Wort.

8. Sie weinte nicht, als mit verhängten
Zügeln

Ihr Liebling früh aus ihren Armen flog;
Sie wußte ja, daß auf des Ruhmes Flü-
geln

Sein Name bald die halbe Welt durchzog.
Rot war von Blut das Fähnlein seiner
Lanze,

Sein Schwert war Blitzstrahl in der
Feinde Reih'n,

Und bald nun, bald, in hellem Sieges-
glanze

Zieht er in Moskaus heil'ge Mauern ein.

2) Kosakenführer.

9. Doch anders war's in Gottes Rat
beschlossen! —
Fern am Gebirge braust die wilde
Schlacht.

Da plötzlich haltst das Feld von flücht'gen
Kosken,

Rosaken stürmen durch die stille Nacht:
„Wir sind zerstreut, vernichtet und zer=
schlagen!

Dein Sohn war Hetman im Rebellen=
heer —

Rasch fort, hinaus, denn dort die Wellen
tragen

Den blut'gen Leichnam zögernd in das
Meer!“

10. Sie hört's und schwieg. Nur ihre
Blicke sanken,

Wie müde Sterne, dämmernd nieder=
wärts;

Nur einen Augenblick schien sie zu wanken,
Dann wieder stand sie, gleich als wär' sie
Erz.

Und als sie nun das Aug' emporge=
schlagen,

Da längst verschwunden ist der Flücht'gen
Spur,

Nur noch den Hufschlag hört sie donnernd
jagen,

Und stumm nun wieder, schweigend liegt
die Flur.

11. Still alles, still! Nur in der Mut=
ter Herzen,

Welch jäher Notschrei gelst entsehrlich dort!
Welch banges Echo fürchterlicher Schmer=
zen

Erweckte da des Flüchtlings rasches Wort!
Ja, hätt' ein Gott es ihrem Mund ver=
liehen,

Die stumme Qual des Herzens auszu=
schreien,

Das Tier des Waldes hätte mitgeschrien,
Und Mond und Sterne stimmten mit ein!

12. Schon wich die Nacht; der erste
Lichtstrahl bebt

Bleich und erschrocken über ihr Gesicht;
Sie fuhr empor, sie fühlte, daß sie lebte,
Die Sonne nicht, es weckte sie die Pflicht.
Rasch fort, hinaus! Von jenes Ufers
Wänden

Nach ihres Sohnes Leichnam will sie
schaun —

Er kommt, gewiß! Und dann mit eignen
Händen

Dem Schoß der Erde will sie ihn ver=
traun. —

13. Der Tod ist stark, ein Fürst! Wer
darf ihn hindern?

Denn selbst der Mutter Träne rührt nicht
ihn.

Doch wird der Schmerz, der bitterste, sich
lindern,

Darf man am Grabe der Geliebten knien.
Es ruht sich weich an diesen grünen Hü=
geln,

Es weint sich sanft in brünstigem Gebet
An diesen Gräbern, die mit Engelsflügeln

Wehmüt'gen Trostes süßer Hauch um=
weht! —

14. Ihr weht er nicht! Längst schon
an fremden Lüften

Bleicht ihres Erstlings blutiges Gebein,
Und um den andern in des Bergwerks

Klüften
Weint leise nur das tropfende Gestein.

Den jüngsten jetzt, o tragt ihn, liebe
Wellen,

Die er so oft mit rüst'gem Arm zerteilt,
Den Fels vorüber, durch des Stromes

Schnellen,
O bringt ihn sicher, bringt ihn unverweilt!

15. So sitzt sie nun, dicht an den Strom
gekauert,

Die Welle neigt ihr flatterndes Gewand,
Und schaut hinab tief in den Fluß und
lauert,

Gleichwie ein Adler von des Horstes
Rand.

Rot schimmern rings des Stromes goldne
Fluten,

Als ob ein Wald von Rosen hier versank;
Doch sind es nicht des Morgens Purpur=
gluten,

Das Blut der Feldschlacht ist es, das er
trank.

16. Und näher jetzt und dichter kommt's
gezogen,

Ein wirres Anäu'l in grausenvoller Hast;
Mit leisem Murren drängen sich die
Bogen,

Als grollten sie der unerwünschten Last.
Sieh, Waffen erst, zerbrochene Stanz-
darten,

Ein Köcher hier, zerspalten und geleert;
Schau' dort, ein Schild, zerfetzt und voller
Scharten,

Und ohne Zaum und Sattel hier ein
Pferd.

17. Und Leichen nun! — Aus breiter
Todeswunde

Strömt quellend noch das purpurrote
Blut;

Noch spricht der Schmerz aus dem ver-
zerrten Munde,

Und jene Hand, sie ballt sich noch vor
Wut;

Zerriß'ne Kleider, wirre Locken hängen
Wie müde Ruder lässig um sie her, —
Und dichter stets und unabsehbar drängen
Die Leichen sich und schwimmen fort ins
Meer.

18. Sie aber steht: — nie hat bei sei-
nem Rege

Ein armer Fischer diese Gier gefühlt,
Der Taucher nie, der um verlorne Schätze
Des tiefen Meeres öden Grund zermüht.
Laut pocht ihr Herz! All ihre Sinne
lauschen!

Ihr Auge starrt, weit aufgerissen, weit!
Nichts unterbricht, als nur der Welle
Rauschen,

Die ungeheure, stumme Einsamkeit.

19. Wer aber kommt hier dicht heran-
getragen,

Als sucht' er selbst ein Grab sich an dem
Strand?

Ihm ward das Haupt zerschmettert und
zerschlagen,

Sein bester Freund hätt' ihn nicht mehr
erkannt.

Und doch in diesen Orden ist's zu lesen,
Einst bei der Zarin lächelt' ihm das Glück:
Es ist ein Feind, ein Russe ist's ge-
wesen —

Und mit dem Fuße stößt sie ihn zurück!

20. Kein Ende noch! Schon senkt der
Tag sich nieder,

Die Nacht bricht ein. — Höch auf! da
rauscht's vorbei

Und schwirrt und schlägt mit flatterndem
Gefieder

Und kreischt und schrillt mit heiserem Ge-
schrei:

Das ist das Volk der Geier und der Raben,
Ferneher gefolgt dem leckeren Festgericht —

„O ew'ger Gott, o schont nur meines
Knaben,

Nur in sein Antlitz schlägt die Klaue
nicht!“

21. Sie sprang empor, rasch mit er-
hobnem Stecken

Schlug sie die Luft mit lautem Jammer-
ton,

Und Rab' und Geier schienen zu er-
schrecken,

Umkreisen sie und stuzten und entflohn.
Und wieder nur den Nachtwind hört sie
pfeifen,

Die Sterne schaun großaugig in die Flut,
Und immer noch ihr Auge läßt sie
schweifen,

Das heller flammt als aller Sterne Glut.

22. Dort plötzlich, dort! Ihr Herz hat
nicht gelogen,

Dorthin, o schau'! Ihr Auge kennt ihn
schon;

Der nächste dort, das Haupt zurückge-
bogen,

Allmächt'ger Himmel, ja es ist ihr Sohn!
Die sie so oft geküßt, die Locken schmiegen
Sich wie ein Kissen um den blut'gen
Mann,

Rasch rinnt der Strom, und weiche Wellen
wiegen

Zu seiner Mutter schmeichelnd ihn heran.

23. „Du sollst mir nicht in dieser Flut
verderben,

In die des Feindes rohe Hand dich warf!
Nicht alles wird von meinem Sohn mir
sterben,

Bleibt mir ein Grab, an dem ich weinen
darf!“

Sie rief's und schwang mit raschgewagtem
Schritte

Sich in der Welle trüben Gischt hinein,
Hoch schäumt die Flut um ihres Leibes
Mitte,

Und tiefer taucht bis an die Brust sie ein.

24. Jetzt sein Gewand, jetzt die erstarrten Hände,
Dicht um den Leib jetzt hat sie ihn gefaßt;
Doch steil und mühsam sind des Ufers Wände,
Die Strömung stark, und o! so schwer die Last!

Und weiter, weiter, ohne Ruhe drängen
Zahllose Leichen rauschend hinterdrein
Und treiben sie und stoßen sie und zwingen
Sie immer tiefer in die Flut hinein.

25. Sie stemmt sich, kämpft, sie will den Sohn nicht lassen,
Mitten im Strome treibt sie selber schon, —
Fest dennoch, fest! — in schmerzlichstem Umfassen,
Die Mutter sterbend mit dem toten Sohn!

Da bricht ihr Fuß, da senkt ihr Haupt sich nieder,

Die Leiden trinken in der Flut sich schwer,
Und Brust an Brust, verschränkt die starren Glieder,

Treibt mit dem Sohn die Mutter in das Meer.

26. Kein Ende noch! Noch immer treiben Leichen,

Nachzügler sind's mit ungewissem Lauf,
Bis daß die Sterne dämmernd jetzt erbleichen,

Der Nebel sinkt, der Morgen steigt herauf.
Und was die Flut mit Rosen da bemalte,
Es war kein Blut, geflossen in der Schlacht:
Die Sonne war's, die hoch von oben strahlte,

Ein Bote Gottes, leuchtend durch die Nacht!

7. Rudolf von Gottschall,

geboren am 30. September 1823 in Breslau, studierte in Königsberg die Rechte, erhielt dort wie auch in Breslau wegen allzu lärmender Kundgebung seiner freireiherlichen Gesinnung im Sinne der Jungdeutschen das consilium abeundi, promovierte 1846 in Königsberg, konnte jedoch kein akademisches Amt antreten, da der Minister Eichhorn von ihm Beweise seiner veränderten Gesinnung forderte, widmete sich daher der Literatur, machte 1863 eine Reise nach Italien, wurde 1865 vom Großherzog von Weimar zum Hofrat ernannt und 1877 vom deutschen Kaiser geadelt und starb am 21. März 1909 in Leipzig. — Gottschall ist einer der fruchtbarsten Dichter der neueren Zeit, namentlich groß als Dramatiker. Seine Lustspiele „Pitt und Torg“ und „Die Diplomaten“ gehören zu den besten der deutschen Literatur. Wertvoll sind seine „Poetik“ und „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts“.

1. Den Kindern.

1. Ros'ge Wolken spielen droben
Vor der nahen Wetternacht,
Die sich breit hinausgeschoben
In des Abendhimmels Pracht.

2. Und so treibt ihr unter Lachen,
Ros'ge Knaben, euer Spiel!
In die Lüfte steigt der Drachen,
Und das Blasrohr trifft sein Ziel.

3. Doch mir ist aufs Herz gefallen,
Was euch einstens quält und drängt,
Da das Leben über allen
Wie ein schweres Wetter hängt.

2. Am Bergsee.

1. Mild ist vom Abendseine
Der blaue See erhellt;
Die alten Felsgesteine
Versperren rings die Welt.

2. In seine Tiefen ladet
Er goldner Wolken Zug;
Die wilde Taube badet
Die Schwingen hier im Flug. —

3. O lehret, ihr Gedanken,
Vom irren Flug zurück,
Sucht hinter stillen Schranken
Ein einsam tiefes Glück.

3. Nachts an der Ostsee.

1. O Nacht und Meer so dunkel,
So still die Welt;
Kaum eines Sterns Gefunkel
Am weiten Himmelzelt.

2. Sie flüstern dunkle Sagen
Vom Weltenbrand,
Von Nächten, die nicht tagen,
Von Meeren ohne Land.

3. O unergündlich beide
Zu jeder Frist,
So wie's in Lust und Leide
Das Herz des Menschen ist.

4. Die Metapher.

Aus der „Poetik“.

Die Metapher ist eine konzentrierte Vergleichung, bei welcher statt des Gegenstandes, der verglichen wird, unmittelbar derjenige gesetzt wird, mit dem die Ver-

gleichung stattfindet — eine kühne Metamorphose der Phantasie. Auf der Metapher beruht vorzugsweise Anmut, Kraft und Glanz der Rede; wie sie selbst im gewöhnlichen Leben, in der Redeweise des Volkes, in den Ausbrüchen der Leidenschaft in Anwendung kommt, so strömt sie einer reichen Phantasie auch in reichem Maße zu, ohne Zwang und Gewaltthatigkeit. Sie ist das dichterische Bild *κατ' ἐξοχήν*, und die überwiegende Mehrzahl der von den Dichtern angewendeten Bilder muß zu den Metaphern gerechnet werden. Die Sprache selbst ist reich an infarnierten Metaphern, die ihre sinnliche Blüte bereits gegen ihre geistige Bedeutung verloren haben. . . . Der naive Vorgang der Sprachentwicklung selbst beweist zur Genüge, daß die Metapher nicht eine leere Zierde des dichterischen Ausdrucks, sondern eine innere Notwendigkeit desselben ist. Schon die prosaische Rede kann durch die Metapher, wenn sie richtig und schlagend angewendet ist, an Energie und Kürze gewinnen. Sie ist eine geistvolle Abbreviatur, und die Schriftsteller, welche reich an Metaphern sind, gehören jedenfalls nicht zu den weitichweifigen. Für die Dichtung aber ist die Metapher die wahre Blume des Ausdrucks, nicht im Sinne eines müßigen, hineingewirkten und gestickten Schmuckes, sondern als der notwendige und schöne Höhepunkt seiner Entfaltung. Wozu, könnte man fragen, die Vertauschung des eigentlichen Ausdrucks mit dem uneigentlichen, da jener doch größere Klarheit und Deutlichkeit besitzt? Will die dichterische Rede sich bloß durch diesen äußerlichen Zierat von der prosaischen unterscheiden, sich künstlich über dieselbe erheben? . . . Nein, nicht äußerliche Rücksichten bestimmen den Dichter, die Metaphern in seinen Werken etwa so anzubringen, wie man bunte Laternen in einem illuminierten Garten an die Bäume hängt; auch wäre die Metapher fehlerhaft, die man wie ein Rätsel erraten müßte, die nicht ihre Bedeutung klar auf der Stirne trügel. Eine innere Nötigung treibt die Phantasie zu dieser Vertauschung von Bild und Bedeutung, zu dieser

unmittelbaren Versinnlichung des Geistigen und Vergeistigung des Sinnlichen, zu dieser beziehungsreichen Verwechslung der Erscheinungen. Jedes Dichtwerk ist ein bedeutungsvolles Bild, und was das Dichtwerk im großen, ist die Metapher im kleinen. Man kann die Metapher nur für überflüssig erklären, wenn man die Poesie für überflüssig erklärt. Ihre innere Notwendigkeit für den Dichter zeigt schon der Dichterprozeß selbst. . . . Wer weiß nicht, daß der eigentliche Dichter in Bildern denkt, daß sich ihm alles unter der Hand in Metapherngold verwandelt? . . . Die bloße Deutlichkeit des Gedankens, der sich nicht mit einem Bilde vermählt, würde zur unpoetischen Nüchternheit werden, und wenn auch die einfache Empfindung des Herzens sich ohne metaphorischen Schmuck mit großer Innigkeit aussprechen kann, so ist dies doch auf einen kleinern Kreis von Empfindungen beschränkt, die in ihrer allgemein gültigen Sittlichkeit uns, wenn sie nur erwähnt werden, mit feierlicher Rührung erfüllen. So einfach innig kann man mit Virgil die Gattin und das Vaterland besingen; aber schon das naive Volkslied gebraucht, wenn es die Geliebte verherrlicht, beziehungsreichere Wendungen. Natürlich sprechen wir hier immer von der Metapher, die der Genius gebraucht, mit Maß und Takt, ohne Überladung; denn ein sinnloses Aufeinanderhäufen derselben kann den künstlerischen Eindruck ganz aufheben. . . . Alle Vorzüge der Metapher fassen sich in ihrer Schlagkraft zusammen, indem Sinn und Bild wie von Ewigkeit an miteinander getraut werden. Solche Metaphern sind schöpferisch, und sie bereichern den Sprachschatz. In äußerlicher Hinsicht belebt die Metapher den Ausdruck; sie dient zur Verstärkung besonders an Stellen des Affekts und der Leidenschaft, welche selbst eine Häufung der Metaphern vertragen; . . . dann gibt die Metapher dem Ausdruck Adel, Würde und vor allem Neuheit, indem die geniale Phantasie gerade durch die Metapher sprachschöpferisch wirkt. Gegen die einfache Deutlichkeit des eigentlichen Ausdrucks gibt die Metapher eine

höhere Klarheit, indem sie das Geistige, das bloß für den ergreifenden Verstand deutlich ist, auch der Anschauung näher bringt, und statt der einfachen Innigkeit der Empfindung, die der eigentliche Ausdruck bezeichnen kann, eröffnet sie eine reichere Welt der Stimmung, die aus ihrem Bilde uns anweht. Schließlich kann sie auch als ein Erzeugnis der frei und üppig spielenden Phantasie, in einzelnen Gattungen, besonders im Phantastischen und Komischen, ihr gutes Recht haben, indem wir uns an der glänzenden Taschenspiellerei des Wizes erquicken, der alle festen Dinge der Welt in seinem glänzenden Strom mit verflüssigt und, indem er eins in das andere verkleidet, durch diese bunte Fastnacht uns auf das anmutigste beschäftigt. Es ist dies die letzte Konsequenz jener uns angeborenen Freude an aufgefundenen Ähnlichkeiten und Vergleichen, die schon Aristoteles erwähnt, jener Freude, „einen Gegenstand im andern wahrzunehmen“, die uns zugleich ein stolzes Gefühl von der freien Macht unseres Geistes gibt.

§ 39. Dichter neuer Bestrebungen.

1. Emanuel Geibel,

geboren den 18. Oktober 1815 zu Lübeck, studierte zu Bonn Philologie und schöne Literatur, trat in Berlin, wo er sein Studium fortsetzte, in regen Verkehr mit Chamisso, Gaudy und Rugler, ward 1838 Erzieher beim russischen Gesandten in Athen, erhielt dort, namentlich durch den Verkehr mit dem Historiker Ernst Curtius, die nachhaltigsten Anregungen, lehrte 1840 zurück, widmete sich dem Studium der romanischen Sprachen, konnte sich infolge eines Jahrehaltes, das ihm Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf Lebenszeit aussetzte, ganz seiner dichterischen Tätigkeit hingeben, wurde 1852 von dem kaiserrühmlichen König Maximilian II. von Bayern als Professor der Ästhetik nach München berufen, war dort der Mittelpunkt des sogenannten *Münchener Dichterkreises*, der durch Anstrengung hoher künstlerischer Ziele auf die deutsche Literatur einen mächtigen Einfluß ausübte, lehrte, da er wegen seiner Begeisterung für die Einigung Deutschlands angefeindet ward, 1868 nach seiner Vaterstadt zurück und starb daselbst den 6. April 1884. — Er gilt für den bedeutendsten Lyriker der nachgoethe'schen Zeit. Seine mannigfachen, melodische Sprache mit deutscher Gemütsinnigkeit verbindenden Gedichte haben eine Verbreitung gefunden wie die kaum irgendeines andern Dichters seit den Klassikern.

1. Hoffnung.

1. Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trogigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Sonne.

3. Bläst nur, ihr Stürme, bläst mit
Nacht,
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde gründer auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flücht sich blühende Kränze ins
Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läßt die Brunnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

6. Drum still! Und wie es frieren
mag,
O Herz, gib dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

7. Und wenn dir oft auch bangt und
graut,
Als sei die Höl' auf Erden,
Nur unberzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

2. Zigeunerleben.

1. Im Schatten des Waldes, im
Buchengezweig,
Da regt sich's und raschelt's und flüstert
zugleich;
Es flackern die Flammen, es gaukelt der
Schein
Um bunte Gestalten, um Laub und Ge-
stein.

2. Das ist der Zigeuner bewegliche
Schar
Mit blühendem Aug' und mit wallendem
Haar,

Gefäugt an des Niles geheiligter Blut,
Gebräunt von Hispaniens südlicher Blut.

3. Ums lodrende Feuer, im schwellen-
den Grün,
Da lagern die Männer, verwildert und
kühn,
Da kauern die Weiber und rüsten das
Mahl
Und füllen geschäftig den alten Potal.

4. Und Sagen und Lieder ertönen im
Rund,
Wie Spaniens Gärten, so blühend und
bunt,
Und magische Sprüche für Not und Gefahr
Verkündet die Mte der horchenden Schar.



Emanuel Geibel.

5. Schwarzäugige Mädchen beginnen
den Tanz;
Da sprühen die Fackeln im rötlichen
Glanz,
Heiß lockt die Gitarre, die Zimbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen sich
schlingt.

6. Dann ruhn sie, ermüdet vom nächt-
lichen Reih'n,
Es rauschen die Wipfel in Schlummer
sie ein;
Und die aus der sonnigen Heimat ver-
bannt,
Sie schauen im Traum das gesegnete
Land.

7. Doch wie nun im Osten der Morgen
erwacht,

Verlöschen die schönen Gebilde der Nacht;
Laut scharret das Maultier beim Tages-
beginn,
Fort ziehn die Gestalten — wer sagt dir,
wohin?

3. Volkers Nachtgesang.

1. Die lichten Sterne funkeln
Hernieder kalt und stumm:
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod schleicht draußen um.
Schweb' hoch hinauf, mein Geigenklang!
Durchbrich die Nacht mit klarem Sang!
Du weißt den Spuk von dannen
Zu bannen.

2. Wohl finster ist die Stunde,
Doch hell sind Mut und Schwert;
In meines Herzens Grunde
Steht aller Freuden Herd.
O Lebenslust, wie reich du blühst!
O Heldenblut, wie kühn du glühst!
Wie gleicht der Sonn' im Scheiden
Ihr beiden!

3. Ich denke hoher Ehren,
Sturmlust'ger Jugendzeit,
Da wir mit scharfen Speeren
Hinjauchzten in den Streit.
Hei, Schildgekrach im Sachsenkrieg!
Auf unsern Bannern saß der Sieg,
Als wir die ersten Narben
Erwarben.

4. Mein grünes Heimatleben,
Wie tauchst du mir empor!
Des Schwarzwalds Wipfel wehen
Herüber an mein Ohr;
So süßelt's in der Rebenflur,
So braust der Rhein, darauf ich fuhr
Mit meinem Lieb zu zweien
Im Maien.

5. O Minne, wunderfüße,
Du Rosenhag in Blust,¹⁾
Ich grüße dich, ich grüße
Dich heut' aus tiefster Brust!
Du roter Mund, gedenk' ich dein,
Es macht mich stark wie firner Wein,
Das sollen Heunenwunden
Befunden!

1) Blüte.

6. Ihr Kön'ge, sonder Zagen
Schlafft sanft, ich halte Wacht!
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet mir die Nacht.
Und kommt die Früh' im blut'gen Kleid,
Gott grüß' dich, grimmer Schwertestreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
Uns geigen!

4. Gudruns Klage.

1. Nun geht in grauer Frühe
Der scharfe Märzwind,
Und meiner Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waschen die Gewande
Der grimmen Königin.

2. Das Meer ist tief und herbe,
Doch tiefer ist die Pein,
Von Freund und Heimatserbe
Allzeit geschieden sein;
Doch herber ist's, zu dienen
In fremder Mägde Schar,
Und hat mir einst geschienen
Die güldne Kron' im Haar.

3. Mir ward kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel;
Mein' Speiß' und Trank sind Sorgen,
Und Kummer mein Gespiel.
Doch berg' ich meine Tränen
In stolzer Einsamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein sing' ich mein Leid.

4. Kein Dräuen soll mir beugen
Den hochgemuten Sinn;
Ausbulhend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und so sie hold gebaren,
Wie Spinnweb acht' ich's nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

5. O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle wert,
Was rauscht nicht euer Ruder?
Was klingt nicht euer Schwert?
Umsonst zur Meereswüste
Hinspäh' ich jede Stund';
Doch naht sich dieser Küste
Kein Wimpel, das mir kund.

6. Ich weiß es: nicht vergessen
Habt ihr der armen Maid;
Doch ist nur kurz gemessen
Dem steten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einst, zu süßnen,
Zu retten, ach, zu spät,
Wann schon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht.

7. Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beschwingt sie fort.
O, möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
„Wohl! laß' ich hier das Leben,
Die Treue laß' ich nicht!“

5. Sanssouci.

1. Dies ist der Königspark. Rings
Bäume, Blumen, Vasen.
Sieh, wie ins Muschelhorn die Steintri-
tonen¹⁾ blasen!
Die Nymphe spiegelt klar sich in des
Bedecks Schoß;
Sieh hier der Flora²⁾ Bild in hoher Rosen
Mitten!
Die Laubgänge sich, so regelrecht ge-
schnitten,
Als wären's Berge Boileaus!³⁾

2. Vorbei am lust'gen Haus voll frem-
der Vögelstimmen
Laß uns den Gang empor zu den Ter-
rassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umfränzt mit fal-
bem Grün.
Dort oben ragt, wo frisch sich Lann' und
Buche mischen,
Das schmucklos heitre Schloß mit breiten
Fensterbänken,
Darin des Abends Feuer⁴⁾ glühn.

3. Dort lehnt ein Mann im Stuhl.
Sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen
Funken
Entzündet sich's; so sprüht aus dunkler
Luft ein Blitz.

1) Meergötter mit Delfinschwänzen. — 2) Römische
Blumengöttin. — 3) Französischer Dichter der streng
klassischen Richtung unter Ludwig XIV. — 4) Das
Abendrot.

Ein dreigespizter Hut bedeckt der Schläfe
Weichen,
Sein Krüdstock irrt im Sand und schreibt
verworrne Zeichen —

Nicht irrst du, das ist König Fritz.

4. Er sitzt und sinnt und schreibt.

Kannst du sein Brüten deuten?

Denkt er an Runersdorf, an Roßbach oder
Leuthen,

An Hochkirchs Nacht, durchglüht von
Flammen hundertfach?

Wie dort im roten Qualm gegrollt die
Feldkanonen,

Indes die Reiterei mit rasselnden Schwa-
dronen

Der Grenadiere Viereck brach?

5. Schwelt ein Gesetz ihm vor, mit dem
er weiß' und milde

Sein schlachterstarkes Volk zu schöner
Menschheit bilde,

Ein Friedensgruß, wo jüngst die Kriege-
pauke scholl?

Ersinnt er einen Reim, der seinen Sieg
verkläre,

Oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch
Voltaire,

Der Schalk, gezüchtigt werden soll?

6. Vielleicht auch treten ihm die Bilder
nah, die alten,

Da er im Mondenlicht in seines Schlaf-
rocks Falten

Die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Ärgers-
nis;

Des treuen Freundes Geist will er her-
aufbeschwören,

Dem — ach um ihn! — das Blei aus
sieben Feuerröhren

Die kühne Jünglingsbrust zerriß.

7. Träumt in die Zukunft er? Zeigt
ihm den immer vollern,

Den immer kühnern Flug des Mars von
Hohenzollern,

Der schon den Doppelaar⁶⁾ gebändigt, ein
Gesicht?

Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland
hoffend lausche

Und hangend, wenn daher sein schwarzer
Fittich rausche?

O nein, das alles ist es nicht!

8. Er murrte: „O Schmerz, als Held
gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf gold-
ner Wolkel!

August sein auf dem Thron, wenn kein
Horaz⁷⁾ ihm singt!

Was hilfst's, vom fremden Schwan die
weißen Federn borgen!

Und doch, was bleibt uns sonst? — Er-
schein, erschein, o Morgen,

Der uns den Götterlieblich bringt!“

9. Er spricht's und ahnet nicht, daß
jene Morgenröte

Den Horizont schon kühlt, daß schon der
junge Goethe

Mit seiner Rechten faßt den vollen Kranz
berührt,

Er, der das scheue Kind, noch rot von
süßem Schrecken,

Die deutsche Poesie, aus welschen Tagus-
hecken⁷⁾

Zum freien Dichterwalde führt.

6. Der Tod des Tiberius.

(37 n. Chr.)

Bei Kap Misenum winkt' ein fürstlich
Haus

Aus Vorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten

Und jedem Prunkgerät zu Fest und
Schmaus.

5 Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo loß'ge Knaben, Efeu um die Stirnen,

Mit Bechern flogen, silberfüß'ge Dirnen
Den Thyrsus¹⁾ schlangen in beraushtem

Tanz,

Und Zaunzen scholl, Gelächter, Saiten-
spiel,

10 Bis auf die Gärten rings der Frühtau
fiel.

Doch heut', wie stumm das Haus! Nur
hier und dort

Ein Fenster hell. Und wo die Säulen
düstern,

Wogt am Portal der Sklaven Schwarm
mit Flüstern;

6) Römischer Dichter, Zeitgenosse des Kaisers Augu-
stus. — 7) Tagus = ein niedriger, dichter Baum, dem
man durch Beschnitten allerlei Formen gab.

1) Der mit Efeu oder Weinlaub umwundene Stab der
Bacchantinnen.

Es kommen Sänften, Boten sprengen
 fort;
 15 Und jedesmal dann zuckt umher im
 Kreise
 Ein Fragen, das nur scheu um Antwort
 wirbt:
 „Was sagt der Arzt? Wie steht es?“ —
 „Leise, leise!
 Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt.“
 Bei matter Ampeln Zwielficht droben lag
 20 Der kranke Cäsar auf den Purpur-
 fissen.
 Sein fahl Gesicht, von Schwären wild
 zerrissen,
 Erschien noch grauser heut', als sonst es
 pflag.
 Hohl glommt das Auge. Durch die Schläfe
 wallte
 Des Fiebers Blut, daß jede Ader schlug;
 25 Niemand war bei ihm als der Arzt,
 der Alte,
 Und Macro, der des Hauses Schlüssel
 trug.
 Und jetzt mit halbersticktem Schreckensruf
 Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
 Hochauf sich bäumend: „Schaff' mir Küh-
 lung, Griechel!
 30 Eis! Eis! Im Busen trag' ich den
 Besub.
 O, wie das brennt! Doch grimmer brennt
 das Denken
 Im Haupt mir; ich verfluch' es tausend-
 mal
 Und kann's doch lassen nicht zu meiner
 Qual;
 O gib mir, Lethe, Lethe,²⁾ mich zu trän-
 ken! —
 35 Umsonst! Dort wälzt sich's wieder
 schon heran
 Wie Rauchgewölkt und ballt sich zu Ge-
 stalten —
 Sieh, von den Wunden heben sie die
 Falten
 Und starren mich gebrochnen Auges an,
 Germanicus und Drusus und Sejan —
 40 Wer rief euch her? Kann euch das
 Grab nicht halten?
 Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem
 stieren,

An meinem Blut und dörrt mir das Ge-
 bein?
 's ist wahr, ich tötet' euch; doch mußt'
 es sein.
 Wer hieß im Würfelspiel euch auch ver-
 lieren!
 45 Hinweg! — Weh mir! Wann endet
 diese Pein!“
 Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn
 leer
 Und sank zurück in tödlichem Ermatten;
 Dann aus den Rissen blickt' er scheu
 umher
 Und frug verstört: „Nicht wahr, du siehst
 nichts mehr?“
 50 Fort sind sie, fort, die fürchterlichen
 Schatten.
 Vielleicht auch war's nur Dunst. Doch
 glaube mir,
 Sie kamen oft schon nachts, und wie sie
 quälen,
 Das weiß nur ich. — Doch still! Komm,
 sek' dich hier
 Nah, nah; von anderm will ich dir er-
 zählen.
 55 Auch ich war jung einst, traut' auf
 meinen Stern
 Und glaubt' an Menschen. Doch der
 Wahn der Jugend
 Zerstob zu bald nur; und ins Zanre
 lugend,
 Versault erfand ich alles Wesens Kern.
 Da war kein Ding so hoch und bar der
 Rüge,
 60 Der Wurm saß drin; aus jeder Groß-
 tat sahn
 Der Selbstsucht Züge mich versteinern an.
 Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und
 Lüge!
 Nichts unterschied vom reißenden Getier
 Dies Rotgeschlecht als im ehrlosen Munde
 65 Der Falschheit Honig und im Herzens-
 grunde
 Die größte Feigheit und die wildre Gier.
 Wo war ein Freund, der nicht den Freund
 verriet?
 Ein Bruder, der nicht Brudermord ge-
 stiftet?
 Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann
 vergiftet?
 70 Nichtswürdig alle — stets dasselbe
 Lied.

2) Ein Strom in der Unterwelt, aus dem die Schat-
 ten Vergessenheit tranken.

Da ward auch ich wie sie. Und weil nur
Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich, Schrecken zu er-
wecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum
Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend
Nötheln,
75 Ich schritt ins Blut hinein bis zu den
Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum über-
druß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl
des Lichts,
Matt, trostlos, reulös starr' ich in das
Nichts.“
Sein Wort ging tonlos aus; er leucht-
leis
80 Im Krampf, von seinen Schläfen floß
der Schweiß,
Und graß verstellt wie eine Larve³⁾ sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers
Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus
rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
85 Du bist sehr krank“ —
Doch jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich
Cajus an!
Noch leb' ich, Mensch. Und Cajus ist wi-
alle
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur
kein Mann!
Und wär' er's, frommt' es nicht; kein
Held verjüngt
90 Rom und die Welt, wie er mit Blut
sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der
Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr
Frucht zu ziehn.
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein,
nicht ihn;
Die Rachegeister, welche mich verderben,
95 Die Furien, die der Abgrund aus-
spien.
Sie und das Chaos setz' ich ein zu Erben.
Für sie dies Repter!“

3) Bei den Römern = Geist eines verstorbenen Laster-
haften, also = Schreckbild.

Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder
flogen
Im Todeschweiß, riß er vom Fenster-
bogen
100 Den Vorhang fort und warf mit
irrer Hand
Ginaus den Stab der Herrschaft in die
Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.
Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegersnecht auf der
Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
105 Des Repters rundes Elfenbein und
sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem
Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend, was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
110 Er dacht' an seinen Wald im Weser-
tal:
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Malfstein die Genossen tagen,
Blank jedes Wort, wie ihrer Streitart
Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum
Schlagen.
115 Und an sein liebes Weib gedacht' er
dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen, gelben Haar, wie sie, mit
Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann,
Wohl her zu ihm; und vor ihr spielt' am
Rain
120 Sein Knabe, der den ersten Speer sich
schmückte
Und dem so kühn das blaue Auge blickte,
Als sprach's: Ein Schwert nur, und die
Welt ist mein!
Und plötzlich floß dann — wie, verstand
er kaum —
Ein andres Bild in seinen Heimatstraum;
125 Vor seine Seele drängt' es sich mit
Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz ge-
standen,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.

Wohl lag dazwischen manch durchstürmter
Tag,

130 Doch konnt' er nie des Dulders Blid
vergeffen,

Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag. —
Und nun — wie kam's nur? — über
seinen Eichen

Sah er dies Kreuz erhöht als Sieges-
zeichen,

135 Und seines Volks Geschlechter sah er
ziehen,

Unzählig, frommgleich; über den Gefilden
Von Waffen mocht' es, und auf ihren
Schilden

Stand jener Mann, und Glorie strahlt'
um ihn.

Da fuhr er auf. Aus des Palastes
Hallén

140 Kam dumpf Geräusch; der Herr der
Welt war tot.

Er aber schaute kühn ins Morgenrot
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang
wallén.

7. Friedrich Rothbart.

(Geflügt.)

1. Tief im Schoße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

2. Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augentwimpérn
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

3. Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart;
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

4. Rings wie eh'ne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf wie er. . . .

5. Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein;

6. Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

7. Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter machen auf.

8. Laut in seinen Angeln dröhnend,
Tut sich auf das eh'ne Thor:
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

9. Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

10. Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und aufs neu' zu Nachen gründet
Er das heil'ge Deutsche Reich.

8. Cita mors ruit.¹⁾

1. Der schnellste Reiter ist der Tod;
Er überreitet das Morgenrot,
Wie Wetters rasches Blitzen;
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
Die Senne schwirrt, der Peil erklért
Und muß im Herzen sitzen.

2. Durch Stadt und Dorf, über Berg
und Tal,

Im Morgenrot, im Abendstrahl
Geht's fort in wildem Jagen;
Und wo er floh mit Ungestüm,
Da schallen die Glocken hinter ihm,
Und Grabeslieder klagén.

3. Er tritt herein in den Prunkpalast,
Da wird so blaß der stolze Gast
Und läßt von Wein und Wuhle;²⁾
Er tritt zum lust'gen Hochzeitschmaus,
Ein Windstoß löscht die Kerzen aus,
Bleich lehnt die Braut im Stuhle.

4. Dem Schöpfén blickt er ins Gesicht,
Der just das weiße Stäblein bricht,
Da sinkt's ihm aus den Händen;
Ein Mägdlein windet Blut' und Alee,
Er tritt heran — ihr wird so weh —
Wer mag den Strauß vollenden!

5. Drum sei nicht stolz, o Menschen-
kind!

Du bist dem Tod wie Spreu im Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.

1) Schnell kommt der Tod. — 2) Braut.

9. Die Türkenfugel.

1. Auf der Höh' am Felsenkirchlein,
Rings vom Türkenheer umschlossen,
Liegt ein Häuflein tapfrer Griechen
Von des Bozzaris¹⁾ Genossen.

2. Achtmal hat die Schar dort oben
Schon begrüßt den Strahl der Sonnen;
Achtmal schon ergrimmt Mutes
Hat der Feind den Sturm begonnen.

3. Doch vergeblich in den Schluchten
Häuft' er Tote nur zu Toten;
Denn der Fels ist schroff, und sicher
Trifft das Blei der Sultoten.²⁾

4. Drum von fern aus Feuerschlünden
Will er nun Verderben senden;
Kugeln über Kugeln wirft er
Nach den steilen Felsenwänden.

5. Aber mag sein glühend Eisen
Seltner's Opfer nur erreichen,
Schon beginnt ein andrer Bürger
Droben durch die Schar zu schleichen.

6. Grauer als von Feindeswaffen
Ist der Tod von Durstesqualen;
Keinen Brunnen hat der Felsen,
Und geleert sind Schläuch' und Schalen.

7. Und der Himmel, blau und ehern,
Schaut herab mit Feueraugen;
Ach, nicht reicht's, daß von den Hälmen
Sie den Tau der Frühe saugen.

8. Bleich, mit hohlen Wangen,
Schwanken

Um das Kirchlein die Gestalten;
Raum vermag der Arm, entkräftet,
Noch das lange Rohr zu halten.

9. Dorrend klebt die Zung' am Gau-
men,

Fieberglut durchräst die Glieder;
In der Not des neunten Abends
Werfen sie sich flehend nieder:

10. „Der du Mojs' Stab gesegnet,
Daß er Wasser schuf dem Volke,
Der du auf Elias' Rufen
Rastst in schatt'ger Regenwolke,

11. Herr, erbarm', erbarm' dich unser!
Sieh, wir sind wie trockne Scherben, —
Von des Feindes Schwert errettet,
Laß uns nicht im Durst verderben!“

12. Und noch hallt es: „Herr, erbarm'
dich!“

Da in rotgewölbtem Bogen
Aus dem Türkenlager laufend
Kommt ein Feuerball geflogen.

13. Dröhnend schlägt er in die Klippe,
Bohrt sich wühlend tief und tiefer:
Horch! da zischt es leis, und silbern
Zuckt es auf im Felsgeschiefer.

14. Und es blinkt und rinnt und rieselt,
Und mit Brausen dann geschossen
Well' auf Welle kommt das Wasser,
Dem das Erz die Bahn erschlossen.

15. O wie lieblich rauscht der Sprudel
In das Ohr der Kriegsgefährten!
O wie schlürfen sie mit Wonnen
Von dem Raß, dem langentbehrten!

16. Aber dann zum frommen Danke
Siehst du sie die Hände falten:
„Sei gepriesen, Herr der Gnaden!
Wundervoll ist all dein Walten.“

17. Durch die Hand des grimmigsten
Feindes
Weißt du Trost und Heil zu geben;
Tod gedacht' er uns zu senden,
Doch du wandtest Tod in Leben.“

10. Ethisches und Ästhetisches.

I.

Das ist des Dyrikers Kunst, aussprechen,
was allen gemein ist,
Wie er's im tiefsten Gemüt neu und be-
sonders erschuf,
Oder dem Eigensten auch solch allver-
ständlich Gepräge
Leihn, daß jeglicher drin staunend sich
selber erkennt.

II.

Wechselnd färbt wie der Strahl des Ge-
fühls sich des Dyrikers Ausdruck:
Aber des Epikers Stil fließe wie reiner
Kristall;
Klar sei jede Gestalt, und unsichtbar wie
das Licht nur
über dem Ganzen dahin schwebende des Dich-
ters Gemüt.

1) Marco Bozzaris, Held des griechischen Befreiungs-
kampfes (1821–29), geb. 1788, fiel im August 1823 bei
Missolonghi. — 2) Ein kleiner Griechenstamm im heu-
tigen Albanien.

III.

Als ein Vergangnes erzählt dir der Vor-
zeit Sage das Epos;
Aber ein werdendes Loß zeigt der Drama-
tiker dir.
Weit dort streckt sich der Raum, bunt wech-
seln die Helden, und sichtbar
Tritt aus dem hohen Gewölk waltend die
ewige Macht,
Während du hier aus der menschlichen
Brust urreigensten Tiefen
Jegliche That aufblühn siehst in ein einzig
Geschick.

11. Sprüche.

I.

Am guten Alten
In Treuen halten,
Am kräft'gen Neuen
Sich stärken und freuen,
Wird niemand gereuen.

II.

Liebe, die von Herzen liebt,
Ist am reichsten, wenn sie gibt;
Liebe, die von Opfern spricht,
Ist schon rechte Liebe nicht.

III.

Kommt dir ein Schmerz, so halte still
Und frage, was er von dir will.
Die ew'ge Liebe schickt dir keinen
Bloß darum, daß du mögest weinen.

IV.

Gast du getan einen törichten Schritt,
So tu zurück ihn schnelle;
Du machst ihn nimmer gut damit,
Daß du behauptest die Stelle.

V.

Wenn sie dich schmähten und wenn sie dich
schalten,
Widersprich nicht mit hitzigem Blut;
Schweig und schaffe, was schön und gut.
So wirfst du zuletzt doch recht behalten.

VI.

Um keinen Preis gestehe du
Der Mittelmäßigkeit was zu!
Gast du dich erst mit ihr vertragen,
So wird dir's bald bei ihr behagen,
Bis du zuletzt, du weißt nicht wie,
Geworden bist so flach wie sie.

VII.

Das ist die Wirkung edler Geister:
Des Schülers Kraft entzündet sich am
Meister;
Doch schürt fein jugendlicher Hauch
Zum Dank des Meisters Feuer auch.

VIII.

Das Schwerste klar und allen faßlich
sagen,
Heißt aus gediegnem Golde Münzen
schlagen.

IX.

Dein Ja sei Ja, dein Nein sei Nein
Und scharf das Schwert an deiner Lende;
Die beste Staatskunst bleibt am Ende
Doch, tapfer und gerecht zu sein.

2. Friedrich Bodenstedt,

geboren den 22. April 1819 zu Peine in Hannover, studierte Geschichte, Philosophie und Philologie in Göttingen, München und Berlin, wurde 1844 Gymnasiallehrer in Tiflis in Persien, wo er unter der Leitung Mirza-Schaffys (sprich: mirza schaffi) das Tatarische und Persische erlernte, wurde 1854 Professor der slavischen Sprachen in München, durchauerte 1881 die Vereinigten Staaten, um seine Beobachtungen in einem Reiseverf. niederzulegen, und starb am 18. April 1892 in Wiesbaden. — Seine Bekanntheit verdankt er vornehmlich den „Mirza-Schaffy-Liedern“, in denen er — es sind nicht Übersetzungen, sondern Originalschöpfungen — in größter Formvollendung und in frischem, lebensfrohem Ton seine Lebensweisheit ausdrückt.

1. Aus den Mirza-Schaffy-Liedern.

I.

Mirza-Schaffy kam einst auf einer Reise
Zu einem reichen Mann. Da sprach der
Waise:

„Ich will dein Gast für heut' und morgen
bleiben,
Hilf mir die Zeit nun angenehm ver-
treiben;
5 Bereit' ein Fest, lad gute Freunde ein,

Wir wollen froh und guter Dinge sein!“ —
 „Ich habe keine Freunde,“ sprach der
 Mann.

Mirza=Schaffy sah ihn verwundert an:
 „So darfst du nicht dein Dach zum Obdach
 wählen,

10 Dem selbst beim Reichtum gute
 Freunde fehlen.“

Er schüttelte den Staub von seinen Füßen,
 Verließ den Reichen, ohne ihn zu grüßen,
 Sprach: „Wem der Himmel keinen Freund
 beschert,

Weh ihm! Der Mann ist keines Grußes
 wert.“

II.

1. Im Garten klagt die Nachtigall
 Und hängt das kleine Köpfchen nieder:
 „Was hilft's, daß ich so schöne Lieder
 Und wunderschöne Töne habe —

Solange ich mein grau Gefieder
 Und nicht der Rose Schöne habe?“

2. Im Blumenbeet die Rose klagt:
 „Wie soll das Leben mir gefallen?
 Was hilft's, daß vor den Blumen allen
 Ich Anmut, Duft und Schöne habe —
 Solange ich nicht der Nachtigallen
 Gesang und süße Töne habe?“

3. Mirza=Schaffy entschied den Streit.
 Er sprach: „Laßt euer Klagen beide,
 Du Rose mit dem duft'gen Kleide,
 Du Nachtigall mit deinen Liedern!
 Vereint, zur Lust und Ehrenweide
 Der Menschen, euch in meinen Liedern!“

III.

Worin besteht, Mirza=Schaffy,
 Der Zauber deiner Poesie? —
 Daß du in allem wahr bist
 Und die Natur zu wahren weißt,
 5 Daß du in allem klar bist
 Und Wort und Sinn zu wahren weißt,
 Daß du nur nach dem Rechten greiffst
 Und alles recht betrachtest —
 Daß du nur Diamanten schleiffst
 10 Und Kiesel nicht beachtest.

2. Sprüche der Weisheit.

1.

Der kluge Mann schweift nicht nach dem
 Fernen,
 Um Nahes zu finden,

Und seine Hand greift nicht nach den
 Sternen,
 Um Licht anzuzünden.

2.

Vergebens wird die rohe Hand
 Am Schönen sich vergreifen —
 Man kann den einen Diamant
 Nur mit dem andern schleifen.

3.

Nie kampflos wird dir ganz
 Das Schöne im Leben gegliückt sein —
 Selbst Diamantenglanz
 Will seiner Hülle entrückt sein,
 Und windest du einen Kranz:
 Jede Blume will gepflückt sein.

4.

Wohl besser ist's, ohn' Anerkennung leben
 Und durch Verdienst des Höchsten wert zu
 sein,
 Als unbedient zum Höchsten sich erheben,
 Groß vor der Welt und vor sich selber
 klein.

5.

Höre, was der Volksmund spricht:
 Wer die Wahrheit liebt, der muß
 Schon sein Pferd am Zügel haben —
 Wer die Wahrheit denkt, der muß
 Schon den Fuß im Bügel haben.
 Wer die Wahrheit spricht, der muß
 Statt der Arme Flügel haben!
 Und doch singt Mirza=Schaffy:
 Wer da lügt, muß Prügel haben!

3. Frühlingslied.

(Geflügelt.)

1. Wenn der Frühling auf die Berge
 steigt

Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
 Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
 Und im Gras das erste Blümlein sprießt,
 Wenn vorbei im Tal
 Nun mit einem Mal

Alle Regenzeit und Winterqual,
 Schallt es von den Höh'n
 Bis zum Tale weit:
 O wie wunderschön
 Ist die Frühlingszeit!

2. Wenn am Gletscher heiß die Sonne
leßt,
Wenn die Quelle von den Bergen springt,
Alles rings mit jungem Grün sich deckt
Und das Lustgetöse der Wälder klingt —
Lüfte, lind und lau,
Würzt die grüne Au,
Und der Himmel lacht so rein und blau,
Schallt es von den Höhn
Bis zum Tale weit:
O wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

4. Freundschaft.

Wenn jemand schlecht von deinem Freunde
spricht,
Und scheint er noch so ehrlich: glaub'
ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde
schlecht:
Mißtrau' der Welt und gib dem Freunde
recht!
5 Nur wer so standhaft seine Freunde
liebt,
Ist wert, daß ihm der Himmel Freunde
gibt.
Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz,

Die ganze Welt heut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's, voll heil'ger Wunder-
kraft,
10 Das nur bei festem Glauben Wunder
schafft;
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen
Glanz,
Einmal zerbrochen, wird's nie wieder
ganz.
Drum: wird ein solches Kleinod dir be-
schert,
O trübe seinen Glanz nicht, halt es wert!
15 Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod
hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Wert ver-
leiht!
Denn wo es fehlt, da ist die Welt ent-
weiht.
Doch würdest du dem ärmsten Bettler
gleich —
20 Bleibt dir ein Freundesherz, so bist
du reich;
Und wer den höchsten Königsthron ge-
wann
Und keinen Freund hat, ist ein armer
Mann.

3. Ferdinand Wäßler,

geboren den 26. Januar 1816 zu Reiz, gestorben den 3. Februar 1879 als geistlicher Inspektor, Superintendent und Professor zu Schulpforta, hat griechische und deutsche Sagen in klassischer Sprache und sinniger Auffassung sowie manche ergreifende Balladen verfaßt.

Die Stieläuser.

1. „Wer klopft so eilig und mit Macht
An meine Thür in später Nacht?
's mag ein verirrter Wanderer sein.
Du ärmster Mann, tritt hurtig ein!“
Er legt die Arbeit schnell zur Seiten,
Ergreift den Rieverspan mit Hast
Und eilt, ins niedre Haus zu leiten
Mit frohem Gruß den fremden Gast.

2. Der Riegel knarrt, er tritt hinaus —
Er steht gelähmt vom nächt'gen Graus,
Die Leuchte seiner Hand entfällt:
Er sieht vom Feind das Haus umstellt.
Schnell greifen ihn vier kräft'ge Arme
Und ziehn ihn von der Schwelle fort;
Und einer aus dem wilden Schwarme
Gibt ihm das unwillkommene Wort:

3. „Du führst uns den verborgnen Pfad
Hoch über den Rißlengrat
Zur nächsten Stadt in Norreland;
Denn wider sie ist unsre Hand.“
Doch er mit männlichem Erröten:
„Unmögliches verlangt ihr!
Wann hielt's ein Normann mit den
Schweden?
Ihr kamt nicht vor die rechte Thür.“

4. Und sie mit wilder Ungeduld:
„Ob ungeru oder ob mit Huld —
Das gilt uns gleich! Du hast die Wahl
Nur zwischen Gold und hartem Stahl.
Ein nächt'ger Gang von wenig Meilen
Befreit dich schnell aus aller Not;
Bleibst du, so stirb! und mit dir teilen
Dein Weib und Kind den Rachtod.“

5. Zusammen brach der kräft'ge Mann,
Der Schweiß von seiner Stirne rann;
Zwiespältig ringt in ihm der Geist,
Bis sich empor der Normann reißt
Und spricht das Wort voll Grimm und
Schmerzen:

„Ihr Jünglinge, vergelt's euch Gott,
Daß ihr mit eines Mannes Herzen
Treibt solch unmenschlich Spiel und Spott.

6. Wohlan! nicht um den eignen Leib,
Nur um die Kindlein und mein Weib
Jüg' ich mich eurem harten Zwang;
Den Sündenfold ich nicht verlang'.“
Er wendet sich ins Haus und bindet
Die Schneeschuh' an den Knöcheln fest,
Ergreift den hohen Stab und zündet
Die Leuchte an dem Kohlenrest.

7. Noch einmal fällt sein trüber Blick
Auf seine Teueren zurück:
Sie schlummern ohne Sorg' und Harm
So selig wie in Gottes Arm;
Und leise spricht er seinen Segen;
Dann tritt er vor den Kriegerzug,
Er schreitet aus, und rasch entgegen
Dem Hochgebirge geht's im Flug.

8. Da faust der Eise, da stäubt der
Schnee,
Aus braunen Nebeln schwankt die Höh',
Vorüber fliegt im Geisterreich'n
Der Wasserfurch, der Fels, der Gain.
Im Schwung und Sprung auf glatten
Sohlen

Durchbraust der Hauf' die Winterflur,
Es kühlt der Sturm, ihn einzuholen,
Und tilgt die flücht'ge Menschenspur.

9. So durch der Schluchten Doppelnacht
Zur Höh', wo die Lawine kracht,
Und ob des Giebachs schwankem Steg

Führt er sie den verborgnen Weg.
Dem matten Scheine der Laterne
Folgt fest der rasche Kriegerhauf',
Und endlich hebt sich in der Ferne
Die schwerbedrohte Stadt herauf.

10. Dort liegt sie — einsam Turm und
Tor,

Kein Lichtlein schimmert draus hervor,
Und wie die Wolke, trüb und schwer,
Liegt Mitternachtschlaf drüber her. —
Er sieht's mit Gram; hört die Bedränger
Jetzt kühner stürmen durch das Feld,
Merkt, wie der Feind sich immer enger
An seine flücht'gen Felsen hält.

11. Er schaut hinüber, schaut zurück,
Und alles flirrt vor seinem Blick;
Es ruft aus jedem Busch und Rohr:
„Normann, halt ein! Was hast du vor?“
Da muß er vor sich selbst erbeben,
Er seufzet, bis zum Tode matt:
„O Herr, nimm hin mein schuldig Leben,
Errette nur die gute Stadt!“

12. Ihm ist, als hab' es Gott bejaht,
Und kühn erwacht ihm Will' und Rat —
Dort läuft den steilen Bergeshang
Ein hoher Tannenwald entlang,
Ein Pfad lockt in die Waldezhalle,
Der dichtungschattet abwärts führt
Und unversehns in jähem Falle
Im tiefsten Abgrund sich verliert.

13. Den schlägt er ein; die Hand aufs
Herz,
Das feste Auge himmelwärts,
Fliegt er des Wegs zur Felsenwand
Und stürzt sich von des Abgrunds Rand.
Noch flammt die Leuchte im Gefröuch,
Die Schweden folgen ihrem Schein,
Und drunten deckt des Normanns Leiche
Der Feinde zuckendes Gebein.

4. Hermann Ringg,

geboren den 22. Januar 1820 zu Lindau am Bodensee, studierte in München, Freiburg, Berlin und Prag Medizin, ward 1846 bayerischer Militärarzt, gab aber bereits 1851 den Dienst auf, lebte, durch ein Jahrgeld König Maximilians II. aller Nahrungsforgen enthoben, von da an in München ganz seiner Muse und starb am 18. Juni 1905. — Seine Dichtungen zeichnen sich durch eine ungemeine Anschaulichkeit aus, namentlich auch durch Zusammenstellung padender Gegenstände, wie in dem unten stehenden Gedicht. Sein Hauptwerk ist das Epos „Die Völkerwanderung“, worin er in farbenreichen Bildern den Sieg des Christentums über das abgelebte Rom und Byzanz feiert.

Der schwarze Tod.

1. Ergittre, Welt! ich bin die Pest.
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest;
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

2. Ich komme von Ägyptenland
In roten Nebelschleiern;
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entfog ich Gift dem Wüstenbrand
Und Gift aus Dracheneiern.

3. Talein und aus, bergauf und ab,
Ich mäh' zur öden Heide
Die Welt mit meinem Wanderstab;
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

4. Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben;
Es geht vor mir die Wassersnot,
Ich bringe mit das teure Brot,
Den Krieg hab' ich zum Erben.

5. Es hilft euch nichts, wie weit ihr
flieht,
Mein laufend Roß geht weiter!
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol' das schnellste Boot
Und auch den schnellsten Reiter.

6. Dem Kaufmann trägt man mich ins
Haus
Zugleich mit feiner Ware;
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich steig' aus seinem Schatz heraus
Und streck' ihn auf die Bahre.

7. Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leib ist mir gesund genug,
Mir ist kein Herz zu fromme.

8. Wem ich nur schau' ins Aug' hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brot und Wein,
Den hungert nur nach Staub allein,
Den durstet's heinzugehen.

9. Im Osten starb der große Khan,
Auf Indiens Zimmetinseln
Starb Negerfürst und Muselman,
Man hört' auch nachts in Ispahan
Beim As die Hunde winseln.

10. Byzanz war eine schöne Stadt,
Und blühend lag Venedig;
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu sammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

11. An Nordlands letztem Felsenriff
In einen kleinen Hafen
Wurf ich ein ausgestorbnes Schiff,
Und alles, was mein Hauch ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

12. Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag' und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd und leer
Die Stadt der Toten finden.

5. Friedrich Hebbel,

geboren am 18. März 1813 zu Wesselsburen in Dithmarschen, verlebte eine überaus entbehrungsreiche, harte Jugend, bis sein großer Fleiß und die Teilnahme wohlhabender Gönner es ihm ermöglichten, sich in Hamburg zum Studium vorzubereiten und 1836 die Universität Heidelberg zu beziehen, wo er, wie darauf in München, Göttingen und deutsche Literatur studierte, lebte nun unter mancherlei Bedrängnissen in Hamburg, Kopenhagen, Paris und zuletzt in Wien, wo er am 13. Dezember 1863 starb. — Er ist einer der größten Dramatiker der nachlassigen Zeit. Sein Hauptwerk, die großartige Trilogie „Die Nibelungen“, trug ihm kurz vor seinem Tode den großen Schillerpreis ein. Sein an Entfagungen reiches Leben drückt vielen seiner Gedichte den Stempel des Harten, Herben, Dysteren auf.

1. Der Heideknabe.

1. Der Knabe träumt, man schide ihn
fort
Mit dreißig Talern zum Heidecort,
Er ward drum erschlagen am Wege
Und war doch nicht langsam und träge.

2. Noch liegt er im Angstschweiß, da
rüttelt ihn
Sein Meister und heißt ihm, sich anzu-
ziehen,
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erschrecke.

3. „Ach Meister, mein Meister, sie
schlagen mich tot,
Die Sonne, sie ist ja wie Blut so rot!“
„Sie ist es für dich nicht alleine,
Drum schnell, sonst mach' ich dir Beine!“

4. „Ach Meister, mein Meister, so
sprachst du schon,
Das war das Gesicht, der Blick, der Ton,
Gleich greiffst du“ — zum Stock, will er
sagen,
Er sagt's nicht, er wird schon geschlagen.

5. „Ach Meister, mein Meister, ich geh', ich geh',
Bring meiner Mutter das letzte Adel!
Und suchst sie nach allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!“

6. Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt sie sich,
Die Heide, nebelnd, gespenstiglich,
Die Winde darüber saufend —
„Ach, wär' hier ein Schritt wie tausend!“

7. Und alles so still und alles so stumm,
Man sieht sich umsonst nach Lebendigem um;
Nur hungrige Vögel schießen
Aus Wolken, um Würmer zu speißen.

8. Er kommt aus einsame Hirtenhaus,
Der alte Hirt schaut eben heraus;
Des Knaben Angst ist gestiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

9. „Ach Hirte, du bist ja von frommer Art,
Vier gute Groschen hab' ich erspart;
Gib deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite!“

10. Ich will sie ihm geben, er trinke dafür
Am nächsten Sonntag ein gutes Bier;
Dies Geld hier, ich trag' es mit Beben,
Man nahm mir im Traum drum das Leben!“

11. Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er schnitt sich eben den Stecken zurecht.
Jetzt trat er hervor — wie graute
Dem Knaben, als er ihn schaute!

12. „Ach Meister Hirte, ach nein, ach nein,
Es ist doch besser, ich geh' allein!“
Der Lange spricht grinsend zum Alten:
„Er will die vier Groschen behalten.“

13. „Da sind die vier Groschen!“ Er wirft sie hin
Und eilt hinweg mit verstörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken,
Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

14. „Du hältst es nicht aus, du gehst zu geschwind,
Ei, Eile mit Weile, du bist ja noch Kind!“

Auch muß das Geld dich beschweren,
Wer kann dir das Ausruhn vermehren!

15. Komm, setz' dich unter den Weidenbaum,
Und dort erzähl' mir den häßlichen Traum;
Mir träumte — Gott soll mich verdammen,
Triffst's nicht mit deinem zusammen!“

16. Er faßt den Knaben wohl bei der Hand,
Der leistet auch nimmermehr Widerstand;
Die Blätter flüstern so schaurig,
Das Wässerlein rieselt so traurig!

17. „Nun sprich, du träumtest!“ — „Es kam ein Mann“ —
„War ich das? Sieh mich doch näher an,
Ich denke, du hast mich gesehen!
Nun weiter, wie ist es geschehen?“

18. „Er zog ein Messer!“ — „War das wie dies?“ —
„Ach ja, ach ja!“ — „Er zog's?“ —
„Und stieß“ —

„Er stieß dir's wohl so durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich dich quäle!“

19. Und fragt ihr, wie's weiter gekommen sei,
So fragt zwei Vögel, sie saßen dabei;
Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter!

20. Der Rabe erzählt, was der Böse noch tat,
Und auch, wie's der Hentzer gerochen hat;
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

2. Das Kind.

1. Die Mutter lag im Totenschrein,
Zum letztenmal geschmückt.
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie erblickt.

2. Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt ihm gar zu sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereicht, noch mehr.

3. Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:

„Du liebe Mutter, gib
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch so lieb!“

4. Und als die Mutter es nicht tut,
Da denkt das Kind für sich:
„Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So tut sie's sicherlich.“

5. Schleicht fort, so leiz es immer kann,
Und schließt die Türe sacht
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

6. Theodor Storm,

geboren am 14. September 1817 in Husum, ließ sich nach Beendigung seiner Studien in Kiel und Berlin 1842 als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt nieder, wurde wegen seiner deutschen Gesinnung von der dänischen Regierung vertrieben, lehrte jedoch 1864, nachdem Schleswig-Holstein Preußen einverleibt worden war, in seine Heimat zurück, ward Amtsrichter und starb am 4. Juli 1888. — Er zeichnet sich in seiner Dichtkunst durch große Tiefe und Innigkeit aus und schildert ergreifend die Natur seiner meerumbrannten Heimat. Am bedeutendsten ist er als Novellist.

1. Eine Frühlingsnacht.

1. Im Zimmer drinnen ist's so schwül,
Der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

2. Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
Sein Herz ist müde, sein Auge verwacht.

3. Er lauscht auf der Stunden rinnen-
den Sand;
Er hält die Uhr in der weißen Hand.

4. Er zählt die Schläge, die sie pikt,
Er forschet, wie der Weiser rückt.

5. Es fragt ihn, ob er noch leb' viel-
leicht,
Wenn der Weiser die schwarze Drei er-
reicht.

6. Die Wartfrau sitzt geduldig dabei,
Harrend, bis alles vorüber sei. —

7. Schon auf dem Herzen drückt ihn
der Tod, —
Und draußen dämmert das Morgenrot;

8. An die Fenster klettert der Früh-
lingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.

9. Die Erde lacht in Liebeszchein,
Pfingstglocken läuten das Brautfest ein;

10. Singende Bursche ziehn übers Feld
Hinein in die blühende, klingende Welt.

11. Und immer stiller wird es drin;
Die Alte tritt zum Kranken hin.

12. Der hat die Hände gefaltet dicht;
Sie zieht ihm das Laken übers Gesicht.

13. Dann geht sie fort. Stumm wird's
und leer,
Und drinnen wacht kein Auge mehr.

2. Die Stadt.

1. Am grauen Strand, am grauen
Meer

Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

2. Es rauscht kein Wald, es schlägt im
Mai

Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

3. Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Rauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

3. Weihnachtsabend.

1. Die fremde Stadt durchschritt ich
sorgenvoll,

Der Kinder denkend, die ich lieb zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen
scholl
Der Kinderjubil und des Markts Ge-
braus.

2. Und wie der Menschenstrom mich
fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in das
Ohr:

„Kauft, lieber Herr!“ Ein mageres Händ-
chen hielt
Zeilbietend mir ein ärmlich Spielzeug
dar.

3. Ich schraf empor, und beim Later-
nenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangezicht;

Wes Alters und Geschlechts es mochte
sein,
Erkannt' ich im Vorübertreiben nicht.

4. Nur von dem Treppenstein, darauf
es saß,
Noch immer hört' ich, mühsam, wie es
schien:
„Kauft, lieber Herr!“ den Ruf ohn' Un-
terlaß;
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verliehn.

5. Und ich? — War's Ungeſchick? War
es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?

Oh' meine Hand zu meiner Börse kam,
Verscholl das Stimmlein hinter mir im
Wind.

6. Doch als ich endlich war mit mir
allein,
Erfasste mich die Angst im Herzen so,
Als säß' mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie' nach Brot, indessen ich entfloh.

4. Spruch.

Vom Unglück erst
Zieh ab die Schuld,
Was übrig bleibt,
Trag in Geduld.

7. Theodor Fontane,

geboren den 30. Dezember 1819 zu Neu-Küppin, war erst Apotheker, widmete sich dann in Berlin schriftstellerischer Tätigkeit, bereiste mit feinsten Beobachtungsgabe England und die Mark Brandenburg und starb am 20. September 1898 als Sekretär der Kunstakademie in Berlin. — Er schuf treffliche Balladen von martiger Kraft, erlangte seine Berühmtheit jedoch durch seine zeitgeschichtlichen Romane, die sich durch große Lebenswahrheit auszeichnen. Sein Hauptwerk ist „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“.

1. Guter Rat.

1. An einem Sommermorgen,
Da nimm den Wanderstab,
Es fallen deine Sorgen
Wie Nebel von dir ab.

2. Des Himmels heitre Bläue
Nacht dir ins Herz hinein
Und schließt wie Gottes Treue
Mit seinem Dach dich ein.

3. Rings Blüten nur und Triebe
Und Halme von Segen schwer;
Dir ist, als zöge die Liebe
Des Weges nebenher.

4. So heimisch alles klingt
Als wie im Vaterhaus,
Und über die Lerchen schwinget
Die Seele sich hinaus.

2. Das Glück.

1. Ich bin hinauf, hinab gezogen
Und suchte Glück und sucht' es weit;
Es hat mein Suchen mich betrogen,
Und was ich fand, war Einsamkeit.

2. Ich hörte, wie das Leben lärmt,
Ich sah sein tausendfarbig Licht;
Es war kein Licht, das mich erwärmte,
Und echtes Leben war es nicht.

3. Und endlich bin ich heimgegangen
Zu alter Stell' und alter Lieb',
Und von mir ab fiel das Verlangen,
Das einst mich in die Ferne trieb.

4. Die Welt, die fremde, lohnt mit
Kränkung,
Was sich umwerbend ihr gesellt;
Das Haus, die Heimat, die Beschränkung,
Die sind das Glück und sind die Welt.

3. Archibald Douglas.¹⁾

1. „Ich hab' es getragen sieben Jahr',
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd und leer.

2. Ich will hintreten vor sein Gesicht
In dieser Knechtsgeſtalt,
Er kann meine Bitte versagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

3. Und trüg' er noch den alten Groll,
Frisch wie am ersten Tag,
So komme, was da kommen soll,
Und komme, was da mag.“

4. Graf Douglas spricht's. Am Weg
ein Stein
Lied ihn zu harter Ruh';
Er sah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

1) Graf Archibald Douglas wurde wegen Auflehnung gegen Jakob I. von Schottland, Sohn der Königin Maria Stuart, 1584 geächtet und später wieder in seine Würden eingesetzt.

5. Er trug einen Harnisch, rostig und schwer,

Darüber ein Pilgerkleid, —

Da horch! vom Waldrand scholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

6. Und Riez und Staub auf wirbelte
dicht,

Her jagte Meut' und Mann,
Und ehe der Graf sich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran!

7. König Jakob saß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief;
Dem König das Blut in die Wange schoß,
Der Douglas aber rief:

8. „König Jakob, schaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder dir angetan,
Es war nicht meine Schuld.

9. Denk' nicht an den alten Douglas=
neid,

Der trotzig dich bekriegt,
Denk' lieber an deine Kinderzeit,
Wo ich dich auf den Knien gewiegt!

10. Denk' lieber zurück an Stirling=
schloß,

Wo ich Spielzeug dir geschnitz,
Dich gehoben auf deines Vaters Roß
Und Pfeile dir zugespißt!

11. Denk' lieber zurück an Elnithgow,
An den See und den Vogelherd,
Wo ich dich fischen und jagen froh
Und schwimmen und springen gelehrt!

12. O denk' an alles, was einstens war,
Und sänstige deinen Sinn!
Ich hab es gebüßet sieben Jahr',
Daß ich ein Douglas bin.“

13. „Ich seh' dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' deine Stimme nicht;
Mir ist, als ob ein Rauschen im Wald
Von alten Zeiten spricht.

14. Mir klingt das Rauschen süß und traut,

Ich lausch' ihm immer noch;
Dazwischen aber klingt es laut:
Er ist ein Douglas doch!

15. Ich seh' dich nicht, ich höre dich
nicht,

Das ist alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angesicht
Wär' ein verlorener Mann.“

16. König Jakob gab seinem Roß den
Sporn,

Bergan jetzt ging sein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel born
Und hielt mit dem Könige Schritt.

17. Der Weg war steil, und die Sonne
stach,

Und sein Panzerhemd war schwer;
Doch ob er schier zusammenbrach,
Er lief doch nebenher.

18. „König Jakob, ich war dein Sene=
schall,

Ich will es nicht fürder sein;
Ich will nur warten dein Roß im Stall
Und ihm schütten die Körner ein.

19. Ich will ihm selber machen die
Streu

Und es tränken mit eigner Hand;
Nur laß mich atmen wieder aufs neu'
Die Lust im Vaterland.

20. Und willst du nicht, so hab' einen
Mut,

Und ich will es danken dir,
Und zieh dein Schwert und triff mich gut
Und laß mich sterben hier.“

21. König Jakob sprang herab vom
Pferd,

Gell leuchtete sein Gesicht,
Aus der Scheide zog er sein breites
Schwert,

Aber fallen ließ er es nicht.

22. „Nimm's hin, nimm's hin und trag
es neu

Und bewache mir meine Ruh'!
Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du.

23. Zu Roß! Wir reiten nach Ein=
lithgow,

Und du reitest an meiner Seit',
Da wollen wir fischen und jagen froh
Als wie in alter Zeit.“

4. John Maynard.

John Maynard!

„Wer ist John Maynard?“

John Maynard war unser Steuermann,
Aushielt er, bis er das Ufer gewann;
5 Er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.

John Maynard!

Die „Schwalbe“ fliegt über den Erie-See,
Gischt schäumt um den Bug, wie Flocken
von Schnee,

10 Von Detroit fliegt sie nach Buffalo —
Die Herzen aber sind frei und froh,
Und die Passagiere mit Kindern und
Frau'n

Im Dämmerlicht schon das Ufer schaun,
Und plaudernd an John Maynard heran
15 Tritt alles: „Wie weit noch, Steuer=
mann?“

Der schaut nach vorn und schaut in die
Rund':

„Noch dreißig Minuten . . . halbe
Stund'.“

Alle Herzen sind froh, alle Herzen sind
frei —

Da klingt's aus dem Schiffsraum her wie
Schrei,

20 „Feuer!“ war es, was da klang,
Ein Qualm aus Kajüt' und Luke drang,
Ein Qualm, dann Flammen lichterloh,
Und noch zwanzig Minuten nach Buffalo.
Und die Passagiere, buntgemengt,

25 Am Bugspriet stehn sie zusammenge=
drängt.

Am Bugspriet vorn ist noch Luft und Licht,
Am Steuer aber lagert sich's dicht,
Und ein Jammern wird laut: „Wo sind
wir? wo?“

Und noch fünfzehn Minuten von Buffalo.
30 Der Zugwind wächst, doch die Qualm=
wolke steht,

Der Kapitän nach dem Steuer späht,
Er sieht nicht mehr seinen Steuermann,
Aber durchs Sprachrohr fragt er an:

„Noch da, John Maynard?“ — „Ja,
Herr, ich bin.“ —

35 „Auf den Strand, in die Brandung!“
— „Ich halte drauf hin.“

Und das Schiffsvolk jubelt: „Halt aus!
Gallo!“

Und noch zehn Minuten bis Buffalo.

„Noch da, John Maynard?“ Und Ant=
wort schallt's

Mit ersterbender Stimme: „Ja, Herr,
ich halt's!“

40 Und in die Brandung, was Klippe,
was Stein,

Sagt er die „Schwalbe“ mitten hinein;

Soll Rettung kommen, so kommt sie
nur so.

Rettung: der Strand von Buffalo.

Das Schiff geborsten, das Feuer ver=
schwelt.

45 Gerettet alle. Nur einer fehlt!

Alle Glocken gehn; ihre Töne schwell'n
Himmeln aus Kirchen und Kapell'n,
Ein Klingen und Läuten, sonst schweigt
die Stadt,

Ein Dienst nur, den sie heute hat:

50 Zehntausend folgen oder mehr,
Und kein Aug' im Zuge, das tränenleer.
Sie lassen den Sarg in Blumen hinab,
Mit Blumen schließen sie das Grab.
Und mit goldner Schrift in den Marmor=
stein

55 Schreibt die Stadt ihren Dankspruch
ein:

„Hier ruht John Maynard. In Qualm
und Brand

hielt er das Steuer fest in der Hand,
Er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
60 John Maynard.“

5. Der 6. November 1632.¹⁾

(Schwedische Sage.)

1. Schwedische Heide, Novembertag,
Der Nebel grau am Boden lag,
Hin über das Steinfeld von Dalarn
Hölpert, stolpert ein Räderkarr'n.

2. Ein Räderkarr'n, beladen mit Korn;
Lorns Aterdag zieht an der Deichsel vorn,
Niels Rudbeck schiebt. Sie zwingen's
nicht,

Das Gefrüh wird dichter, Niels Rudbeck
spricht:

3. „Buschginster wächst hier über den
Steg,

Wir gehn in die Irr', wir missen den
Weg,

Wir haben links und rechts vertauscht, —
Hörst du, wie die Dalelf rauscht?“

1) Vgl. hierzu „Die Schlacht bei Lützen“, S. 227.

4. „Das ist nicht die Dalesf, die Dalesf ist weit,
Es rauscht nicht vor uns und nicht zur Seit',

Es lärmt in Lüften, es klingt wie Trab,
Wie Reiter wogt es auf und ab.

5. Es ist wie Schlacht, die herwärts dringt,

Wie Kirchenlieder es zwischen klingt,
Ich hör' in der Rosse wieherndem Trott:
Eine feste Burg ist unser Gott!

6. Und kaum gesprochen, da Lärmen und Schrein,

In tiefen Geschwadern bricht es herein,
Es brausen und dröhnen Luft und Erd',
Voraus ein Reiter auf weißem Pferd.

7. Signale, Schüsse, Rossegestampf,
Der Nebel wird schwarz wie Pulverdampf.

Wie wilde Jagd, so fliegt es vorbei; —
Zitternd ducken sich die zwei.

8. Nun ist es vorüber. — Da wieder mit Macht

Rückwärts wogt die Reiterjacht,
Und wieder dröhnt und donnert die Erd',
Und wieder voraus das weiße Pferd.

9. Wie ein Lichtstreif durch den Nebel es blizt,

Rein Reiter mehr im Sattel sitzt;
Das fliehende Tier, es dampft und raucht,
Sein Weiß ist tief in Rot getaucht.

10. Der Sattel blutig, blutig die Mähn',

Ganz Schweden hat das Ross gesehen. —

Auf dem Felde von Rügen am selben Tag
Gustav Adolf in seinem Blute lag.

8. Hermann Allmers,

der „Marschendichter“, geboren den 11. Februar 1821 zu Rechtenfleth an der untern Weser, nach längerem Aufenthalt in Italien gestorben in seiner Heimat am 9. Mai 1902, war der Verfasser warm empfundener Lieder und zeichnete sich auch als gewandter Erzähler aus. Im Gegensatz zum Naturalismus seiner Zeitgenossen, der „Großstadtkunst“, widmete er sich der Darstellung seiner Heimat und wurde so der Begründer der heimatlichen Dichtung.

Die Katakomben von Rom.

Lange Zeit war man der Ansicht, die Katakomben seien ursprünglich nichts anderes als ausgebaute und verlassene Pozzulangruben,¹⁾ welche dann die verfolgten Christengemeinden zu ihrem heimlichen Versammlungsorte erwählt hätten, um sie zugleich als gemeinsame Gräberstätte zu benutzen. Neuere Forschungen haben indes diese Meinung dahin geändert, daß die Katakomben, soweit wir sie jetzt kennen, durchaus als dazu bestimmte Anlagen sich herausstellen, da sie sich schon auf den ersten Blick von jenen völlig regellosen Pozzulangruben unterscheiden, daß aber diese allerdings hier und da der erste Anlaß zu Katakombenanlagen gewesen sein können.

Zu der Zeit, als das Christentum in Rom so weit um sich gegriffen hatte, daß es Aufmerksamkeit erregte, oder auch zur Zeit der Christenverfolgungen, deren erste bekanntlich schon unter Nero stattfand,

boten solche Gruben eine sehr passende Stelle teils zum Verbergen der Verfolgten, teils zu Versammlungsorten. Wenn etwa der Eingang im Garten eines christlich gesinnten Römers lag, war hier die geheimste und sicherste Stätte der Zuflucht. Mit leichter Mühe wurden dann einzelne schon vorhandene Höhlungen erweitert und regelmäßig bearbeitet, so daß sie als kirchliche Versammlungsorte dienen konnten, denen die mystische Beleuchtung durch Lampen, die tiefe Stille, die Trennung von der Oberwelt und die Sicherheit einen besonderen Reiz verliehen. Vorzugsweise aber eigneten sich diese Höhlungen zu Begräbnisstätten der Gläubigen. Da die heidnische Verbrennung dem gottergebenen Geiste und der biblischen Tradition nicht entsprach, da es gefährlich sein mochte, Gräber mit christlichen Emblemen und Inschriften den Augen der profanen Menge auszusetzen, so war es wohl natürlich, daß man diese Weise einschlug. Hierzu kam noch, daß die Liebesgemeinschaft der Gläubigen, die ja auch über das Erdenleben hinausreichen

1) Gruben in Puzzolana genannter vulkanischer Erdatart, die man als Mörtel verwendete.

sollte, ihnen nicht gestattete, ihre Leichen in einzelnen Familiengräbern isoliert, wie es die Römer zu tun pflegten, zu bestatten; die Gemeinde sollte auch im Tode zusammenbleiben wie eine einzige Familie. Es war ein schöner Gedanke, da zu ruhen, wo man in der Gefahr des Lebens Schutz gesucht, wo man Worte der Zuversicht und der Hoffnung gehört hatte, und für die Überlebenden war es ein milder, freundlicher Gedanke, daß die Vor- ausgegangenen dennoch in ihrer Mitte ihren heiligen Versammlungen und Liebesmahlen nahe blieben. Besonders wichtig wurde diese Verbindung der Gräber und Versammlungsorte zu Zeiten blutiger Verfolgungen. Nichts war natürlicher, als daß man die, deren Festigkeit im Glauben selbst durch die Schreden des Todes nicht erschüttert worden war, die mit ihrem Blute für die Wahrheit ihrer Lehre Zeugnis gegeben hatten, besonders ehrte, und daß man diese Ehre, welche die Lebenden nicht entgegennehmen konnten, ihren Überresten erwies. Auch schien es vorteilhaft, diese vor Augen zu haben, um sich stets an die Pflicht ähnlicher unerschütterlicher Treue zu erinnern. Man liebte es daher, sich an ihren Gräbern zu versammeln, über ihnen das friedliche Liebesmahl zu halten, und es galt bald für einen Vorzug, in ihrer Nähe der einstigen Auferstehung entgegenzuwarten.

Ähnlich wie im heidnischen Rom die Zünfte der Totengräber, bestand auch in der christlichen Gemeinde eine wohlorganisierte Körperschaft, die Fossores. Wir sehen sie auf ihren Gräbern mit den Werkzeugen ihres Geschäfts abgebildet. Sie besorgten die Herstellung und Verschließung der Gräber, sie höhlichten nach Bedürfnis die körnigen Tuffhügel aus, reichten Gang an Gang, Stockwerk an Stockwerk, indem sie oft nur die Hauptstraßen frei ließen und mit der nutzlosen Tufferde die Gänge wieder schlossen. Wohl war den Heiden diese Bestattungsweise nicht unbekannt, ja sie wendeten sie selber an, und selbst das berühmte Scipionengrab ist eine Art Familienkatakomba. Allein es war auch gar nicht verboten, seine

Toten auf beliebige Weise zu bestatten; konnte doch ein christlicher Besitzer in seinem Grund und Boden graben, wo und wann er wollte; nur in Verfolgungszeiten, wenn es galt, die Christen auszu- rotten, wurden diese Gräberstraßen zur furchtbaren Schlachtbank.

Bis jetzt haben die Untersuchungen ergeben, daß im Altertum allein in Rom zum wenigsten vierzig große Katakomben- anlagen im Gebrauch waren, von denen heute bereits zwanzig wieder aufgefunden sind. Nur die wenigsten davon sind ganz durchforscht, und man weiß noch immer nicht, wo ihr Ende ist. Dies eben erhöht das Gefühl des Fesselnden, Geheimnis- vollen und Schauerlichen, welches beim Besuche der dunklen Tiefe aufs mächtigste das Gemüt umfängt. Aber wie unge- heuer ihre Größe ist, geht schon daraus hervor, daß das Areal der einen Katakomba San Calisto, soweit sie jetzt ent- deckt ist, schon anderthalb Stunden im Umfange hat, und ihre Gänge zusammen eine Länge von über 2000 Meter be- tragen, während die Gesamtlänge aller bekannten Korridore auf etwa 600 italie- nische Miglien²⁾ berechnet ist, die Millio- nen von Gräbern enthalten.

So hatte sich denn im Laufe einiger Jahrhunderte die große christliche Toten- stadt gestaltet, wie sie jetzt vor unsern Blicken daliegt. Wir sehen ein vielfach verschlungenes, vielfach sich durchkreuzen- des Gewirr von Haupt- und Neben- gängen, die sich bald in geringer, bald in größerer Tiefe im Tuffboden hinziehen, oftmals aber auch als ein zweifaches, ja dreifaches Stockwerk übereinanderlaufen. Sie sind durchgehends kaum zwei oder drei Fuß breit und zehn bis zwölf Fuß hoch, oben meist spitzbogig geschlossen. Sie und da erweitern sich dann diese Gänge zu kleinen viereckigen Räumen, die fast immer rund gewölbt sind und zu- weilen durch eine nach oben gehende brunnenartige Öffnung einen schwachen Schimmer von Tageslicht erhalten, indes alles übrige in ewiger Nacht ruht.

2) Meilen von etwa 1 Kilometer Länge.

Diese Kapellenartigen Räume nun enthalten häufig einige Gräber von namhaften Bischöfen, Diakonen, Heiligen und Märtyrern der früheren Kirche und sind meistens mit Malereien decoriert. In allen übrigen Wänden dieses Labyrinths aber sehen wir von unten bis oben die wagerechten Grabhöhlungen. Jede derselben ist nicht viel länger, tiefer und höher, als eben nötig, um die Leichname aufnehmen zu können; doch oft kommen auch Nischen für zwei Körper vor, deren Lage dann häufig so ist, daß das Haupt des einen zu den Füßen des andern ruht. Den Rand dieser Gräber bildet ein Falz zur Aufnahme der Verschlussplatten, welche aus Marmor oder gebranntem Ton bestehen. Auf ihnen erblickt man stets eine Inschrift und daneben irgendein christliches Emblem, beides mit rohen, kindisch unbeholfenen Zügen eingegraben oder eingeritzt, daß der Unterschied von den festen und sauberen Buchstaben der meisten heidnischen Inschriften jedem sofort in die Augen fallen muß.

Die Platteninschriften nun sind nebst den Malereien die wichtigsten Gegenstände altchristlicher Archäologie. Über 11,000 derselben sind bis jetzt bekannt und untersucht worden. Sie bestehen außer den Namen der Verstorbenen meistens aus kurzen Gebeten, Äußerungen des Trostes und der Hoffnung und Lobsprüchen, wie gut und fromm der Tote war. Fast alle sind kurz und innig, daß uns auf rührende Weise der Geist der Sanftmut, Liebe und Geduld daraus entgegenweht. Das häufigste Beiwort des Verstorbenen ist: „dem wohlverdienten“ oder: „der süßesten“ oder auch: „süße Seele“. Es wird bald der Unschuld und Sittenreinheit, bald der Sanftmut, auch wohl der Schönheit und Klugheit gedacht. Märtyrer werden ausdrücklich bezeichnet bald mit dem bloßen Worte „Martyr“, bald „Martyrio coronatus“. Einfach und rührend ist zuweilen das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ausgesprochen, z. B. des Sohnes, der seiner lieben Mutter, oder der Eltern, die ihrem einzigen Kinde einige Worte weihen, und selbst

die Treue eines Dieners findet Anerkennung.

Das vornehmste und häufigste aller altchristlichen Symbole und Embleme war und blieb Jahrhunderte hindurch das Christusmonogramm, welches aus einem X und P, den griechischen Anfangsbuchstaben des Wortes Christus, zusammengesetzt ist.

Nicht nur die Grabplatten wurden damit als christlich bezeichnet, sondern wir finden es überall in jener Zeit auf Sarkophagen, Glasgefäßen, Lampen usw., selbst mitunter auf den Mosaiken der Basiliken, während das Zeichen des Kreuzes noch sehr selten angebracht ist und nur in späterer Zeit vorkommt.

Ein zweites, den Erlöser bedeutendes altchristliches Symbol ist der mythische Fisch, weil die fünf Buchstaben seines griechischen Namens zugleich die Anfangsbuchstaben der Worte Jesus, Christus, Gott, Sohn, Heiland in griechischer Sprache enthalten. Auf den Gräbern der Märtyrer sieht man oft auch Kränze oder Palmenzweige, und sehr häufig kommt die Taube vor, einmal als Symbol der Sanftmut und des stillen Duldens, dann aber auch einen Äzweig oder ein Blättchen tragend, im Hinblick auf die Taube Noahs als Zeichen der nahenden Erlösung und Befreiung von Not und Verfolgung; auch der Äzweig allein kommt vor. Andere, aber meistens spätere Symbole sind noch der Pfau (als Sinnbild der Unsterblichkeit, weil er stets seinen Federschmuck erneuert), der Hahn (mit Beziehung auf Petrus als Sinnbild der Buße), der Hirsch (die Sehnsucht nach Gott ausdrückend, nach Ps. 42, 2) und endlich das Lamm.

Die Wand- und Deckenmalereien der Katakomben zerfallen in zwei große Gruppen, in die antiken, die bis ins vierte, und in die byzantinischen Stile, welche bis ins achte Jahrhundert reichen. Spätere finden sich nicht mehr. Die ersten aber sind bei weitem die zahlreichsten und bedeutsamsten.

Da die senkrechten Wände überall von Gräbern durchschnitten sind, so gewährte

die Decke der kapellenartigen Gemächer die einzige Stelle für größere Malereien. Die Anordnung ist hier ziemlich gleichbleibend die eines Kreises, in dessen Mitte sich ein Bild wiederum in kreisförmiger oder auch in acht- oder viereckiger Einfassung befindet, während ringsherum vier oder acht kleinere Bilder in halbkreisförmiger oder dem Vierecke sich nähernd der Einfassung stehen. Die Zwischenräume sind dann durch Linien, Blumen, Fruchtkörbe, Delphine, Genien und ähnliche arabischenartige Malereien ausgefüllt. Für den Mittelkreis ist überwiegend die Darstellung des guten Hirten gewählt. Ein mit kurzer Tunika bekleideter junger, unbärtiger Mann mit freundlichen Gesichtszügen trägt das wiedergefundene Schaf auf seinen Schultern, während zuweilen ein Bock, das Sinnbild des verstockten Sünders, neben ihm steht. Es ist leicht einzusehen, wie die Auffassung Christi als des friedlich schützenden Hirten seiner bedrängten Herde in jenen Zeiten der Verfolgung sich am liebsten im Gemüte entfalten mußte.

Der nächste Gedanke der Christen war dann der an Befreiung aus zeitlicher Not und an die Auferstehung vom Tode. Auf ersteres beziehen sich oft einige alttestamentarische Darstellungen. Wir sehen Daniel betend in der Löwengrube, Noah aus seiner kistenartigen Arche schauend, die drei Männer singend im feurigen Ofen. Auf das einstige Hervorgehen aus den Gräbern deutet hinweisend die Darstellung der Geschichte des Jonas, den nach dreien Tagen der Walfisch ausspit, vor allem aber die Auferweckung des Lazarus. Die Taufe ist symbolisch durch einen Fischer mit der Angel angedeutet, das Abendmahl oft nur durch einen Fisch (Christus), der einen Korb mit Brot und Wein im Munde trägt. Auch die Liebesmahl, die Agapen, der ersten Christen werden bildlich vorgeführt. Man erblickt mehrere Männer an einem Tische sitzend, auf dem Brote und ein Fisch liegen, oder ein Mann und eine Frau halten segnend die Hände darüber. Andere Gegenstände sind der Sündenfall, Moses, mit dem

Stabe Wasser aus dem Felsen schlagend, die Heilung des Gichtbrüchigen oder Blinden.

In bezug auf die Mutter Jesu haben die neuesten Untersuchungen das Resultat ergeben, daß Maria mit dem Kinde, entweder allein oder von den heiligen drei Königen verehrt, bis ins zweite Jahrhundert öfters vorkommt, dann plötzlich verschwindet, um erst in der Zeit byzantinischer Eroberung vom sechsten bis zum achten Jahrhundert wieder bildlich aufzutreten, nun aber oft allein, ohne Kind, reich geschmückt und in steifer Haltung selbständig thronend.

Auch Christus erscheint härtig und thronend nur erst in der aller spätesten Zeit der Katakombenmalerei, und in der ganzen altchristlichen Kunst wird von seinen Leiden nur seine Gefangennehmung und allenfalls die Vorführung vor Pilatus dargestellt, nie aber die Geißelung, Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung, was völlig unerklärlich ist. — Fern von allen düsteren und wehevollen Bildern und aller ernstthronenden Majestät liebt es die symbolisierende Katakombenkunst, den Erlöser fort und fort als freundliche, tunicabekleidete Jünglingsgestalt des guten Hirten oder selbst gar als Orpheus zu bilden, der durch die Macht der Töne die Tiere des Waldes bezähmt und die Steine der Wildnis sich harmonisch aneinanderfügen heißt.

Gänzlich ohne allen Schmuck ist stets das Innere der einzelnen Gräber. Ohne Sarg liegen die zerfallenen Gebeinreste in ihren Höhlungen, und einige fast vermoderte Stücke Leinwand und weiße Kalkspuren lassen vermuten, daß man sie mit Kalk bestreute und dann umwickelte, um ein rasches Vergehen herbeizuführen. Daß man bei vielen noch Zeichen ihres gewaltsamen Märtyrertodes entdeckt habe, ist wohl kaum anzunehmen. Alle Gebeine, die ich sah, waren bis auf wenige Stückchen fast zu Pulver zerfallen. Aber manche Dinge von eigentümlich rätselhaftem Interesse findet man in diesen Gräbern. Da sind zuerst die kleinen, röhrenartigen Gläschen, auf deren Boden

man eine dunkelbraune, vertrocknete Substanz erblickt. Lange Zeit hielt man dieses für Blut und glaubte nun sicher, alle Nischen, in denen man solch kleines Gläschen fand, als Märtyrergräber bezeichnen zu dürfen, bis genauere Untersuchungen den Bodensatz von Wein herrührend erklärten. Und nun glaubt man, daß es vielleicht frommer Brauch gewesen sei, geliebten Toten Wein vom letzten Abend- oder Liebesmahl mit ins Grab zu geben.

Dann finden sich, jedoch viel seltener und fast immer zerbrochen, gläserne, flache Trinkgefäße mit gravierten oder goldgemalten Heiligenfiguren und kurzen Inschriften. Ihre ganze Bedeutung ist noch dunkel. Die gefundenen Ringe mit christlichen Emblemen auf ihren Gemmen³⁾ trug der Verstorbene wohl am Finger. In den Gängen und den Katakomben finden sich ferner dann und wann eigentümliche krallenar-

tige Werkzeuge von Metall und mit einem Stiele versehen, denen man gern als Martirinstrumente ein tieferes Interesse verleihen wollte; doch sind sie wohl schwerlich etwas anderes als Werkzeuge, um brennende Pechfränze damit zu halten. Vor allem aber kommen in großer Menge bald in, bald vor den Gräbern, ganz wie bei denen aus heidnischer Zeit, die bekannten kleinen, niederen Lampen vor, meistens aus gebranntem Tone, seltener aus Bronze bestehend. Sie haben ganz die Form heidnischer Grablampen, von denen sie sich nur durch ihre christlichen Embleme, insbesondere durch das Christusmonogramm, das am häufigsten auf ihnen angebracht ist, unterscheiden. Ob ihr Gebrauch hier ein symbolischer oder nur ein rein praktischer war, gehört noch zu den ungelösten Fragen der christlichen Archäologie. Eine reiche und höchst interessante Sammlung von allen diesen Dingen enthält in besonderen Schränken jetzt die Vatikanische Bibliothek.

3) Geschnittene Edelsteine.

§ 40. Geistliche Dichtung und Beredsamkeit.

1. Albert Knapp,

geboren den 25. Juli 1798 zu Tübingen, studierte daselbst Theologie, wirkte als Seelsorger an verschiedenen Gemeinden, bis er 1845 Stadtpfarrer in Stuttgart wurde, wo er am 18. Juni 1864 starb. — Er war der Vater der neueren geistlichen Dicht- und übte durch seine glaubensfreudigen, bekenntnisvollen Pieder in weiten Kreisen den heilsamsten Einfluß aus. Höchst bedeutsam für die Wiederherstellung des durch den Rationalismus verderbten Kirchenliedes war sein „Evangelischer Kirchenhag für Kirche und Haus“.

Russische Szene.

1. An einem Abend, als des Todes Weh
Aus Rußlands Steppen die Franzosen trieb

Und der Kosak auf eishartem Schnee
Erbarmungslos den Flüchtling niederhieb,
Barg sich der Oberst und sein Adjutant
Zur Nachtruhe hinter düst'ger Hüttenwand:

Da stand kein Tisch, kein Kanapee, kein
Ofen,

Da wohnten Schweine sonst — es war
ein Kosen.

2. Die Krieger blickten in die Schauer-
nacht,

Der tränenwerten Lagerstätte froh;
Sie dankten Gott, der sie hierhergebracht,
Für schmuck'ge Bretter und ein Bündlein
Stroh.

Ah, wenn das Wasser an die Seele dringt,
Verzweiflung, Todesnot das Herz um-
ringt,

Da lernt man auch um arme Gaben
flehen

Und preißend auf des Höchsten Hände
sehen!

3. Und wie sie kaum ein Stündlein dort
geruht,

Kam hergeschlichen ein Soldatentrupp.
Ein Feuer steigt — es reißt sich um die
Blut

Ein bunter, abenteuerlicher Klub.

In langen Mänteln, Pelzen, Purpur-
samt,

Theaterflittern, schaurig angeflammt
Vom kargen Feuer unterm Sternenhim-
mel —

So stand umher das seltsame Gewimmel.

4. Zur alten kaiserlichen Gardeschar
Gehörten sie. Noch blitzte hell und scharf
Ihr Auge, das in donnernder Gefahr
So stolzen Blick auf Batterien warf.
„Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich
nicht!“

So stand's auch hier auf bleichem Ange-
sicht;

Und statt sich feig im Winterfroßt zu
härmen,

Begannen sie am Ruhme sich zu wärmen.

5. „Gal weißt du noch von Lodi,
Mantua,

Und wie wir klangen über Alpenhö'n?
Du, Kamerad, du warst Desaix nah —
Wie sank er auf Marengos Feld so
schön! —

Ihr dort, ihr habt die Pyramidenschlacht
Und Abufirs Erstürmung mitgemacht! —
Und wie war's uns, da Mac die Fahnen
senkte

Und Nech vor Elchingen die Massen lenkte!

6. Der schönste Tag war doch bei
Austerlitz:

Da stiegen Frankreichs Adler in die
Luft! —

Wohl mancher, den verschonet Ehlaus
Blick,

Liegt nun verscharrt in dieser Eises-
gruft! —

Und du, Sergeant, hier käme Madrids
Blut

Wohl deinen blauen Lippen auch zugut!
Doch du da drüben, ist dir nicht dein
Orden

Vor Saragossa unter Lannes geworden?“

7. So tönt es durch die Reihen. —
O wie kalt

Ob diesem Kriegesglanz die Sterne ziehn!
Noch küßt's die verblichene Gewalt,
In alter Siegesherrlichkeit zu glühn. —
Das Feuer brennt herab, der scharfe Nord
Schließt an die Lippen fester stets das
Wort;

Und immer leiser wird's und immer
stummer.

Die Helden überschleicht der Todes-
schlummer.

8. Bald ward es stille. — Frühe lag
ein Kranz

Erstarrter Leichen um die Asche her;
Aus seiner Hütte sah's im Morgenglanz
Das Kriegerpaar mit Tränen, heiß und
schwer.

Dann schritt der Oberst und sein Adjutant
Durch ihren Kreis, die Augen unverwandt
Geheftet auf die mächtigen Gestalten,
Die trotzig sterbend noch ihr Schwert ge-
halten.

9. Dem Obersten drang dort ein altes
Wort

Durchs Herz mit unaussprechlichem Ge-
fühl

Aus einem Buch, das an bestaubtem Ort
Er jüngst gesehen in Moskaus Graunge-
wühl:

„Mein Gott, ich bitte dich durch Christi
Blut“,

Stand drin, „mach's nur mit meinem
Ende gut.“

Und bei dem Anschau'n der Gardisten-
leichen

Wollt' ihm das Wort nicht aus der Seele
weichen.

2. Philipp Spitta,

geboren den 1. August 1801 in Hannover, studierte in Göttingen Theologie, bekleidete mehrere geistliche Stellen und starb als Superintendent in Burgdorf bei Celle am 28. September 1859. — Seine innigen, wohlklingenden geistlichen Lieder („Psalter und Harfe“) erfreuen sich großer Beliebtheit.

1. Geduld.

1. Es zieht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland,
Zum Trost für Erdenmängel

Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde, sanfte Huld;
O folg' ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld!

2. Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid
Und redet so erfreulich
Von einer schönen Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
Hat er doch guten Mut;
Er hilft das Kreuz dir tragen
Und macht noch alles gut.

3. Er macht zu linder Wehmut
Den herbsten Seelenschmerz
Und taucht in stille Demut
Das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
Allmählich wieder hell;
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht schnell.

4. Er zürnt nicht deinen Tränen,
Wenn er dich trösten will;
Er tadelt nicht dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und still.
Und wenn im Sturmestoben
Du murrend fragst: „Warum?“
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber stumm.

5. Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit;
Sein Wahlspruch heißt: „Ertrage,
Die Ruhstatt ist nicht weit!“
So geht er dir zur Seite
Und redet gar nicht viel
Und denkt nur in die Weite,
Ans schöne, große Ziel.

2. Diesem Hause ist Heil widerfahren.

1. O selig Haus, wo man dich aufge-
nommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu
Christ!
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist,
Wo aller Herzen dir entgegenlagen
Und aller Augen freudig auf dich sehn,
Wo aller Lippen dein Gebet erfragen
Und alle deines Winks gewärtig stehn!

2. O selig Haus, wo Mann und Weib
in einer,
In deiner Liebe eines Geistes sind,
Als beide eines Heils gewürdigt, keiner
Im Glaubensgrunde anders ist gesinnt,
Wo beide unzertrennbar an dir hängen
In Lieb' und Leid, Gemach und Unge-
mach

Und nur bei dir zu bleiben stets verlangen
An jedem guten wie am bösen Tag!

3. O selig Haus, wo man die lieben
Kleinen
Mit Händen des Gebets ans Herz dir
legt,
Du Freund der Kinder, der sie als die
Seinen
Mit mehr als Mutterliebe hegt und pflegt,
Wo sie zu deinen Füßen gern sich sam-
meln
Und hordchen deiner süßen Rede zu
Und lernen früh dein Lied mit Freuden
stammeln,
Sich deiner freun, du lieber Heiland, du!

4. O selig Haus, wo Knecht und Magd
dich kennen,
Und wissend, weißen Augen auf sie sehn,
Bei allem Werk in e i n e m Eifer brennen,
Daß es nach deinem Willen mag geschehn,
Als deine Diener, deine Hausgenossen,
In Demut willig und in Liebe frei
Das Ihre schaffen froh und unverdrossen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu'!

5. O selig Haus, wo du die Freude
teilest,
Wo man bei keiner Freude dein vergißt!
O selig Haus, wo du die Wunden heilest
Und aller Arzt und aller Tröster bist,
Bis jeder einst sein Tagewerk vollendet
Und bis sie endlich alle ziehen aus
Dahin, woher der Vater dich gesendet,
Ins große, freie, schöne Vaterhaus!

3. Karl Gerok,

geboren am 30. Januar 1815 in Baihingen in Württemberg, studierte in Tübingen Theologie, trat 1836 als Gehilfe seines Vaters ins Predigtamt, ward 1849 Prediger, zuletzt Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat in Stuttgart, wo er am 14. Januar 1890 starb. — Er ist der innigste religiöse Lyriker der neuesten Zeit und hat sich durch seine „Palmblätter“, „Pfingstrosen“ und andere Werke einen sehr großen Leserkreis erworben. Überwiegend Gedichte weltlichen Inhalts bieten u. a. „Blumen und Sterne“, „Auf einsamen Gängen“ und „Deutsche Oskern“.

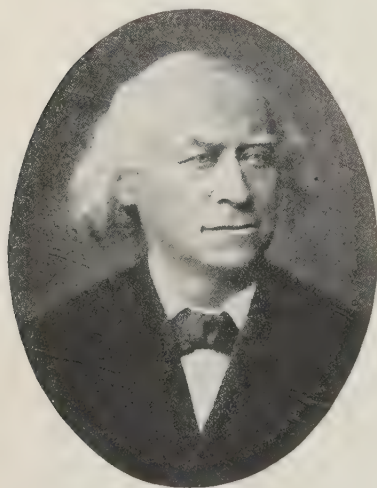
1. Auch du, mein Sohn?

Luf. 22, 61: Und der Herr wandte
sich und sah Petrum an.

1. Auch du, mein Sohn? — so klang
aus Cäsars Munde

Der tiefe Schmerzensston,
Oh' aus der dreihundzwanzigfachen Wunde
Sein Heldengeist entflohn, —
Auch du, mein Brutus, der mich nie be-
trübet,
Den gärtlich wie ein Vater ich geliebet,
Gibst mit dem Dolch mir meiner Liebe
Lohn —

Auch du, mein Sohn?



Karl Gerol.

2. Auch du, mein Sohn? — mit Pfei-
leswiderhasen

Trifft ihn das milde Wort,
Wie Geisterstimmen jst es ihm im Nacken,
Sagt ihn von Ort zu Ort,
Umrauschet ihn im Wellenschlag der
Meere,
Umflüstert ihn im Schlachtgeklirr der
Speere,
Wie Donner hört er's bei Philippi drohn:
Auch du, mein Sohn?

3. Auch du, mein Sohn? — so sprach
mit heil'gem Leide

Dereinst ein andrer Held,
Als ihm von arger Pharisäer Reide
Sein Urtheil ward gefällt.

Da sie ob ihm zum blut'gen Räte sitzen,
Aus hundert Augen Dolche nach ihm
blitzen,

Da klagt er eins nur unter Haß und
Hohn:

Auch du, mein Sohn?

4. Auch du, mein Sohn? mein Petrus,
der geschworen:

„Mein, Herr, dich laß' ich nicht!“

Du bist's, der fest vor seines Meisters
Ohren

Den frischen Eidschwur bricht,
Der ihm den Dolch ins treue Herz ge-
stochn,

Mit frechem Mund: „Ich kenn' ihn nicht!“
gesprochen;

Ist dies dein Eid, dies meiner Liebe
Lohn?

Auch du, mein Sohn?

5. Auch du, mein Sohn? Er spricht es
ohne Worte

Mit einem stummen Blick,
Der Blick schlägt ein und ruft zur Gna-
denpforte

Den ihren Sohn zurück;

Er wankt hinaus durch nächtlich stille
Gassen,

Weint bitterlich und kann sich nimmer
fassen,

So rührend klagt's vom ew'gen Gnaden-
thron:

Auch du, mein Sohn?

6. Auch du, mein Sohn? so ruft des
Heilands Klage

Noch manch verlornem Kind

Und mahnet es an alte goldne Tage,

Die längst vergessen sind.

Bernimmst du nicht sein leises Liebes-
locken,

Gleichwie im Wald von fernen Heimat-
glocken

Der irre Wanderer einen schwachen Ton:
Auch du, mein Sohn?

7. Auch du, mein Sohn? Was ward
aus jenem Knaben,

Der am Altare stund,

An Leib und Seel' geschmückt mit edlen
Gaben?

Wie brauchtest du dein Pfund?

Das Vatergut — ach! umgebracht mit
 Präßen,
 Das Vaterhaus — vergessen und ver-
 lassen,
 Und Tränen jezt und Treber nur dein
 Lohn! —
 Auch du, mein Sohn?

8. Auch du, mein Sohn? O laß dein
 Herz durchbohren
 Von jenem Liebesblick!
 Ob vieles auch, nicht alles ist verloren:
 Die Gnade bringt's zurück;
 Die Gnade ruft, o hör' ihr leises Rufen,
 Sink weinend hin an ihres Thrones
 Stufen,
 Dann klingt's in andrem, in versöhntem
 Ton:
 Auch du, mein Sohn!

2. Die heilige Nacht.

(Geführt.)

1. O Bethlehem, du kleine,
 Was färbt um Mitternacht
 Dein altergrau Gesteine
 Für wunderhelle Pracht?
 Die Hirten draußen auf dem Feld,
 Sie sehn vom güldnen Glanze
 Die Gegend rings erhellt.

2. Die Schäflein ruhn, umschimmert
 Von silberklarem Schein,
 Und jedes Gräslein flimmert
 Wie grüner Edelstein,
 Und mitten in dem schönsten Licht,
 Da steht ein hoher Engel
 Mit holdem Angesicht.

3. Der spricht mit mildem Munde:
 „Was fürchtet ihr euch so?
 Ich bring' euch gute Kunde,
 Der alle Welt wird froh;
 Denn heut' ist in der Davidsstadt
 Der Heiland euch geboren,
 Wie Gott verheißen hat.

4. Geht hin und seht es liegen,
 Das Kindlein, hold und zart,
 Gebettet statt der Wiegen
 In einer Krippe hart,
 Gewickelt von der Mutter Hand
 In arme, dünne Bindeln
 Statt purpurnem Gewand.“

5. Und aller Himmel Heere
 Erscheinen plötzlich da
 Und singen ihm zur Ehre
 Ein felig Gloria:
 „Gelobt sei Gott in Himmelshöh'n,
 Und Friede sei auf Erden,
 Den Menschen Wohlergehn!“

6. So tönt wie lauter Flöten,
 Gemischt mit Harfenklang,
 Der himmlischen Propheten
 Entzündender Gesang,
 Und leis verklingt's im Himmelsraum,
 Und nur die Sterne funkeln:
 Den Hirten dünkt's ein Traum.

7. Sie eilen hin, zu sehen,
 Was ihnen angesagt.
 O laßt mich mit euch gehen;
 Gott grüß' dich, reine Magd!
 Gott grüß' dich, o du Kindlein süß,
 Du zarte Rosenknospe
 Aus Gottes Paradies! . . .

8. Heil euch, ihr treuen Augen,
 Aus deren mildem Blick
 Die ganze Welt soll saugen
 Licht, Frieden, Trost und Glück!
 Seid mir gegrißt zu tausendmal,
 O sendet mir ins Herz
 Nur einen Liebesstrahl! . . .

9. Ja, laß ans Herz dich schließen,
 Du süßer Himmelsgast,
 Vom Haupte bis zu Füßen
 Sei minniglich umfaßt!
 Ist dir mein armer Dienst genehm,
 So sei mein Herz dein Kripplein,
 Mein Haus dein Bethlehem.

10. Da wachse, thron' und wohne,
 Du süßes Angesicht,
 Als meines Herzens Krone,
 Als meines Hauses Licht;
 So wird in deinem Gnadenschein
 Mein Herz ein Tempel Gottes,
 Mein Haus ein Bethel sein.

3. „Ave, Caesar, morituri te salutant!“

1. „Heil, Caesar, dir, dich grüßen, die
 da sterben!“
 So ruft der Gladiatoren rauher Chor.
 Gleich wird der Sand mit ihrem Blut sich
 färben;
 Im Tod sich noch ein Lächeln zu erwerben,
 Stellt sich die Schar dem Imperator vor.

2. In weitem Rund mit vollgedrängten
Sitzen
Türmt sich der Zirkus auf ins Himmels=
blau,
Der Pöbel kürzt die Zeit mit blut'gen
Wüthen,
Und fünfzigtausend Römeraugen blitzen
Voll Mordbegier nach der erschnten
Schau.

3. Ein Wink, da stürzen die geübten
Schlächter
Den nackten Leib ins blut'ge Schwerter=
spiel!
Der Zagenbe stirbt unter Hohngelächter,
Doch Beifallsdonner lohnt dem schönen
Fechter,
Der malerisch im Todeskampfe fiel.

4. Entmenschetes Rom! Zur Wollust
ist das Morden,
Die Menschenschlächterei zur schönen
Kunst,
Das Sterben zum Theaterspiel geworden,
Und Nero rührt in schmelzenden Afforden
Die Zither sich zur nächt'gen Feuers=
brunst.

5. Doch sieh, was führt man heut' für
Gladiatoren
Der Schaubegier des lieben Pöbels vor?
Nicht Parther sind, nicht Perser heut' er=
toren,
Nicht blonde Jünglinge, am Rhein ge=
boren:
Heut' ist's ein ungewohnter Fechterchor.

6. Sind hier nicht Greise, die zum
Kampf sich rüsten?
Nicht Mägdlein, hold ihr Haupt in Scham
gesenkt?
Nicht Frauen mit dem Säugling an den
Brüsten?
Merk' auf, o Rom, heut' sterben deine
Christen,
Die Neros Güte dir zum Schauspiel
schenkt!

7. Still ziehn sie ein in wallendem
Gewande,
Mit sanftem Schritt, gleich einer Priester=
schar;
Sie stehn im Rund, nun fallen ihre
Bande,
Sie knien nieder in des Zirkus Sande,
Ihr Psalm ertönt fremd und wunderbar.

8. Sie grüßen ihren Cäsar, doch nicht
jenen,
Der in die Hand sein finstres Haupt dort
stützt,
Nein, einen, der, umjauchzt von Harfen=
tönen,
Hoch ob der Erde blutigen Arenen
Als Friedefürst in goldnen Wolken sitzt.

9. „Heil, Christe, dir, dich grüßen, die
da sterben!
Kurz ist der Kampf und ewig ist der Lohn!
O selig, wer um deine Krone iverben,
O selig, wer dein himmlisch Reich darf
erben!
Nimm unsre Seelen auf, du Gottessohn!“

10. Sie schaun sich um und schauen
mit Entzücken
Den edlen Zeugenkreis, der sie umringt,
Nicht jenen, der mit mordgewohnten
Blicken
Im weiten Zirkus, voll bis zum Erdrücken,
Wie eine Riesenschlange sie umschlingt, —

11. Nein, Engel sind's, die sich her=
niederneigen,
Ein lichter Kreis, ein strahlenvoller
Kranz,
Mit Kronen winken sie, mit Palmen=
zweigen,
Kopf drängt an Kopf und Reigen sich an
Reigen,
Bis er verschwebt im goldnen Himmels=
glanz. —

12. Numid'scher Leu, nun schüttle deine
Mähne!
Die Lämmer Christi schrecket nicht dein
Zorn;
Spring an aus deinem Käfig, o Hyäne,
Du Königstiger, weke deine Zähne,
Zermalme kecklich Christi Weizenkorn! —

13. Zehn blut'ge Leichen schleift man
aus den Toren;
Doch zwanzig derer, die sie sterben sahn,
Sie haben morgen schon zum Kreuz ge=
schworen —
Aus Blut wird Christi Kirche neu ge=
boren,
Und jeder Sturm facht frische Flam=
men an.

4. Das Gewitter.

(Psalm 18, 10 ff.)

1. Ihr Kinder, kommt herein vom Spiel,

Die Lüfte wehn so dumpf und schwül,
Die Wolken stehn so schwarz zuhauf;
Ein schwer Gewitter zieht herauf:
Behüt' uns Gott in Gnaden!

2. Schauet, schon kommen die Winde
geflogen,

Himmeln wirbelt erstickender Staub,
Pappeln erbrausen, vom Sturme gebogen,
Silbern erzittert das rauschende Laub,
Dampfend noch in die geöffnete Scheuer
Ziehen die Rösse das duftende Heu,
Und in dem Neste im Giebelgemäuer
Duckt sich das Vögelein schweigend und
scheu.

3. Ihr Kinder, duckt euch nicht so
scheu,

Seid unverzagt, kommt all' herbei;
Ein treues Vaterauge wacht
Auch über schwarzer Wolkennacht.
Behüt' uns Gott in Gnaden!

4. Sehet, wie schaurig die Lüfte sich
schwärzen,

Mittag verkehrt sich in dämmernde Nacht!
Stille wird's draußen, es klopfen die
Herzen,

Mächtige Tropfen schon melden sich sacht.
Plötzlich ein Blitz, der mit feuriger Lohe
Blendet das Aug' und erhellt das Gemach;
Und durch das Himmelsgewölbe, das hohe,
Rollet der Donner mit dumpfem Getrach.

5. Ihr Kinder, fleht zum starken
Gott:

Erbarme dich, Herr Zebaoth!
In Donnerhall und Blitzechein
Vertrauen dir die Kindlein dein, —
Behüt' uns, Gott, in Gnaden!

6. Habt ihr die feurige Schlange
gesehen?

Hört ihr den plötzlichen schmetternden
Streich?

Ist in der Stadt wo ein Unglück geschehen?
Wimmert vom Turme das Glöcklein so-
gleich?

Nein, es ist stille; auf feurigem Wagen
Fuhr uns im Wetter Jehova vorbei;
Aber nicht wollt' er mit Jammer uns
schlagen,

Denn er ist gnädig, barmherzig und treu.

7. Ihr Kinder, fleht in Blikslicht:

Herr, geh mit uns nicht ins Gericht!
Mit Wetterschlag und Feuersnot
Verschon', verschon' uns, lieber Gott,
Behüt' uns, Gott, in Gnaden!

8. Wo jetzt im Feld sich ein Wanderer
noch eilet,

Fern auf der Heide noch hütet ein Hirt,
Unter dem Baum sich ein Mähdler ver-
weilet,

Weinend im Wald sich ein Kind hat ver-
irrt,

Laßt uns der Fernen, Verlassenen, Armen
Betend gedenken im sichern Gemach:
Schütze der Herr sie mit mildem Erbarmen
Unterm unendlichen himmlischen Dach!

9. Ihr Kinder, ruft zur Himmels-
höh':

Du Herrscher über Land und See,
Den Pilger schütz' in Sturmesnot,
Auf wildem Meer das schwankte Boot!
Behüt' uns, Gott, in Gnaden!

10. Siehe, nun stürzen die himm-
lischen Quellen,

Strömend ergießen die Wolken den Schoß;
Dächer, sie traufen, und Bäche, sie
schwellen,

Alle die Schleusen des Himmels sind los.
Dämmernd verschwindet im düsteren
Regen

Himmel und Erde, die weite Natur;
Aber den süßen, befruchtenden Segen,
Durstig verschluckt ihn die lechzende Flur.

11. Ihr Kinder, lobt den Herrn der
Welt!

Er trinkt die Flur, er labt das Feld;
Er schmückt das Blümlein, speist den
Wurm

Und segnet auch im Wettersturm.
Behüt' uns Gott in Gnaden!

12. Milder schon fallen die silbernen
Tropfen,

Munter schon zwitschert ein Sperling vom
Dach,

Frisch in der Werkstatt bernimmt man
das Klopfen,

All das verschüchterte Leben wird wach.
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,

Murrt noch der Donner, ein fliehender
Leu;

Aber am Himmel der leuchtende Bogen
Kündet's der Erde: Der Herr ist getreu!

13. Ihr Kinder, auf, hinaus ins
Feld!
Wie weht's und duftet's durch die Welt!
Wie glänzt die Luft, wie perlt die Flur!
Hab' Dank, o Herr der Kreatur!
Behüt' uns, Gott, in Gnaden!

5. Junker Georg.

1. Hoch ragt in Sachsens Gauen
Ein altes Grafenschloß,
Da hausten Herr'n und Frauen
Dereinst mit buntem Troß,
Da wallten edle Gäste
Zum heitern Ritterfeste
Den Wald hinan zu Fuß und Roß.

2. Heinrich von Osterdingen,
Wolfram von Eschenbach,
Die ließen dort erklingen
Die Harfen hundertfach,
Und manche Minnereise
Ward zu der Wartburg Preise
Ringsum in deutschen Landen wach.

3. Und wie ein Sternlein helle
Durch trübe Wolken geht,
Ging aus der Burgkapelle
In sanfter Majestät,
Umdrängt von ihren Armen,
Ein Engel voll Erbarmen,
Die heilige Elisabeth.¹⁾

4. Staub sind die edlen Glieder,
Versummt ist Spiel und Fest,
Ob schaut die Wartburg nieder
Durchs finstre Waldgeäst.
Da kommt nach vielen Jahren
Ein neuer Gast gefahren
Zum halbverfallnen Adlernest.

5. Still ist er angekommen
Bei Nacht und Mondenschein,
Wird heimlich aufgenommen
Vom grauen Burgwardein;
Er ließ am Thor die Knappen,
Und niemand kennt sein Wappen.
Wer mag der edle Gast wohl sein?

6. Den Junker wohlgeboren,
Man nennt ihn Herr Georg.
Zwar trägt er, wie die Sporen,
Den Namen nur auf Borg;
Doch daß er ohne Fährde
Ein rechter Ritter werde,
Des hab' ich wahrlich keine Sorg'.

7. Sein Auge blizt vom Adel
Des echten Ritterstamms,
Ein Herz ohn' Furcht und Tadel
Schlägt unterm Reiterwams.
Er führt vereint im Schilde
Die Kraft und auch die Milde
Des starken Len'n, des frommen Lamms.

8. Oft klingt zur hellen Laute
Vom Söller sein Gesang,
Dietweil der Abend graute,
Den stillen Wald entlang;
Doch nicht um Lust der Sinne,
Um reine Gottesminne
Wirbt seiner Saiten starker Klang.

9. Oft gräbt er in der Stube
Sich unter Büchern ein,
Wie in der stillen Grube
Der Bergmann ins Gestein.
Doch keinen Rittermären,
Nur hohen Himmelslehren
Brennt seiner Lampen später Schein.

10. Oft steigt er wie zur Pirsche
Hinab ins dichte Holz;
Doch nicht auf Edelhirsche
Noch Wölfe zielt sein Bolz.
Auch folgt ihm keine Meute,
Er spürt nach seltner Beute,
Nach einem Drachen, grimm und stolz.

11. Für eine Jungfrau reine
Hat einst Georg, der Held,
Am grausen Drachensteine
Zum Ritter sich gestellt
Und hat dem bösen Drachen
In seinen glüh'nden Rachen
Sein gutes Ritterschwert gespellt.

12. Jetzt abermal zu retten
Gilt's eine hohe Magd,
Die in des Feindes Ketten
Vorm Grimm des Drachen zagt:
Die Braut des Herrn, die reine,
Die heilige Gemeinde —
Wer ist's, der Blut und Leben wagt?

13. Das ist ihr Held und Ritter,
Der auf der Wartburg haust
Und bald wie ein Gewitter
Ins Land herniederbraust;
Der will sein Blut dran wagen,
Der wird den Drachen schlagen
Mit seiner frommen Geldenfaust.

1) Vgl. „Elisabeths Rosen“, S. 337.

14. Drum wer aus Sachsens Gauen
Hinauf zur Wartburg stieg,
Der denk' an heil'ge Frauen,
Denk' an den Sängerkrieg,
Doch denk' er auch des Besten
Von allen Wartburgsgästen,
Er denk' an Luthers Kampf und Sieg.

6. Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

1. Als Kaiser Karl zur Schule kam und
wollte visitieren,
Da prüft' er scharf das kleine Volk im
Schreiben, Buchstabieren,
Ihr Vaterunser, Einmaleins, und was
man lernte mehr;
Zum Schlusse rief die Majestät die Schü-
ler um sich her.

2. Gleichwie der Hirte schied er da die
Böcke von den Schafen.

Zu seiner Rechten ließ er stehn die Fleißi-
gen, die Braven.

Da stand im groben Linnenkleid manch
schlechtes Bürgerkind,

Manch Söhnlein eines armen Knechts
von Kaisers Hofgesind.

3. Dann rief er mit gestrengem Blick
die Faulen her, die Böcke,
Und wies sie mit erhobner Hand zur
Linken, in die Ecke.

Da stand im pelzverbräunten Rock manch
seiner Herrensohn,

Manch ungezognes Mutterkind, manch
junger Reichsbaron.

4. Dann sprach nach rechts der Kaiser
mild: „Habt Dank, ihr frommen
Knaben!

Ihr sollt' an mir den gnäd'gen Herrn,
den güt'gen Vater haben;

Und ob ihr armer Leute Kind und Knech-
tessohne seid:

In meinem Reiche gilt der Mann und
nicht des Mannes Kleid.“

5. Dann blizt' sein Blick zur Linken
hin, wie Donner klang sein Tadel:

„Ihr Taugenichtse, bessert euch, ihr schän-
det euren Adel;

Ihr seidnen Püppchen, troget nicht auf
euer Milchgesicht!

Ich frage nach des Manns Verdienst, nach
seinem Namen nicht.“

6. Da sah man manches Kinderaug' in
frohem Glanze leuchten

Und manches stumm zu Boden sehn und
manches still sich feuchten.

Und als man aus der Schule kam, da
wurde viel erzählt,

Wen heute Kaiser Karl belobt und wen
er ausgehmält.

7. Und wie's der große Kaiser hielt, so
soll man's allzeit halten,

Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im
Staate mit den Alten:

Den Platz nach Kunst und nicht nach
Gunst, den Stand nach dem Ver-
stand;

So steht es in der Schule wohl und gut
im Vaterland.

7. Die Kasse von Gravelotte.

(18. August 1870.)

1. Heiß war der Tag und blutig die
Schlacht,

Kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.

2. Droben vom Waldsaum nieder ins
Tal

Dreimal schmettert Trompetensignal,

3. Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.

4. Truppreiße', in Rotten, zu dreien
und zwei'n

Stellen die tapfern Reiter sich ein.

5. Aber nicht alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick,

6. Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Liegt beim Appell bleich, blutig und tot.

7. Ledige Kasse, den Sattel leer,
Ihren verwaist auf der Walfstätt umher.

8. Doch der Trompete schmetternd
Signal

Ruft aus der Ferne zum drittenmal.

9. Schau', und der Kappe, dort spizt
er das Ohr,

Wiehernnd wirft er die Rüstern empor.

10. Sieh, und der Braune gesellt sich
ihm bei,

Trabt ihm zur Seite wie sonst in der
Reihe'.

11. Selber der blutige Schimmel, so
müd,

Sinkt auf drei Beinen und reißt sich ins
Glied.

12. Truppsweif, in Rotten, zu dreien und zwei'n
Stellen die ledigen Rosse sich ein.

13. Rosse wie Reiter verstehn den Appell;

Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'.

14. Über dreihundert hat man gezählt, Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.

15. Über dreihundert — o blutige Schlacht,

Die so viel Sättel hat ledig gemacht!

16. Über dreihundert — o tapfere Schar,

Wo bei vier Mann ein Gefallener war!

17. Über dreihundert — o ritterlich Tier,

Ohne den Reiter noch treu dem Panier!

18. Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,

Denkt auch der Rosse vom Leibregiment!

8. Spruch.

Da du einst das Licht der Welt begrüßt,
Weintest du, es freuten sich die Deinen;
Lebe so, daß, wenn dein Aug' sich schließt,
Du dich freust, die Menschen aber weinen.

9. Die Verwerflichkeit des Unglaubens.

(Aus einer Predigt am Thomasfeiertage über
Joh. 20, 24—29.)

Wir würden sehr unrecht tun, wollten wir jeden redlichen Zweifler für einen Gottesleugner, jeden, der noch nicht zum vollen Glauben durchgedrungen ist, für einen Ungläubigen ansehen, und würden ebenso unchristlich wie unvernünftig handeln, wollten wir alle Forschungen der menschlichen Vernunft als eitel Fürwitz, alle Arbeiten der menschlichen Wissenschaft als lauter verlorne Mühe, alle Zweifel des menschlichen Geistes als lauter Teufelswerk erklären.

Nein, so gewiß es gilt: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“, so gewiß können wir den nicht schelten, der ehrlich und redlich danach ringt, zu einer seligen Glaubensgewißheit, zu einer festen Glaubensüberzeugung von Gott und göttlichen Dingen zu gelangen, und solchen redlichen Thomasseelen, denen wollen wir statt eines Verdammungsurteils lieber das ermunternde Wort des Herrn zu-

rufen: Suchet, so werdet ihr finden, bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgethan!

Aber viel häufiger als dieser redliche Zweifel ist der trostige Unglaube, der nicht suchen, nicht finden, nicht glauben will; bei dem es nicht nur heißt wie dort bei Thomas: Es sei denn, daß ich seine Nägelmale gesehen und meine Finger in seine Seite gelegt habe, so kann ich nicht glauben, daß mein Herr auferstanden ist, sondern der geradezu spricht: Alles, was ich nicht mit meinen Augen sehen und mit meinen Händen greifen kann, das glaub' ich nicht, das erklär' ich für Unsinn und Lüge.

Dieser Unglaube, der erhebt gerade in unserer Zeit frecher als jemals seine Stimme, der macht sich nicht nur in rohen Gesellschaften und gemeinen Wirtshausgesprächen breit, nein, er wird auch in Büchern gepredigt, in Zeitschriften verkündigt und von Gelehrten und Ungelehrten unter dem Volke verbreitet.

Nach diesem neuesten Evangelium des Unglaubens, da glaubt man nicht nur an keinen auferstandenen Heiland, sondern auch an keinen lebendigen Gott, denn es hat ihn ja noch niemand gesehen; da glaubt man nicht nur an keine Heilige Schrift, sondern auch an keine menschliche Vernunft, denn nur die fünf Sinne sollen gelten; da glaubt man nicht nur an keine Ewigkeit und Unsterblichkeit — denn es ist ja noch keiner herübergekommen, uns von dort Kunde zu bringen —, sondern auch an keine Welterschöpfung; denn wie das Geschmeiß im Sumpf ausgebrütet wird vom Sonnenschein, so soll einst aus dem Urshlamm der erste Mensch sich entwickeln haben. Da darfst du ja nicht glauben, du habest einen denkenden Geist, — deine Gedanken sind nichts als Ausschwifungen des Gehirns. Da darfst du ja nicht meinen, du habest einen freien Willen, — deine Handlungen sind nichts als das notwendige Erzeugnis von Blutumlauf und Nervenschwingungen. Da gib dir ja keine Mühe, dich selbst zu verleugnen und züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt, — die Tu-

gend ist ein leerer Wahn, die Stimme der Natur ist das einzige Gesetz. Da darfst du dir ja nicht schmeicheln, du seiest eine unsterbliche Seele, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen; bewahre: das Menschengeschlecht ist nichts als die höchste Gattung von Tieren, eine höhere Art von Affen, und nicht erst, wenn du einmal deinen letzten Hauch ausgehaucht hast, sondern schon jetzt gilt von dir jene spöttische Frage, die einst ein ungläubiger Professor an seine Studenten richtete, als er ihnen einen menschlichen Leichnam sezirt hatte: „Nun, meine Herren, wo sehen Sie denn da eine Seele?“ Seele, Geist, freier Wille, Himmel, Heiland, Gott, das alles ist Unsinn, denn das alles kann man nicht mit Augen sehen und nicht mit Händen greifen.

Sollte man's für möglich halten, daß eine solch niederträchtige Lehre, womit die Menschheit sich selbst gleichsam anspeit, jetzt bei vielen als der Stolz des Jahrhunderts gilt? Sollte man's für möglich halten, daß solch ein bornierter, brutaler Unglaube, der nicht über die fünf Sinne hinausgeht, von Tausenden als der Gipfel menschlicher Weisheit gepriesen wird? Darf man solchem Unglauben nicht als einen beschämenden Spiegel vorhalten das Wort des Herrn: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ Und unselig also sind, die nur da glauben wollen, wo sie mit Augen sehen und mit Händen greifen. In Wahrheit, gibt es etwas Trostloseres und Unseligeres als solchen Unglauben? Möchte eines unter euch, und wär's auch um alle Schätze der Welt, durchs Leben gehen und aus dem Leben gehen mit diesem einzigen Trost: der Mensch ist nicht besser als das Vieh? Und was, meint ihr, würde aus der Menschheit werden, wenn es den Verführern gelänge, dieses seelenmörderische Gift dem Volke vollends einzupumpfen und den Glauben an Gott, an Tugend, an Ewigkeit und Gericht, an alles Höhere und Heilige vollends auszurotten aus den armen Seelen? Gerade daselbe würde aus der Menschheit werden, was aus der Erde würde, wenn der grimme Frost

des Winters das ganze Jahr beherrschen würde. Erfrieren und erstarren würde die Menschheit in solchem Frost des Unglaubens. Keine grüne Saat der Tugend und Gerechtigkeit könnte mehr gedeihen, kein warmer Pulsschlag edler Gefühle würde mehr unser Herz bewegen, jeder frohe Aufschwung des Geistes wäre uns benommen, flügelstumm müßte jeder höhere Gedanke nieder zur Erde sinken, wie Vögel tot aus der Luft fallen bei der grimmen Kälte, wenn der Frost des Unglaubens die Welt in seine eisernen Bande schließe, wenn die holde Sonne des Glaubens nicht mehr die Menschheit erleuchten und erwärmen, beleben und befruchten dürfte mit ihrem himmlischen Lichte. Dafür behüt' uns, lieber Herr und Gott, und schreib es uns als Warnung ins Herz gegen jede Lockung des frechen Unglaubens: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“

10. Zwei Bibeln.

(Aus einer Predigt über Psalm 19.)

Zwei Bibeln sind dem Christen in die Hand gegeben, woraus er Gott soll erkennen, seinen Schöpfer und Erhalter anbeten lernen.

Die eine Bibel ist das Buch der Bücher, welches in jeder christlichen Kirche auf dem Altare liegt, in jedem Christen Hause seinen Ehrenplatz hat, das ein Kind mit seinen Händen umspannen kann, das aber auf seinen paar hundert Blättern mehr enthält, als der weiseste Mann in einem langen Menschenleben auszudenken vermag, das zwischen seinen Spalten Tiefen der Weisheit, Schätze des Trostes, Goldgruben der Erkenntnis birgt, davon eine ganze Welt reich und satt und klug werden kann. Dieses Bibelbuch, meine Lieben, haben wir alle, kennen wir alle und, ich werde hinzusehen dürfen, lieben wir alle.

Aber daneben ist uns noch eine andere Bibel aufgeschlagen, die sollen wir auch nicht verachten. Die kann freilich kein Kind mit der Hand umspannen, und kein menschlich Auge vermag ihre Blätter zu

zählen; auch spricht sie nicht so deutlich zu uns mit Menschenworten wie dies Buch der Bücher. Aber wer nur Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der findet auch in ihr Psalmen, tausendstimmige Psalmen, zu denen alles mitsingt und mitsingt, der Donner am Himmel und der Vogel auf dem Zweig, das Blatt am Baum und die Welle im Meer. Dieses große Bibelbuch, in dem so schöne Psalmen stehen, in dem die vier Jahreszeiten vier große und die zwölf Monate zwölf kleine Propheten sind, ist Gottes herrliche Schöpfung.

Ein rechter Christ ist in beiden Bibeln zu Haus, liest in beiden Büchern gern, im Buch der Natur und im Buch der Schrift. Beim Buch der Natur bleibt er nicht stehen wie die Ungläubigen, die von Gottes Wort nichts wissen wollen, oder wie unsre heidnischen Vorfäter, die nichts davon wissen konnten, die im Rauschen ihrer Eichenhaine und Buchenwälder den Allvater nur dunkel ahnten und in ihrer Hertha die Mutter Erde anbeteten, weil sie die ewige Liebe nicht kannten, die über allen Himmeln thront; sondern die Schöpfung mit all ihren Wundern ist dem Christen nur die Vorhalle zum Heiligtum der Schrift, wo die Rätsel des Daseins uns erst gelöst sind, wo der ewige Gott mit uns spricht wie ein Vater mit seinen Kindern und wir seine Herrlichkeit in Jesu Christo, dem eingebornen Sohne, schauen mit aufgedecktem Angesicht.

Aber über der Schrift verliert ein gesunder Christ auch nicht den Sinn für die Natur. Er achtet's nicht für Sünde, ihrer Schönheit sich zu freuen mit offe-

nem Aug' und ihre Blumen zu pflücken mit kindlichem Herzen; er sieht keine Gefahr darin für den Glauben und keinen Schaden für die Religion, wenn die Wissenschaft ihre Gebiete erforscht, ihre Gesetze entdeckt, ihre Geheimnisse ergründet, ihre Kräfte sich dienstbar macht; denn ob sie auch scheinbar manchmal sich widersprechen: recht verstanden, stimmen sie immer wieder zusammen, diese beiden Offenbarungen; es ist derselbe Gott, der da waltet in der Natur und der mit uns redet in der Schrift.

Darum auch alle wahren Gotteskinder haben diese beiden Bibeln gekannt und gebraucht und geschätzt. So hat's unser Herr und Meister selbst gehalten, der nicht nur auf Moses und die Propheten seine Jünger verwies, sondern auch auf die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde. So hat's unser Luther gehalten, der nicht nur ein gelehrter Doctor war der Heiligen Schrift, sondern auch ein herzlicher Freund der Natur und sinnvoller Dolmetscher dessen, was die Wolken am Himmel und die Blätter im Wald uns erzählen. So hat's unser Paul Gerhardt gehalten, der nicht nur das ernste Passionslied gesungen: „O Haupt, voll Blut und Wunden!“ sondern auch das liebliche Sommerlied gedichtet: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben!“ So hat's David gehalten, der nicht nur die Wunder in Gottes Gesetz, sondern auch die Wunder in Gottes Schöpfung besungen hat auf einer Harfe, ja oft in einem Psalm, wie im 19.

4. Julius Sturm,

geboren am 21. Juli 1816 zu Köstlin im Fürstentum Neuch, war nach Beendigung seiner theologischen Studien Hauslehrer in Heilbronn, von 1857 bis 1885 Pfarrer in seiner Vaterstadt, trat als Geheimer Kirchenrat in den Ruhestand und starb am 2. Mai 1896. — Er war ein fruchtbarer Dichter und erwarb sich durch seine religiösen und patriotischen Weisen einen großen Freundeskreis.

1. Wie schön leuchtet der Morgenstern!

(Des alten Dorfschulmeisters liebstes Lied.)

„Wie schön leuchtet der Morgenstern!“
Hab' doch kein andres Lied so gern!
Mit Tränen füllt sich jedesmal
Mein Auge, spiel' ich den Choral.

5 's war damals, als der alte Frits

Noch stritt um Schlesiens Best;

Hier in den Schluchten lag sein Heer,

Der Feind dort auf den Höhn umher.

Da sah's im Dorf gar übel aus,

10 Die Scheuern leer, kein Brot im Haus,

Im Stalle weder Pferd noch Kuh,
 Und vor dem Feind die Furcht dazu!
 So hatt' ich eben eine Nacht
 Mit Seufzen und Gebet durchwacht
 15 Und stieg beim ersten Morgenraun
 Den Turm hinauf, um auszufaun,
 Wie's draußen stünd': 's war still umher,
 Und ich sah keine Feinde mehr.
 Da zog ich still mein Rapplein ab,
 20 Dem lieben Gott die Ehre gab.
 Horch! plötzlich trabt's ins Dorf herein:
 Der Himmel woll' uns gnädig sein!
 Ein alter Schnauzbart jagt im Trab
 Nach meinem Haus, dort steigt er ab;
 25 Raum bin ich unten, schreit er: „Lauf,
 Schließ mir geschwind die Kirche auf!“
 Ich bat: „Bedenkt, 's ist Gottes Gut,
 Was man vertraut hat meiner Gut,
 Und Kirchenraub bestraft sich schwer.“
 30 Doch er schrie wild: „Was schwafelt Er?
 Klink aufgeschlossen, sonst soll Ihn“ —
 Schon wollt' er seinen Säbel ziehn,
 Da dacht' ich bang an Weib und Kind
 Und öffnete die Kirch' geschwind
 35 Und trat dann zagend mit ihm ein;
 Mein Weib schlich weinend hinterdrein.
 Er ging vorüber am Altar,
 Hinauf dann, wo die Orgel war;
 Da stand er still: „Gesangbuch her!
 40 Hier den Choral da spielt Er!
 Und daß Sie brav die Bälge tritt!
 Marsch! vorwärts jetzt und zögert nit!“
 Ich fing mit einem Vorspiel an,
 Wie ich's mein Lebetag getan.
 45 Da fiel der Alte grimmig ein:
 „Was soll mir das Geklimper sein?
 Hab' ich's denn nicht gesagt dem Herrn:
 Wie schön leuchtet der Morgenstern!“
 „'s ist nur das Vorspiel!“ — „Dummes
 Zeug!
 50 Was spielt Er den Choral nicht
 gleich?“
 So spielt' ich denn, weil er's befaß,
 Ganz ohne Vorspiel den Choral;
 Der alte Schnauzbart sang das Lied,
 Ich und mein Weib, wir sangen mit.
 55 Das Lied war aus, still saß der Mann,
 Ein heißer Strom von Tränen rann
 Ihm übers braune Angesicht,
 Die funkelten wie Demantlicht.

Da stand er auf und drückte mir
 60 Die Hand und sprach: „Da, nehmt
 das hier!“
 Es war ein großes Talerstück.
 Ich wies das Geld beschämt zurück;
 Er aber rief: „Was soll das, Mann?
 Fürwahr, es klebt kein Blut daran!
 65 Gebt's an die Armen in dem Ort.“
 Drauf gingen wir zusammen fort,
 Und noch im Gehen sprach er weich:
 „Kein Lied kommt diesem Lied mir gleich;
 Es hat mich in vergangner Nacht
 70 Zum lieben Gott zurückgebracht.
 's rief gestern abend der Major
 Vor unsrer Front: ‚Freiwill'ge vor!
 's soll ein verlornen Posten stehn
 Dem Feinde nah, dort auf den Höh'n;
 75 Hat keiner Lust, hat keiner Mut?‘
 Das trieb mir ins Gesicht das Blut:
 ‚Da müßten wir nicht Preußen sein!‘
 Ich rief's und trat rasch aus den Reih'n,
 Drei meiner Söhne folgten mir:
 80 ‚Gehst du, so gehen wir mit dir!‘
 So zogen wir nach jenen Höh'n,
 Um dort die ganze Nacht zu stehn.
 Es blitzte hier, es krachte da,
 Es war der Feind uns oft so nah,
 85 Daß er uns sicherlich entdeckt,
 Wenn uns nicht droben Der versteckt.
 Ja, Mann, ich hab' so manche Nacht
 Im Feld gestanden auf der Wacht,
 Doch war mir nie das Herz so schwer, —
 90 's kam nur von meinen Jungen her;
 Ihr habt ja Kinder, — nun, da wißt
 Ihr selbst, was Vaterliebe ist.
 Drum hab' ich auch emporgeblickt
 Und ein Gebet zu Gott geschickt;
 95 Und wie ich noch so still gesiebt,
 Da ward erhört schon mein Gebet.
 Denn leuchtend ging im Osten fern
 Auf einmal auf — der Morgenstern,
 Und mächtig mir im Herzen klang
 100 Der längst vergess'ne fromme Sang;
 Gätt' gern gesungen gleich das Lied,
 Doch schwieg ich, weil's uns sonst verriet'.
 Zugleich fiel mir auch manches ein,
 Was anders hätte sollen sein,
 105 Vor allem, daß ich dieses Jahr
 Noch nicht im Gotteshaufe war.
 Das machte mir das Herz so schwer,
 Das war's, das trieb mich zu Euch her.“

Der Alte sprach's, bestieg sein Pferd
110 Und machte munter rechtsum-
kehrt. —

Seht, drum hab' ich das Lied so gern:
„Wie schön leuchtet der Morgenstern!“
Und spiel' noch heute jedesmal
Ganz ohne Vorspiel den Choral,
115 Und wenn ich spiel', sitzt immerdar
Mir dicht zur Seite der Gutar,
Ich höre seinen kräft'gen Baß,
Und da — wird mir das Auge naß.

2. Gott lebt noch.

Bei Meister Martin war die Not zu Haus;
Aus jedem Winkel guckte sie heraus,
Sie machte sich in Küch' und Keller breit,
Sie saß am leeren Tisch zur Mittagszeit
5 Und legte selbst am Abend schadenfroh
Sich mit dem Müden auf die Schütte
Stroh.

Und ob's der Meister noch so emsig trieb,
Arbeitend halbe Nächte munter blieb,
Umsonst! Es wuchs die Not mit jedem
Tag,

10 Und mutlos ward der Meister allge-
mach,
Ließ ruhn die fleiß'ge Hand und seufzte
schwer

Und wankte wie ein Schatten bleich umher,
Und mahnte ihn sein Weib, auf Gott zu
traun,

Zog er zusammen finst'rer noch die Brau'n
15 Und brummte: „Weib, laß mir das
Trösten sein!

Uns kann vom Elend nur der Tod be-
frein!“

Da schwieg die Frau und sprach kein
Wörtlein mehr

Und wankte wie ein Schatten bleich umher,
Saß müßig an dem Rocken stundenlang
20 Tief in Gedanken still und seufzte
hang.

Da sprach der Mann: „Was fehlt dir
nur, Marie?“

Und als sie schwieg, drang er noch mehr
in sie,

Sie solle ihm ihr Leiden doch gestehn,
Er könne sie nicht mehr so traurig sehn.
25 Und sie darauf: „Ach, in verwichner
Nacht

Hat mir ein Traum das Herz so schwer
gemacht.

Ja, bester Mann, ich will dir's nur ge-
stehn:

Ich hab' im Traum den lieben Gott
gesehn;

Er lag im Sarg, sein Haar war silber-
weiß,

30 Und weinend standen Engel rings im
Kreis.

Der Helfer starb, nie endet unsre Not;
Der liebe Gott, der liebe Gott ist tot!“
Da lächelte der Mann nach langer Zeit
Zum erstenmal und sprach mit Freund-
lichkeit:

35 Ei, ei, Marie, wie du so töricht bist!
Weißt du denn nicht, daß Gott unsterb-
lich ist,

Daß er, erhaben über Raum und Zeit,
Regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit?“

„Wie?“ sprach die Frau, „so glaubst du,
lieber Mann,

40 Daß Gott im Himmel niemals sterben
kann,

Daß er derselbe bleibet fort und fort,
Und wählst ihn doch nicht zu deinem
Hort

Und sehest deine Hoffnung nicht auf ihn,
Daß Hilfe stets zur rechten Zeit er-
schien?“ —

45 Da fiel's wie Schuppen von des Man-
nes Geist.

„Ja, Gott ist treu, er hält, was er ver-
heißt.

Dank, liebes Weib! Du wecktest mein
Vertraun;

Auf Gottes Hilfe will ich freudig baun,
Und zag' ich jemals wieder in der Not,

50 Dann frag' mich nur: Ist denn der
Herrgott tot?“

3. Nimm Christum in dein Lebensschiff!

1. Nimm Christum in dein Lebensschiff
Mit gläubigem Vertrauen!

Stoß ab vom Strand und laß vor Riff
Und Klippe dir nicht grauen!

Und flög' auf wilder Wogenbahn
Dein Schifflein auch hinab, hinan,
Und schlugen selbst die Wellen

Ihs Schiff hinein, —

Kannst ruhig sein,

Er läßt es nicht zerschellen.

2. Und sollt' er bei des Sturmes Wut
 Das Steuer nicht gleich fassen,
 Nur Mut, nur Mut! Mußt seiner Gut
 Dich gläubig überlassen.
 Wie mächtig auch die Woge growt,
 Die Blitze sprühn, der Donner rollt,
 Dein Schifflein ist geborgen;
 Trägt's doch den Herrn,
 Dem treu und gern
 So Wind wie Meer gehorchen.

3. Drum sei nur wach und sei bereit
 Und laß nicht ab zu beten,
 So wird der Herr zu seiner Zeit
 Gewiß ans Steuer treten.
 Dann schweigt der Sturm, von ihm be-
 droht,
 Dann legen sich auf sein Gebot
 Die wildempörten Wogen,
 Und, ausgespannt
 Von seiner Hand,
 Wölbt sich der Friedensbogen.

4. Sprüche.

I.

1. Gott grüße dich! — Kein andrer
 Gruß
 Gleicht dem an Innigkeit.
 Gott grüße dich! — Kein andrer Gruß
 Paßt so zu jeder Zeit.
 2. Gott grüße dich! — Wenn dieser
 Gruß
 So recht von Herzen geht,
 Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
 So viel wie ein Gebet.

II.

1. Der ist kein kühner Reiter,
 Wer nie den Sand geküßt;
 Der ist kein wahrer Streiter,
 Wer ohne Wunden ist.
 2. Und hat die Welt dir weh getan,
 So greif sie frisch von neuem an,
 Bis du, trotz Sturz und Wunden,
 Im Kampf sie überwunden.

5. Klaus Harms,

geboren den 25. Mai 1778 zu Fahrstedt in Süderdithmarschen (Schleswig-Holstein), erst Müllerlehrling, entschloß sich, fast zwanzigjährig, zum Studium, machte rasche Fortschritte, widmete sich in Kiel der Theologie, wurde 1802 Hauslehrer, 1805 Diaconus zu Lunden in Norddithmarschen, wandte sich als solcher vom Rationalismus dem positiven Lutherthum zu, wurde 1816 als Archidiaconus nach Kiel berufen, rief 1817 durch seine anlässlich der Jubelfeier der Reformation verfassten 95 Thesen, worin er sich gegen die Union und den Vernunftglauben erklärte und für die lutherische Kirchenlehre eintrat, den großen Theistenstreit hervor, ward 1835 Hauptpastor, legte 1849 seine Ämter nieder und starb am 1. Februar 1855. — Er war ein weithin berühmter Prediger und hat auch als Verfasser vollstümlicher Schriften (zum Theil in plattdeutscher Sprache) sich einen Namen gemacht.

1. Des Sommers Fülle.

(Aus einer Predigt über Joh. 4, 35.)

Wenn jemand mit einem Male aus dem Winter mitten in den Sommer hin-
 einversetzt würde und er ließe dann seine
 Augen umhergehen, sollte dem nicht des
 Sommers Fülle gegen die Armut des
 Winters am ersten und meisten auffallend
 sein und ihm eine hohe Bewunderung
 abnötigen? Aber die wir es allmählich
 haben voll werden sehen, können auch nicht
 deswegen bei einem solchen Anblicke gleich-
 gültig bleiben, bewundern ebenfalls, un-
 geachtet die Geschöpfe nacheinander heran-
 gekommen sind, alle Tage mehr, und die
 Nahrung der Geschöpfe mit jeder Nacht
 häufiger geworden ist, diese zwiefache
 Fülle. Denn wir gedenken's noch wohl,
 welch ein Tod gelegen ist auf der Erde
 in den Wintermonaten, wo außer dem

Menschen und seinem Vieh im Stalle nur
 wenig Leben in der Natur gefunden
 wurde, von den kleineren Geschöpfen, die
 kein Jahr alt werden, kaum ein einziges.
 Jetzt aber, wie groß deren Zahl! Kaum
 daß man ein Blatt findet, das nicht zahl-
 reich bewohnt wäre! Kaum daß wir einen
 Schritt tun können, ohne Lebendiges vor
 unsern Füßen wahrzunehmen! Wolken
 von kleinem Geflügel spielen im Sonnen-
 schein! Nirgends, nirgends, o Mensch,
 bist du in dieser Zeit allein. Es wühlt
 unter deinem Sockel; es zirpt dir zur
 Seite; es schwebt über deinem Haupt;
 es singt hinter dir; es flattert vor dir:
 überall ist des Lebendigen Fülle zu dieser
 Sommerszeit. Es sind Wesen, die mit
 sein wollen auf dieser Erde nach ihres
 Schöpfers Willen; denen er angetwießen
 hat ihren Ort; denen er gegeben hat zu

dem Bedürfnis die Werkzeuge, es zu befriedigen; denen mehrere und kleinere Sinne aufgetan sind, weiter zu dringen als zu dem, was sie berühren; die den Schmerz und die Freude kennen und die Freude suchen wie du, o Mensch, und dir verwandt sind. Wolltest du verachten der eines? nicht eines Anblicks, nicht eines Gedankens sie würdigen? Du kannst hundert töten mit einem Fußtritt, aber auch ein einziges bilden? Nein, mußt du bekennen, dazu gehört eine Gotteshand, Gottes Allmachtshand; wie stark auch dein Arm, wie behende deine Finger und Werkzeuge, wie kunstreich dein Verstand ist, so kannst du kein einziges schaffen, von welchen Gott so viele tausendmal tausend geschaffen hat, dermaßen, daß du sie nicht zählen kannst, wie weit du mit deinen Augen nur reichst, nicht zählen kannst, wieviel auf einem einzigen Baum nur lebet, denn es ist allenthalben voll von allerlei Art, woget und treibt, wimmelt und summt in lauter Fülle, Lebensfülle, zur Sommerszeit. Das nötigt uns eine hohe Bewunderung ab.

Und aller Augen warten auf ihn, daß er ihnen Speise gebe. Gott gibt auch. Sehet die Fülle von Nahrung zur Sommerszeit und bewundert den Schöpfer! Stellet euch die Erde leer vor, wie sie es ist zur Winterszeit, und denket euch auf diese leere, nackte Erde alle die Millionen Lebendiger, deren Leben entfleucht, sobald die Nahrung gebricht; gedenket des Kindes, welche Haufen eines schon braucht, um versorgt zu werden ein Jahr lang, und so viele Tausende sollen doch Nahrung haben: muß da nicht die ganze Erde bedeckt werden mit Speise? nicht genug, — mit Speise, die sich jeden Morgen vermehrt und verneut hat? Wie wir es auch finden! Die ganze Erde ist überzogen mit einem Teppich, ist wie ein Tisch, der nicht leer wird, da Gottes Hand immer von neuem aufträgt. Und er sättiget alles mit Wohlgefallen. Die Raupe findet ihr Blatt, die Biene ihren Blütenkelch, das Kind sein Futter und der Mensch sein Brot. O Gott, welche Wunder verrichtest du zur Sommerszeit! Wie weit, wie weit tußt du deine milde Hand auf! Wir

übersehen's nicht, verstehen's nicht, aber bewundern können wir deine Weisheit und Allmacht in solcher Lebens- und Nahrungsfülle.

2. Der Herbst ein Treiber zu Fleiß und Arbeit.

(Aus einer Predigt am 18. Sonntag nach Trinitatis.)

Immer kälter die Luft, immer rauher die Winde, immer kürzer die Tage: das ist der Herbst, welcher spricht: Was du tun willst, das tue bald! Du kannst nicht graben im Frost, du kannst in den Schnee nicht säen. Wenn wir in diesen Wochen das Feld betrachten, welcher Fleiß und welche Arbeit, zu der das Tageslicht kaum hinreicht, stellt sich uns vor Augen! Das macht der Herbst, welcher ist ein Treiber zu Fleiß und Arbeit. Die spätern Früchte, mit welcher Aufmerksamkeit und Hastigkeit werden sie geerntet! Die spätern Saaten, mit welcher Anstrengung der Menschen und des Viehes werden sie beschafft! Des Aeders Vereitung aufs nächste Jahr, Mond- und Sternenlicht muß dazu leuchten, weil die Sonne nicht mehr lange genug scheint! Und wer im Sommer behindert worden oder in den frühern Erntetagen, wie geschäftig sehen wir den jetzt, noch zu sammeln, was zu sammeln ist, zu bergen, was zu bergen ist, daß er habe auf den Winter, welcher nur zehrt und nicht nährt, und noch zu tun, wozu es bald nicht die Zeit mehr sein wird! Aber lasset den Herbst doch nicht allein für den Landbebauer und den Landbewohner einen Treiber zu Fleiß und Arbeit sein, — er sei es für alle, da einem jeden sein Feld ja angewiesen ist. Nämlich sein Amt, sein Geschäft, sein Beruf ist einem jeden sein Feld, und schon das Kind, welches noch zur Schule geht, soll arbeiten auf diesem seinem Felde. Laßt uns den Treiber hören! Er spricht: Was du tun willst, das tue bald. Du willst Samen streuen in die Seelen deiner Söhne und Töchter: so säume nicht, bis es zu spät wird, bis ihre Seelen verhärtet sind! Der Herbst sagt uns, daß der Winter komme. — Du willst an deiner eignen Verbesserung arbeiten. O daß es dein redlicher Wille wär! Drum säume nicht, es

möchte der Tod zu schnell kommen und dich ins Grab ziehen als einen Sünder vor Menschen und vor Gott. Siehe, wie jezt alles in der Natur zu Grabe geht! — Du willst von nun an dein Amt gewissenhafter führen, nicht länger hören des Vorteils Ruf und der Bequemlichkeit Lockung. O höre auch du den Treiber zu Fleiß und Arbeit, was der Herbst spricht: Eile, eh' der Winter des Lebens kommt und dir unmöglich macht auszuführen, was du jezt beschließt! Da wollte noch mancher Landmann ein Feld bestellen und ist zu spät gekommen. — Du willst noch Menschen glücklich machen, wie du Gelegenheit und Vermögen dazu hast: zögere nicht! Es kann bald Schnee und zu viel Schnee auf dich fallen, Stürme der Zeit können dich erreichen, daß du selber kaum stehen, selber kaum fortkommen kannst. Wegen herbstlichen Unwetters kommt manche Feldarbeit nicht zustande. — Du willst für die Deinen noch eine gute Tat tun: was du tun willst, das tue bald, ist die Herbstlehre. Eben hing jenes Blatt noch am Baume fest, jezt ist es abgefallen: so schnell kannst auch du, ein Blatt, abfallen vom Baum des Lebens. Ach sehet und zählet, wenn ihr sie zählen könnt, die Unglücklichen, welche zu spät gekommen sind, weil sie die Lehre des Herbstes nicht achteten: die bekümmerten Eltern, welche den Sinn der Kinder nicht mehr zu beugen imstande sind, die verstockten Sünder, in deren Gemüt weder die Schärfe des Gesetzes noch die Wärme des Evangeliums mehr einzudringen vermag, die Trägen im wichtigen Amt, die noch säen wollten, als sie das Feld ihrer Wirksamkeit völlig hatten verwildern lassen und die Zeit zur Reinigung desselben verschwunden war, die säumigen Menschenfreunde, welche die

Klagen der Unglücklichen lange ohne Nuthörung angehört hatten und erst kamen, da es zu spät war! Ach sehet und zählet, wenn ihr sie zählen könnt, die Tränen eines schlechten Familienvaters um sein hungernbes Weib und seine nackten Kinder! Auf die Zukunft verließ sich der Versorger, wagte viel und brachte sein Gut hindurch. Nun ist die Zukunft da und hat nichts gebracht als die traurige Frage: Was sollen wir essen? womit uns kleiden? Er möchte geben und hat nicht; möchte arbeiten und kann nicht; er kann nur mit seufzen, mit weinen — denn er hörte nicht bezeiten den Treiber zu Fleiß und Arbeit. O höret ihn doch, die ihr noch Zeit habt! Fraget den Herbst: Werd' ich den Frühling erleben? die Vögel wieder sehen und das Kommen neuer Blätter? ob noch ein halbes Jahr Zeit? Er spricht: Wie du siehest! Was du tun willst, das tue bald; ich kann nur treiben zu Fleiß und Arbeit.

3. Sprüche.

I.

Freundlich und ernst, das mische wohl,
Wenn dir's mit Menschen glücken soll.
Der Ernst zuweilen wehe tut,
Doch Freundlichkeit macht's wieder gut.

II.

Hat jemand dir ein Leids getan,
Gang nicht gleich Streit und Hader an!
Ein Messer sich am andern wehrt.
Macht Fried' und bleibet unverletzt!

III.

Es sei dir allzeit rechter Ernst,
Was du auch tust, treibst, sinnest, lernst!
Die Halbheit taugt in keinem Stück,
Sie tritt noch hinter's Nichts zurück.

6. Heinrich Caspari,

geboren den 16. Februar 1815 in Eschau in Bayern, gestorben als lutherischer Stadtpfarrer in München am 10. Mai 1861, ist als vollständiger Prediger bekannt, hat sich aber auch als Volkschriftsteller bewährt, z. B. durch seine treffliche Erzählung „Der Schulmeister und sein Sohn“.

Der Tag der Reformation ein Gedächtnistag.

(Aus einer Predigt am Reformationsfest.)

Wenn wir am heutigen Tag uns erinnern wollen der Großtat und Wohlthat, in

der Gottes Macht und Gnade sich verherrlicht hat an unsrer Kirche — wo wollen wir anfangen, und wo wollen wir enden?

Von jenem Tag an, da Luther in seinem Kloster die verschollene Bibel wieder-

sand, bis auf den heutigen Tag hat der Finger des Herrn jede Seite in der Geschichte unserer evangelischen Kirche mit den Zeugnissen seiner Wunder beschrieben. Wir gedenken an Luther, den Mann voll des Heiligen Geistes und dabei voll heiliger Einfalt; an den Mann voll Heldemut und männlicher Kraft und doch voll der Demut eines Kindes; den Mann, der den Fürsten und Gewaltigen gegenüberstand mit eisernem Nacken und unerbrochenem Mund, seinem Gott aber sich nahte mit gebeugtem Knie und dem demüthigen Bekenntnis seiner Unwürdigkeit; den Mann, der nichts wissen und nichts reden wollte denn allein Gottes Wort, dessen Zeugnis darum hell wie ein Feuerzeichen durch die Finsternis leuchtete, dessen Wort bald wie ein Wächterruf von oben die Christenheit aus ihrem Schlaf erweckte, bald wie ein Friedensgruß dem noch seinen Heiland suchenden Volk die Botschaft Gottes ausrichtete: „Tröstet, tröstet mein Volk; redet mit Jerusalem freundlich; predigt ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat!“

Wir gedenken des schweren Kampfes, den er ohne fleischliche Waffen siegreich zu Ende gekämpft, des wunderbaren Werkes, das er zustande gebracht, des Feuereifers, der ihm gegeben war, auszufragen und niederzureißen, und hinwiederum der Weisheit und Geduld, zu pflanzen und aufzubauen; wir gedenken an den kleinen, verachteten Anfang, mit welchem sein Werk begonnen, und an das herrliche Ende, mit welchem sein Werk beschloffen ward; wir gedenken des Widerstandes, den er überwinden mußte, und der Hilfe und Förderung, die seinen Weg zu einer Siegesbahn machte. Und wenn wir nun das alles vor unserm Gedächtnis vorübergehen lassen, wen preisen wir dafür? Luther? daß er das alles hatte und ausrichtete? Nein, unser Auge geht über den Knecht, über den treuen Knecht, hinaus und hebt sich aufwärts zu Gott, dessen Rüstzeug er gewesen, und wir sprechen: „Das alles war Gottes Werk und Gnade; dem Herrn allein die Ehre!“

Wiederum gedenken wir an so manchen wohlmeinenden und aufrichtigen Fürsten,

der, als das vergessene Wort Gottes durch Luther ihm wieder zu Ohren kam, sich's auch ans Herz gehen ließ, der das Wort nur zu hören brauchte, um unter seinen Ernst sich zu demüthigen. Wir gedenken gern der edeln Kurfürsten von Sachsen, eines Friedrich und Johann von Sachsen, Philipps von Hessen, Friedrichs des Frommen, Wolfgangs von Anhalt, und wie sie alle heißen, die lieber ihren Fürstenhut aufs Spiel setzten und Land und Leute verlieren wollten, als sich und ihr Volk abhalten lassen von der erkannten Wahrheit. Wir gedenken der Zeiten der Bluttaufe, der unsre Kirche zumal im Dreißigjährigen Krieg sich unterwerfen mußte, da unsre Väter in Krieg, Hunger und Pest an sich erproben und anderen es bezeugen mußten, ob es ihnen auch ein Ernst sei um ihren evangelischen Glauben; wir gedenken der Hilfe, die sie erfahren, des Gustav Adolf, des edeln Königs von Schweden, der herüberkam, um Gott zu Ehren und seinen evangelischen Brüdern zuliebe auf deutscher Erde zu streiten und zu sterben. Wir gedenken der herrlichen, gottseligen Bücher, die zur Erbauung des christlichen Volkes seit Luther in unsrer Kirche sind geschrieben worden, die, wie die Früchte vom Baum, ein Zeugnis ablegen von ihr, daß die Kraft des Lebens sie durchströme; wir gedenken der glaubensfrischen und, ob zwar alten, doch niemals veraltenden Lieder, deren Wort und Weise die Seele zum Himmel emporzutragen vermögen; wir gedenken an die Tausende, die in Kraft der evangelischen Lehre heilig leben und fröhlich sterben konnten bis auf diesen Tag. Und wenn wir dies an unserm Gedächtnis vorübergehen lassen, wen preisen wir dafür? Menschen oder ein glückliches Zusammentreffen der Umstände? Nein, wir schauen hinauf und sprechen: „Das war Gottes Führung und Bewährung, Errettung und Erweckung, Gottes Werk und Segen; dem Herrn allein die Ehre!“ Wir müssen uns heute vor ihm beugen und dankbar bekennen: „Wir sind zu gering aller der Treue und Barmherzigkeit, die du an uns getan hast.“ Ja, wir sind zu gering.

7. Friedrich Ahlfeld,

geboren den 1. November 1810 zu Mehren im Anhaltischen, studierte 1830—33 in Halle Theologie, ward Hauslehrer, 1834 Gymnasiallehrer in Zerbst, 1837 Rektor in Wörlitz, 1838 Pastor in Alstedt, 1847 in Halle, 1851 in Leipzig, wo er eine dreißigjährige gesegnete Thätigkeit entfaltete, und starb am 4. März 1884. — Von ihm sind zahlreiche Predigten im Druck erschienen. Weit verbreitet sind seine trefflichen Volkserzählungen.

Nicht Natur, nicht Schicksal, nicht der Himmel, sondern Gott.

(Aus einer Predigt am 3. Sonntag nach Epiphania.)

In unserm Text (dem Evangelium von der Heilung des Aussätzigen) steht zweimal das gerade und feste du. „So, du willst, kannst du mich wohl reinigen.“ Recht deutlich prägt der Aussätzige die Person des Helfers aus. Du und wiederum du. Wir aber lassen diese Person gar gern zurücktreten. Für den dreieinigen Gott haben wir uns drei Götzen gemacht. Wir haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes theils in eine Kreatur, theils in ein totes Etwas. — Wenn der eine sein Feld ansieht, und der Wunsch steigt in ihm auf, daß auf demselben wieder eine gesegnete Ernte gedeihen möge, so spricht er: „Wenn uns nur die Natur wieder ein gutes Jahr gibt!“ „Die Natur,“ sagt du. Was ist denn aber die Natur? Eine Kreatur wie du und weiter nichts. Warum nennst du nicht lieber deinen Gott, der dich und die Natur und alle Kreatur gemacht hat und aus Gnaden erhält, der sich nicht unbezeugt läßt, der vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gibt und unsere Herzen erfüllt mit Speise und Freude? Wie haben die Apostel des Herrn in solch weiten und leeren Ausdrücken geredet. Sie wußten, wer hilft und gibt. Sie hatten im festen Glauben den rechten Mann, daher nannten sie auch den rechten Namen. Wenn du deinen kranken, verfallenen Leib ansiehst, oder wenn du voll Mitleid auf deinen kranken Nächsten blickst, dann sagst du: „Sei getrost, deine Natur wird sich schon wieder helfen.“ Da wird die Natur ein Schleier, mit dem du dir und andern den lebendigen Gott verhüllst. Lies deine Bibel, sooft du willst — kein Prophet, kein Apostel, am wenigsten Christus selber verweist die Leute auf ihre Natur. Hin- auf schaut der Herr an den Betten der

Elenden, von Gott nimmt er die Hilfe im Gebet, und so tun es seine Diener auch. Die Natur ist noch nicht einmal eine Magd Gottes. Eine Magd kann doch ihren eignen Willen haben. Die Natur ist nur ein Werkzeug in Gottes Hand.

Der zweite Göze ist das Schicksal. Wenn du etwa das neue Jahr vor dir hast, dann fragst du: „Was wird mir das Schicksal in diesem Jahre bringen?“ Was ist denn das Schicksal? In der ganzen Bibel steht das Wort nicht. Wenn wir das Wort aussprechen, so kommt es uns vor, als wenn unser Wohl und Wehe regiert würde durch eine tote, unbewußte Macht, als ob ein Luftzug das Leben der Menschen regierte, wie der Luftzug auf dem Meere die Segel der Schiffe hiehin und dorthin wendet. Wie eine bange, graue Dämmerung fällt das Wort auf die Seele. Man kann nicht mit ihm reden, man kann nicht zu ihm beten. Wie es kommt, so kommt's. Warum nennst du denn nicht für das Schicksal den, der alles schickt? „Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, vom Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis. Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum. Ich mache Licht und schaffe Finsternis, ich gebe Frieden und schaffe das Übel. Ich bin der Herr, der solches alles tut. (Jes. 45, 7.) Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thut?“ (Amos 3, 7.)

Der dritte Göze ist der Himmel. „Ja, wenn das der Himmel gäbe!“ oder: „Das wird ja der Himmel verhüten“, sagt du, wenn dir eine schöne Hoffnung oder eine schwere Befürchtung in der Seele aufsteigt. Was ist der Himmel? Glaubst du, daß Luft und Sonne und Mond und Sterne dein Leben regieren? Oder du gehst wohl höher hinauf, du meinst den Himmel als den Wohnsitz des heiligen

Gottes. Kennst du denn, wenn du von deinem Könige etwas hoffst, seine Hauptstadt oder sein Königsschloß? Nein, du nennst den, der darinnen wohnt. So nenne, wenn du hoffest oder fürchtest, auch den, der im Himmel wohnt. Er spricht: „Der Himmel ist mein Stuhl, und die Erde ist meiner Füße Schemel.“ Die Chinesen beten den Himmel an. Ein Christ betet zu dem, der im Himmel ist. In der ganzen Schrift kommt das Wort Himmel in solchem Sinne nicht vor. Die-

jer Dienst der Natur, dieser Schauer vor dem Schicksal, dieser Hinblick auf den Himmel ist nichts denn Heidentum. Tote Dinge sind Götter geworden, der lebendige Gott ist hinter den Vorhang gestellt. Du kannst zu Himmel und Schicksal und Natur nicht beten. Du sagst nicht: „Du und du.“ Lerne von dem Ausfägigen deinen Gott und Herrn wieder als eine feste Person fassen, zu der du sprechen kannst: „Herr, wenn du willst, kannst du mich wohl reinigen.“

8. (Karl) Ferdinand (Wilhelm) Walther,

geboren den 25. Oktober 1811 zu Langenchursdorf im Schönburgschen, studierte in Leipzig Theologie, wurde 1837 Pastor zu Bräunsdorf, kam wegen seines entschiedenen Festhaltens an dem Bortlaut des lutherischen Bekenntnisses mit seinem rationalistischen Superintendenten in Konflikt, legte daher sein Amt nieder, wanderte 1838 mit einer größeren Auswanderergesellschaft nach Amerika aus, ließ sich mit ihr in Berry County, Missouri, nieder, wurde in den mancherlei Gewissensnöten deren geistlicher Berater, 1841 Pastor in St. Louis, übernahm 1849 die Professur an der dortigen theologischen Lehranstalt der unterdessen gegründeten Synode von Missouri, Ohio u. a. St. und wirkte von da an bis zu seinem Tode in größtem Segen. Er starb am 7. Mai 1887. — Unter seinen zahlreichen Schriften nehmen die erste Stelle seine Predigten ein, über die D. Brömler in seinen „Homiletischen Charakterbildern“ urteilt: „Walther ist so orthodox wie Johann Gerhard, aber auch so innig wie ein Pietist, so correct in der Form wie ein Universitäts- oder Hosprediger und doch so populär wie Luther selbst.“

Sein Wunder ein untrüglicher Beweis seiner Gottheit.

(Aus einer Predigt am ersten heiligen Oherstage.)

Wer unserm Bekenntnis, daß Jesus von Nazareth sei, wofür er sich selbst erklärt, nämlich der eingeborne Sohn Gottes, nicht glauben will, zu dem können wir erstlich sagen: Komm mit uns nach Judäa! Siehst du da die zahllosen Scharen von Kranken und Elenden aller Art, welche für menschliche Kunst unheilbar waren? Jesus sprach ein Wort, und sie waren gesund! — Siehst du da die Scharen von Blinden, Lahmen, am ganzen Leibe Verkrüppelten, Tauben und Stummen, die dies von Mutterleibe an waren und denen daher kein Mensch helfen konnte? Jesus sprach ein Wort, und die Blinden sahen plötzlich mit Entzücken, was bisher für sie mit undurchdringlicher Nacht bedeckt gewesen war; Jesus sprach ein Wort, und die Lahmen und Krüppel wandelten und hüpfen nun plötzlich mit Freude und Frohlocken; Jesus sprach ein Wort, und das bisher verschlossene Ohr der Tauben tat sich plötzlich auf, und sie hörten nun voll Jubel und Wonne den noch nie gehörten süßen Klang mensch-

licher Rede. Jesus sprach ein Wort, und das Band der Zunge der Stummen ward plötzlich los, und sie lobten und priesen nun laut Gott, ihren Schöpfer und Helfer! — Siehst du, Zweifler, ferner dort den Himmel zürnend sich in Nacht hüllen und die von einer Windsbraut gepeitschten Meereswellen das Schifflein Petri bedecken, und hörst du darin den gellenden Verzweiflungsschrei der Schiffer: „Herr, hilf uns, wir verderben!“? Siehe, Jesus spricht ein Wort, und plötzlich schweigt der heulende Sturm; der Himmel wird plötzlich klar; das empörte Meer glättet sich plötzlich zur heiteren, ruhigen Spiegelfläche, und es entsteht eine große Stille, die nur die Schiffsleute mit dem Ausruf unterbrechen: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorjam ist?“ — Siehst du endlich dort den entseelten Leichnam des zwölfjährigen Töchterleins eines Schulobersten und Vater und Mutter ihn mit Tränen nehen? Siehst du dort die verblichene Hülle des Jünglings von Nain bereits dem Grabe zutragen und die weinernde Mutter seinem Sarge folgen? Siehst du endlich den schon in Verwesung übergegangenen

Leib des Bruders der schluchzenden Maria und Martha dort in der Gruft? Siehe, Jesus sprach ein Wort, und alle diese Toten waren lebendig.

Getrost können wir, die wir bekennen, daß Jesus Christus der eingeborne Gottessohn sei, auf diese seine Werke hinweisen und mit Nikodemus sprechen: Diese Zeichen kann niemand tun, es sei denn Gott mit ihm. Denn dies waren Taten, die die Kraft eines Menschen, ja die Kräfte aller erschaffenen Wesen unendlich übersteigen; dies waren Werke, die nur durch die Kraft dessen vollbracht werden können, der die Natur und ihre Gesetze in seiner Hand hat, der da Lebendig machen wie töten und dem rufen kann, das da nicht ist, daß es sei; mit einem Worte: dies waren Wunder. Wer solche wahre Wunder tut, der beweist damit, daß er mit Gott selbst im

Bunde steht; für den tritt damit Gott selbst als Zeuge auf. Da aber der heilige, wahrhaftige Gott unmöglich ein falscher Zeuge sein oder Lüge und Betrug besiegeln kann, so ist auch ein jedes wahres Wunder ein unwiderleglicher Beweis für die Wahrheit dessen, zu dessen Bestätigung das Wunder verrichtet wird. Mit seinen Wundern hat es daher auch Jesus unwiderleglich bewiesen, daß sein Wort Wahrheit sei, und daß man daher auch dem Zeugnis glauben könne und müsse, das er von sich selbst abgelegt hat, auch dem, da er von sich selbst zeugt, daß er der sei, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, der Beherrscher der Natur, der Herr selbst über Leben und Tod, kurz, der eingeborne Sohn des Vaters, der bei ihm Klarheit hatte, ehe die Welt war.

§ 41. Dichter der neuesten Zeit.

1. Joseph (Viktor) von Scheffel,

geboren am 16. Februar 1826 zu Karlsruhe, studierte in Heidelberg, München und Berlin Jurisprudenz, Geschichte und deutsche Sprache und Literatur, war eine Zeitlang im Staatsdienst tätig, widmete sich jedoch immer mehr der Dichtkunst, reiste 1852 nach Italien, wurde 1876 geblendet und starb am 9. April 1886 in seiner Vaterstadt. — Sein Roman „Ettehard“, sein romantisches Epos „Der Trompeter von Säckingen“, seine humorprägenden Studentenlieder in „Gaudamus“, seine frischen Lieder in „Frau Aventiure“, in denen er den mittelalterlichen Minnegesang wieder erweckt, und seine Bergpsalmen haben ihn zu einem Liebling der deutschen Nation gemacht.

1. Ausfahrt.

1. Berggipfel erglühn,
Waldwipfel erblühn,
Vom Lenzhauch geschwellt;
Zugvogel mit Singen
Erhebt seine Schwingen,
Ich fahr' in die Welt.

2. Mir ist zum Geleite
In lichtgoldnem Kleide
Frau Sonne bestellt;
Sie wirft meinen Schatten
Auf blumige Matten,
Ich fahr' in die Welt.

3. Mein Hutschmuck die Rose,
Mein Lager im Moose,
Der Himmel mein Zelt;
Mag lauern und trauern,
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt!

2. Aus dem „Trompeter von Säckingen“.

I.

1. Mit Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

2. Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Nur ziehn des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

3. Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.

4. Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.

5. Und stechen mich die Dornen,
Und wird mir's drauß' zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckartal.

II.

1. Hell schmetternd ruft die Lerche
Mich aus dem Traume wach,
Es grüßt im Morgenschimmer
Der junge Frühlingstag.

2. Im Garten raucht die Palme
Geheimnißvoll bewegt,

Aus ferne Meeresufer
Die Brandung schäumend schlägt.

3. Und ehern blau der Himmel,
Gülden der Sonne Schein,
Mein Herz, was willst du weiter?
Stimm' in den Jubel ein!

4. Und sing ein Lied zum Preise
Deinem alten Gott und Herrn,
Er hat dich nie verlassen,
Du nur, du bist ihm fern.

2. Konrad (Ferdinand) Meyer,

geboren am 12. Oktober 1825 zu Zürich, studierte Jura, Geschichte und Philologie, lebte längere Zeit in Lausanne, Genf und Paris, bereiste wiederholt Italien, entschied sich nach langem Schwanken 1870 für Deutschland und deutsches Wesen, entfaltete eine reiche literarische Tätigkeit und starb am 23. November 1898 auf seinem Gute Kilsberg bei Zürich. — Hinsichtlich der Gedantentiefe und der künstlerischen Ausgestaltung seiner Werke gehört er zu den größten Dichtern der Neuzeit. Seine besten Werke sind das Epos „Hutten's letzte Tage“ und der Roman „Jürg Jenatton, eine Bündnergeschichte“.

1. Lutherlied.

1. Ein Knabe wandert über Land
In einem schlichten Volksgewand.
Gewölke quillt am Himmel auf,
Er blickt empor, er eilt den Lauf,
Stracks fährt ein Blitz mit jähem Licht
Und raucht an seiner Ferse dicht —
So ward getauft an jenem Tag
Des Bergmanns Sohn vom Wetterschlag.

2. Schmal ist der Klosterzelle Raum;
Drin lebt ein Jüngling dumpfen Traum;
Er fleißigt sich der Möncherei,
Daß er durch Werke selig sei.
Ein Vöglein blickt zu ihm ins Grab,
„Luthere,“ singt's, „wirf ab, wirf ab!
Ich flattere durch die lichte Welt,
Derweil mich Gottes Gnade hält.“

3. In Augsburg war's, daß der Legat
Ein Mönchlein auf die Stube bat;
Er war ein grundgelehrtes Haus,
Doch kannt' er nicht die Geister aus.
Des Mönchleins Augen brannten tief,
Daß er: „Es ist der Dämon!“ rief —
Du hebst vor diesem scharfen Strahl?
So blickt die Wahrheit, Cardinal!

4. Jetzt tritt am Wittenberger Thor
Ein Mönch aus allem Volk hervor;
Die Flamme steigt auf seinen Wink,
Die Bulle schmeißt hinein er flink,
Wie Paulus schlenkert' in den Brand
Den Wurm, der ihm den Arm umwand,
Und über Deutschland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.

5. Zu Worms sprach Martin Luther
frank

Zum Kaiser und zur Fürstenbank:
„Such', Menschenherz, wo du dich labst!
Das lehrt dich nicht Konzil und Papst!
Die Quelle strömt an tieferm Ort:
Der lautere Born, das reine Wort,
Stillt unsrer Seelen Heilsbegier —
Hier steh' ich, und Gott helfe mir!“

6. Herr Kaiser Karl, du warst zu fein,
Den Luther fandest du gemein —
Gemein wie Lieb' und Born und Pflicht,
Wie unsrer Kinder Angesicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie der Tod —
Er atmet tief in unsrer Brust,
Und du begrubst dich in Sanft Zuft.

7. „Ein' feste Burg“ — im Lande steht,
Drin wacht der Luther früh und spät,
Bis redlich er und Spruch um Spruch
Verdeutlicht das liebe Bibelbuch.

Herr Doktor, sprecht! Wo naht Ihr her
Das deutsche Wort so voll und schwer?
„Das schöpft' ich von des Volkes Mund,
Das schürft' ich aus dem Herzensgrund.“

8. Herr Luther, gut ist Eure Lehr',
Ein frischer Quell, ein starker Speer:
Der Glaube, der den Zweifel bricht,
Der ew'gen Dinge Zuversicht,
Des Heuchelwerkes Nichtigkeit!
Ein blankes Schwert in offnem Streit! —
Ihr bleibt getreu trotz Not und Vann.
Und jeder Zoll ein deutscher Mann.

9. In Freudenpulsen hüpf't das Herz,
In Jubelschlägen dröhnt das Erz,
Kein Thal zu fern, kein Dorf zu klein,
Es fällt mit seinen Glocken ein —
„Ein' feste Burg“ — singt jung und alt,
Der Kaiser mit der Volksgewalt:
„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Dran wird der Feind zu Schand' und
Spott!“

2. Bettlerballade.

1. Prinz Bertarit bewirtet Veronas
Bettlerschaft
Mit Weizenbrot und Kuchen und edlem
Traubensaft.

Gebeten ist ein jeder, der sich mit Lumpen
deckt,

Der, heischend auf den Brücken der Elb',
die Rechte rekt.

2. Auf edlen Marmorseffeln im Saale
thronen sie,

Durch Riss' und Löcher gucken Ellbogen,
Zeh und Knie.

Nicht nach Geburt und Würden, sie sitzen
grell gemischt.

Jetzt werden noch die Hasen und Hühner
aufgetischt.

3. Der tastet nach dem Becher. Er
durstet und ist blind.

Den Krüppel ohne Arme bedient ein
frommes Kind.

Ein reizend stumpfes Näschen geckt unter
strupp'gem Schopf,

Mit wildem Mosesbarte prahlt ein Cha-
rakterkopf.

4. Die Herzen sind gesättigt. Beginne,
Musika!

Ein Dudelsack, ein Hackbrett und Geig'
und Harf' ist da.

Der Prinz, noch schier ein Knabe, wie
Gottes Engel schön,

Erhebt den vollen Becher und singt durch
das Getöse:

5. „Mit frischgepflückten Rosen bekrön'
ich mir das Haupt,
Des Reiches eh'rne Krone hat mir der
Ohm geraubt.

Er ließ mir Tag und Sonne! Mein
übrig Gut ist klein!

So will ich mit den Armen als Armer
fröhlich sein!“

6. Ein Bettler stürzt ins Zimmer.
„Grumell, wo kommst du her?“

Der Schreckensbleiche stammelt: „Ich
laufs' von ungefähr,

Gebettet an der Hofburg. . . . Dein Ohm
schickt Mörder aus,

Nimm meinen braunen Mantel!“ Erz-
schritt umdröhnt das Haus.

7. „Drück' in die Stirn den Hut dir!
Er schattet tief! Geschwind!

Da hast du meinen Stecken! Entspring,
geliebtes Kind!“

Die Mörder nahen klirrend. Ein Bettler
schleicht davon.

— „Wer bist du? Zeig' das Antlitz!“
Gehobne Dolche drohn.

8. „Laß ihn! Es ist Grumello! Ich
kenn' das Loch im Hut!

Ich kenn' den Riß im Ärmel! Wir opfern
edler Blut!“

Sie spähen durch die Hallen und suchen
Bertarit,

Der unter dunkeln Mantel dem dunkeln
Tod entflieht.

9. Er fuhr in fremde Länder und ward
darob zum Mann.

Er kehrte heim gepanzert. Den Ohm er-
schlug er dann.

Verona nahm er stürmend in rotem
Feuerschein.

Am Abend lud der König Veronas Bett-
ler ein.

3. Otto Roquette,

geboren am 19. April 1824 zu Krotoschin in Posen, studierte in Berlin, Heidelberg und Halle Philosophie, Geschichte und neuere Sprachen, machte längere Reisen durch Süddeutschland, die Schweiz und Italien, wirkte zuerst in Dresden, dann in Berlin als Lehrer der deutschen Sprache und Literaturgeschichte, folgte 1869 einem Rufe als Professor an das Polytechnikum in Darmstadt, wo er am 17. März 1896 starb. — Weniger als Epiker denn als Dichter hervorragend, hat er manches lustige, fangbare Lied geschaffen. Bekannt ist sein Märchen „Walbmeisters Brautsahrt“. Die Hauptfrucht seiner literarhistorischen Studien ist seine „Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit“.

1. Der Totensee.

1. „Drei Tag' und drei Nächte, wo warst du, mein Kind?
Dein Haar hat zerflattert der saufende Wind!
Ich hab' dich gerufen, ich hab' dich gesucht
Drei Tag' und drei Nächte durch Wälder und Schlucht!
Ach, kommst du zurück?
Wie wirr ist dein Blick!
Was hast du, mein Kind? mein einziges Glück?“ —

2. „Und bin ich bei dir denn und bin ich zu Haus?
O Mutter, mich faßt es mit Schauder und Graus.
Drei Tag' und drei Nächte ist's, da ward er gebracht,
Gestürzt von der Alpe in felsigen Schacht,
Zum Tode verwund't;
Nun liegt er im Grund.
Mein Herz wird, ach! nimmer und nimmer gesund!

3. Und weinend da lag ich in Nacht und in Weh,
Da rief mir's: Komm aufwärts zum Totensee!
Das war seine Stimme, das war sein Gebot,
O Mutter, das trieb mich, und war's in den Tod!
Und fort nur und fort
Nach zog ich dem Wort,
Bis ich käme hinauf zu dem graufigen Ort.

4. Und über die Felsen durch Abgrund und Nacht,
Da ragte die Jungfrau in eisiger Pracht,
Die zackigen Hörner, sie dräuten so kalt,
Es erdröhnte von fern der Lawinen Gewalt.
Und ich stand auf der Höh',
Wo umlagert vom Schnee
Sich senkt in die Alpe der dämmernde See.

5. Da stand ich und bebte und atmete kaum.
Wie einsam ist's droben! Da grünet kein Baum,

Nur Felsen und Eis dort in starrendem Bund;
Es spiegelt der Mond sich im nebligen Grund.

Und da blickt' ich hinein
In den zitternden Schein —
O Mutter, mir schaudert's durch Seel' und Gebein!

6. Ich sah meinen Liebsten, die Stirne voll Blut,
Er stieg zu mir auf aus der ruhenden Flut,
Und ringsum im Kreise ein schweigendes Heer
Durchwallte den Nebel weit um ihn her.
Und er winkt mir und winkt,
Doch das Herze mir sinkt,
Und Angst und Entsetzen die Brust mir durchdringt.

7. Da schrie ich und floh von der eisigen Höh',
Es brauste und schäumte der Totensee,
Mir folgte ein webendes, nebliges Heer
Und sauste und witterte hinter mir her.
Und wieder zum Grund
Hin flog ich zur Stund';
Es huschten die Schatten im felsigen Rund,

8. Es stürzten die Bäche der Gletscher herab,
Es gähnten die Tiefen, ein endloses Grab,
Ich flog und ich stürzte und eilte aufs neu' —
O war' ich zu Hause, o war' es vorbei!
Und bin ich zu Haus?
Und schweigt das Gebraus?
Zurück muß ich dennoch durch Nebel und Graus!“

9. „Hilf, Himmel, mein Leben, mein einziges Kind,
Drei Tag' und drei Nächte im Wetter und Wind!
Ich richte dein Bettlein, ich trockne dein Kleid,
Ich will mit dir weinen und teilen dein Leid!“

„O Mütterlein, weh!
Mich umhüllt es wie Schnee,
Er hat mir gewinkt aus dem Totensee!“

10. Die Mutter, sie führt zum Kamine
 die Maid,
 Sie richtet ihr Bettlein, sie trocknet ihr
 Kleid,
 Sie redet ihr Trost, und sie tut sich Ge-
 walt,
 Sie siehet erstarren die blüh'nde Gestalt.
 „Nun, Mutter, adel
 In Leid nicht vergehl
 Schon führt er mich aufwärts zum Toten-
 see.“

2. Walter von der Vogelweide.

[Unter den Hunderten von Minnesängern ist einer, der, über alle hinausragend, den Namen eines Dichters für alle Zeit beanspruchen darf, Walter von der Vogelweide. Seine Lieder schlagen nicht nur die tiefsten Gemüts-töne an, sie umfassen den ganzen Umfang der damaligen Empfindungswelt, ja sie gehen in bedeutendem Sinne über denselben hinaus. Auch er singt von Minne, Sommerthonne und sehnender Pein, von dem Wandel der Natur und von religiösem Gefühl, aber er singt auch von Vaterlandsliebe, singt mit regstem Anteil an den politischen Geschehnissen und Zeitinteressen und ruft mit männlichem Ernst den Fürsten des Reichs und der Kirche seine Mahnungen entgegen.]

So vielerlei Gedanken er aber selbst gibt, welche die Entwicklung seines Denkens und Dichtens an das öffentliche Leben knüpfen, so lückenhaft und unergiebig sind sie doch für die Darstellung einer zusammenhängenden Geschichte seines Lebens. Ist doch nicht einmal seine Heimat und sein Geburtsjahr genau zu ermitteln. Es wird zwischen 1165 und 1170 angenommen; über die Gegend, wo er das Licht der Welt erblickte, sind dagegen die Ansichten geteilt. . . . Den ersten sicheren Anhalt über sein Leben gibt Walter selbst durch die Worte: „In Österreich lernte ich singen und sagen.“ Ob aus diesem Lande oder anderswoher gebürtig, jedenfalls kam er in seiner Jugend an den Hof Friedrichs von Österreich und Steyer (1193—1198, Sohn und Nachfolger Leopolds VI., dessen Tod

einst Reinmar der Alte beklagte). Der Hof zu Österreich gehörte zu den vornehmsten Stätten der höfischen Kunst. Walters Besitztum wird trotz seiner adeligen Herkunft nur dürftig gewesen sein; gibt er doch selbst häufig Kunde von seiner Armut. So mag er hier in und von der Gunst des jungen Fürsten gelebt und mit den ersten Einblicken in das glänzende höfische Leben die Grundlage zu seiner dichterischen Entwicklung empfangen haben. Mit wehmütiger Freude denkt er in späterer Zeit an seine Jugend zurück. „Hervor war die Welt so schön!“ singt er und mag die Worte auf seine Jünglingstage in Österreich beziehen. Hier auch wird es sein, wo ihm Augen und Herz zuerst für die Schönheit der Frauen aufgingen und wo er unter ihrem ersten Zauber sang: . . . „Wo eine edle Frau, schön und rein, geschmückt zu festlicher Versammlung geht, umgeben von ihrem Gefolge, zutheilen grüßend um sich blickend, da ist's, wie wenn die Sonn' aufgeht. Wohl ist herrlich der Mai und alle seine Wunder, aber alle seine Blumen lassen wir stehn und schauen an das iwerie Weib.“ . . . Doch nicht allein von [der] Minne, auch von der Herrlichkeit des Maien, von Wald und Wiese, von süßem Vogelsang weiß er leicht und klangvoll zu singen und der Naturschilderung ein lebendiges Bild anzupassen. . . .

Aber diese goldene Zeit sollte schnell vorübergehen. Herzog Friedrich nahm das Kreuz, zog nach Palästina und starb auf dem Zuge. Mit ihm scheint Walters sorgenloses Jugendglück dahingegangen zu sein. Er verlor seinen Gönner und stand arm und ratlos in der Welt. Die Zeit seines Wanderlebens begann. Wahrscheinlich zu Pferde, die Fiedel auf dem Rücken, mit leichtem Sängergepäck, vielleicht ohne einen Knappen, machte er sich auf den Weg, um wie hundert andere „zu Hofe und auf der Straße“ sein Glück zu suchen. Sicherlich war es dieser Wechsel seines Schicksals, der ihn plötzlich die Dinge der Welt ernster betrachten lehrte und sein Gemüt für die größeren Geschehnisse des Vaterlandes öffnete. Walters

Gefang ist fortan so eng mit den öffentlichen Ereignissen verbunden, daß es nötig ist, die Zeit, in welche sein Leben fällt, näher zu betrachten.

Kaiser Heinrich VI., der durch seine Vermählung mit der Erbin von Neapel und Sizilien diese Reiche mit der deutschen Krone verbunden hatte, war (kurz vor Friedrichs von Österreich Tode) plötzlich in Neapel gestorben (1197). Diese Nachricht stachelte den alten Haß zwischen Welfen und Hohenstaufen an, den Kampf um die Oberhand zu erneuern. Papst Innozenz III., ein erbitterter Feind der Hohenstaufen, beschloß, die italienischen Besitzungen von der deutschen Königs-macht wieder zu trennen, und befehlt den Sohn Heinrichs VI., den dreijährigen Friedrich II., unter seiner Vormundschaft zurück, um ihn zum König von Sizilien zu erziehen. Trotzdem, daß der Anabe schon zum Nachfolger im Deutschen Reiche gewählt war, begünstigte Innozenz die welfische Partei und sah sich in ihr nach einem Kaiser um. Philipp von Schwaben, der Bruder Heinrichs VI., suchte in Deutschland seinem Neffen die Krone zu retten, er war im Besitz der Reichskleinodien. Da jedoch das Reich nicht bis zur Mündigkeit Friedrichs auf ein Haupt warten konnte und der päpstliche Einfluß in Deutschland immer mächtiger ward, wählten die hohenstaufischen gesinnten Fürsten Philipp selbst zum Kaiser. Gleich darauf wurde von der welfischen, hauptsächlich aus Geistlichen bestehenden Partei des alten Hohenstaufenfeindes Heinrichs des Löwen Sohn zum Kaiser ausgerufen. Das Reich hatte zwei einander bestehende Häupter. Eine furchtbare Verwirrung brach aus, Deutschland glich einem vom Sturm aufgewühlten Meer.

Um diese Zeit ist es, wo wir Walters Gefang mitten in den hohen Bogen der Geschichte vernehmen. Er sah das Recht auf der Seite der Hohenstaufen, warf sich zum Verfechter Philipps auf, um sein ganzes Leben lang der hohenstaufischen Sache treu zu bleiben. In einem Gedichte schildert er die Verwirrung im Reiche, den Krieg aller gegen alle, und

mahnt, Philipp die Krone aufzusetzen und ihre Feinde niederzuhalten. Vielleicht wohnte Walter der Krönung Philipps bei, die bald darauf in Mainz erfolgte, denn er besingt sie gleich einem Augenzeugen. Vor allem rät er dem Kaiser zur „Milde“, die seinerzeit als eine der ersten fürstlichen Tugenden erschien. Und in der That war Philipp sehr darauf bedacht, sich durch Geschenke Ergebenheit zu verschaffen; er gab und gab, verpfändete Ländereien, um geben zu können, bis ihm kaum noch etwas zu geben übrigblieb. — Auch die Vermählung Philipps mit der griechischen Prinzessin Irene, die zu Weihnachten in Magdeburg vollzogen wurde, sah Walter wohl mit eignen Augen an, da er sie in einem Gedicht schildert. Aber kurze Zeit darauf wurde dem Kämpfen der Gegenkönige ein Ende gemacht. Philipp fiel durch die Hand des Wittelsbachers, und Otto IV. war alleiniges Oberhaupt des Reichs.

In welchem Verhältnis Walter zu Philipp gestanden, ob ihm persönlich nahe, ob vielleicht in sein Hofgefolge aufgenommen, ist nicht mehr zu ermitteln; jedenfalls hatte er seinen Tod, der zugleich eine Niederlage der hohenstaufischen Partei war, bitter zu beklagen. Mit dem welfischen Hofe mochte er nichts zu schaffen haben, und so beginnt wieder seine Wanderschaft von einer kleineren Hofhaltung zur andern. In Eisenach bei Landgraf Hermann von Thüringen (der, obzwar einst auf Seite der Welfen, sich Philipp unterworfen hatte) ist Walter zuerst wiederzufinden.

Der Hof zu Wartburg ist die berühmteste von allen jenen Stätten, wo die höfische Kunst gepflegt und begünstigt wurde. Hier sammelten sich die bedeutendsten Dichter, Heinrich von Velsche, Wolfram und andere, und so war auch Walter ein willkommener Gast. Vielleicht mehr als das, denn er rühmt sich, des milden Landgrafen „Ingesinde“ zu sein. Er wird nicht müde, die Freigebigkeit des Wirts, das bunte, glänzende Leben auf der Wartburg zu schildern, und erhebt den Landgrafen über alle Zeitgenossen. . . . Hier war es auch (vermut-

lich um 1207), wo, bei einer zahlreichen Versammlung von Dichtern, jener Sängerkampf gehalten wurde, wo jeder das Lob seines Fürsten über alle andern erhob. . . . Diesen Sängerkampf schildert ein späteres Gedicht, der „Wartburgskrieg“, welches die einzelnen Dichter dramatisch auftreten läßt. . . .

Und doch lastete, während man hier den Tag zum Feste machte, eine drückende Zeit auf Deutschland, denn die Kämpfe der Parteien hörten nicht auf. Bald aber sollte das rauschende Gepränge auf der Wartburg unterbrochen werden, denn eine neue Regsamkeit kam in die hohenstaufische Partei. Man begann in umfassenderem Sinne zu rüsten. Kaiser Otto IV. hatte sich mit dem Papst überworfen, und Innozenz tat das Oberhaupt des Reiches, das er einst den Hohenstaufen entgegengestellt hatte, in den Bann. Dies benutzten die deutschen Fürsten, den jungen Friedrich II., der inzwischen in Sizilien in halber Gefangenschaft gelebt hatte, auf den Thron zu berufen. Innozenz, in der Hoffnung, sich ein williges Werkzeug an dem erst fünfzehnjährigen Jüngling erzogen zu haben, entließ ihn, ohne ihm doch sicheres Geleit geben zu können. Heimlich brach Friedrich von Palermo auf, eilte, einem Flüchtling gleich, unter stets wachsenden Gefahren durch Italien und stieg auf ungebahnten Wegen über die Alpen. Mit wenigen Gefährten kam er durch das Engadin nach Chur. Aber wie die Schneeflocke, die sich vom Gipfel löst, zur Lawine wächst, so schlossen sich bei der Nachricht seiner Ankunft Tausende an ihn an, und als er in seiner hohenstaufischen Heimat anlangte, glich seine Reise den Rhein hinab einem stets wachsenden Triumphzuge. In aller Pracht der Jünglingsjahre, von bewunderungswürdiger Schönheit, mit einer Macht über die Menschen begabt, bei der man an Zauberei glaubte, von der ganzen Hoheit seines Geschlechts durchdrungen, erschien er, ein neuer Hoffnungsstern für die Seinen. Otto IV. hatte sich ihm zwar schlagfertig entgegengestellt, mußte aber

entweichen, und während er im Kriege mit Frankreich eine Niederlage erlitt, die seine Macht vernichtete, wurde Friedrich allgemein anerkannt. — Schon früher, gleich bei der Nachricht, daß der junge Fürst auf dem Wege sei, war der Landgraf von Thüringen aufgebrochen. In Frankfurt traf er zu ihm. Friedrich eilte ihm entgegen, umarmte ihn und nannte ihn seinen Vater.

Ob Walter im Gefolge des Landgrafen oder auf seine eigene Hand herbeigekommen, bleibe dahingestellt; aber auch er war da, um seine alte Anhänglichkeit an den Hohenstaufenstamm zu zeigen und den jungen Fürsten zu begrüßen. Friedrich . . . erkannte die Wichtigkeit, sich einem Sänger zu verbinden, der immer zu seinem Hause gehalten und dessen Gesang bereits so mächtig durch Deutschland erscholl, daß ein Lied desselben Hunderte von Herzen der hohenstaufischen Sache erwerben oder abwendig machen konnte. Er wußte ihn durch Dankbarkeit um so fester an sich zu ketten, indem er ihm ein Reichslehen verlieh, das den Sänger des mühevollen Umherfahrens überhob. Wo das Lehen gelegen, ist unbekannt, auch scheint Walter sich nicht dauernd auf sein Besitztum zurückgezogen zu haben. Vielfach erwähnt er in der folgenden Zeit seines Aufenthalts am Hofe zu Wien bei Leopold VII., dem Bruder jenes Friedrich, in dessen Nähe er seine Jugend verlebt hatte. Der Hof von Österreich mochte von jener Zeit her eine Anziehung für ihn behalten haben, möglich auch, daß er, des fahrenden Lebens einmal gewohnt, nirgends lange Ruhe hatte. Doch war seine äußere Lage fortan gesichert; er konnte sagen: „Ließen mich Gedanken frei, so wußte ich nicht von Ungemach.“ Innere Erfahrungen waren es also, die sein Herz beschwerten und seinem Gesang jene jetzt bleibenden Züge verliehen, die des Ernstes und der Betrachtung. Die Dinge der Welt kennt er und lernt er von Tage zu Tage mehr kennen: Unzuverlässigkeit, Untreue, falsche Freundschaft, Verderbniß der Sitten, Übermacht der

Bösen über die Guten. Gleichwohl ist er für Frohsinn empfänglich und tadelt die Welt, daß rechte Freude immer mehr in ihr ersterbe. Die Jahre machen sich bei ihm geltend. Er ist ein gereifter Mann und kann sich in dem Treiben der neuen Jugend nicht mehr zurechtfinden. Aber die Zeit ist auch schwer und böse und droht mit noch wilderen Stürmen und Ereignissen, als er erlebt hat.

Friedrich II. war mit Innozenz, wie mit den folgenden Päpsten, in einen ununterbrochenen Krieg über seine italienischen Reiche geraten. Zwischen Kaisertum und Kirchenmacht tat sich jener verderbliche Zwiespalt auf, der den Untergang der Hohenstaufen und den Sieg des Papsttums zur Folge haben sollte. Der Grundsatz, daß die Kirche über der weltlichen Macht, der Papst über dem Kaiser stehe, griff, genährt durch hundertfache Antriebe, immer mehr um sich, und Friedrich II. hatte sein ganzes Heldenleben an eine Reihe von Kriegen gegen aufreißerisch gemachte Vasallen in Italien und Deutschland einzusetzen. In diesem Kampfe geistiger und eherner Waffen ließ Walter seine Stimme laut und volltönend zugunsten des Kaisers erschallen. Er schildert die Entsittlichung der Geistlichkeit, den Geiz und die Geldgier des päpstlichen Hofes, der maßlose Summen deutschen Geldes jahraus, jahrein nach Rom lockte. Bald spottend, bald mit ernster Anklage geißelt er das unselige Verhältnis zwischen Laien und Geistlichen, ruft den weltlichen Fürsten das Gelübde der Treue ins Gedächtnis. Und wenn der Papst seine Bannflüche gegen den Kaiser schleudert, so donnert Walter, im Bewußtsein seiner besseren Sache, dem Papst ebenso gewaltige Erwiderungen zurück. Hier steht der Dichter auf der Höhe seiner Bedeutung. Fest, unerschrocken bleibt er in dem Kampf der Meinungen, Grundsätze und der Waffen auf der Seite der weltlichen Macht und weist, obgleich in tiefster Seele religiös empfindend (eine Menge Nieder geben davon Zeugnis), die Übergriffe der Kirche in ihre Schranken zurück.

Indessen erschien ihm der allgemeine Wirrwarr doch unlösbar, wenn der Kaiser nicht einen Weg einschlug, auf dem allein eine Versöhnung mit der Kirche herbeigeführt werden konnte, nämlich einen Kreuzzug. . . . Nichts konnte ihm erwünschter sein, als daß der Kaiser, obgleich im Bann und obgleich gegen seinen Kreuzzug gepredigt wurde, sich entschloß, Jerusalem, das inzwischen von neuem in die Gewalt der Mohammedaner geraten war, wiederzuerobern. Sechzehn Jahre waren vergangen, seit Walter Friedrich II. zuerst begrüßt hatte; jetzt (1228) schloß er sich ihm an, um in seinem Kreuzzug das Heilige Grab wiederzuerkämpfen.¹⁾ Die Geschichte dieses Kreuzzuges bleibe, zumal Walters Name nicht darin zu verfolgen ist, hier beiseite. Der Ausgang war im ganzen günstig. Friedrich, obgleich von allen, außer seinen deutschen Rittern, verlassen, eroberte Jerusalem, mußte aber, da der Papst ihm in der Heimat neuen Krieg angestiftet hatte, bald zurückkehren. Auch Walter sah die Heimat wieder, aber er fand sie auch von den alten Kämpfen durchtobt, ja die Lage der Dinge war in Deutschland nur noch schlimmer geworden. Sein Gemüt, erfüllt von den Eindrücken der Kreuzfahrt, hatte sich inzwischen immer mehr von der Welt getrennt und in sich selbst zurückgezogen. Fremder als jemals fühlt er sich in dem öffentlichen Treiben, zu dem er nur noch in geringer Beziehung steht. . . . Fortan aber verhüllt sich jede Spur über sein Leben. Er verschwindet an der Schwelle des Greisenalters, eine ernste Gestalt, deren Blick, trotz reicher Lebenserfahrungen, entsagend und verdüstert nach innen gefehrt ist. Die Sage erzählt, daß er im Kreuzzuge des Neuen Meisters zu Würzburg, der Lorenzgarten genannt, begraben liege.

Bei seinen Kunstgenossen stand Walter in großem Ansehen. Sie erwähnen seiner häufig und stets mit besonderer Achtung, vor allen Gottfried von Straßburg in jener . . . Zwischenrede, worin er

1) Die Teilnahme Walters an diesem Kreuzzug wird von namhaften Literaturhistorikern in Zweifel gezogen.

die Dichter mit Nachtigallen vergleicht.²⁾ „Wer“, fragt er, „soll das Banner tragen? Wer die Scharen der Nachtigallen führen und weisen? Ihre Meisterin kann es allein, die von der Vogelweide. Hör', wie die mit hoher Stimme über die Heide schallet! Wie kunstvoll sie organieret, und wie reich sie ihren Sang wechselt! Die muß der andern Leiterin sein, die weiß wohl, wo sie suchen soll der Minne Melodien!“ Walter hat vierzig Jahre gesungen, daher zeigen seine Lieder sehr entgegengesetzte Stimmungen, die Züge seiner verschiedenen Entwicklungsabschnitte. Die einen klingen voll heiterer Anmut, die andern tönen mit Heroldsruf in die Bewegung der Zeit hinein, die meisten aber sind Ergebnisse einer vertieften Betrachtung, einer stets grübelnden, bis zur Selbstqual geschäftigen Gedankentätigkeit. Der Reichtum an Tönen ist bei ihm unerschöpflich. Nicht daß er in der Form durchaus über seinen Kunstgenossen stehe, aber die Mannigfaltigkeit seiner Versgebäude ist bei ihm schon wegen der Menge der von ihm erhaltenen Gedichte um so mehr bemerkenswert. Walter war ein sehr fruchtbarer Dichter, und seine Kunst ist um so höher anzuschlagen, da er es in jedem Liede verstand, mit einer neuen lyrischen Form dem verschiedenartigsten Inhalt und der Stimmung des Augenblicks gerecht zu werden. Von andern Minnesängern wurde manches Lied gesungen, das, durch poetische Wärme, Farbenschmelz des Ausdrucks und Tiefe der Empfindung ausgezeichnet, sich würdig neben unsers Dichters Gesang hören lassen darf; aber es sind nur vereinzelte Lichtblicke. Walter überragt sie durch die Stetigkeit seiner menschlichen Entwicklung, durch den sich immer mehr erweiternden Umfang seines Gesichtskreises. Er stellt eine sozusagen regelrechte dichterische Persönlichkeit dar, die, wenn Wolfram und Gottfried auf den Höhepunkten ihrer Zeit stehen, in gewissem Sinne über seiner

Zeit steht. Nicht als ob er rein und maßellos und von ihren Schwächen unberührt geblieben wäre. . . . Was ihn über seine Zeit erhebt, ist, bei der Folgerichtigkeit seiner menschlichen Entwicklung, der ruhige Blick für die gegebenen Schranken, die klare Erkenntnis dessen, was der Zeit not tat, Entschiedenheit, festes Einstehen für die Sache des Vaterlandes, für die innere Freiheit, gegenüber den Waffen der römischen Kirche. In den Hohenstaufen sah Walter die Vertreter der deutschen Sache, in ihrem Auftreten gegen die Päpste erblickte er den Kampf der geistigen Selbstständigkeit gegen päpstlichen Einfluß und Mißbrauch des kirchlichen Regiments, und darum galt sein Gesang mit ganzer Überzeugung den hohenstaufischen Fürsten. Kein Dichter seiner Zeit hat, bei dem tiefsten religiösen Gefühl, die Übergriffe des römischen Stuhls so laut und treffend zurückgewiesen, keiner die Ehre Deutschlands so vertreten, wie er, keiner singt so von Vaterlandsliebe durchdrungen. Wie sehr er auch das von Kämpfen zerrissene Deutschland bluten sieht, wieviel er an dem Treiben seiner Landsleute auszusehen hat, dennoch preist er das Vaterland vor allen Ländern. „Ich hab' der Lande viel gesehen, und der Besten nahm ich gerne wahr; aber übel müßte mir geschehn, könnt' ich mein Herz dazu bringen, daß fremde Sitte ihm gesallen sollte. Was hülf' es mir, im Unrecht zu streiten? Denn deutsche Zucht geht doch vor allen. Von der Elbe bis zum Rhein und wieder bis gegen Ungarland, da mögen wohl die Besten sein, die ich irgend in der Welt gekannt. Deutsche Mann sind wohlgezogen, gleich den Engeln sind die Weib getan. Wer sie schilt, der hat sie nicht kennen gelernt. Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel. Lange müßte ich leben darinnen!“ Walters Wunsch ist erfüllt. Nicht nur seine Zeit erkannte seine Bedeutung, auch die spätere Nachwelt nennt seinen Namen mit Ehren.

2) S. Seite 43, 3. 144 ff.

4. Paul Heyse,

geboren am 15. März 1830 zu Berlin, studierte dort und in Bonn Philologie und Ästhetik, folgte nach einem längeren Aufenthalt in Italien 1854 einem Rufe des Königs Maximilian II. nach München und lebte von jetzt an abwechselnd dort und auf seiner Villa am Gardasee ganz seinem Dichterberufe. Er starb am 2. April 1914, nachdem er noch von der Stockholmer Akademie der Wissenschaften mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet worden war. — Heyse war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Mit seltener Sprachmeisterschaft tat er sich auf fast allen Gebieten der Poesie hervor, besonders auf dem der Novelle. Leider aber tritt in seinen Werken nur zu häufig seine atheïstische Weltanschauung zutage, weshalb sie auch nicht selten das sittliche Gefühl verletzen.

1. Der Schenk von Erbach.

1. Das war der Schenk Herr Eberhard
Von Erbach im Odenwalde,
Der sprach zu seiner lieben Frau:
„Den Vogel fangen wir bald.“

2. Mein hoher Gönner, der Erzbischof,
Ließ mir die Botschaft sagen,
Man höre die „sächsische Nachtigall“
Im Frankengau schlagen.

3. Da will ich hin und will ihn fahn,
Den Keger, den Doktor Luther;
Dazu verheße mein Heiland mir
Und seine seligste Mutter.

4. Und hab' ich die Hand erst über ihm,
Dem reizenden Hund der Hölle,
So leg' ich ihm einen Maulkorb an,
Der wehrt ihm Beißen und Wellen.“

5. Herr Eberhard sich schwang aufs
Roß
Mit seinem Troß zur Stunde;
Und als sie kamen nach Franken hinein,
Da forschten sie in die Rinde.

6. Ein Wirtshaus an der Straße lag,
Da haben sie Kunde vernommen,
Der Doktor werd' am Morgen früh
Des Wegs von Wertheim kommen.

7. Herr Eberhard, der lobte Gott,
Gab Weisung seinen Knechten
Und schuf, daß sie eine Kanne Weins
Ihm auf die Kammer brächten.

8. Er wollt' ein Stück der langen Nacht
In Wachen und Beten verbringen,
Auf daß ihm ließe der gnädige Gott
Den großen Fang gelingen.

9. Und wie er wandelt auf und ab
Bei seines Lämpleins Glimmen,
Hört er im Nachbarkammerlein
Ein geistlich Lied anstimmen.

10. Das klang so freudig, stark und
mild
Und war so lieblich gesetzt,
Nie hatte den Schenk Herrn Eberhard
Ein Singen mehr ergetzt.

11. Das klang so tröstlich, fest und
fromm,

Voll seliglichem Vertrauen;
Nie tät den Schenk Herrn Eberhard
Ein Singen mehr erbauen.

12. Und als verklungen der letzte Ton,
Der Schenk sprach „Amen!“ leise.
Da hub der drin zu beten an,
Erbaulich gleicherweise.

13. Das klang, wie wenn ein trotzig
Herz
Der List des Erzfeinds spottete;
Das klang, wie wenn ein zagend Herz
Sich flüchte zu seinem Gotte.

14. Das klang so treu und glaubens-
stark,
Um Tote zu beschwören;
Nie hatte der Schenk Herr Eberhard
So kräftig beten hören.

15. Und als der Beter „Amen!“ sprach,
Da widerhallt's mit Mächten;
Herr Eberhard stieß auf die Tür,
Seinen Nachbarn zu betrachten.

16. Der trug ein schlichtes Reiterwams
Ohn' sonderliches Zeichen;
Er mochte mit seinem tapfern Blick
Einem fahrenden Junker gleichen.

17. Doch wie ihn lud Herr Eberhard,
Zwiesprach mit ihm zu halten,
Wohl spürt' er in dem schlichten Mann
Eines höheren Geistes Walten.

18. Sie sprachen von Gott und Gottes-
wort,
Von Menschenwerk und Sünden.

Wie wußte das fahrende Junkerlein
Den Geist der Schrift zu künden!

19. Sie sprachen so freudig die ganze
Nacht,

Die Knechte schliefen indessen.
Herr Eberhard hat sein großes Werk
Und selbst das Trinken vergessen.

20. Doch als am Morgen kräht' der
Hahn,
Er mußte sich wohl bedenken.
Er sprach: „Wie habt Ihr mich erlabt!
Nun treibt es mich von hinnen.“

21. Dem Doktor Luther, dem Antichrist,

Will ich den Weg verlegen;
Doch da Ihr seid ein heiliger Mann,
Gebt mir zum Werk den Segen!“ —

22. „So Ihr nicht mehr zu schaffen
habt,

Das könnt Ihr näher finden;
Auf den Ihr fahndet, er steht vor Euch,
Ihr mögt ihn greifen und binden.“

23. Da stürzten dem Schenk Herrn
Eberhard

Die Tränen über die Wangen.
„Euch wollt' ich fahen — barmherz'ger
Gott!
Nun habt Ihr mich gefangen.

24. Nun nehmt mich vollends in Eure
Haft

Auf immer mit Seel' und Leibe
Und folgt mir auf mein festes Schloß
Zu meinem treuen Weibe!

25. Hilf, Himmel, was wird der Erz-
bischof,

Mein hoher Gönner, sagen,
Hört er die „sächsische Nachtigall“
Im Odenwalde schlagen!“

2. über ein Stündlein.

Dulde, gedulde dich fein!
über ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne.
über den First, wo die Glocken hängen,
5 Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Türmers Fenster ein.
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,
Einsam wohnt er, oft erschrocken,
Doch am frühesten tröstet ihn Sonnen-
schein.

10 Wer in tiefen Gassen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut,
Glocken haben ihn nie erschüttert,
Wetterstrahl ihn nie umzittert,
Aber spät sein Morgen graut.
15 Höh' und Tiefe hat Lust und Leid.
Sag' ihm ab, dem törichtsten Neid!
Andrer Gram birgt andre Wonne.
Dulde, gedulde dich fein!
über ein Stündlein
20 Ist deine Kammer voll Sonne.

3. Spruch.

„Freund in der Not“ will nicht viel
heißen,
Hilfreich möchte sich mancher erweisen.
Aber die neidlos ein Glück dir gönnen,
Die darfst du wahrlich Freunde nennen.

5. Felix Dahn,

geboren den 9. Februar 1834 in Hamburg, studierte in Berlin die Rechte, Geschichte und Philosophie, war akademischer Lehrer in München, Würzburg und Königsberg, bekleidete seit 1887 eine Professur für deutsches Recht und Staatsrecht in Breslau und starb, hochgeehrt, am 3. Januar 1912. — Er war der Verfasser zahlreicher epischer und lyrischer Gedichte, doch machte er sich hauptsächlich durch seine historischen Romane, z. B. „Ein Kampf um Rom“, einen Namen. Vortrefflich ist seine „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker“.

1. Gotentreue.

1. Erschlagen war mit dem halben Heer
Der König der Goten, Theodemer.

2. Die Heunen jauchzten auf blut'ger
Wal,
Die Geier stießen herab zu Tal.

3. Der Mond schien hell, der Wind pfliff
kalt,
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.

4. Drei Männer ritten durchs Heide-
gefilde,
Den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.

5. Der erste über dem Sattel quer
Trug seines Königs zerbrochenen Speer.

6. Der zweite des Königs Kronhelm
trug,

Den mittendurch ein Schlachtbeil schlug.

7. Der dritte barg mit treuem Arm
Ein verhüllt Geheimnis im Mantel warm.

8. So kamen sie an die Donau tief,
Und der erste hielt mit dem Roß und rief:

9. „Ein zerhauner Helm — ein zer-
hackter Speer —
Vom Reiche der Goten blieb nicht mehr!“

10. Und der zweite sprach: „In die
Wellen dort
Versenkt den traurigen Gotenhort!

11. Dann springen wir nach von dem
Uferrand —
Was säumest du, Vater Hildebrand?"

12. „Und tragt ihr des Königs Helm
und Speer,
Ihr treuen Gefellen, — ich trage mehr!“

13. Auf schlug er seinen Mantel weich:
„Ich trage der Goten Hört und Reich!“

14. Und habt ihr gerettet Speer und
Kron' —
Ich habe gerettet — des Königs Sohn!

15. Erwache, mein Knabe! Ich grüße
dich,
Du König der Goten, Jung=Dieterich!“

2. Der schwedische Trompeter.

1. Was klingt so hell und heiter zu
Vibrach auf der Au?
Das ist ein Schwedenreiter mit der
Schärpe, gelb und blau.
Das war ein frommer Väter, ein tapfrer
Degen auch,
Der wackere Trompeter — das war so
Schwedenbrauch.

2. Zum Rheingraf soll er's tragen von
des Königs eigener Hand,
Wie sie den Tilly schlugen, der Magdeburg
verbrannt.
Er zieht auf schlimmer Reise, und doch,
dem Feind zum Spott,
Bläst er die kühne Weise „Eine feste Burg
ist Gott“.

3. Er bläst so laut und helle, es schallt
den Wald entlang,
Es klingt so scharf und schnelle wie
Schwertschlag jeder Klang —
Laß ab, du guter Reiter, zieh heimwärts
rasch und stumm,
Nicht reit und blase weiter, denn Feinde
sind ringsum.

4. Deine Botschaft ist verraten dem
Grafen Hsolan,
Es lüftet die Kroaten nach König Gustavs
Plan;
Du lockst mit deinen Klängen die Feinde
selbst herbei —
Sechs aus dem Walde sprengen, von jeder
Flanke drei.

5. Von links und rechts sie traben heran
mit Hurra jetzt,
Und vorn der breite Graben: kein Roß
darüber setzt.
Er richt't sich auf im Bügel, er blickt um
sich im Zorn,
Er gibt dem Roß die Zügel, er gibt dem
Roß den Sporn.

6. „Greif aus, mein Rapp', mit Sprin-
gen, jetzt gilt es scharfen Trott;
Wenn Gott will, kann's gelingen — eine
feste Burg ist Gott!“
Und mit verhängtem Zügel zum Graben
geht's im Flug.
„Glaubst du, dein Rapp' hat Flügel?“
lacht der Kroaten Zug.

7. Dicht hinterher sie brausen mit
Schreien und mit Schrein —
Hei, wie die Kugeln sausen und die Rösse
hinterdrein!
Nun bis zur Sattelskappe im Sprung den
Kopf er biegt,
Und hui! der treue Rapp' hoch über den
Graben fliegt.

8. Die Kroaten halten am Rande, sie
fluchen ob der Schmach,
's ist eine feste Bande — doch keiner tut's
ihm nach.
Doch er ritt drüben weiter, im Schritt,
dem Feind zum Spott,
Und fromm blies er und heiter: „Eine
feste Burg ist Gott!“

3. Die Varusschlacht.

(9 n. Chr.)

Auf [den römischen Statthalter] Sen-
tius Saturninus, dessen Jovialität den
Germanen gefallen haben mochte, war in-
zwischen als Legat gefolgt Quintilius
Varus, ein Verschwägerter des Kaiser-
hauses, bisher Statthalter in Syrien.
„Arm hatte er dieses reiche Land betreten,
reich verließ er die arm gewordene Pro-
vinz.“ Gleiche Habsucht wollte er in
dem so armen Germanien befriedigen.
Dazu war er ebenso hochfahrend und streng
als bequem und schwerfällig an Leib und
Seele: er zog das ruhige, genußreiche
Leben an reichbesetzter Tafel im Lager bei
weitem kriegerischen Anstrengungen vor.
Und das Verderblichste war die kurzjichtige,

sorglose Sicherheit, . . . in der er sich wiegte und wiegen ließ. Nicht allmählich wollte er die Romanisierung der Westgermanen vorschreiten sehen, mit einem Male wollte er sie erzwingen. Die verachteten Barbaren schienen ihm kaum Menschen; wie bereits ganz Geknechtete wollte er sie beherrschen, wie ältere Untertanen, wie sklavische Syrer sie besteuern. Er hielt sie für so voll gebeugt, daß sie, welche noch das Schwert nicht gebändigt hatte, und ihren stets zu Gewalttat neigenden Trotz die einfache Anwendung des römischen Rechts, die Stäbe des Liktors, der Ruf des Gerichtsdieners in Ordnung und Unterwerfung halten könne. So verlegte er sein Sommerlager mit drei Legionen, das auch Frauen, Kinder, Freigelassene, Sklaven und Sklavinnen der Offiziere erfüllten, mitten unter die Germanen, hielt in ihrer Mitte, wie im tiefsten Frieden, als sei er Stadtprätor in Rom oder Prokonsul in Narbo, nicht Heerführer im cherusischen Urwald, Tagfahrten ab, ließ vor seinem Tribunal Prozesse der Germanen nach römischem Recht entscheiden, römische Todes- und Geißelstrafen an freien Germanen vollstrecken, römische Steuern von unbefiegten und verbündeten Völkern erheben und verbrachte so die kurze, allein für Kriegstaten in diesem Lande verfügbare Sommerzeit. Und allerdings: gefährlicher noch als die kriegerische Umlagerung von West und Süd hätte der germanischen Freiheit und Nationalität diese still fortschreitende Romanisierung werden müssen, welche des Varus Sicherheit schon als vollendet ansah, wenn diese Zustände, dieses friedliche Einleben der Westgermanen noch fortgedauert hätte.

Aber es dauerte nicht fort.

Gerade die Anwendung des römischen Rechts, des ganzen Apparates römischer Gerichtsbarkeit mit Ruten und Peil, wie auf römische Provinzialen, empörte die Germanen: ihre Fürsten vermißten schmerzlich den alten Einfluß, die leitende Gewalt; das Volk, sobald es fühlte, daß ihm die fremde Neuerung und Herrschaft auferlegt war, verlangte nach den alten Zuständen, nach der rauhen Freiheit der Väter. Dumpf gährte der Groll der

Fürsten, der Edlen, der Gefolgsherrn, der Gemeinen. Aber des Varus Verderben und der Germanen Errettung war erst gesichert, als der planlos und hauptlos murrende Grimm einen genialen Führer fand, der den tief verborgen glimmenden Brand ebenso eifrig schürte als geschickt verbarg und endlich an der rechten Stelle hervor schlagen ließ; wie elementare Gewalten, wie Erdbeben oder Waldbrand oder Deichbruch schlug der Volkszorn, dämonisch klug zurückgehalten und plötzlich furchtbar entfesselt, über den Römern zusammen.

Dieser geniale Führer war Armin, der Sohn des cherusischen Gaukönigs Segimer. „Jugendlich (geboren im Jahre 17 oder 16 v. Chr.), von erbfürstlichem Geschlecht, tapfer, rasch von Auffassung, weit über Barbarenart an Geist begabt, die Kühnheit seines Gedankens durch das Antlitz und den Blick des Auges verratend“ — so schildert ihn der Feind — hatte er, ähnlich wie Marobod, die Schule römischen Dienstes mit Auszeichnung durchgemacht; bei keinem der letzten römischen Feldzüge im Norden und Süden hatte der junge Cheruskerfürst gefehlt, . . . das römische Bürgerrecht, die Würde des Rittergrades hatte er sich verdient; die Macht und die furchtbare Gefährlichkeit Roms für Existenz, d. h., Eigenart und Freiheit seines Volkes, hatte er kennen gelernt. Aber während so mancher Cherusker, so sein eigner Bruder Flabius, der überlegenen fremden Kulturmacht sich blindlings oder vielmehr geblendet angeschlossen, war Armins Herz nur seinem Volke treu geblieben. Er beschloß, es vor der friedlichen wie vor der gewalttätigen Romanisierung zu erretten, er ward das Haupt und die Seele der heimlichen Römerfeinde; er bereitete von langer Hand die Erhebung vor. . . . Zuerst weihte er wenige Vertraute, dann immer mehrere in sein Trachten ein; die Mutlosigkeit gegenüber der römischen Überlegenheit war schon so stark, so weit verbreitet, daß er Mühe hatte, die Seinen zu überzeugen, das Joch könne wieder abgeschüttelt werden. . . .

Zunächst mußte Varus in seiner vertrauensvollen Sicherheit bestärkt werden; nichts durfte die bisherigen Zeichen der

fortschreitenden Gewöhnung an die römische Autorität unterbrechen: Fürsten, Edle und Gemeine der Germanen erschienen wie immer in dem Sommerlager, vor den Kastellen der Römer, Handel und Verkehr und sogar die Entscheidung ihrer Streitigkeiten vor dem Tribunal des Feldherrn und nach römischem Rechte suchend.

Alsdann mußte Varus hinweggelockt werden von seinen festen Lagern und Kastellen, wo er für germanische Kriegskunst nicht bezwingbar war: in das Innere des Landes, fern vom Rhein, mußte er verleitet werden auf ein Terrain, welches dem Angriff der Barbaren möglichst günstig, der römischen Verteidigung ungünstig war. Der kleine Krieg im Waldgebirg und Sumpf, aber in großartigem Maßstab, sollte die Legionen verderben; daß ihre Taktik in offener Feldschlacht durch allen todberachtenden Ungestüm von Barbaren nicht zu besiegen war, hatte Armin durch die Erfolge des Drusus, des Tiberius und eben zuletzt noch selbst, in den Reihen der Römer sechtend, in Pannonien erfahren, wo er mit Auszeichnung germanische Bundesgenossen befehligt, Bürgerrecht und Ritterring der Römer sich verdient hatte.

Der Aufstand einer fern im Innern Germaniens wohnenden Völkerschaft . . . ward gemeldet. Varus beschloß, selbst mit seiner ganzen Streitmacht — nach Abzug der Besatzungen der Kastelle — aufzubrechen, die Empörung rasch und mit dem Nachdruck seines eigenen Erscheins zu ersticken.

Armin und die übrigen Fürsten der „verbündeten“, d. h., halbunterworfenen Germanen verhiessen, sowie die Legionen aufgebrochen, ihre Heerbannfähren aufzubieten und dem Zug der Römer zu folgen. Segest, der schon früher wiederholt gewarnt hatte, verriet die Verschwörung nochmals bei dem letzten Gelage der leichtgläubigen Feldherren: eine allgemeine Erhebung sei im Werke; er schlug vor, ihn selbst, Armin und die übrigen Fürsten sofort festzunehmen; ihrer Führer beraubt, werde die Menge nichts zu unternehmen wagen und Varus Zeit genug gewinnen, durch Untersuchung die Schuldigen und die Unschuldigen kennen

zu lernen. Aber Varus schlug die Warnung in den Wind; er zählte auf Armins Dank für manch hohe Auszeichnung und brach auf.

Ohne Ordnung, sorglos wie in Frieden und Freundesland, marschierten die Römer: die drei Legionen voneinander getrennt durch einen großen Train, durch Fuhrwerk, mit den Frauen und mit Gepäck aller Art, Marktender, Krämer und Händler, aus dem aufgelösten Sommerlager, in der Mitte. Sofort nach dem Abmarsch der Truppen erließ Armin das geheime Aufgebot an alle verschworenen Fürsten und Völkerschaften; auf seinen Befehl wurden überall die im Lande zerstreuten einzelnen Römer, die Einquartierten, die Posten, auch die Kolonisten an einem Tage überfallen und ermordet. Er führte den ganzen Heerbann der Empörung in Rücken und Flanken des Varus; so groß war die brausende Flut des entfesselten Volkszornes, daß des Segestes Sohn, Segimund, der Priester „am Altar der Ubier“ in Köln, die Priesterbinde zerriß und über den Rhein eilte, den Kampf zu teilen; ja Segestes selbst ward von der übereinstimmenden Begeisterung der Seinen gezwungen, widerwillig der Bewegung zu folgen.

Die ersten Nachrichten von neuen Unruhen in seinem Rücken störten noch so wenig den Feldherrn in seiner Sicherheit, daß er durch Viktoren die angeschuldigten Fürsten vor sein Tribunal laden zu können glaubte.

In dem Teutoburger Wald traf der konzentrische Angriff der Germanen von den dichtbewaldeten Höhen herab auf das im sumpfigen Talgrund marschierende Heer. Deutlich lassen sich nach dem Bericht des Tacitus (über den Besuch des Schlachtfeldes durch Germanikus im Jahre 16) zwei, vielleicht drei Schlachtstage, jedenfalls zwei Lager unterscheiden.

An dem ersten Schlachttag ward ein Lager geschlagen noch streng nach den Grundsätzen römischer Kriegskunst: groß von Umfang, für jede der drei Legionen gesondert abgetheilt. Das Lager des zweiten Tages verriet deutlich schon durch seinen geringen Umfang, wie furchtbar bereits die Legionen zusammengeschmolzen waren,

als sie sich hier noch einmal zu sehen versuchten: halb eingestürzt war der Lagerwall, der Lagergraben nur wenig ausgetieft.

An diesem zweiten Schlachttage (10. September) ward das Verderben der Römer begonnen, am dritten (11. September) vollendet; Sturm und Platzregen machten den Widerstand und das Marschieren auf dem durchweichten Grund fast gleich unmöglich für die neu ausgehobenen, noch wenig geübten Truppen: — die alten, des Waldgefechts mit Germanen vertrauten Legionen des Rheinheeres standen ja jetzt in Pannonien. Varus, verwundet, gab sich . . . selbst den Tod. Mehrere der Legaten fielen, Tribunen wurden gefangen; der Rest des Heeres fand zerstreut auf der Flucht oder in mannhaft und tapfer geschlossenem Widerstand den Tod.

Der Legat Vala Numonius suchte sich mit der Reiterei durchzuschlagen, ward aber auf der Flucht eingeholt oder von vorn gehemmt und vernichtet; nur ein Teil des Troffes und viele Frauen erreichten in verstreuter Flucht, wohl im Schutze der Nacht, das nahe, nur wenige Stunden entfernte Aliso, wohin auch einzelne Mannschaften gelangten. Zügellos, wild, grausam war die Rache, welche die Barbaren an den Gefangenen übten in Vergeltung all der Leiden, all des Druckes, welche der Angriff und die Herrschaft der Römer gebracht, seit zuerst diese über den Rhein in die freien Waldgaue gedrungen waren. Keine Verhöhnung ersparte der grimmigen, in Blut berauschte Übermut der Sieger den Lebenden, den Toten, den leblosen Wahrzeichen römischer Macht. Armin sprach nach dem Siege zu dem Heere, die genommenen Adler und Standarten mit Füßen tretend.

Viele Gefangene, zumal die Tribunen und Centurionen des ersten Ordo, wurden an den Altären den Göttern geschlachtet oder an Bäumen aufgehängt, ebenfalls als Opfer, die abgeschnittenen Häupter an Baumstämme gehetzt — gleichfalls ein sakraler Gebrauch —, von welchen herab die gleichtenden Schädel noch nach sechs Jahren das Heer des Germanikus angrünsten, als er die Unheilstätte aufsuchte.

Zumal die bei der Sprechung römischen Rechts über Germanen tätig Gewesenen traf die Rache der über Ruten und Weile des Viktors tief Empörten grausam: in Blendung, Abschneidung der Hand, die das Urteil geschrieben, der Zunge, welche „wie eine Schlange das fremde Recht gezischt hatte“. Die verschonten Gefangenen wurden selbstverständlich unter den Siegern als Knechte verteilt; die Söhne vornehmer Geschlechter, welche bald durch den Kriegsdienst sich in den Senat zu schwingen gehofft hatten, hüteten jetzt als Viehknechte dem Cherusker die Kinder, dem Marsen die Hütte des Vorwerks. Manche wurden später durch ihre Familien losgekauft, durften aber Italien nicht wieder betreten. Des Feldherrn Leiche völlig zu verbrennen, hatte den Römern Zeit und Ruhe gekostet; sie hatten die halbverbrannte begraben, sie vor den Barbaren zu bergen. Diese aber entdeckten sie, gruben sie aus, trieben ihren Spott damit, zumal Sessithafus, des Segestes Brudersohn.

Armin sandte das Haupt des Varus an Marobod, ein bedeutungsvolles Zeichen des Erfolges und der Mahnung; der Markomannenkönig jedoch, vielleicht schon damals eifersüchtig auf Armin und in törichter Überschätzung seiner Macht in Neutralität zwischen Rom und den Freiheitskämpfern seine Sicherheit suchend, schickte den Kopf nach Rom, wo er in dem Familiengrabmal beigesetzt ward.

Der Schreck, die Bestürzung, die Furcht zu Rom waren groß. Der Schlag war so völlig unerwartet gefallen. Man feierte gerade den Sieg über die Illyrer und Pannonier. Augustus, 72 Jahre alt, durch manches Omen eingeschüchtert — ein Komet schweifte drohend durch den Himmel —, verlor die Fassung. Er soll das Haupt an die Marmorsäulen seines Palastes gestoßen haben mit dem Rufe: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ und monatelang schor er Haar und Bart nicht, ein Zeichen tiefer Trauer; er glaubte, ganz Germanien werde zum Angriff sich erheben, Gallien mit fortreißen, Italien bedrohen. Zur Deckung der Alpenpässe aus Illyricum die Legionen zu ziehen, durfte man nicht wagen;

eben erst war Tiberius mit dem Aufstand fertig geworden (fünf Tage vorher war Germanikus mit der Siegesbotschaft eingetroffen), der frisch emporflammen mußte, räumte man das Land, ließ man die Germanen herein, den Pannoniern die Hand zu reichen.

In der Stadt selbst sogar wurden außerordentliche Maßregeln getroffen: die germanischen Garden wurden aus dem Palast nach den Inseln Italiens abgeführt, sogar einzelne Gallier und Germanen, die als Reisende oder Söldner in der Stadt weilten, ausgewiesen, neue Wachen zur Nacht aufgestellt, dem Jupiter, „wenn er dem Reich wieder zu Heile verhelfe“, große Spiele gelobt, was nur zur Zeit höchster Gefahr, so bei dem zimbriischen Schrecken, geschah; Tiberius war sofort auf die Nachricht hin aus Illyricum nach Rom geeilt.

Aber alle diese Besorgnisse und Vorkehrungen erwiesen sich als unbegründet. Die Germanen hatten nur Befreiung und Verteidigung, nicht Eroberung im Sinn; bei weitem nicht alle germanischen Völkerschaften im späteren Deutschland waren bei der Erhebung beteiligt; so nicht die Völker der norddeutschen Küsten: Friesen, Sachsen, Chauken, so nicht der mächtigste den Ckeruskern nahe König, Marobod, schwerlich alle Gaue der Hermunduren. Noch weniger hatte man Gallier oder Pannonier in den Plan gezogen oder jezt, nach der Ausführung, aufgefordert zu gemeinsamem Angriff. Noch fehlten bei den Germanen jene zwingenden Gründe, welche sie ein paar Jahrhunderte später mit Gewalt über die römischen Grenzen drängten, die Übervölkerung und ihre Folgen. Noch fehlten die Voraussetzungen großer, gemeinsamer, nachhaltiger Angriffsunternehmungen, die Zusammenfassung zu größeren Gruppen, zu Völkerschaften und Völkern durch das Königtum. . . .

[Im Jahr 16 n. Chr. kam Germanikus ganze nahe an das] Schlachtfeld des Varus, wo die Gebeine der Legionen noch

unbestattet lagen. Da beschloßen [die Römer], jene Stätte der Trauer aufzusuchen; das ganze Heer ward von Rührung ergriffen in Mitleid um dort verlorene Verwandte und Freunde, von Wehmut erschüttert um Kriegsgeschick und Menschenlos. Zugleich dürfen wir aber bei dem Cäsar noch einen andern Beweggrund annehmen für den später von Tiberius mißbilligten Besuch des Schlachtfeldes: der Kaiser besorgte Entmutigung des Heeres durch den Anblick jener grauenvollen Gerippe; auch meinte er, die Augurien des Feldherrn sollten nicht durch Leichenbestattung getrübt werden — Germanikus aber wollte wohl den Germanen deutlich vor Augen führen, daß jene Tat ihnen nicht auf die Dauer geholfen habe, daß auch jene Niederlage nicht den römischen Adler abschrecke, so weit wie zuvor den Flug in die Wälder zu wagen.

Cäcina ward vorausgeschickt, etwaige Hinterhalte in den Waldwegen aufzuklären, Brücken und gedämmte Wege über die Sümpfe und den unsicheren Moorgrund herzustellen. So erreichte denn das ganze Heer die düstere Stätte, schrecklich von Ansehen und Erinnerungen. Die Soldaten, welche aus jener Schlacht oder später aus der Gefangenschaft entkommen, zeigten die Stellen, wo die Legaten gefallen, wo die Adler genommen wurden, wo Varus verwundet worden, wo er sich in das Schwert gestürzt, wo Armin die Rede als Sieger und Richter gehalten, wo er die genommenen Feldzeichen beschimpft habe, wie viele Galgen errichtet, wie viele Leichengruber gegraben worden. Und so bestatteten sie die Gebeine der drei Legionen sechs Jahre nach deren Untergang; keiner wußte, ob er die Skelette von Fremden oder von Verwandten und Freunden auflese, und so begruben sie dieselben alle wie die von Verwandten voll Trauer, voll Grimmes gegen die Barbaren. Der Cäsar legte die erste Rasenscholle auf den Grabhügel den Toten zur Ehre, als Trauergenosse der Lebenden.

6. Julius Wolff,

gehören den 16. September 1834 zu Quedlinburg, erhielt seine Ausbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und auf der Hochschule in Berlin, übernahm darauf die Tuchfabrik seines Vaters, wählte jedoch nach dem Kriege von 1870—71, an dem er als Landwehroffizier mit Auszeichnung teilgenommen hatte, die literarische Lauf-

haben, lebte seitdem in Berlin ganz seiner Muse und starb am 3. Juni 1910 in Charlottenburg. — Nachdem er durch eine Sammlung patriotischer Kriegslieder („Aus dem Felde“ 1871) die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, veröffentlichte er eine Reihe von größeren epischen Dichtungen, die sich eine Zeitlang großer Beliebtheit erfreuten, z. B. „Till Eulenspiegel rebivivus“, „Der Rattenfänger von Hameln“, „Der wilde Jäger“. In späteren Werken huldigte er oft einem widerlichen Naturalismus.

1. Der Reiter in Jena.

1. Der Frühling kam, nicht lind und leis,

Der Buche und der Birke Reis
Zu schmücken mit grünen Spizen;
Mit Sturm kam er herangebraust;
Den Berg gefegt, den Wald zerzaust
Hat er mit Donnern und Blitzen.

2. Er jagt auf Wolken mit klirrendem Sporn,

Er ruft durchs Thal und stößt ins Horn;
Ein Jauchzen klingt und ein Schmettern,
Als wollt' er der Welt erklären den Krieg,
Von neuen Zeiten melden und Sieg
In leuchtenden, rollenden Wetter.

3. Der Regen rauscht aufs welcke Laub,
Und nieder kämpft er des Weges Staub,
Der Frühling ist Herr und Meister.
Nun ist überwunden des Winters Macht,
Der Herold verkündet in tosender Schlacht
Das Nahen lichtspendender Geister.

4. So zieht es heran vom Thüringer Wald,

Zwei fahrende Schüler erreicht es bald,
Die von Basel nach Wittenberg wandern.
„Menarius, das Licht dort muß Jena
sein,
Da suchen wir Obdach, da lehren wir ein,“
Spricht tröstend der eine zum andern.

5. Bald klopfen sie an im Schwarzen Bär

Und bieten dem Wirte gute Mär
Um Herberg', die man hier kauft.
Zwei reisende Kaufleut' treffen sie an,
Ein Mägdlein und einen Reitersmann,
Der sitzt am Tische und kauft.

6. Sein Antlitz strahlet in Friedlichkeit,
Doch ist er gerüstet als wie zum Streit
In Koller und lederner Kappe;
Sieht aus wie einer, der unverzagt,
Treu seinem Fähnlein das Leben wagt,
Stürzt ihm auch blutend der Kappe.

7. Die Linke ruht auf des Schwertes Knopf,

Ihm funkeln wie Sterne die Augen im Kopf;
Doch wie die Lippen sich regen,

Als er nun schließt sein hebräisch Buch,
Da raunt er was, das war kein Fluch,
Wie Amen klang es und Segen.

8. „Du, der ist nicht in dem Wams zu Haus,

Doch zum Pfaffen sieht er zu ritterlich aus,
Es ist wohl Herr Huldrich von Gutten.“
„Ach nein!“ spricht der andre, „der
Gutten ist's nit;

Den sah ich, wie er von Augsburg ritt,
Gott's Freund und Feind aller Kitten.“

9. Der Reiter schaut auf vom Tische und nickt,

Wie er die fahrenden Schüler erblickt:
„Salvete, amici; et unde?“
„Gratias!“ — nun spricht er gar noch
Latein,

Gib acht! Der Reifige stellt uns ein
Wein,

Der ist mit dem Teufel im Bündel!“

10. Er schwinget den Krug: „Kommt, tut mir Bescheid!“

Das Herz macht den Menschen, nicht Kappe
und Kleid

Noch des Schwertes rostige Scharte.“

Dann forscht er sie aus mit prüfendem
Sinn,

Wes Standes sie sind und woher und wo-
hin, —

Sie nennen sich Gottesgelahrte.

11. „Im Schweizerlande blüht eu'r Stamm?

Was treibt denn Erasmus von Rotterdam
Zu Basel, um den ich mich gräme?

Und nach Wittenberg wollt ihr? Ein
glücklicher Wurf!

Da grüßt den Doktor Hieronymus Schurf
Von einem, der selber bald käme.“

12. Dann reden sie, wie's mit den Gändeln der Welt

Und der neuen Lehre beim Reichstag be-
stellt,

Was Freunde und Feinde erreichten.

„Zehn Meilen“, ruft einer, „wollt' ich
drum gehn,

Könnst' ich den Luther nur einmal sehn,
Einmal von Herzen ihm beichten!“

1) „Seid gegrüßt, Freunde; und woher?“ — „Danke!“

13. „Dem Luther? — Der ist ja in
Acht und Bann.“

Der Wirt blickt erschrocken dem Reiters-
mann

In die ruhig lächelnden Züge.

Der führet das Wort beim fröhlichen
Mahl,

Es sprühet und zündet wie Funken vom
Stahl,

Schön Ursula füllet die Krüge.

14. Da mahnt auf dem Boden des
Schwertes Klang

Den Reiter an seinen gefährlichen Gang,
Er legt sich zur Ruhe und träumet.

Er träumt von der Wartburg, dem gast-
lichen Schloß,

Doch früh schon im Waffenrock, hat er sein
Roh

Gefattelt zum Ritt und gezäumt.

15. „Schau' her, Johannes, da reitet
er hin,

's ist Luther, so wahr ich ein Sterblicher
bin!

Nach Wittenberg treibt's ihn in Sorgen!“
Der Reiter schwenkt ab; sein Angesicht

Verkündet die Hoffnung wie Sonnenlicht
Den strahlenden Frühlingsmorgen.

2. Die Fahne der Einundsechziger.

(23. Januar 1871.)

1. Vor Dijon war's; — doch eh' ich's
euch erzähle,

Anknüp' einer doch die Binde mir zurecht,
Mich schmerzt der Arm, sie sitzt wohl
schlecht;

Sol — sol — nun euer Herz sich stähle!
Vor Dijon war's; die Pässe der Vogesen

Bedrohte Garibaldis bunte Char,
Bourbaki kam von der Loire,

Das hartbedrängte Belfort zu erlösen.

2. Gefahr war im Verzug; drei bange
Tage

Hielt Werder gegen übermacht schon stand
Bei Römpelgard, und in der Hand

Des Kriegsgotts schwankte schier ' die
Wage.

Wir Pommeren hatten vor Paris gelegen
Und waren schon im Marsch, das zweite

Korps

Und auch das siebente ging vor

Von Orleans auf hartgefrorenen Wegen.

3. In Dijon wußten wir den alten
Keden¹⁾

Und griffen ihn, zwei Regimenter, an
Mit seinen fünfzigtausend Mann,

Den Plankenmarsch der Korps zu decken.
Der Alte von Caprera¹⁾ ließ sich blenden,

Hielt die Brigade für die ganze Macht,
Und nachmittags begann die Schlacht,

Die, ach! für uns so traurig sollte enden.

4. Die Einundzwanz'ger auf dem rech-
ten Flügel

Des ersten Treffens hatten schwer Gefecht.

Wir also vor! und grade recht,

Mit Hurra! nahmen wir die Hügel;

Dem Feinde auf der Ferse ging's ver-
wegen

Bis in die Vorstadt Dijons jezt hinein;
Hier aber aus der Häuser Reih'n

Kam mörderisches Feuer uns entgegen.

5. Im Steinbruch, mit dem Bajonett
genommen,

Da fanden wir vor eines Ausfalls Wucht,
Zum Sammeln durch die steile Schlucht

Gedeckt, notdürftig Unterkommen.

Doch die Fabrik dort in der rechten Flanke
Wie eine Festung auf uns Feuer spie —

„Vorwärts! die fünfte Kompanie
Zum Sturm auf die Fabrik, und keiner
wanke!“

6. Der Tambour schlägt, es geht wie
zur Parade,

Die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran;
Doch klopft das Herz manch treuem Mann

Beim raschen Schritt auf diesem Pfade.
Wie Salven rollt und pfeift es in die

Glieder,

Es raßt der Schnitter Tod und fällt und
mäh,

Und wie er seine Reihen sät,

Da sinkt die Fahne und ihr Träger nieder.

7. Aus dem Gedräng' ein Offizier sie
rettet —

„Mir nach!“ so ruft er und stürmt kühn
voraus;

Doch aus dem unglücksel'gen Haus

Grüßt ihn der Tod, der eilig bettet.

Selbst blutend, springt der Adjutant vom
Pferde,

1) Garibaldi.

Erfasst die Fahne, schwingt sie hoch empor
— Da deckt sein Auge dunkler Glor,
Und sterbend küßt sein bleicher Mund die
Erde.

8. Was fällt, das fällt! Vorwärts
durch Tod und Flammen!
Zwei brave Musketiere greifen zu,
Der eine stürzt: „Versuch' es du!“
Doch auch der andre bricht zusammen.
Nun fällt der Führer auch, wir müssen
weichen.

Ein Häuflein war der Rest, vom Feind
umringt,
Das schlägt sich durch, und es gelingt,
Den Steinbruch endlich wieder zu er-
reichen.

9. Da dachte keiner seiner eignen
Wunde,
Wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht und
Graus.

„Die Fahne fehlt! Holt sie heraus!“
So scholl es laut von Mund zu Munde.
Ein Halbzug wird zum Suchen ausge-
sendet

Und — kommt nicht wieder, alle blie-
ben tot.

Uns hebt das Herz, allmächt'ger Gott!
Hast du dich zürnend gegen uns gewendet?

10. „Freiwill'ge vor!“ — Da blieb
nicht einer stehen,

Der noch sein heiß Gewehr in Händen
hielt,

Und sechs, die um das Los gespielt,
Sehn in die Nacht hinaus wir gehen. —
Zurück, vom Feind verfolgt, ein einz'ger
kehrte,

Der blutete, verhüllte sein Gesicht
Und schwieg, — die Fahne bracht' er nicht,
Und keiner, keiner seinen Tränen wehrte.

11. Am andern Tag, so ließ Ricciotti
melden,

Fand man die Fahne, fest in starrer Hand,
Zerfetzt, zererschossen, halb verbrannt
Und unter Haufen toter Helden. — —
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
Ihr Brüder allesamt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
Doch keinem Lebenden ward sie ge-
nommen.

7. Martin Greif

(Friedrich Hermann Frey),

geboren am 18. Juni 1839 zu Speier, wurde 1859 Offizier in der bayerischen Armee, nahm 1867 seinen Abschied, lebte seitdem in München seinem Dichterberufe, machte größere Reisen und starb am 1. April 1911 zu Ruffeln in Tirol. — Seine Gedichte, die sich durch schlichte Form und tiefe Empfindung auszeichnen, gehören zu dem Allerbesten der deutschen Lyrik. Weniger Anerkennung fanden seine kernhaften, volkstümlichen Dramen, z. B. „Prinz Eugen“, „Agnes Bernauer“, „General York“ u. a.

1. Morgendämmerung.

1. Die Nacht liegt ausgebreitet,
Erquickt die Erde ruht,
Der Mond, der zitternde, gleitet
Hinab in düsterer Glut.

2. Noch stehn am Himmelstraume
Gestirne sonder Zahl,
Am fernen dämmernden Saume
Zuckt schon ein purpurner Strahl.

3. Die Vöglein werden munter,
Der Hahn ist längst erwacht,
Leis ziehen die Schatten hinunter,
Hinunter die tauende Nacht.

2. Auf der Wiese.

1. Als ich auf der Wiese lag
Und nach Wandrers Weise
Süßen Selbstvergessens pflog,
Hört' ich's donnern leise
Droben in den Höh'n.

2. Als das Aug' ich aufgetan,
Siehe, Wolken zogen
Dunkel überall heran,
Und die Vöglein flogen
Ängstlich über mir.

3. So voll Glück und Sonnenschein
War mein Jugendmorgen;
Doch es zog Gewölk herein,
Und es kam der Sorgen
Dichtgedrängtes Heer.

3. Andacht im Walde.

1. Hört ihr der Vögel Schall
Den Schöpfer preisen?
Seht ihr die Säulen all'
Zum Himmel weisen?

2. Merkt ihr, wie ringsumher
Die Dämmer fließen
Und oben mehr und mehr
Die Wölbung schließen?

3. Zu einem Tempel ein
Sind wir getreten,
Nun laßt uns stille sein
Und kindlich beten.

4. Bergföhre.

1. Ich wär' ein hoher Baum geworden,
Jedoch des Schnees Last,
Der Föhn aus Süd, der Sturm aus
Norden

Begruben früh mich fast.

2. So ward ich vom Geschick gezwungen
Zu werden, wie ich bin;
Wer nie mit harter Not gerungen,
Versteht nicht meinen Sinn.

5. Sternennacht.

1. Von frischer Kühle angezogen,
Verlaß' ich spät die Tür,
Da wölbt der tieferblaue Bogen
Sich lockend über mir.

2. Der Mond aus leiser Nebelhülle
Streut sachten Glanz umher,
Der Höhen reine Ätherfülle
Durchglüht ein Sternenheer.

3. Ein jeder Stern an seiner Stelle,
O welche hehre Pracht!
Der Himmel strahlt in Zauberhelle,
Und doch ist tiefe Nacht.

6. Walter von der Vogelweide.

(Zur Enthüllung seines Denkmals in Bozen am
15. September 1889.)

1. Hört, was euch wird wohlgefallen!
Unser Walter ist nicht tot:

Gestern noch sah ich ihn wallen,
Als er ließ sein Lied erschallen,
Zugewandt dem Abendrot.

2. Hätt' ich ihn auch nicht gewahret
Und erkannt die Kerngestalt,
Der das Alter blieb ersparet,
Hätten mir ihn offenbaret
Seine Weisen mannigfalt.

3. Und er sang das Lob der Frauen,
Die er nirgends holder fand,
Nirgends auf beblühten Auen
Minniglicher anzuschauen
Als im deutschen Vaterland.

4. Und er sang des Lenzes Wonnen
In der Vöglein Melodei,
Doch von ihm, der schnell verronnen,
Stieg er auf zum Himmelsbrunnen,
Dem entspringt ein ew'ger Mai.

5. Auf die eine, froh und scherzend,
Folgt' die andre, trüb und bang,
Ja, wie traut ihr Wehe herzend,
Doch ob linde oder schmerzgend,
Er nur sprach aus jedem Klang.

6. Und er sang des Mannes Stätte,
Der nur lebt der Pflicht zum Dank
Und dem Tod entgegenträte,
Ehe daß er übelthaten
Und den Schild nicht hielte blank.

7. Doch das höchste seiner Lieder
War der Heimat Ruhm geweiht,
Die vom Firn zum Meere nieder
Stets ihm lauscht von neuem wieder
Und bis in die fernste Zeit.

8. Detlef von Liliencron,

geboren den 3. Juni 1844 zu Kiel, trat nach Abschluß seiner Gymnasialstudien in den preussischen Militärdienst, nahm mit Auszeichnung an den Kriegen von 1866 und 1870 teil, hielt sich darauf vorübergehend in Amerika auf, trat auf einige Zeit in den Staatsdienst, lebte abwechselnd in München und in Hamburg ganz seinem Dichterberuf und starb am 22. Juli 1909. — Er war einer der kraftvollsten Lyriker unserer Zeit, von großer sprachbildnerischer Begabung und padendem Darstellungsvermögen, wie sich das besonders in seinen anschaulichen Schlachtenbildern zeigt, die, auf eigener Anschauung beruhend, den ganzen, furchtbaren Ernst des Krieges erkennen lassen.

1. Du mein Vaterland.

1. Es schillert um mich glänzend bunt
Gefieder,
Im Palmwald lärmt der Affen lustig
Heer,
Der Indianer stützt die schlanken Glieder
Aufs Rohr und starrt mit mir hinaus ins
Meer.

2. Und kraftvoll hebt ein Adler seine Schwingen

Und dreht in blaue Fernen sich empor,
Als wollt' er trotzig in den Himmel
dringen
Und siegend einziehen durch das Ster-
nentor.

3. In höchsten Höhen, Adler, mußt du stehen,

Es schlägt dein Flügel an das Weltensdach,

Du mußt mein liebes Vaterland nun sehen,

Ach, send' ihm Grüße, heiße Grüße, nach!

4. Der Abend will das Hüttendach behüten,

Wie ruhelos im Dorf die Schwalbe zieht,
Die Kinder lärmten, und in Apfelblüten

Singt eine Drossel noch ihr einfach Lied,

5. Die Bauern hängen schläfrig auf den Pferden,

Still heimwärts fahrend vom gewohnten Pflug.

In Wiesentiefen dampft es aus der Erden,
Und über ihnen schwimmt ein Kranichzug.

6. Mein Vaterland, könnt' ich in deinen Feldern

Nur einmal hören noch der Sense Schnitt
Und durch das welcke Laub in deinen Wäldern

Noch einmal rascheln hören meinen Schritt!

2. Abschied und Rückkehr.

I.

1. Vorbei, vorbei, auf feuchter Spur
Irrt trostlos nun mein Blick ins Weite.

Vorbei, vorbei, die Möwe nur
Gibt mir ein trauriges Geleite.

2. Nun kehrt auch sie, fernab
Ist längst mein Vaterland geblieben.

Aus meiner Heimat, wo mein Grab
Ich schon gewählt, bin ich vertrieben.

3. Als gestern ich im Abschiedszorn
Voll Schmerz den Lindenzweig gerüttelt,

Als ich den Rebhahn hört' im Korn,
Es hat ein Fieber mich geschüttelt.

4. Es wogt mein Schiff, es sinkt und hebt,

Ein Sturmlied singen die Matrosen.
Es wogt mein Herz, es ringt und bebt,

Es schlägt der Sturm den Heimatlosen.

II.

1. Aus Wogen taucht ein blasser Strand,

Es schimmert fern durch meine Tränen
Des Vaterlandes Küstenrand,

Erschöpft muß ich am Masten lehnen.

2. Der Flieder blüht, die Schwalbe zieht,

Und auf den Dächern schwazen Stare,
Der Orgeldreher dreht sein Lied,

Ein linder Wind küßt mir die Haare.

3. Die Mädchen lachen Arm in Arm,
Soldaten stehen vor der Wache,

Und aus der Schule bricht ein Schwarm,
Der lustig lärm't in meiner Sprache.

4. Es schreit mein Herz, es jauchzt und bebt

Der alten Heimat heiß entgegen.

Und was als Kind ich je durchlebt,

Klingt wieder mir auf allen Wegen.

3. Tod in Ähren.

1. In Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,

Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden,

2. Durstüberquält und fiebertwilt,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.

Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben.

3. Die Sense rauscht im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden —

Ade, ade, du Heimatwelt! —

Und beugt das Haupt und ist verschieden.

4. Krieg und Friede.

Ich stand an eines Gartens Rand
Und schaute in ein herrlich Land,

Das weitgeländet vor mir blüht,
Drin heiß die Erntesonne glüht.

5 Und Arm in Arm, es war kein Traum,
Mein Wirt und ich am Apfelbaum,

Wir lauschten einer Nachtigall,
Und Friede, Friede überall.

Ein Zug auf fernem Schienenendamm

10 Kam angebraust. Wie zauberhaft!

Er brachte frohe Menschen her

Und Güterspenden segenswer.

Einst sah ich den metallnen Strang

Zerstört, zerrissen meilenlang.

15 Und wo ich nun in Blumen stand,

War damals wildzerwühlter Grund.

Der Sommermorgen glänzte schön

Wie heute; glitzernd von den Höh'n,

„Den ganzen Tag mit Saß und Paß“,

20 Brach nieder aus Verhau, Verhad

Zum kühnsten Sturm, ein weißes Meer,

Des Feindes wundervolles Heer.

Ich stützte, wie aus Erz gezeugt,
 Mich auf den Säbel, vorgebeugt,
 25 Mit weiten Augen, offnem Mund,
 Als starrt' ich in den Höllenschlund.
 Nun sind sie da! „Schnellfeuer! Steht!“
 Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
 Und Mann an Mann hinauf, hinab,
 30 Und mancher sinkt in Graus und
 Grab.

Zu Boden stürzt' ich, einer sticht
 Und zerrt mich, ich erraff' mich nicht,
 Und um mich, vor mir, unter mir
 Ein furchtbar Ringen, Gall' und Bier.
 35 Und über unsern wüsten Anaul
 Bäumt sich ein scheu gewordner Gaul.
 Ich seh' der Vorderhufe Blik,
 Blutfestgetrockneten Sporenritz,

Den Gurt, den angespritzten Rot,
 40 Der aufgeblähten Rüstern Rot.
 Und zwischen uns mit Klang und Kling
 Pläzt der Granate Eisenring:
 Ein Drache brüllt, die Erde birst,
 Ein fällt der Weltenhimmelfirst;
 45 Es ächzt, es stöhnt, und Schutt und
 Staub

Umhüllen Tod und Lorbeerlaub.

Ich stand an eines Gartens Rand
 Und schaute in ein herrlich Land,
 Das ausgebreitet vor mir liegt,
 50 Vom Friedensfächer eingewiegt.
 Und Arm in Arm, es ist kein Traum,
 Mein Wirt und ich am Apfelbaum,
 Wir lauschten einer Nachtigall,
 Und Rosen, Rosen überall.

9. Ferdinand Avenarius,

geboren am 20. Dezember 1856 zu Berlin, studierte in Leipzig und Zürich Philosophie und Kunstgeschichte, lebt gegenwärtig in Dresden. — Seine frischen, formgewandten Gedichte, insonderheit seine schönen „Stimmen und Bilder“ und seine lyrische Dichtung „Lebe!“ machen ihn zu einer der angenehmsten Dichterersehnungen der Gegenwart.

Der goldene Tod.

1. Kein Wind im Segel, die See liegt
 still —

Kein Fisch doch, der sich fangen will!
 So ziehen die Netze sie wieder herein
 Und murren, schelten und fluchen drein.
 Da neben dem Rutter wird's heller und
 licht

Wie weißliches Haar, wie ein Greisen-
 gesicht,

Und ein triefendes Haupt taucht auf aus
 der Flut:

„Ei, drollige Menschlein, ich mein's mit
 euch gut!“

2. Ich gön'n' euch von meiner Herde
 ja viel,

Doch heut' ist mein Jüngster als Fisch
 beim Spiel

Den mußt' ich doch hüten, ich alter Neß,
 Drum jagt' ich sie all' miteinander weg;
 Doch schickt ihr den Jungen mir wieder
 nach Haus,

So werft nur noch einmal das Fangzeug
 aus:

Der schönste ist mein Söhnchen klein,
 Das übrige mag euer eigen sein!“

3. Hei, flogen die Netze jetzt wieder in
 See!

So, kaum, daß ihr' Lasten sie brachten zur
 Höh'!

Wie lebende Wellen, so fort und fort
 Von köstlichen Fischen, so quoll's über
 Bord.

Und patstcht und schnappt und zappelt und
 springt,

Und bei den Fischen, da tollt's und
 singt.

Nun plötzlich blizt es — seht: es rollt
 Ein Fisch über Bord von lauterm Gold!

4. Eine jede Schuppe ein Geldes-
 stück!

Wie edelsteinen, so funkelt's im Blick!

Die Riemen sind aus rotem Rubin,
 Perlen die Flossen überziehen,
 Mit eitel Demanten besetzt, so ruht
 Auf seinem Häuptlein ein Krönchen gut,
 Und fürnehm wispert's vom Schnäuzlein
 her:

„Ich bin Prinz Neß, laßt mich ins Meer!“

5. Den Fang ins Meer? Sie rühren
 ihn an,

Die Fischer, und tasten und stieren ihn an.

„Laßt mich ins Meer!“ Sie hören nicht drauf.

„Laßt mich ins Meer!“ Sie lachen nur auf.

Sie wägen das goldene Pringlein ab,
Sie schäßen's und klaben ihm Münz-
lein ab —

Wie wiegt das voll, wie gleißt das hold!
Sie denken nichts weiter — sie denken nur
Gold.

6. Und seht: ein Goldschein überfliegt
Jetzt alles, was von Fisch da liegt,
Und wandelt's, daß es klirrt und rollt,
Seht: all' die Fische werden Gold!

Sinkt das Schiff von blitzender Last?

„Schaufelt, was die Schaufel faßt!“

Wie lustiges Feuerwerk sprüht das um-
her —

Dann raucht über alles zusammen das
Meer.

§ 42. Prosaiker der neuesten Zeit.

1. Ernst Curtius,

geboren den 2. September 1814 zu Lübeck, studierte Philosophie zu Bonn, Göttingen und Berlin, reiste 1837 mit Prof. Brandis nach Athen, wo er mit G. Geibel die „Klassischen Studien“ herausgab, wurde nach kurzem Aufenthalt in Italien Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, 1844 außerordentlicher Professor an der dortigen Universität, Erzieher Friedrich Wilhelms, des Sohnes des damaligen Prinzen von Preußen, 1856 ordentlicher Professor der klassischen Philologie und Archäologie in Göttingen, 1863 Professor und Sekretär der königlichen Akademie zu Berlin, schloß 1874 im Auftrag des Deutschen Reiches mit der griechischen Regierung in Athen einen Vertrag wegen der Ausgrabungen zu Olympia und starb am 11. Juli 1896. — Er war ein vortrefflicher Historiker. Sein Hauptwerk ist die „Griechische Geschichte“.

Die olympischen Spiele.

Aus „Altertum und Gegenwart“.

I.

Als Xerxes die Heere des Morgenlandes über den Hellespont geführt, Thessalien eingenommen und das feste Thor des inneren Griechenlands, den Seepaß der Thermopylen, sich durch Verrat geöffnet hatte, konnte er nicht anders glauben, als daß nun jeder ernstliche Widerstand beseitigt wäre, und daß die Hellenen der südlichen Landschaften in Zittern und Angst des über sie hereinbrechenden Schicksals warteten. Da kamen Überläufer aus Arkadien in das Lager, unstete Leute, die des Lebens Not hintrieb; wo es zu verdienen gab. Man brachte sie vor den König, um sie auszufragen, was die Hellenen machten. „Sie feiern das Fest der Olympien,“ war die unerwartete Antwort; „sie schauen den Wettkämpfen und Wagenspielen zu“; und als man sie weiter fragte, um welchen Preis jene Kämpfe gehalten würden, erwiderten sie: „Um den Kranz vom Ölbaum.“ Da sprach einer der persischen Großen ein kluges Wort, wenn es ihm auch als Feigheit ausgelegt wurde. Denn als er von dem

Kranz hörte, konnte er es nicht verschweigen, sondern sagte laut vor allen: „Wehe, Mardonius, gegen was für Männer hast du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, sondern um Männertugend!“

So erzählt uns Herodot, dessen Gedanken sich mit Vorliebe um jenen Gegensatz der Hellenen und Barbaren bewegten, welcher, lange im stillen vorbereitet, nun vollständig entwickelt in die Weltgeschichte eingetreten war, um sie für Jahrhunderte zu erfüllen. Um Macht und Besitz ist unter den Völkern der Erde allerorten gekämpft worden, solange die Geschichte ihren blutigen Weltgang hält; aber vor und nach den Hellenen hat es kein Volk gegeben, dem die freie und volle Entfaltung der menschlichen Kräfte des Lebens Ziel war, so daß, wer in diesem Streben vor allem Volke Anerkennung errungen hatte, sich reich belohnt fühlte, so reich, daß ihm die Welt mit ihren Schätzen nichts Höheres zu bieten vermochte.

Bei den Ausdrücken, mit welchen neuere Völker die menschliche Bildung bezeichnen, denkt man fast ausschließlich an die geistigen Anlagen. Dem griechischen Sinne war aber der Gedanke durchaus

fremd, daß der Mensch aus zwei ungleich berechtigten Hälften bestehe, und daß er nur mit der geistigen Begabung die Verpflichtung erhalten habe, die anvertrauten Kräfte mit aller Sorgfalt zu stärken und zu vereiteln. Die Griechen erkannten in dem Baue des Leibes und der hohen Bildungsfähigkeit seiner Organe eine gleich wichtige und unabweisliche Forderung der Götter. Die Frische leiblicher Gesundheit, Schönheit der Gestalt, ein fester und leichter Schritt, rüstige Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer in Lauf und Kampf, ein helles, mutiges Auge und jene Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit der Gefahr erworben wird, — diese Vorzüge galten bei den Griechen nicht geringer als Geistesbildung. Schärfe des Urtheils, Übung in den Künsten der Musen. Das Gleichgewicht des leiblichen und geistigen Lebens, die harmonische Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Triebe war den Hellenen die Aufgabe der Erziehung, und darum stand neben der Musik die Gymnastik, um von Geschlecht zu Geschlecht eine an Leib und Seele gesunde Jugend zu erziehen. Darauf beruhte das Gedeihen der Staaten. Deshalb blieb jene Doppelerziehung nicht dem Ermessen der einzelnen Häuser anheimgestellt, sondern überall — wenn auch nicht in der Gesetzesstärke wie in Areta und Sparta — wurde die von den Vätern überlieferte Sitte gymnastischer Übungen vom Staate geordnet und gefördert. Öffentliche Gymnasien mit großen, sonigen Übungsplätzen, von Hallen oder Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Toren in ländlicher Umgebung angelegt, durften in keinem Orte fehlen, der auf den Namen einer hellenischen Stadt Anspruch machte. Wer nach Ansehen und Einfluß unter seinen Mitbürgern strebte, mußte bis zur Vollendung männlicher Reife den größten Teil seiner Zeit in den Gymnasien zugebracht haben, und in manchen Städten war es ausdrücklich Gesetz, daß niemand in die Bürgerschaft aufgenommen werden durfte, der nicht die ganze Reihe gymnastischer Übungen vollendet hatte.

Den Eifer für diese Übungen erhöhte der Ehrgeiz. Die Gymnasien boten den Knaben und Jünglingen tägliche Gelegenheiten, die wachsenden Kräfte aneinander zu messen; der Wettstreit steigerte sich, wenn bei festlichen Anlässen das Volk sich versammelte, den Wettkämpfen zuzuschauen. Hier trat die Gymnastik in den Dienst der Religion. . . . Die Wettkämpfe selbst waren Opfer des Dankes, und die Götter, sagt Plato, sind Freunde der Kampfspiele. Wohl gab es keine Huldigung, welche so mühselige Ausdauer vieler Jahre, so viel Aufwand an Kraft und Zeit, so viel Entbehrung und Schmerzen forderte. Aber die Hellenen haben nie die Freude des Lebens in trüger Behaglichkeit gesucht; sie fühlten lebendig, was auch unter uns jeder aus eigener Erfahrung wissen sollte, daß eine freie, alle Muskeln anspannende Bewegung des Körpers in Luft und Sonnenlicht jeden gesunden Menschen freudig belebt und mit innerer Heiterkeit erfüllt. Darum waren die Festspiele für die Hellenen die höchste Lust des Lebens; sie konnten sich auch die Inseln der Seligen nicht ohne Ringplätze denken, und als die Zehntausend einst nach unsäglichem Mühseligkeiten aus dem Innern Asiens endlich wieder an das Gestade des Meers gelangt waren, nach dem sich ihr griechisches Herz gesehnt hatte, da war das erste, was sie zum Danke gegen die Götter und zur Erquickung ihrer ermatteten Seelen vornahmen, daß sie vor den Toren von Trapezunt Kampfspiele anstellten; sie waren wieder Griechen auf griechischem Boden, und alles Ungemach war vergessen.

Es gab keine größeren Götterfeste ohne Festspiele. . . . Wenn aber die olympischen Spiele nach Pindars Worten alle andern so übertrafen . . . wie das Gold die Güter des Reichthums, so liegt der Grund davon in der besonderen Geschichte von Olympia.

II.

Olympus, das nördliche Ufergebirge des Apheios in Elis, war seit alters Sitz eines Götter- und Heroenkultus. Die eingebornen Pelasger verehrten dort ihren Zeus und hinzugewanderte

Achäer ihren Stammvater Pelops und — unter dem Einfluß dorischer Staaten — den Herakles. Zur Beilegung der zwischen den verschiedenen Stämmen herrschenden Feindseligkeiten wurde auf Anregung Spartas am Fuße des Gebirges ein gemeinsames Bundesheiligtum eingesetzt (Olympia), dessen Verwaltung den Eleern übertragen wurde, und gemeinschaftliche Kampfspiele angeordnet. Das Ansehen dieses Heiligtums wuchs und wurde schließlich das des ganzen Griechenvolks. Alle Griechen zählten nach Olympiaden und schlossen sich den heiligen Gebräuchen und Rechtsfazungen Olympias an. — Olympia bestand aus zwei scharf gesonderten Teilen. In der Altis, einem Labyrinth von Kunstwerken und Tempeln, deren Mittelpunkt das von Phidias' Meisterhand geschaffene Bildnis des Zeus war, befand sich nur, was den Göttern gehörte. Dicht beim Tor am Wege zum Zeusempel hatte man den heiligen Ölbaum, von dessen Zweigen ein Knabe mit goldenem Messer die Siegeskränze abschneidet. Straßen und Plätze waren eingefast mit dichten Reihen von Siegerstatuen, Säulen und Denkmälern aller Art. Am Fuße des Kronoshügels stand eine Reihe von Schatzhäusern zur Aufbewahrung der Weihgeschenke. Daran stieß das Stadium, an das nach Süden hin das Hippodrom grenzte, welches aus der breiten geebneten Rennbahn und den Wagenständen bestand. — Der profane Raum von Olympia hatte nur wenig ansehnliche Gebäude. Das bedeutendste war das Leonidaion, das in der Kaiserzeit zur Aufnahme römischer Großen diente. Die Einwohnerschaft Olympias bestand aus den Priestern samt deren Personal von mancherlei Beamten und freien und unfreien Dienern. Die Einwohnerschaft mußte an Ort und Stelle bleiben und durfte sich nicht zu einer städtischen Gemeinde erweitern. Olympia blieb ein ländlich stiller Ort, und die Waldeinsamkeit des Alpheiosstals wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Wegs zogen und am Zeusaltar ihr Gebet sprachen.

III.

Aber wie veränderte sich alles, wenn das vierte Jahr, das Jahr der großen Olympien, herankam und wenn die heiligen Gesandten, „Zeus des Kroniden Friedensboten, der Jahreszeiten Herolde“, von den Pforten der Altis auszogen und den Hellenen die ersiehnte Kunde brachten: „Das Fest des Zeus ist wiederum nahe, aller Streit soll ruhen, jeder Wassenslärm schweige! Frei mögen auf allen

Land- und Wasserstraßen die Pilger heranziehen zu der gastlichen Schwelle des Zeus!“

Alle Hellenen waren eingeladen, und ausgeschlossen nur die Schuldbeladenen, oder die dem olympischen Zeus Ehrfurcht versagt oder die sich an der gemeinsamen Sache der Hellenen versündigt hatten. . . . Die eingeladenen Städte schickten ihre angesehensten Männer als Gesandtschaften nach Olympia, die auf stattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Zeusfeste wallfarteten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Die Städte der Kolonien benutzten dies Fest, um sich mit dem Mutterlande in lebendigem Zusammenhang zu erhalten; ihre Bürger eilten in den Stürmen selten beunruhigten Sommermonaten herbei, und das Ionische Meer sowie die breite Alpheiosmündung füllte sich mit den bekränzten Festschiffen der auf den Küsten von Asien und Afrika, von Italien, Sizilien und Gallien wohnenden Hellenen, und bewundernd musterte das am Gestade versammelte Volk die auf fernen Weiden gezogenen Rosse und Maultiere, welche durch fremdländische, dunkelfarbige Sklaven auf den Boden von Elis geführt wurden.

Es war die größte hellenische Volksversammlung, welche sich in Olympia vereinigte. Was also eine möglichst große Verbreitung unter allen Stämmen der Hellenen erreichen sollte, wurde durch die Herolde Olympias ausgerufen, so die Ehrenbezeugungen, die eine Stadt der anderen zuerkannte, später die Verordnungen Mazedoniens und Roms, welche alle Hellenen angingen. Weisheit und Kunst stellten hier ihre Werke zur Schau und zur Prüfung aus, und wo konnte Herodot sein unsterbliches Werk über die Kämpfe der Hellenen und Barbaren lieber vorlesen als in Olympia!

Die Kampflustigen unter den versammelten Hellenen mußten sich bei den Kampfrichtern, den elischen Hellanodiken, melden; sie wurden in Hinblick ihres Ursprungs, ihres Rufs, ihrer körperlichen Tüchtigkeit geprüft: sie mußten nach-

weisen, daß sie zehn Monate lang in einem hellenischen Gymnasium die Reihe hergebrachter Übungen gewissenhaft vollendet hatten, und wurden dann mit den Kämpfern gleicher Gattung und Altersstufe zusammengeordnet. Zum Schlusse dieser Vorbereitungen wurden sie vor das Bild des schwürhütenden Zeus geführt, der zum schreckenden Wahrzeichen in jeder Hand den Blitzstrahl führte, um einen Eid darauf zu leisten, daß sie im Wettkampfe keine Unredlichkeit und keinen Frevel sich zuschulden kommen lassen wollten.

Die Spiele und Feste wurden im Laufe der Zeiten vielfach geändert und vergrößert, da die Eler unablässig bedacht sein mußten, die Feier der Olympien, das Kleinod ihres Staats, die Quelle ihres Wohlstands, auf alle Weise zu pflegen und durch zeitgemäße Fortbildung vor der gefährlichen Konkurrenz anderer Festspiele zu behüten. So war aus einem Festtage allmählich eine Reihe von fünf Tagen geworden, welche in die Zeit des Vollmonds um die sommerliche Sonnenwende fielen.

Die Stadien sind älter als die Hippodrome, und wenn wir aus Homer wissen, wie die Hellenen ihren geliebtesten Heroen den Schnellfüßigen nannten, so wird es uns nicht wundern, daß auch in Olympia die einfachste und natürlichste aller körperlichen Geschicklichkeiten die älteste Kampfart war. Nach dem Sieger im olympischen Wettlaufe bezeichneten die Griechen die Jahrbücher ihrer Geschichte. Den behendesten Läufer zu sehen, füllten sich zuerst mit Zuschauern die Stufenfisse des Stadiums, und wenn die Volksmenge beisammen war, dann traten durch den verdeckten Gang die Kämpfergruppen herein, von den Kampfrichtern geführt, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihrem Ehrensitze Platz nahmen. Der Herold rief die Kämpfer vor die Schranken; sie wurden mit Namensaufruf dem Volke vorgestellt. . . . Dann traten die Kämpfer an die silberne, dem Zeus heilige Lozurne heran, und einer nach dem andern nahm, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, eins der Lose hervor, welche nach gleichen Buch-

staben die Paare oder Gruppen bestimmten. So viele der Gruppen da waren — denn es liefen immer vier miteinander — so oft wurde der Kampf erneuert, und da einer Sieger bleiben mußte, so traten, die in den verschiedenen Gruppen gesiegt hatten, zuletzt zum entscheidenden Preiskampfe zusammen.

Nach Art des Wettlaufs wurden auch die andern Wettkämpfe des Stadiums eingeleitet und ausgeführt, der Sprung, in welchem Schwungkraft der Glieder und Entschlossenheit sich bewährte, der Ringkampf, durch welchen Männer wie Milon, der weise Schüler des Pythagoras, ihren Ruhm durch alle Länder verbreiteten, ferner der röhrene Faustkampf, der Wurf des Diskos und des Speers sowie die zusammengesetzten Kampfarten.

In allen den genannten Gattungen der gymnastischen Übungen bewährte sich des Mannes eigne Kraft und Gewandtheit in freier Selbstthätigkeit. Ihnen gegenüber standen die ritterlichen Spiele, wo man der Rosse Tüchtigkeit den Sieg verdankte. Wenn dieser Kampf dennoch alle anderen überstrahlte, so war es nicht sowohl die Rücksicht auf die Kunst des Wagenlenkers als vielmehr der Glanz des Reichthums, die Pracht des Aufzugs, welche zugunsten dieser Kampfart entschieden. Hier zeigten sich nur die größeren Staaten, und überall galt es für eine Stufe hohen Erdenglücks, wenn es jemand vergönnt war, für den Wettkampf Viergespanne aufziehen zu können. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken, die Könige von Syrakus und Akhrene sandten ihre Wagenlenker; hochfahrenden Jünglingen wie Alkibiades erschien nur der Sieg im Hippodrom als ein beehrungswürdiges Ziel.

Zu diesem herrlichsten der Schauspiele füllten sich am vierten Festtage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn. Die Wagenstände wurden verlost; vor jedem Wagenstande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden stampften. In der Mitte des Dreiecks, welches die beiden Seiten der Wagenstände mit der Halle des Agnaptos bildeten, stand ein Altar;

auf dem Altare saß ein eherner Adler, welcher, in die Luft steigend, dem Volke umher den Anfang des Spiels verkündete. Gleichzeitig senkte sich der Delphin, der an der äußern Spitze des Dreiecks auf einem Querbalken lag, ein Sinnbild des reißigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker; denn unmittelbar darauf wurden die Seile vor den Wagenständen fortgezogen, aber nicht auf einmal von allen, sondern zuerst von den beiden, welche zur Rechten und Linken dem Delphin am fernsten lagen, und zuletzt von den beiden nächstgelegenen. So tauchten die Gespanne paarweise vom Hintergrunde her vor den Augen des Volks hervor und bildeten beim Beginne der Bahn eine prächtige, unaufhaltsam vorwärts stürmende Wagenreihe. Durch die künstliche Einrichtung des Ablaufs wurde wenigstens im Anfange der Zusammenstoß der Wagen möglichst vermieden, den Ungeschick oder böser Wille leicht veranlassen konnte. Nun kam auf der breiteren Bahn, welche ein Biergespann mit ausgewachsenen Rossen zwölfmal durchmessen mußte, alles darauf an, einerseits die kürzesten Fahrten zu machen und möglichst nahe an der Zielsäule mit dem linkslaufenden Pferde herumzulenken, andererseits aber dem auf dieser Linie sich zusammenschiebenden Wagengebränge vorsichtig auszuweichen. Oft siegte der mit Bedacht von dem Zielschafte abwärts haltende Wagenlenker; in einem Rennspiele scheiterten vierzig Wagen an dieser Klippe und ließen dem allein übrigbleibenden einen leichten Sieg. Die Zuschauer verfolgten mit Angst und Jubel die rasch sich vollendenden Ereignisse des ergreifenden Schauspiels, bis sie mit lautem Beifallsturme den Glücklichen begrüßen konnten, den des Herolds Stimme ausrief. Angst und Qual war vergessen, und wie die Glut des Lusttags sich endlich in ersehnte Abendkühle verwandelte, so begann die Siegesfeier. Der Sieger wurde von seinen Angehörigen und Landsleuten umringt, von den anwesenden Hellenen begleitet; der festliche Zug bewegte sich vom Hippodrom und Stadium nach dem Eingangstore und zum Tempel

des Zeus; denn hier zu den Füßen des Gottes standen die Sessel der in seiner Vollmacht siegverleihenden Hellenodiken; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frisch geschnittenen Kränze des Baums lagen; vor den Augen des Zeus wurde des Siegers Haupt geschmückt, wurde die Palme in seine Hand gegeben. . . . Dann brachte der Sieger sein Dankopfer am Altare des Zeus dar, und als hochbeglückter Gast des olympischen Gottes wurde er mit seinen Siegesgenossen im Speisesaale des Prytaneions am Herde des Heiligtums bewirtet. Die Masse des Volkes aber lagerte sich vor der Altis zwischen wohlversorgten Meßbuden im Freien oder unter Zelten. [Die ganze Flur erscholl bei lieblichen Gelagen von Siegesgesängen.] Es war die lustige Nachfeier des heißen Tages. . . .

Aber nicht mit kurzem Freudenrausche war die Feier des Siegs beendet. Die Kunst fesselte sie in bleibenden Werken; denn die Gestalt der Sieger sollte nicht nach flüchtigem Eindrucke aus dem Gedächtnisse der Hellenen wieder verschwinden. Sie wurden im Ergüsse dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und zur Nachahmung; wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe und voller Treue dargestellt werden. . . . Diese Bildsäulen wurden wohl häufig vervielfältigt, um auch in des Siegers Vaterstadt . . . aufgestellt zu werden. . . . Der ersten Festfreude, welche bei dem Getümmel Olympias und der vielgeteilten Aufmerksamkeit nicht zur vollen Berechtigung kommen konnte, folgte die eigentliche Feier bei der Heimkehr. Man riß die Stadtmauern ein, um dem Wagen des Siegers Bahn zu machen; was bedurfte die Stadt der Mauern, die solche Männer hatte! Ein unabsehlicher Zug schloß sich an, indem der Sieger im Purpurgewande voranfuhr und die Festgenossen durch die Hauptstraßen zu dem Tempel der stadtthütenden Gottheit führte; ihr wurde das Opfer des Dankes dargebracht, und an das Opfer schloß sich das Mahl der Freude. . . .

Das war den Griechen Olympia. Darum saßen sie hier in heiterer Feststimmung

mung, während Leonidas an den Grenzen ihres Landes den Opfertod starb; darum überhörten sie den herantobenden Kriegslärm, denn sie fanden in dem unge störten Kultus ihres Nationalgottes die sicherste Bürgschaft seines Segens, sie fühlten beim

Anblick ihrer Olympioniken die freudigste Siegeshoffnung; von Olympia zogen sie nach Salamis und Plataä. Und als nun dem ganzen Volke der große olympische Sieg verliehen wurde, da begann auch für Olympia die herrlichste Zeit.

2. Theodor Mommsen,

geboren den 30. November 1817 zu Garbing in Schleswig, studierte Rechtswissenschaft, Philologie und Geschichte in Kiel, wurde Privatlehrer zu Altona, machte 1844—'47 eine wissenschaftliche Reise durch Italien und Frankreich, wurde 1848 außerordentlicher Professor der Rechte zu Leipzig, wegen Teilnahme an der politischen Bewegung abgesetzt, darauf Professor des römischen Rechts in Zürich, 1854 in gleicher Eigenschaft nach Breslau berufen, 1855 als Professor der Alten Geschichte nach Berlin, war seit 1874 ständiger Sekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften, 1873—'82 Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses, starb den 1. November 1903. — Er war einer der ausgezeichnetsten Altertumsforscher und Geschichtsschreiber. Unter seinen zahlreichen Schriften ragt die „Römische Geschichte“ durch originelle Auffassung und Darstellung hervor.

Julius Cäsar.

Aus „Römische Geschichte“.

Der erste Herrscher über das ganze Gebiet römisch-hellenischer Zivilisation, Gaius Julius Cäsar, stand im sechsundfunfzigsten Lebensjahr (geb. 12. Juli 652?), als die Schlacht bei Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgenreicher Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte. Weniger Menschen Spannkraft ist also auf die Probe gestellt worden wie die dieses einzigen schöpferischen Genies, das Rom, und des letzten, das die alte Welt hervorgebracht und in dessen Bahnen sie denn auch bis zu ihrem eigenen Untergang sich bewegt hat. Der Sprößling einer der ältesten Adelsfamilien Latiums, welche ihren Stammbaum auf die Helden der Ilias und die Könige Roms . . . zurückführte, waren seine Knaben- und ersten Jünglingsjahre vergangen, wie sie der vornehmen Jugend jener Epoche zu vergehen pflegten. Auch er hatte von dem Becher des Modelbens den Schaum wie die Gefe gekostet, hatte rezitiert und deklamiert, auf dem Gaubett Literatur getrieben und Verse gemacht, . . . sich einweihen lassen in alle Rasier-, Frisier- und Manischettenmythrien der damaligen Toilettenweisheit sowie in die noch weit geheimnisvollere Kunst, immer zu borgen und nie zu bezahlen. Aber der biegsame Stahl dieser Natur widerstand selbst diesem zerfahrenen und windigen Treiben; Cäsar blieb sowohl die körperliche Frische

ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und im Reiten nahm er es mit jedem seiner Soldaten auf, und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandria das Leben. Die unglaubliche Schnelligkeit seiner gewöhnlich des Zeitgewinns halber nächtlichen Reisen — das rechte Gegenstück zu der prozessionsartigen Langsamkeit, mit der Pompejus sich von einem Ort zum andern bewegte — war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewunderungswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit all seiner Anordnungen, selbst wo er befehl, ohne mit eignen Augen zu sehen. Sein Gedächtnis war unvergleichlich, und es war ihm geläufig, mehrere Geschäfte mit gleicher Sicherheit nebeneinander zu betreiben. Obgleich Gentleman, Genie und Monarch, hatte er dennoch ein Herz. Solange er lebte, bewahrte er für seine würdige Mutter Aurelia — der Vater starb ihm früh — die reinste Verehrung; seinen Frauen und vor allem seiner Tochter Julia widmete er eine ehrliche Zuneigung, die selbst auf die politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung blieb. Mit den tüchtigsten und kernigsten Männern seiner Zeit, hohen und niederen Ranges, stand er in einem schönen Verhältnis gegenseitiger Treue, mit jedem nach seiner Art. Wie er selbst niemals einen der Seiner in Pompejus' Kleinmütiger und gefühlloser Art fallen ließ und, nicht bloß aus

Berechnung, in guter und böser Zeit ungeirrt an den Freunden festhielt, so haben auch von diesen manche noch nach seinem Tode ihm in schönen Zeugnissen ihre Unhänglichkeit bewährt. Wenn in einer so harmonisch organisierten Natur überhaupt eine einzelne Seite als charakteristisch hervorgehoben werden kann, so ist es die, daß alle Ideologie und alles Phantastische ihm fern lag. . . . Cäsar war durchaus Realist und Verstandesmensch, und was er angriff und tat, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigentümlichkeit bezeichnet. Ihr verdankte er das Vermögen, unbeirrt durch Erinnern und Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit gesammelter Kraft zu handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden; ihr die Vielseitigkeit, mit der er erfaßte und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille zwingen kann; ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Perioden fügte, wie seine Feldzugspläne entwarf; ihr die „wunderbare Heiterkeit“, die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbständigkeit, die keinem Liebling und keiner [Frau], ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über sich gestattete. Aus dieser Verstandesklarheit rührt es aber auch her, daß Cäsar sich über die Macht des Schicksals und das Können des Menschen niemals Illusionen machte; für ihn war der holde Schleier gehoben, der dem Menschen die Unzulänglichkeit seines Wirkens verdeckt. Wie klug er auch plante und alle Möglichkeiten bedachte, das Gefühl wich doch nie aus seiner Brust, daß in allen Dingen das Glück, das heißt, der Zufall, das gute Beste tun müsse; und damit mag es denn auch zusammenhängen, daß er so oft dem Schicksal Paroli geboten und namentlich mit verwegener Gleichgültigkeit seine Person wieder und wieder auf das Spiel gesetzt hat. Wie ja wohl überwiegend verständige Menschen in das reine Hasardspiel sich flüchten, so war auch in Cäsars Rationalismus ein Punkt, wo er mit dem Mystizismus gewissermaßen sich berührte.

Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von früher Jugend an war denn auch Cäsar ein Staatsmann im tiefsten Sinne des Wortes und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist sich zu stecken: die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eigenen und der noch tiefer gesunkenen, mit der feinigsten innig verschwisterten hellenischen Nation. Die harte Schule dreißigjähriger Erfahrungen änderte seine Ansichten über die Mittel, wie das Ziel zu erreichen sei; das Ziel blieb ihm das selbe in den Zeiten hoffnungsloser Erniedrigung wie unbegrenzter Machtkommenheit, in den Zeiten, wo er als Demagog und Verschworener auf dunklen Wegen zu ihm hinischlich, wie da er als Mitinhaber der höchsten Gewalt und so dann als Monarch vor den Augen einer Welt im vollen Sonnenschein an seinem Werke schuf. Alle zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangenen Maßregeln bleiben der Art ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein. Von einzelnen Leistungen Cäsars sollte darum eigentlich nicht geredet werden; er hat nichts Einzelnes geschaffen. Mit Recht rühmt man den Redner Cäsar wegen seiner aller Advokatenkunst spottenden männlichen Beredsamkeit, die wie die klare Flamme zugleich erleuchtete und erwärmte. Mit Recht bewundert man an dem Schriftsteller Cäsar die unnachahmliche Einfachheit der Komposition, die einzige Reinheit und Schönheit der Sprache. Mit Recht haben die größten Kriegsmeister aller Zeiten den Feldherrn Cäsar gepriesen, der wie kein anderer, ungeirrt von Routine und Tradition, immer diejenige Kriegsführung zu finden wußte, durch welche in dem gegebenen Falle der Feind besiegt wird, und welche also in dem gegebenen Falle die rechte ist; der mit divinatorischer Sicherheit für jeden Zweck das rechte Mittel fand; der nach der Niederlage schlagfertig dastand wie Wilhelm von Oranien und mit dem Siege ohne Ausnahme den Feldzug beendigte; der das Element der Kriegsführung, dessen Behandlung das militärische Genie von

der gewöhnlichen Offizierthätigkeit unterscheidet, die rasche Bewegung der Massen, mit unübertroffener Vollkommenheit handhabte und nicht in der Massenhaftigkeit der Streitkräfte, sondern in der Geschwindigkeit ihrer Bewegung, nicht im langen Vorbereiten, sondern im raschen, ja bewegenen Handeln, selbst mit unzulänglichen Mitteln, die Bürgerschaft des Sieges fand.

Allein alles dies ist Cäsar nur Nebensache; er war zwar ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr, aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann war. Namentlich spielt der Soldat in ihm eine durchaus beiläufige Rolle, und es ist eine der hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten, die ihn von Alexander, Hannibal und Napoleon unterscheidet, daß in ihm nicht der Offizier, sondern der Demagog der Ausgangspunkt der politischen Tätigkeit war. Seinem ursprünglichen Plane zufolge hatte er sein Ziel wie Perikles und Gaius Gracchus ohne Waffengewalt zu erreichen gedacht, und achtzehn Jahre hindurch hatte er als Führer der Populärpartei ausschließlich in politischen Plänen und Intrigen sich bewegt, bevor er, ungern sich überzeugend von der Notwendigkeit eines militärischen Rückhalts, schon ein Vierziger, an die Spitze einer Armee trat. . . .

Wenn überhaupt eine Seite der bürgerlichen Verdienste, so wurden von ihm vielmehr die Wissenschaften und die Künste des Friedens vor den militärischen bevorzugt. Die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit seines staatsmännischen Schaffens ist dessen vollkommene Harmonie. In der Tat waren alle Bedingungen zu dieser schwersten aller menschlichen Leistungen in Cäsar vereinigt. Durch und durch Realist, ließ er die Vider der Vergangenheit und die ehrwürdige Tradition nirgends sich anfechten; ihm galt nichts in der Politik als die lebendige Gegenwart und das verständige Gesetz, eben wie er auch als Grammatiker die historisch-antiquarische Forschung beiseite schob und nichts anerkannte als einerseits den lebendigen Sprachgebrauch, anderseits die Regel der Gleichmäßigkeit. Ein gebore-

ner Herrscher, regierte er die Gemüter der Menschen, wie der Wind die Wolken zwingt, und nötigte die verschiedenartigen Naturen, ihm sich zu eigen zu geben. . . . Sein Organisationstalent ist wunderbar; nie hat ein Staatsmann seine Bündnisse, nie ein Feldherr seine Armee aus ungefügigen und widerstrebenden Elementen so entschieden zusammengezwungen und so fest zusammengehalten wie Cäsar seine Koalitionen und seine Legionen, nie ein Regent mit so scharfem Blicke seine Werkzeuge beurteilt und ein jedes an den ihm angemessenen Platz gestellt. Er war Monarch; aber nie hat er den König gespielt. Auch als unumschränkter Herr von Rom blieb er in seinem Auftreten der Parteiführer; vollkommen biegsam und geschmeidig, bequem und anmutig in der Unterhaltung, zuvorkommend gegen jeden, schien er nichts sein zu wollen als der Erste unter seinesgleichen. Den Fehler so vieler ihm sonst ebenbürtiger Männer, den militärischen Kommandoton auf die Politik zu übertragen, hat Cäsar durchaus vermieden, wie vielen Anlaß das verdrießliche Verhältnis zum Senat ihm auch dazu gab, er hat nie zu Brutalitäten gegriffen. . . . Cäsar war Monarch; aber nie hat ihn der Tyrannenschwindel erfaßt. Er ist vielleicht der einzige unter den Gewaltigen [der Erde], welcher im großen wie im kleinen nie nach Neigung oder Laune, sondern ohne Ausnahme nach seiner Regentenpflicht gehandelt hat, und der, wenn er auf sein Leben zurücksaß, wohl falsche Berechnungen zu bedauern, aber keinen Fehltritt der Leidenschaft zu bereuen fand. . . . Er ist endlich vielleicht der einzige unter jenen Gewaltigen, der den staatsmännischen Takt für das Mögliche und Unmögliche bis an das Ende seiner Laufbahn sich bewahrt hat und nicht gescheitert ist an derjenigen Aufgabe, die für großartig angelegte Naturen von allen die schwerste ist, an der Aufgabe, auf der Zinne des Erfolgs dessen natürliche Schranken zu erkennen. Was möglich war, hat er geleistet und nie um des unmöglichen Besseren willen das mögliche Gute unterlassen, nie es verschmäht, un-

heilbare Übel durch Palliative wenigstens zu lindern. Aber wo er erkannte, daß das Schicksal gesprochen, hat er immer gehorcht. Alexander am Syphasis, Napoleon in Moskau kehrten um, weil sie mußten, und zürnten dem Geschick, daß es auch seinen Lieblingen nur begrenzte Erfolge gönnt; Cäsar ist an der Themse und am Rhein freiwillig zurückgegangen

und gedachte auch an der Donau und am Euphrat nicht, ungemessene Pläne der Weltüberwindung, sondern bloß wohlwogene Grenzregulierungen ins Werk zu setzen.

So war dieser einzige Mann, den zu schildern so leicht scheint und doch so unendlich schwer ist.

3. Helmuth von Moltke,

geboren den 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg, besuchte die Kadettenakademie zu Kopenhagen, ward 1819 dänischer Offizier, trat 1822 in preussische Dienste, besuchte 1823–26 die Allgemeine Kriegsschule in Berlin, wurde 1832 Mitglied des Generalstabes, machte 1835 eine Reise in den Orient, beteiligte sich an der Reorganisation des türkischen Kriegswesens, wobei ihm eine Gelegenheit zu einer bedeutsamen Forschungsreise durch Kleinasien gegeben wurde, kehrte 1839 nach Deutschland zurück, reiste 1845 nach Rom, begleitete 1855 als erster Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen denselben nach St. Petersburg, Moskau, London und Paris, wurde 1857 Chef des Generalstabes, stieg durch seine hervorragenden Leistungen im dänischen, österreichischen und französischen Krieg zum Feldmarschall empor, ward in den Grafenstand erhoben und starb, von der Nation hochgeehrt und auch vom Ausland bewundert, am 24. April 1891. — Moltke ist den vorzüglichsten deutschen Prosaisern zuzurechnen. Unter seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829“, „Kriegsbriefe“, vor allem das große Generalstabswerk des Krieges von 1870 und 71.

Pompeji.

Aus „Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten“,
Band V.

Neapel, den 17. November 1840.

... Einer der interessantesten Gegenstände, die man in Italien besehen kann, ist die ausgegrabene Stadt Pompeji. Wie durch Zauber wird man aus der Gegenwart in die ferne Vorzeit, aus dem neunzehnten in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung versetzt. Die Zeit, die Völkerwanderungen und die Kunstliebhaber zerstörten die prachtvollsten und solidesten Bauten der Römer und Griechen. Von den gewaltigsten Tempeln und Theatern sieht man heute meist nur noch einzelne Säulenschäfte und halbversunkene Gewölbe. Aber Pompeji wurde durch ein plötzliches Naturereignis an einem Tage mitten im dormaligen Leben seiner Bewohner en flagrant délit¹⁾ überrascht und für fast zwei Jahrtausende eingefangt. Die Erde selbst war das Museum, in dem nicht nur seine Kunstschätze, sondern die ganzen häuslichen Einrichtungen der Bevölkerung sicher aufgehoben waren. Eine zehn bis zwanzig Fuß hohe Decke von Asche und Bimssteinen sicherte alles dies vor Zerstörung, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wußte man zwar, daß ein Ausbruch des

Vesubs im Jahre 79 nach Christi Geburt Pompeji zerstört, nicht aber, wo diese Stadt gelegen hatte. Einige beim Brunnen gruben aufgefundenen Inschriften bezeichnen zuerst den Ort. Gegenwärtig ist etwa der vierte und jedenfalls der interessanteste Teil der alten Stadt, auf dem Weinberge und Landhäuser sich ausbreiten, ans Tageslicht gezogen. Denn ausgegraben sind: das Forum, zwei Theater, die Straße der Handwerker und Kaufleute, der Zirkus vor dem Thor, die Straße der Gräber und die Häuser bekannter Männer wie Cicero, Diomedes, Sallust usw.

Die Einwohner Pompejis waren im Augenblicke der Eruption gerade im Amphitheater versammelt, das mit seinen Marmorstufen und Löwenzwingern vor unserm Blick aufgedeckt steht. Wahrscheinlich hatte der größte Teil Zeit, sich zu flüchten. Jedoch findet man auch einen großen Teil Verunglückter. An der Thür des großen, schönen Hauses des Freigesessenen Diomedes fand man das Skelett eines Mannes mit einem Schlüssel in der einen, einem Beutel Geld in der andern Knochenhand. Im Tempel der Isis lag in den unteren Gewölben ein Skelett mit einer Brechstange. Der Mann hatte sich durch zwei dicke Mauern durchgearbeitet. Ein weibliches Skelett hielt in seinen Armen die Skelette zweier Kinder, die es

1) auf frischer Tat, plötzlich.

gegen den Aschenregen hatte schützen wollen, und noch zeigt man ein versteinertes Stück Asche mit dem Abdruck eines schönen Busens.

Nichts überrascht beim Besuche dieses Epimenides²⁾ der Städte so sehr als die Frische der Farben, die zweitausend Jahre lang an diesen Kalkwänden kleben. Fast alle Fußböden der größeren Häuser sind mit den zierlichsten Mosaiken bedeckt, und die Fontänen mit dem zerbrechlichen Schmuck von Konchylien und Seemuscheln sehen aus, als ob sie eben fertig geworden. Man staunt über die Korrektheit der Zeichnung und den Glanz der Farben bei den schwebenden Figuren auf rotem oder schwarzem Grund, welche die Wände schmückten und jedesmal Bezug auf die Bestimmung des Ortes hatten. Ein Pfeiler im Hause eines Tuchfabrikanten zeigt die ganze Prozedur dieses Geschäftes, den Webstuhl, das Krumpfen, das Waschen, endlich eine Schraubenpresse, genau so, wie sie noch jetzt angewandt wird. In den Speisezimmern findet man Obst-, Blumen- und Jagdstücke. Die Namen der Handwerker sowie die der Straßen sind mit schöner Schrift, meist rot, an den Häusern angeschrieben; an einigen Stellen findet man scherzhafte Ausrufungen und gewisse Figuren angemalt, wie man sie an unseren Mauern auch findet. Die Räder der Wagen haben Geleise in das harte Lavapflaster gegraben; an einigen Stellen liegen noch die Steine, um bei Regenwetter trockenen Fußes von einem Trottoir aufs andere über die Straßen gelangen zu können. Man hat Brot, Mehl, Oliven, Feigen, Bohnen, freilich verkohlt, Weinkrüge (spitze Amphoren, wie sie heute noch im Orient gebräuchlich), zahllose Töpfergeschirre von der zierlichsten Form und mit den bekannten Figuren auf schwarzem Grund, Kochöfen, Backherde, allerlei Handwerksgeräte, chirurgische Werkzeuge, Würfel, Schachspiele, musikalische Instrumente, Küchengeschirre und Waggchalen gefunden, und alles un-

terscheidet sich von eben diesen jetzt gebräuchlichen Gegenständen nur darin, daß es zierlicher und geschmackvoller gearbeitet ist.

Wenn man bedenkt, wie Pompeji doch nur eine Landstadt zweiter Ordnung war, so erstaunt man über die Menge von Bronze- und Marmorstatuen, von Gemälden und Mosaiken, von Vasen und Geschmeide, die man aus derselben ausgegraben hat. Ganz besonders schön muß das Forum Civile gewesen sein, ein vier-eckiger Platz, ganz nach Vitruvs³⁾ Verhältnissen geordnet. Es ist genau auf den Gipfel des Berges von Castellamare und auf den Krater des Vesubs orientiert, der das Verderben über die Stadt ausgoß. Auf drei Seiten stehen noch mehr als zweihundert Säulen dorischer Ordnung aufrecht. Sie sind aus Tuffstein, mit Stuck überkleidet und rot oder gelb angemalt. Diese Säulen bildeten einen fortlaufenden Portikus oder bedeckten Gang, aber die schön geschnitzten Karniese sind eingestürzt. An der vierten Seite erhob sich ein Tempel, in dem das kolossale Haupt eines Jupiter aufgefunden wurde. Noch stehen zwölf prachtvolle kannelierte Marmorsäulen des Peristyls aufrecht. Die Kurie, die Basilika, die Tempel Merkurs und der Concordia, das Pantheon stehen zunächst. Die vielen Standbilder, welche diesen Platz schmückten, sind ins Museum nach Neapel abgeführt sowie der größte Teil der Kunstschatze, Gemälde und Mosaiken. Allerdings würden diese Gegenstände jetzt nur um so schneller zerstört werden, ließe man sie stehen. Aber man bedauert, nicht wenigstens ein Haus auf römischem Fuß dort hergestellt zu finden, wozu man das vollständigste Material hat.

Die Alten verwendeten weit mehr als wir auf ihre öffentlichen Gebäude und verlangten weniger für ihre Häuslichkeit; alles ist da klein, aber zierlich bis ins letzte Detail. Die Zimmer, die den vier-eckigen Hof umgeben, haben selten mehr als acht bis zehn Fuß im Gebirte und stehen unter sich in keiner Verbindung.

Es scheint, daß die Pompejaner viel

2) Epimenides aus Kreta, Priester und Weltweiser, soll der Sage nach fünfzig Jahre in einer Höhle geschlafen haben. (Vgl. Goethes „Des Epimenides Erwachen“.) Aus seinen „Sühnliedern“ ist der Spruch auf die Kreter in Briefe Pauli an Titum (1, 12) genommen.

3) Vitruvius Pollio war zur Zeit des Kaisers Augustus Leiter des Bauwesens in Rom. Er hinterließ ein zehn Bücher umfassendes Werk „De architectura“.

Verkehr mit den Ägyptern gehabt haben. Dies beweisen ihre Skulpturen, ihre Papyrusrollen, der Stempel und die aufgefundenen Mumien. Könnte man doch einige derselben erwecken, nicht weniger, wie wir ihre Stadt, würden sie uns erstaunen, die wir in Trübs und runden Hüten auf der Eisenbahn von Portici herbeikommen.

In dem Hause eines Apothekers hatte man gläserne Flaschen mit Medizin und Marmorfrüge mit Balsam zum Einbalsamieren der Mumien gefunden. Ich bin so glücklich gewesen, ein kleines Stück dieser verhärteten Masse zu erobern, welches trotz seiner zweitausend Jahre einen starken Geruch bewahrt hat.

4. Fürst Otto von Bismarck,

geboren den 1. April 1815, gestorben den 30. Juli 1898, der große Kanzler des Deutschen Reiches, hat sich durch seine gewaltigen Reden einen der ersten Plätze unter den deutschen Rednern und damit zugleich auch in der deutschen Literatur gesichert.

Schluß der Rede über die politische Lage im Jahre 1888.

(Gehalten im Deutschen Reichstage am 6. Februar 1888.)

Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende, freudige Zuruf am Kölner Bahnhofe, und so war es von Berlin bis Köln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volkszustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll. Es wird aber sehr schwer sein, den Provinzen, den Bundesstaaten und ihren Bevölkerungen das klar zu machen: der Krieg ist unvermeidlich, er muß sein. Man wird fragen: Ja, seid ihr denn dessen so sicher? wer weiß? Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien,¹⁾ die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben. Das „heilige Rußland“ wird entrüstet sein über den Angriff. Frankreich wird bis an die Pyrenäen hin in Waffen starren. Ganz

daselbe wird überall geschehen. Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Glanz und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. Diese Überlegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, selbst wenn wir, was viele Militärs, nicht nur die unserigen, annehmen, jetzt unsern künftigen Gegnern überlegen sind. Die unserigen glauben das alle: natürlich, jeder Soldat glaubt das; er würde beinahe aufhören, ein brauchbarer Soldat zu sein, wenn er nicht den Krieg wünschte und an seinen Sieg darin glaubte. Wenn unsere Gegner etwa vermuten, daß es die Furcht vor dem Ausgange ist, der uns friedfertig stimmt, dann irren sie sich ganz gewaltig.

Wir glauben ebenso fest an unsern Sieg in gerechter Sache, wie irgendein ausländischer Leutnant in seiner Garnison beim dritten Glase Champagner glauben kann, und wir vielleicht mit mehr Sicherheit. Also es ist nicht die Furcht, die uns

1) Jetzt nicht zu berechnende bedeutsame Umstände und Einflüsse.

2) Trieb, Begeisterung.

friedfertig stimmt, sondern gerade das Bewußtsein unserer Stärke, das Bewußtsein, auch dann, wenn wir in einem minder günstigen Augenblicke angegriffen werden, stark genug zu sein zur Abwehr und doch die Möglichkeit zu haben, der göttlichen Vorsehung es zu überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit eines Krieges aus dem Wege räumen wird.

Ich bin also nicht für irgendwelchen Angriffskrieg, und wenn der Krieg nur durch unseren Angriff entstehen könnte — Feuer muß von irgend jemandem angelegt werden, wir werden es nicht anlegen —, nun, weder das Bewußtsein unserer Stärke, wie ich es eben schilderte, noch das Vertrauen auf unsere Bündnisse wird uns abhalten, unsere bisherigen Bestrebungen, den Frieden überhaupt zu erhalten, mit dem bisherigen Eifer fortzusetzen. Wir lassen uns da durch keine Verstimmung leiten und durch keine Abneigung bestimmen. Es ist ja unzweifelhaft, daß die Drohungen und die Beschimpfungen, die Herausforderungen, die an uns gerichtet worden sind, auch bei uns eine ganz erhebliche und berechtigte Erbitterung erregt haben, und das ist beim Deutschen recht schwer; denn er ist dem Nationalhaß an sich unzugänglicher als irgendeine andere Nation; wir sind aber bemüht, sie zu besänftigen, und wir wollen nach wie vor den Frieden mit unseren Nachbarn, namentlich aber mit Rußland suchen. Wenn ich sage: namentlich mit Rußland, so bin ich der Meinung, daß Frankreich uns bei diesen Bemühungen keine Sicherheit auf Erfolg gewährt, wenigleich ich nicht sagen will, daß es nichts hilft; wir werden nie Händel suchen, wir werden Frankreich nie angreifen, wir haben in den vielen kleinen Vorfällen, die die Neigung unserer Nachbarn, zu spionieren und zu bestechen, verursacht hat, immer eine sehr gefällige und freundliche Beilegung herbeigeführt, weil ich es für ruchlos halten würde, um solcher Lappalien willen einen großen nationalen Krieg zu entzünden oder auch nur wahrscheinlich zu machen. Das sind Fälle, wo es heißt: Der Vernünftigere gibt nach. Ich nenne

also vorzugsweise Rußland, und da habe ich dasselbe Vertrauen auf das Gelingen, in welchem ich vor einem Jahre gesprochen habe und welches dieses freisinnige Blatt hier so fett gedruckt hat, ohne ein Nachlaufen oder, wie ein deutsches Blatt sich roh ausdrückt, „Wettkriechen“ vor Rußland! — Die Zeit ist vorbei; um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland. Die russische Presse, die russische öffentliche Meinung hat einem alten mächtigen und zuverlässigen Freunde, der wir waren, die Tür gewiesen; wir drängen uns nicht auf. Wir haben versucht, das alte vertraute Verhältnis wiederzugewinnen, aber wir laufen niemand nach. Das hält uns aber nicht ab — im Gegenteil, es ist uns ein Sporn mehr, die Vertragsrechte, die Rußland uns gegenüber hat, mit doppelter Genauigkeit zu beobachten.

Zu den Vertragsrechten gehören auch solche, die nicht von allen unseren Freunden anerkannt werden: ich meine, dazu gehören die Rechte, die wir auf dem Berliner Kongreß Rußland in betreff Bulgariens erworben haben und die bis 1885 ganz unangefochten bestanden haben. Es ist gar keine Frage für mich, der ich die Kongreßbeschlüsse mit vorbereitet und mit unterzeichnet habe, daß wir alle damals der Meinung waren, daß der vorwiegende Einfluß in Bulgarien Rußland zufallen sollte, nachdem es seinerseits auf Otrumelien verzichtet hatte, indem es die mächtige Satisfaktion gab, die Grenze des seinem Einflusse anheimfallenden Gebietes um 800,000 Seelen auf drei Millionen ungefähr zurückzuschrauben. Infolge dieser Auffassung des Kongresses hat Rußland bis 1885 zunächst den Fürsten ernannt, einen nahen Verwandten des Kaiserhauses, von dem damals niemand annahm und annehmen konnte, daß er etwas anderes würde sein wollen als ein getreuer Anhänger der russischen Politik. Es hat die Kriegsminister, einen großen Teil der Offiziere ernannt, kurz und gut, es hat in Bulgarien geherrscht; da ist gar kein Zweifel daran. Die Bulgaren oder ein Teil von ihnen oder der Fürst — ich weiß nicht, wer — sind nicht

damit zufrieden gewesen, es hat ein Staatsstreik, ein Abfall von Rußland stattgefunden. Dadurch ist ein faktisches Verhältniß entstanden, welches wir mit Gewalt der Waffen zu remedieren keinen Verus haben, welches aber die Rechte, die Rußland aus dem Kongreß nach Hause gebracht hat, doch theoretisch nicht alterieren kann. Ob, wenn Rußland diese Rechte gewaltsam geltend machen wollte, sich daran Schwierigkeiten knüpfen würden, das weiß ich nicht, das geht uns auch nichts an. Wir werden gewaltsame Mittel nicht unterstützen und auch nicht dazu raten; ich glaube auch nicht, daß Neigung dazu da ist, — ich bin ziemlich gewiß, daß sie nicht vorhanden ist. Wenn aber Rußland auf diplomatischem Wege versucht, sei es auch durch eine Anregung auf das Einschreiten des Oberherrn von Bulgarien, des Sultans, wenn es versucht, das herbeizuführen, so halte ich es für die Aufgabe einer loyalen deutschen Politik, sich dabei rein an die Bestimmungen des Berliner Vertrags zu halten und an die Auslegung, die wir ihnen damals ganz ohne Ausnahme gegeben haben, und an der — mich wenigstens — die Stimmung der Bulgaren nicht irremachen kann. Bulgarien, das Ländchen zwischen Donau und Balkan, ist überhaupt kein Objekt von hinreichender Größe, um daran die Konsequenzen zu knüpfen, um feinetwillen Europa von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang kein Mensch voraussagen kann; man würde am Ende nach dem Kriege kaum mehr wissen, warum man sich geschlagen hat.

Also das kann ich erklären, daß die Unfreundlichkeiten, die wir in der russischen öffentlichen Meinung, in der russischen Presse namentlich, erfahren haben, uns nicht abhalten werden, sobald Rußland den Wunsch ausspricht, die diplomatischen Schritte diplomatisch zu unterstützen, welche Rußland eben tun kann, um seinen Einfluß auf Bulgarien wiederzugewinnen. Ich sage absichtlich: sobald Rußland den Wunsch ausspricht. Wir sind früher mitunter bemüht gewesen,

russische Wünsche auf vertrauliche Andeutungen hin zu erfüllen; wir haben aber erleben müssen, daß russische Blätter sich fanden, die sofort nachzuweisen versuchten, daß gerade diese Schritte der deutschen Politik die feindseligsten gegen Rußland gewesen wären, und die uns deshalb angriffen, weil wir den russischen Wünschen vorausgegangen waren in der Erfüllung. Wir haben das auch auf dem Kongreß getan; es wird uns aber nicht wieder passieren. Wenn Rußland uns amtlich auffordert, die Schritte zur Herstellung der kongreßmäßigen Situation in Bulgarien beim Sultan als Souverän zu unterstützen, so trage ich kein Bedenken, Sr. Majestät dem Kaiser zu raten, daß das geschieht. Dies erfordern die Verträge von unserer Loyalität dem Nachbar gegenüber, mit dem wir, mag die Stimmung sein, wie sie will, doch immer das grenznachbarliche Verhältniß und große und gemeinsame monarchische Interessen sowie Interessen der Ordnung allen Gegnern der Ordnung in Europa gegenüber zu vertreten haben, und dessen Monarch vollständiges Verständnis hat für diese Aufgabe der verbündeten Monarchen. Daß der Kaiser von Rußland, wenn er findet, daß die Interessen seines großen Reiches von hundert Millionen Untertanen ihm gebieten, Krieg zu führen, daß er dann Krieg führen wird, daran zweifle ich gar nicht. Aber die Interessen können ihm ganz unmöglich gebieten, diesen Krieg gerade gegen uns zu führen; ich halte es auch nicht für wahrscheinlich, daß ein solches Interessengebot überhaupt nahe liegt.

Ich glaube nicht an eine unmittelbar bevorstehende Friedensstörung — wenn ich mich resumieren soll — und bitte, daß Sie das vorliegende Gesetz unabhängig von diesem Gedanken und dieser Befürchtung behandeln, lediglich als eine volle Herstellung der Verwendbarkeit der gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat für den Fall, daß wir sie brauchen; brauchen wir sie nicht, dann werden wir sie nicht rufen; wir suchen den Fall zu vermeiden, daß wir sie brauchen.

Dieses Bestreben wird uns noch immer einigermaßen erschwert durch drohende Zeitungsartikeln vom Auslande, und ich möchte die Mahnung hauptsächlich an das Ausland richten, doch diese Drohungen zu unterlassen. Sie führen zu nichts. Die Drohung, die wir — nicht von der Regierung — aber in der Presse erfahren, ist eigentlich eine unglaubliche Dummheit, wenn man bedenkt, daß man eine große und stolze Macht, wie es das Deutsche Reich ist, durch eine gewisse drohende Gestaltung der Druckerschwärze, durch Zusammenstellung von Worten glaubt einschüchtern zu können. Man sollte das unterlassen, dann würde man es uns leichter machen, unsern beiden Nachbarn auch gefälliger entgegenzukommen. Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird

an irgendeinem Tage präsentiert in der Verstimmung des andern Landes. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht —, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgefogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!

5. Gustav Freitag,

geboren am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, studierte in Breslau und Berlin deutsche Philologie, hielt seit 1839 in Breslau als Privatdozent germanistische und literargeschichtliche Vorlesungen, siedelte 1847 nach Leipzig über und lebte von jetzt an ganz seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Seit 1878 hatte er seinen Wohnsitz in Wiesbaden, wo er am 30. April 1895 starb. — In der großen Schar der neueren Schriftsteller steht er als Dramatiker („Die Journalisten“), als Romanschriftsteller („Soll und Haben“, „Die Ahnen“) und als Kulturhistoriker („Bilder aus der deutschen Vergangenheit“) in der ersten Reihe. Wohltuend wirkt der sittlich reine Ton, den er in seinen Schriften, besonders den Romanen, anschlägt.

Die deutschen Städte im Mittelalter.

Aus „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“.

Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Aus der Heide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreise umzieht; der Wall ist mit Dornengebüsch und Kniden¹⁾ besetzt, die Feinde abzuhalten. Über die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Warttürme, schmucklose Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Tür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt sich die Stadt, die Morgen Sonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem riesigen Holzgerüst des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Türmen der Stadt. Sie

stehen, aus der Ferne betrachtet, dicht gedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathaus, auch zwischen den Häusern, als Überreste alter Befestigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neueren Teile scheidet; dann hat die innere Mauer auch Tore, die bei Nacht zu großer Belästigung der Bürger noch geschlossen werden. Sehr groß ist die Zahl der Mauertürme, und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen einhundert, Frankfurt zwischen sechzig und siebzig, kaum eine menschenreiche Stadt weniger. Diese Türme, quadratisch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, sind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, vielleicht mit metallenen Knäufen versehen, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker springen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben; sie sind zum Teil heizbar, zierlich gedeckt und mit metalle-

1) Knide = lebendige Hecke, wo die Zweige und jungen Stämme eingeknickt und ineinandergeflochten sind.

nen Kugeln geschmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buschreiter,²⁾ welcher von seinem Kleeper auf den ungeheuren Steinfaßen schaut, denkt begehrlieh bei blinkenden Kreuzen und Knöpfen an die tausend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer seinem Wunsche vorenthält. Aber zwischen ihm und der Stadt steht auf einer Anhöhe der Rabenstein, und schwarze Vögel fliegen dort um formlose Bündel an dem hohen Stadthalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Äcker, Weiden und Gemüsegärten. Noch außerhalb der Mauern sind Menschentwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrscheinlich Landbesitz eines Geschlechters,³⁾ auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf lustigen Stellen drehen nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel; wo ein Bach durch Wiesen läuft, klappern die Räder der Wassermühlen. Riegt die Stadt an größerem Fluß, dann sind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radschaukeln gebaut, im Schuß der Mauern und Türme, damit die Stadt in einer Nothzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, so hat sie unten schwache Eisböcke zum Schuß und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Thürmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung steht wohl das Bild des Schutzheiligen, mit Kreuzfiß und einem Opferstock, in welchen der Bürger, stolz auf seine stattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt sind alle größeren Tore; um das Aukentor steht ein festes Werk, ein dicker Turm oder ein Wighaus, dahinter liegt die Brücke über den breiten Stadtgraben, in welchem der Rat Fische hält, trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet sicher zuerst dem Stadtbieh. Denn auch in den großen Reichstädten treibt der Bürger Landbau auf Wiesen, Weiden, Äckern, Weinbergen der Stadt-

flur; die meisten Häuser, auch vornehme, haben in engem Hofraum Viehställe und Schuppen. Der Schlag des Dreschflegels wird um 1350 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathaus gehört; unweit der Stadtmauern stehn Scheuern und Stadel, jedes Haus hat seinen Getreideboden und häufig einen Kellerraum. Denn der Weinbau wird damals, wie bekannt, in fast ganz Deutschland versucht. . . . Begeht die Stadt frohe Weinlese, dann rücken Bewaffnete in das Feld, damit die schwärmenden Städter vor einem Überfall sicher sind. Von außen sieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalast eines Riesenkönigs, von dem kleinen Platz am Binnentor wie ein großes Dorf, trotz der höheren Häuser. In den Gassen der Stadt traben die Kühe, ein Schäfer führt mit seinem Hunde die Schafherde auf die nahen Höhen. . . . Große Flüge von Tauben heben sich aus den Gassen, sie find Lieblinge der Bürger, seltene Arten werden gesucht, einer sucht sie dem andern abzufangen, und der Rat hat zu schlichten. Noch mehr Mühe machen dem Rat die Vorstentiere und ihr Schmutz; denn die Schweine fahren durch die Haustüren in die Häuser und suchen auf dem Weg ihre unsaubre Nahrung. Der Rat verbietet zuweilen, Schweineställe an der Straße zu bauen, so 1421 in Frankfurt; auch im reichen Ulm laufen die Schweine übelriechend auf den Straßen umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagsstunde von 11 bis 12 beschränkt wird. In den Flußarmen, welche durch die Stadt führen, hat das Vieh seine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verzengt den Weg für Menschen und Karren. Da fehlt auch der Mist nicht, auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt sich einmal zu einem Kaiserbesuch oder einer großen Messe schmückt, dann läßt sie, um säuberlich auszusehen, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, sondern auch den Dünnger von Straßen und Plätzen der Stadt schaffen. . . .

Die Hauptstraßen der Stadt sind hier und da gepflastert, längs der Häuser besondere Steinwege, und vornehme Städte,

2) Buschreiter oder Buschreuter = Räuber, lauernder Strauchdieb. — 3) Geschlechter hieß der Angehörige eines ratsfähigen, patrizischen Geschlechts in den alten Reichstädten.

wie Nachen, Nürnberg, Ulm, halten städtische Pflasterer und lassen sich die Straßenbesserung etwas kosten. Aber nicht überall war man so weit; in Frankfurt wurden die Hauptstraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebessert. Doch muß der Weg oft schwierig gewesen sein; es gab für die Domherren eine gesetzliche Entschuldigung, beim Konvent zu fehlen, wenn der Straßenschmutz arg war. Wurde auf einem Platze der Stadt ein Fest gefeiert, ein Stechen oder Schauspiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt; dasselbe durfte jeder Bürger vor seinem Hause tun. Wer bei schlechtem Wege ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Ratsherren wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen sind die Brunnen häufig; es sind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer: wird der eine herausgewunden, so fährt der andere zur Tiefe. Wo gutes Wasser fehlt, sind die Städte seit ältester Zeit bemüht gewesen, reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. . . . Denn an reichlichem Wasser hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für städtische Gewerbe war es unentbehrlicher als jezt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollspinner siedelten am Wasser. Deshalb wurde der Fluß oder die nahen Bäche bei Anlage und bei jeder Vergrößerung einer Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauer geleitet und gern die hintere Seite der Höfe an das Wasser geführt. Auf den Plätzen der Stadt standen bei laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall, und an gelegenen Stellen gefüllte Wasserbotische für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr unähnlich moderner Bauweise sind die Straßen der Stadt: sie ziehen sich in der Mehrzahl enge gewunden dahin. Die Häuser sind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt, — im Jahre 1362 ließ der Rat in Frankfurt bei seinen Bauten selbst noch mit Stroh decken, 1351 wurden in Erfurt Bretter-

und Strohdächer verboten —, die Häuser stehen mit dem Giebel auf die Straße, in der Regel nicht dicht aneinander, denn zwischen ihnen sind Schlupfe, in denen das Regenwasser herabgeleitet wird; die Eingänge sind häufig mit einer Halbtür versehen, über der Tür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauses, oft wird der Besitzer nach seinem Hausstift benannt. Die Häuserlinie läuft nicht glatt und senkrecht, ein Oberstock oder zwei — die Gaden — springen über das untere Stockwerk vor, der zweite wieder über den ersten, und darin sind wieder Erker und Söller. Diese überhänge, Ausschüsse und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hause anders, verengen das Licht und nähern die obern Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser. Die Söller werden bei Neubauten bald verboten, bald erlaubt, und die erlaubte Breite bestimmt. An dem Erdgeschoß der Häuser aber sind auf der Straße Schuppen, Vorkräne, Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen sich auf die Straße, und die Kellerhälfe ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieser Zeit den Rat, und er befiehlt vielleicht, sie sämtlich auf einmal abzubrechen. Zwischen den kleineren Häusern stehen einzelne größere Steinbauten im Besitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, sie sind aber, auch in den größeren Reichsstädten, selten, ihre feuerfesten Gewölbe und der Steinzierat ihrer Front sind Stolz der Besitzer. In den Städten der Niedersachsen, der Thüringer und Franken ist alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke durch Pfeiler gestützt wird; dann entsteht zwischen dem eingerückten Unterstock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, welche an Hauptstraßen und am Markte geschützten Durchgang gestatten. . . . Wie reich sich in dieser Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des einzelnen tritt auch im Häuserbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde. Denn zwischen Herden und Strohdächern erheben sich großartige Kirchen, riesige kunstvolle Bauten, in denen die Bürgerschaft mit Stolz zeigt, was

Geld und Arbeit in ihr vermag. Unter den alten Kaisern der Sachsen, Franken, Hohenstaufen sind die großen Paläste der Stadttheiligen mit edlen Kuppeln, starken Säulenreihen und hohem Mittelschiff ausgerichtet worden; jetzt aber baut nach veränderten Geschmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und ungeheuren Fenstern, die durch Glasgemälde geschlossen werden, mit hohen Spitztürmen, deren kunstvolle Gliederung und durchbrochene Steinmearbeit über alle andern Thürme gegen die Wolken ragen soll. Es ist ein riesiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geschlechter. Der Meister, welcher den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes schauen werden, denn das Leben wird theurer, die Genüsse mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer. . . .

Auch für ihr eignes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein schönes Rathhaus, zierlich und schmuckvoll, darin einen Saal für die großen Feste der Stadt und an-

sehnlicher Bürger. Aber zwischen Dom und Rathhaus verhält sich eine kunstlose Wasserpfütze mit schwimmenden Enten, und daneben steht der deutsche Dorfbaum, die alte Linde; sie ist dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo seine Stadt noch nicht war und wo die Waldbögel in den Zweigen sangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge sitzen und im Winter die Krähen. Ländlich sind auch die Umfriedigungen der Stadt, sogar bei Kirchhöfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadttheile liegen zwischen den Häusern Gärten für Gemüse, Obst und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelke, Laß, Rose und Lilie, dort stehen auch die Sommerhäuser. . . .

War die Sonne gesunken, dann wurde es finster und leer in den Straßen der Stadt, denn Beleuchtung gab es noch nicht; nur wenn eine Menge vornehmer Gäste oder fremdes Kriegsvolk am Orte lag, und in Nächten, wo Feindesgefahr drohte, befohl der Rat, daß jeder eine Laterne vor sein Haus hänge, eine Fackel oder Blech mit brennendem Rienholz.

6. Friedrich Wilhelm Ritter von Hackländer,

gehören den 1. November 1816 zu Birtsheld bei Aachen, widmete sich erst dem Handelsstand, wandte sich dann in Stuttgart der literarischen Thätigkeit zu, machte in Begleitung des Barons von Taubenheim eine Reise in den Orient, ward 1843 Secretär des württembergischen Kronrathes, reiste mit ihm nach Italien, Belgien und Rußland, wurde 1859 zum Director der königlichen Bauten und Gärten in Stuttgart ernannt, 1861 in den erblichen österreichischen Ritterstand erhoben, zog sich 1864 in das Privatleben zurück und starb am 6. Juli 1877. — Er war einer der fruchtbarsten und beliebtesten Romanschriftsteller und wurde nicht mit Unrecht der deutsche Dickens genannt. Anmutig und gehaltvoll sind seine Reiseverke geschrieben.

Jerusalem und die umliegenden heiligen Orte.

Aus „Reise in den Orient“.

Es war ein feierliches Erwachen am ersten Morgen, der mich in Jerusalem begrüßte. Kaum graute der Tag, so zitterte meine Seele schon vor Erwartung dessen, was ich sehen sollte. Nur ein paar Schritte noch, und das Ziel der Reise war erreicht; das heilige Grab hatte zum Anblick mich empfangen. Langsam ging uns die erste Stunde des Morgens vorüber; wir drängten in unsern Führer, nicht zu säumen und uns einzulassen in das Heiligtum. Aber wie bitter traf mich die Antwort, die mir auf mein Drängen zuteil wurde, daß

die Grabeskirche nur zu gewissen Stunden sichtbar und daß die Erlaubnis zum Eintritt erst von den Türken einzuholen sei! Da erwachte in meiner Seele der Grimm, und ich verstand in diesem Augenblicke das Geheimnis, über welches die Geschichtschreiber aller Zeiten sich verwunderten, das Geheimnis des heiligen Triebes, der Millionen hierher ins ferne Land geführt, um auf dem fremden Boden ihr Herzblut zu verspritzen.

Endlich traten wir in die Grabeskirche; mir bangte fast, festen Fußes aufzutreten, und ich wußte, warum der Prophet, als sein großer Beruf ihn in die Nähe Gottes rief, die Füße entblößte, che er sich dem Heiligsten näherte. Ich schweige von

den Formen der Kirche, welche schon von so vielen Reisenden beschrieben wurden; auch waren meine Augen wie getrübt und meine Seele so voll in diesen Stunden, daß mir das steinerne Schnitzwerk und alle kolossale Pracht des heiligen Hauses nur etwa so zum Bewußtsein kam wie die Zinne einer Burg, welche der Wanderer erschaut, wenn sie an den fernen Bergen aus dem Nebel steigt. Ohne daß ich wußte, wie mir geschah, war ich aus dem Grabesmysterium herausgestiegen und hatte die Terrasse der Kirche erstiegen, von welcher man ganz Jerusalem über- sieht. . . . Da lag sie vor mir, die Stadt der Jahrtausende, und erschien mir wie die Wittve in ihrer Trauer; denn die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter sinkenden Bäume, die Grab- male mit den weißen Steinen, die durch- löcherten Felsen, das zerstreute Gemäuer und alle Schwere der Erinnerungen mach- ten genugsam an die Last von Begegnissen und Verlusten, die sie schon in Zeiten, wo- hin das Denken der Geschichte kaum reicht, getragen. Der Fremdling vermeint dar- um, es sollte still sein in ihrer Mitte wie in einem Trauerhause, und die Menschen auf ihren Gassen sollten mit verhüllten Häuptern gehen. Aber auch dieses Trauer- haus von Jahrhunderten ist vom Getüm- mel der Erde nicht verschont, und wo man nur stille Klage erwartet und frommes Sehnen, drängen sich Käufer und Ver- käufer, zudringliche Führer und gieriges Gefindel.

„Sehen Sie,“ sagte mein Führer zu mir, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist die via dolorosa.“ Und auch auf dem Schmerzenswege dasselbe Ge- triebel! Hier ist kein Stein und keine Platte, die nicht Zeugen einer großen Be- gebenheit wären. Dieser Raum hat den Heiligen gesehen in aller seiner Schmach, ihn, den Verurtheilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Last des Kreuzes zum Tode Geführten! Welch heilige Erinnerungen sind in diese Steine eingebaut, wieviel tausend Herzen seit Konstantins und Helenas Zeiten haben über diesen Anblick geblutet, sind von die- sem Anblick getrübt wieder von dannen

gezogen! „Was willst du klagen, kleine Seele?“ so sprach ich zu mir, „was ist doch all dein Leid, das du groß nennst über Vermögen, gegen den Jammer, der auf dieser Bahn der Leiden und Ernie- drigungen von dem Edelsten aller frei- willig ist getragen worden?“ So sind wir armseliges Geschlecht! dachte ich und atmete freier bei dem Gedanken: Jeder mit seinem kleinen Leide wähnt in seiner Blindheit, er leide das Höchste, und zu- letzt ist es mit all den großen Schmerzen Täuschung nur gewesen. Doch sei es, wie es will, die via dolorosa endigt am ge- wissen Ziel.

Da wollte der Gedanke mich eben in die Heimat führen, als mein Begleiter mich aus den Träumereien mit den Worten weckte: „Dort im Süden liegt Bethle- hem.“ Bethlehem, die anmutigste unter den Städten! Sie liegt so gottgeliebt und friedlich auf dem Berge, und die hohe Sonne schaut so ruhig auf sie, daß ich mich nicht erinnere, irgendwo einen Ort gesehen zu haben, der mit solcher Anmut solche Majestät verbinde. Zur Linken zwischen den Hügeln dehnt sich das Thal der Hir- ten; eng und stille liegt es zwischen den Bergen, und nur wenige Bäume bekrän- zen seinen Saum. Dort haben in der heiligen Nacht die Heerscharen des Him- mels zuerst den Ärmsten unter dem Volke das neue Heil verkündet. Viele Klöster erheben sich über die Häuser von Bethle- hem, und die Kuppel, welche am höchsten hervorragt, gehört der durch die Kaiserin Helena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte steht, wo Christus ge- boren ist. Vom unscheinbarsten Anfang liebt das Größte aufzuwachsen, und auf den kleinsten Schauplatz mag das um- fassendste Leben sich sammelndrängen. Aber nicht allein durch die Geburt Christi ist das kleine Bethlehem zur größten unter den Städten geworden; auch durch die Geschichte der späteren Zeit ist es geadelt. Denn auf dem bei Bethlehem liegenden Frankenberg haben die Helden unter den Christen gegen die Übermacht der Sara- zenen sich bis aufs äußerste gehalten und in der Tapferkeit ihres felsenfesten Glau- bens den letzten Blutstropfen verspritzt.

Der Himmel war ohne Wolke, und das schönste Wetter begünstigte die Fernsicht. Erscheint mir Jerusalem wie eine Witwe in ihrer Trauer, so liegt Bethlehem auf seinen Bergen still und schicksallos wie ein jungfräuliches Kind und in ruhigem Stolz wie eine Prophetentochter.

„Welches Namens ist dort die Burg,“ fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels steht? Jene Gruppe von Gebäuden gemahnt mich heimatisch an die Bauart in dem Weltteil, in welchem mein Vaterland sich findet.“ — „Das ist die Davidsburg auf Zion,“ sagte ein-
tönig der Führer, nur bestätigend, was ich zuvor schon selbst gedacht. Also hier hat der Mann gehaust, der größte seiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König! . . . Von Zion aus konnte der König Jerusalem beschauen, seine Stadt, der Dichter ungestört des Flusses strömende Welle und das stille, grüne Tal, die Terebinthen und Olivenbäume betrachten, wie sie die Hüpter der Hügel schmücken, der Prophet aber von der Höhe der Burg den Willen des Himmels erlauschen und in ihren stillen Räumen den Geheimnissen der göttlichen Weisheit nachforschen.

„Dort außerhalb der Stadt“, sagte mein Begleiter weiter, „sehen Sie das Haus, wo Christus das Abendmahl stiftete.“ Gegen Südost dehnt die Aussicht sich weiter. Vor dem Auge des Betrachters liegt das Tal Josaphat, die Moschee auf Morija und weiterhin der Kessel des Toten Meeres. Es gibt wohl keinen andern Anblick, der die Seele mit so trüben Gedanken zu füllen vermag, wie das Tal Josaphat; ein enges Tal zwischen zwei Hügeln, deren einer den Ölberg, der andere die Stadt Jerusalem auf seiner Höhe trägt, von dem fast wasserlosen Kidron durchschlichen; und was es an Pierde hat, sind die Grabmäler, die in seinem Schoße liegen. Niemals scheint die Sonne in diese düstere Tiefe; morgens verbirgt sie sich dem Tale hinter dem Ölberg und nachmittags hinter Morija. Es ist das Tal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Kidron überbaut, wird unwillkürlich von allen

Schauern des Orkus beschlichen. Rechts von der Kidronbrücke befinden sich die Gräber Absaloms, Josaphats und Scharasjas. Betende liegen in der Nähe dieser Gräber hingestreckt, und eine Masse aufgeschichteter Steine, namentlich vor Absaloms Grab, vermehrt noch das Traurige dieser Stätte. Der Zorn der Türken hat diese Steine vor das Grab Absaloms geworfen. Indem sie die Steine hintwerfen vor seine Gruft, sprechen sie einen Fluch aus wider den gottlosen Sohn und wider jeden, der seinen Eltern nicht gehorcht. Ein hoher sittlicher Ernst liegt in diesem Gebrauche, und der Orientale, der mit dem durch das Tal hallenden Fluch einen Stein vor dieses Mausoleum wirft, gemahnt aufs lebhafteste an den Ernst des Gottes, der mit dem Arme seiner Stärke die böse That des Menschen rächt. In der Nähe von dem Grabal Scharasjas befindet sich eine Grotte, in welche sich Jakobus mit einigen andern Jüngern während der Gefangenschaft Jesu geflüchtet und verborgen haben soll.

Doch hinweg von diesen Gräbern, hinweg von dieser Schlucht, hinüber zum Teiche Bethesda, hinauf zur Quelle Siloah! Der Teich Bethesda . . . läßt im Anblick seiner von Mauern überbauten Tiefe die von Schrecknissen erfüllte Seele sich einigermaßen wieder beruhigen. Am Ende des Tales Josaphat liegt die Quelle Siloah. Könige und Propheten haben auf das Rieseln dieses Quells gehorcht; wenn sie Trost suchen wollten in der Bekümmernis, setzten sich die Edeln in seine Rühle. Nirgends in der ganzen Umgegend Jerusalems kann der Wanderer mit einem Trunk Wassers sich erfrischen, nirgends findet er Schatten, um auszu-
ruhen von der Mühseligkeit der Reise; nur hier am Quell Siloah ist ihm vergönnt, die lechzende Zunge zu erfrischen, den vertrockneten Gaumen zu nessen und das ermattete Haupt im Schatten niederzulegen. Wenn die Frauen aus dem Dorfe Siloah kommen, um sich Wasser zu schöpfen, und die Stufen hinabsteigen, welche in den Felsen gebauen sind, und in stillem Sinnen die Krüge füllen, dann meint der Reisende in die Zeit des graue-

sten Altertums sich zurückversetzt, und lebendig vor seinen Augen steigen jene schönen Bilder auf, welche die Bibel uns malt von den Töchtern der Patriarchen und dem Werben der Hirten, welche Stamm- und Erzbäter wurden.

Auf Morija, dem Tempelberge, auf derselben Stätte, wo einst der alte jüdische Tempel gestanden, steht mit hoch emporgewölbter Kuppel die Moschee des Omar, nächst der Moschee in Mekka der Mohammedaner größtes Heiligtum; denn in ihr soll die Stelle sein, wo Mohammed gen Himmel fuhr. Durch den Kessel des Toten Meeres ist die Aussicht gegen Süd oft hin begrenzt. Ich schweige von all dem Schauerlichen, was man von dem Toten Meere erzählt; es ist wie besonders geschaffen für diese Gegend des düstersten Schweigens und der Trauer. Von der Terrasse auf der Grabeskirche erscheint bisweilen das Tote Meer wie ein spiegelglatter See, und gerne läßt man in der dünnen Gegend das Auge über dasselbe hinschweifen.

„Dort im Osten“, sagte der Führer zu mir, „sehen Sie Bethanien und den Ölberg.“ Nächst Bethlehem ist Bethanien gewiß das lieblichste Dörflein, das weit und breit der Reisende findet. Und welche teure Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte! Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha; in ihrem Kreise hat Jesus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte zu sammeln zur Ausföhrung des schweren Berufs, den er über sich genommen; hier hat der aus Jerusaleum Verstoßene ein Obdach, der Heimatlose eine Heimat, der von seinem Volk einem Missetäter gleich Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möcht

ich den Ort der stillen Liebe nennen; es ist so einsam, so traulich an den Berg gebaut, rings von schattigen Bäumen, von grünen Feldern umgeben, daß man, wenn man's auch nur anschaut aus der Ferne, Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Noch heute wallen alle Pilger besonders gerne dorthin, und viele Christen verweilen daselbst, um sich der Erinnerung an die Stunden zu erfreuen, da Jesus in Lazarus' Haus ausstrahlte allen Glanz seiner Liebe, und wo der Geliebte Liebe um Liebe genoß. Wäre der Orient zur neuen Heimat mir beschrieben, so möcht' ich mit jenen Christen in Bethanien wohnen und oft vorübergehen an Lazarus' Haus und der Martha gedenken und ihrer Schwester Maria. Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimat der Seelen, welche der Herr lieb hatte, und die Seele war mir bewegt von unbeschreiblicher Wallung.

Mit Bethanien übersieht das Auge den Ölberg. Der Ölberg — jede Spanne des Berges eine Geschichte! Nahe am Ölberg liegt Gethsemane, unten an seinem Fuße der Olivengarten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Steht der Sinai in der Wüste wie ein Berg des Jorns, so ist der Ölberg mit seinen Bäumen wie ein Berg des Friedens anzuschauen. Ich konnte mein Auge fast nicht wenden von den heiligen Hügeln; nur unvermerkt schweifte es mir hin und wieder nach Bethanien hinüber. Noch einmal trank ich im vollsten Zuge das heilige Schauspiel und wandte mich dann mit dem Wunsche des heimatlischen Dichters ab:

„Bleibt mir nah mit eurem heil'gen Walten,
Hohe Bilder, himmlische Gestalten!“

7. Ferdinand Gregorovius,

geboren am 19. Januar 1821 zu Reidenburg in Ostpreußen, studierte in Königsberg Theologie und Philosophie, bereiste 1852 Korsika und Italien, legte seine Studien in der trefflichen Sammlung seiner „Wanderjahre in Italien“ nieder, versah von 1859 an das auf umfassendstem Quellenstudium beruhende vorzügliche Werk „Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, wurde dafür zum Ehrenbürger der Stadt Rom ernannt, der erste Protestant, der diese Auszeichnung erhielt, machte 1880 eine Studienreise nach Griechenland, lebte darauf abwechselnd in Rom und München, wo er auch für die beiden dortigen Akademien tätig war, und starb am 1. Mai 1891. — Außer den genannten verfaßte er noch eine große Zahl anderer geschichtlicher Schriften, die sämtlich von seinen hohen Fähigkeiten Zeugnis ablegen.

Kapri.

Aus „Die Insel Kapri“.

Einen vollen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Kapri und genoß die Fülle zauberhafter Einsamkeit des Meeres. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen. . . .

An einem Sonntag — es war die heiterste Frühe — stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Kapri hinübereuern. Das Meer war so stille wie der Himmel, und alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Kapri stand vor uns groß und ernst, Klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der schroffen Nähe der schwindelsteilen Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Kastele, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit einsamen Kanonenschlinden, die schon der wilde Ginsterstrauch lachend mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen, wild und wüßt und schartig in den Äther hinaufgreifend und von den Seefalken umflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Nischlos sagt; Höhlen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen, gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer gewölbten Kirchentempel; unten an der schmalen, weißsandigen Küste der Hafen der Fischer und viele aufgerichtete Barcken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, an dem Ufer aber stand ein schmales Fischer mädchen, das Holzbänken haltend, welches sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land könnten. Wie ich nun ans Ufer sprang, auf dies seltsame Kapri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause; alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischer mädchen am Ufer, die Felsen rings umher ernst und still. In eine wilde und

zauberische Einsiedelei war ich getreten. Und nun ging es gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach dem Städtchen Kapri. Es sind Oliven-, Wein- und Orangengärten in der Faltung der Felsen aufgegrünt, doch spärlich anzusehen, wenn das Auge durch die überfülle campanischer Landschaft verwöhnt wurde. Auch die Bäume scheinen auf Kapri Einsiedler.

Tritt man über eine hölzerne Brücke und durch das alte Thor in das Städtchen selbst, so umfängt das Gemüt die heiterste Einsamkeit und das seltsamste Bild von Frieden, Bedürfnislosigkeit und Kindlichkeit. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche, auf einem ganz kleinen Platze, Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und oben gewölbten Dächern, und fast über jedes schlängelt sich ein Nebensock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen besuhr, geht man zur Locanda (Wirtschaft) des Don Michele Pagano, vor welcher ein königlicher Palmenbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzufahren, in eine Herberge für Pilger mit dem Stab und dem Muschelhut. . . .

Der Charakter des Widerspruchs und die wunderbare Weise, in welcher die Natur in Kapri Entgegengesetztes zu einem Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüßtes Gestein, daß es auf größeren Flächen den Eindruck trostloser Erde hervorbringen würde; auf Kapri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Toten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün und den Schmuck der Blumengewinde, und so bildet sie alle Eigenheiten von Erde, Felsgetrümmer, Schroffheit, Einförmigkeit und Nacktheit im kleinen und engen zusammen und stellt ein bezauberndes Gemälde dar, in welchem das

Große groß und das Furchterliche fürchterlich bleibt und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form anmutig gezwungen ist. Das Gemüt fühlt sich hier heiter, das Gewaltige wird zum Friedlichen, die Erde zum traulich Einsiedlerischen gemildert. Berge, Klippen und Täler umfassen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klaufen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Ähnlichkeit der Natur Kapris mit der von Sizilien ist auffallend, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch wegen der glühend roten Farbe des Kalkgesteins, der großartigen Form der Klippen und selbst des Pflanzenwuchses. Der letztere ist hier ganz südlich, aber spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesät, wächst all das balsamische Kraut der südlichen Inseln Europas, die Luft mit süßem Wohlgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Zytisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Abatro, die schönblumigen Heiden; Brombeeren und Efeuranken wie die Gewinde der Clematis umschlingenden Trümmer und Klippen anmuthsvoll, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Aber der schönste Strauch Kapris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist nicht das Kaprifolium oder Geißblatt, sondern der Kapernstrauch; er hängt sich an alle Gemäuer und an alle Felsentwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer, lilafarbiger Staubfäden. Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen abgetwonnen, seine Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeglicher Baum Campaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark, vielästig und fruchtsegnet der Ölbaum; sparsam die Zypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrothbaum; überaus fruchtreich und in

Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstastlicher Dide und Pracht findet, und deren Früchte oft die Größe eines Kinderkopfes erreichen. Die Rebe wächst nicht in der bacchantischen üppigkeit Campaniens, aber schwer und reich an Trauben, deren köstlichen und berühmten Feuerwein die Sonnenglut gekocht hat. Was nun den kleinen Inselnschaften ganz und gar den Charakter Siziliens verleiht, ist die große Fülle von Kaktusfeigen. Ihre seltsamen, afrikanischen Formen stimmen wohl zu der Dürre der Felsen und der tropischen Glut ihrer sonnigen Farbe.

Wie nun die Natur in Formen und Farben ganz harmonisch dies märchenhafte Eiland zusammengedichtet hat, scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in diesem phantastisch-idyllischen Charakter zu bauen. Das Städtchen Kapri, welches sich in einer Linie auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreißt, ist einzig. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer und die weite Welt. Alle Zimmer sind gewölbt wie die Unterbauten der Willen aus der Zeit des Tiber. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Halle oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrannt und die schönsten Blumen, blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander, überreich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Türe die Pergola oder die Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; denn weil sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, so gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, dem Bau aber etwas Antikes. Diese von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arkaden eines

Tempels; sie erinnern mich an die Säulen der Häuser von Pompeji. Sie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Kapris der Palast zu nennen ist. . . .

Es gibt nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Stelle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am duftigen Meer zu spazieren, wo die Wellen wohlighausen und das ausatmende Seegras einen scharfen, fast betäubenden Meeressäuger verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wohl kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Elemente zuschauen. . . .

[Unten am Ufer liegt] die weltberühmte Blaue Grotte, das Wunder Kapris, doch nicht das einzige dieser farnischen Insel. Von dem Augusttage 1826, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, der Dichter und Maler August Kopisch,¹⁾ der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. . . . Das Eindringen war schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine

Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen der beiden Künstler, als sie nun in der Grotte waren. Kopisch hat sich in diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt. . . . Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eines jener Märchen zurückgekehrt, mit denen man als Kind zusammenlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken hervor, als sproßten aus den Tiefen blickende Smaragde und rote Rubine und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und geheimnisvoll anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremden Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Rühren der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue, magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen, und man taucht wie in ein Lichtmeer nieder. . . .

Man muß über den Reichtum dieses Eilandes an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meerergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viel, daß man nicht alle kennen lernen kann.

1) über Kopisch s. S. 340.

8. Ferdinand Schmidt,

geboren am 2. Oktober 1816 zu Frankfurt a. D., erhielt seine Ausbildung auf dem Lehrerseminar zu Neugelb, wurde Lehrer in Berlin, widmete sich dann neben seinem Berufe mit außerordentlichem Erfolge der Volks- und Jugendschriftstellerei und starb am 30. Juli 1890 zu Berlin. — Seine zahlreichen Schriften umfassen Geschichtsbilder, Biographien hervorragender Persönlichkeiten, Darstellungen aus der Mythologie und der Heroengeschichte des klassischen und germanischen Altertums sowie frei erfundene Märchen und Erzählungen.

Ursachen der ersten Christenverfolgungen.

Aus der „Weltgeschichte“.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die größte staatliche Gemeinschaft, wie sie zurzeit bestand, der Staat Rom, in Betracht zu ziehen begann, welche Stellung die kleinen Gemeinschaften, die in seinem Schoße hier und dort sich zu bilden begannen und die durch mündlichen und

schriftlichen Verkehr miteinander verbunden waren, zu ihm einnahmen. Was anfangs verlacht worden war, wurde mehr und mehr ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Die Christen enthielten sich zwar alles Eingriffs in bestehende Verhältnisse, die außerhalb ihrer Verbindung lagen; aber man mußte sich doch sagen, daß diejenigen Personen, die sich ihnen

anschlossen, wenn sie auch den Staat in seinem gegenwärtigen Bestande nicht tadsächlich anstasteten, ihn doch auch nicht stützen halfen, daß sie demnach indirekt auch äußerlich jetzt schon eine feindselige Stellung gegen ihn einnahmen. Es ließ sich ferner voraussehen, daß jene Zurückhaltung nicht für immer Bestand behielten, daß vielmehr mit dem Wachsen der neuen Genossenschaft in derselben sich auch das Bestreben regen würde, nicht mit Duldung, wie der Staat sie ihr zurzeit bot, sich zu begnügen, sondern Anerkennung, Geltung, wo möglich, Herrschaft zu gewinnen. Eine solche Perspektive hatte auch für die besseren der römischen Staatsmänner etwas Beunruhigendes, das sie veranlaßte, auf Unterdrückung der neuen Genossenschaft Bedacht zu nehmen.

Aber viel übleres noch begann sich als feindseliges Wesen gegen die Christen zu regen. Wie der Hochmut der jüdischen Schriftgelehrten sich verletzt gefühlt hatte, so jetzt der Hochmut der heidnischen Philosophen. Wie? Jene Genossenschaften wollten in der Erkenntnis der Wahrheit ihnen überlegen sein? Darauf hinweisend, daß meist Personen niederen Standes und geringer weltlicher Bildung den christlichen Gemeinden sich anschlossen, sagten sie spottend, schon aus diesem Umstand sei zu schließen, daß Wahrheit jenen neuen Genossenschaften nicht innewohne; die Wahrheit, die ja nur in den philosophischen Systemen der höchsten Geister des Altertums, eines Plato, eines Aristoteles, zu finden sei, vermöge eine ungeschulte Masse nie und nimmer zu fassen. So fanden die Christengemeinden in dem Hochmute der Wissenschaft frühzeitig einen gefährlichen Feind. Den christlichen Gemeinden ward ferner, um sie in der Achtung der Bevölkerung herabzusetzen, nachgesagt, es fände verbrecherisches Gesindel bei ihnen Aufnahme. Gegen Angriffe solcher Art hatten die Christengemeinden noch zur Zeit des berühmten Kirchenlehrers Origenes zu kämpfen, der im Sinne seines Herrn und Meisters entgegnete: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; es sei kein Verbrechen, der verpesteten Stadt die An-

kunft des Arztes zu melden und die Leidenden dem Retter zuzuführen; nicht die Kranken werden den Gesunden, nicht die Verbrecher den Gerechten vorgezogen, wohl aber der bußfertige Sünder dem stolzen Scheinheiligen; denn Sünder seien alle, keiner sei ganz ohne Fehl, und Christus lade alle Geschlagenen ein, daß er sie erquide.

Die Aufnahme der Müssigen und Beladenen in die Gemeinschaften gab aber auch den Anstoß zu anderweitigen Verdächtigungen. Es wurden Befürchtungen im Kreise derer lebendig, die durch gewaltsame, von dem Staate erlaubte Unterdrückung ihrer Mitmenschen im Vorteil waren. Die Selbstsucht fühlte sich bis in das Mark hinein durch den Gedanken erschreckt: alles, was bisher als Rang, als Vorrecht gegolten habe, schwinde — nach dem Glauben der Christen — hin vor dem einzigen Range, Kind Gottes, Erlöster durch den Heiland zu sein. Es ist ja der Selbstsucht in ihrem Gegensatz zur Liebe nicht gegeben, das Wesen der letzteren zu erkennen, daher es denn auch kam, daß die bezeichneten Feinde der Meinung waren, man habe es in der jungen Christenkirche mit einer die Staatsordnung bedrohenden revolutionären Macht zu tun. Davon hatte eben die Selbstsucht keine Ahnung, daß die neue Gemeinschaft auf dem Boden einer von innen heraus wirkenden sittlichen Revolution stand, die einzig und allein innerhalb der Genossen im Geiste freien Willens tätig war, im übrigen aber ihnen einschärfte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!

Endlich erhob sich in der dumpfen Masse des heidnischen Volkes ein Feind wider die Christen. Wo die Opferfeuer auf heidnischen Altären oder vor Götterbildern angezündet wurden, wichen die Christen zurück. Dies schon erregte den Mißmut der Menge, von der die Juden aus demselben Grunde längst gehaßt wurden. Traten nun Unglücksfälle, Landplagen irgendwelcher Art ein, so meinte man, darin Wirkungen des Götterzornes zu sehen, und es gab dies Anlaß zu Miß-

handlungen und Tötungen der Christen. Da die Kaiser sich göttlich verehren ließen, wurde auch vor ihren Bildsäulen Weihrauch angezündet. Die Weigerung der Christen, an derartigen Guldigungsfelichkeiten teilzunehmen, ward ihnen als eine Feindschaft gegen das Staatsoberhaupt und den Staat ausgelegt.

In dem Obigen ist angegeben, was die Verfolgung hervorrief. Die Kirchengeschichte berichtet von vielen kleineren und von zehn großen Verfolgungen. Es ward zum öfteren beschlossen, die Christen gänzlich auszurotten. Die Pöge trat hinzu, um den Haß im Volke gegen sie zu schüren. Grauenhafte Gebräuche wurden ihnen angedichtet; das Erinnerungsmahl von Jesu gab Anlaß zu der Behauptung, sie tränkten bei ihren geheimen Zusammenkünften Menschenblut. Alle nur erdenklichen Martern gegen die Bekenner wurden angewandt, um das Ziel der Ausrottung des Christentums zu erreichen. In der Regel wurde von den gefänglich Eingezogenen verlangt, vor dem Bilde Jupiters und der Bildsäule des Kaisers Weihrauch zu streuen und dabei Christum zu verleugnen und ihm zu fluchen. Wer sich weigerte, verfiel dem martervollen Tode. Die Furcht schreckte einzelne zu-

rück; die meisten hielten am Bekenntnis fest und besiegelten es mit ihrem Blute. Die Todesstrafe erfolgte auf verschiedene Art. Die Verurtheilten wurden enthauptet, gekreuzigt, in Felle wilder Tiere eingnäht und den Hunden vorgeworfen oder auch, nachdem ihre Kleider mit brennbaren Stoffen getränkt und bestrichen worden waren, angezündet, so daß sie wie Fackeln in langen Reihen zu nächtlichen Kennspielen leuchteten. Unter Nero fand die erste, unter Diokletian die letzte Verfolgung statt.

Herrlicher noch als in den Zeiten des Friedens zeigte es sich in schweren Leidestagen, daß Jesu Geist in den Gemeinden wohnte. Wie starben diese Männer, Frauen und Kinder! Das war ein andres Sterben als das der römischen Stoiker, die, wenn alle Hoffnungen für sie gesunken waren, sich verfinsterten Gemüthes — da auch für das Jenseits kein Hoffnungsstrahl sie durchglühte — den Doldh in die Brust stießen. Befeligten Gefühles, Psalmen singend, Gott laut preisend für die Gnade, theilzuhaben an der Bezeugung der Wahrheit, starben die Christen. Und dieses Sterben entzündete das Glaubensleben in anderer Herzen.

9. Hermann Mafius,

geboren den 7. Januar 1818 zu Trebnitz in Schlessien, studierte in Halle Theologie, widmete sich aber dem Lehramt und ward, nachdem er an verschiedenen Stellen (z. B. in Halle, Straßund, Halberstadt) Lehrerstellen innegehabt hatte, 1862 als Professor der Pädagogik an die Universität in Leipzig berufen, wo er am 22. Mai 1893 farb. — Sowohl auf pädagogischem als auf naturwissenschaftlichem Gebiet hat er sich als vortrefflicher Schriftsteller bewährt. Bekannt ist sein „Deutsches Lesebuch“ sowie seine „Naturstudien“.

Die Vogelwelt.

Aus den „Naturstudien“.

Unter den mannigfaltigen Geschlechtern der Tierwelt haben die Vögel von jeher vorzugsweise die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Menschen erregt. Der Lerche, dem Storch, der Nachtigall, der Schwalbe erklingen seit uralten Tagen Chöre von Liedern, und der Volksmund begrüßt sie auf ihrer lustigen Fahrt mit tausend trauten Wanderprüchen. Ja, es ist nicht zu viel behauptet, daß ohne die Vögel selbst der Frühling trauern würde, so wie gerade durch ihre Flucht

der Winter um so unheimlicher und öder wird. Nun sind freilich die Säugetiere vollkommener organisiert, . . . Elefant und Löwe [sind] ungleich großartigere, Reh und Gazelle ungleich schönere Tiergestalten als irgendein Vogel. Aber dessenungeachtet scheint die Klasse der Säugetiere sich gleichsam nur in einzelnen, wenigen Einzelwesen zu ihrer Vollendung zusammenzufassen. Viele von ihnen sind entschieden unschön und widerwärtig. Unter den Vögeln dagegen gibt es kaum einen, den man häßlich nennen dürfte, und bei allen sonstigen Mängeln ihrer Organisation zeichnen sich diese geflügelten Völker des

Luftreiches durch gewisse Eigentümlichkeiten aus, die ihnen das Interesse des gemüthvollen Betrachters neben und teilweise selbst vor jener höheren Tierklasse sichern.

Schon das Nest des Vogels, dieses weiche Bett im grünen Laubbersteck, von der sorgenden Liebe gewoben und gehütet, von den Liedern der Liebe umschwebt, welch ein einziges Bild! Welches Wunder der Natur, das lieblicher und sinniger wäre? Nach dem Vogelnest zucken Kinder die weichen Herzen und Hände, und der Mann bleibt bewundernd davor stehen und fühlt den warmen Hauch des Gottes odems, in dem alles Geschaffene lebt und weht.

„Hoch vor Freuden hüpfet mir
In der Brust das Herze,
Als ob es gefundt schier
Vögels Nest im März“ —

heißt es bei einem alten Minnesänger. Und nun der Vogel selbst! Welche leichte, lustige Gestalt! Wie frei hebt sich auf dem schlanken, beweglichen Halse der Kopf empor! Wie schön wölbt sich die Brust dem Strom der Wolken und Wellen entgegen! Wie reizend sind die weichen Linien des dahinsiegelnenden Schwans! Wie kühn und stark stemmt sich der Adler auf den straffgespannten Fuß! Dazu nehme man die Farbenpracht und die zarte Zeichnung des Gefieders, womit die Natur ihre Lieblinge so reich geschmückt hat, die bunten Decken, Bänder und Streifen, die schillernden Flecken, Perlen, Augen und Ringe, das metallische Schimmern und Spielen von Blau und Grün und Rot, die leuchtende, reine Frische ihres Weiß und Schwarz! Ist doch selbst das Grau der Krähe mehr als jene stumpfe, farblose Auflösung aller Farben, welche wir sonst wohl mit diesem Namen bezeichnen.

Was uns aber am meisten an den Vögeln anzieht und wodurch sie gleichsam über den Kreis des gewöhnlichen Lebens hinausgehoben werden, ist das Vermögen des Fliegens. Durch den Flug vorzüglich erscheint der Vogel dem Naturmenschen dämonisch. „Die glücklichen“, ruft der Dichter,

„Die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen
Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle; der Pfad ist keinem
bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die großen und
kleinen.
Über dem Haupte frohlocken sie mir, und es
sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf.“ (Hölberlin.)

Aber welch eine Fülle freiester und schönster Bewegungen entfaltet sich hier auch! Dieses majestätische Kreisen und Schwimmen, dieses selige Schwanzen und Schweben, dieses Hupfen und Flattern, dieses Schießen, Sinken und Steigen,

„Seht! wo drunten der Waldstrom braust,
Seht, wo oben die Wolke saust,
Seht mit einem Mal
Nieder von Berg zu Thal.“ (Deinhardtstein.)

fürwahr, es ist, als tummeln sich die Geister der Luft in Spiel und Reigen, und es gehört kaum weniger als die grösste Sprachgewalt eines Fischart dazu, dies ganze, heißblütige Leben mit seiner Leidenschaft und Lust, seiner Neugier und Furcht, seiner Kühnheit und List in menschlicher Rede widerspiegeln zu lassen.

Ich übergehe die Wanderzüge, die Kämpfe und die andern bewundernswürdigen Triebe der Vögel, um nur noch ihres Gesanges zu gedenken. Freilich ist wohl nicht allen die Gabe der Stimme verliehen; von einem Gesange kann sogar nur bei wenigen geredet werden; aber doch stehen sie auch hierdurch, ja hierdurch mehr noch als durch ihren Flug über allen anderen Tieren.

Der Gesang ist des Vogels Geheimnis und Wesen, und . . . ohne die stimmgebende Kehle mögen wir uns die Wildlinge des Hühners kaum denken. Der stumme Vogel steht gleichsam außer der Natur; er ist immer eine einsame, oft eine düstere Erscheinung. Die Abstufungen aber, denen wir hier begegnen, sind geradezu unendlich. Welche Welt von Tönen liegt zwischen dem Gefrächz' des Raben und dem Schlage der Nachtigall! Wie furchtbar gelst das Jauchzen des heutenmachenden Seeadlers, wie lockend ruft das

Taubengirren durch den Forst, wie komisch wehcht der stolzierende Truthahn, wie rührend zwitschert die nestbehütende Schwalbe! Und wiederum, wie außerordentlich mannigfaltig sind die Akzente einer einzigen Vogelstimme! Jetzt geschwählig, schnell, jetzt sanft und langgezogen, jetzt rauschend, jetzt spitz und abgebrochen, nun tiefgedämpft, nun schrill und zerrissen: so hat diese Stimme einen Ausdruck für das Wohlgefühl der Zufriedenheit wie für das Trübe der Sorge, für das Sehnen der Liebe wie für den

Jorn der Eifersucht, für jede Freude und jeden Schmerz. Soll ich noch der Lust gedenken, mit welcher uns der erste Gruß der Lerche, der Nachtigall so süß erschreckt? der Herzenserfrischung, wenn nach dunkeln Tagen der hervorbrechende Sonnenstrahl dies leichtbewegte Volk zu neuen Liedern weckt? Es ist klar: die Vögel geben dem schönen Antlitz der Natur erst die wohl lautende Stimme und damit den unsäglich Reiz, welchen dieses geistigste aller Körpervermögen auf den Menschen nie aufhört zu üben.

10. Wilhelm Riehl,

geboren am 6. Mai 1823 zu Biebrich am Rhein, studierte Theologie in Marburg, Tübingen und Gießen, wandte sich dann dem Studium der Kulturgeschichte zu, ward 1854 als Professor der Kulturgeschichte nach München berufen, wo er am 16. November 1897 starb. — Riehls bedeutendstes Werk ist „Die Kulturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“. Seinen Dichterruhm begründete er durch seine 30 kulturgeschichtlichen Romane, die ein äußerst buntes und fesselndes Bild vom Entwicklungs gange des deutschen Volkes gewähren. Sehr lesenswert sind auch seine „Musikalischen Charakterköpfe“.

1. Im Jahre des Herrn.

Im Jahre des Herrn 850 lag das Elend vielgestaltig auf den deutschen Landen. An den Nordküsten waren die Nordmannen plündernd und mordend hereingebrochen, in Thüringen und in Hessen die Sorben. Dazu breitete sich eine schwere Hungersnot über alle Gauen. So ward das Maß des Jammers voll.

In Strichen, die Frieden gehabt, schätzte man's hie und da, daß je der dritte Mann Hungers gestorben; wie es aber gar in den vom Feinde verwüsteten Gauen ausgesehen, das weiß niemand zu sagen. Die Geschichte hat jenes Bild des Jammers in Vergessenheit gehüllt. Denn der Krieg war geführt worden als Vertilgungskrieg; darum zerstörte der Feind dem Feinde alle Pflanzungen und verderbte alle Feldfrucht, so daß auch der kleine Rest der hungrigen Ernte, den Gottes Barmherzigkeit übriggelassen, durch der Menschen Erbarmungslosigkeit vernichtet ward.

Des Nachts hatten Feuerzeichen des Himmels die schwere Zeit vorausverkündet. Eine Wolke stieg auf von Norden her, und eine andere kam von Osten entgegen, und feurige Strahlenbüschel ohne Unterlaß gegeneinander schleudernd, stießen sie in der obersten Höhe des Him-

mels zusammen und verschlangen sich gleich zweien Heeren im Kampfe. Allen Menschen aber erzitterte das Herz; denn sie glaubten, der Herr habe sein Angesicht ganz abgewandt von dem deutschen Volke, und selbst die Hunde sollen dazumal kläglich denn sonst geheult, die Vögel betrüblacher gesungen haben.

Falsche Propheten standen auf am Rhein und an der Donau und . . . gemahnten an die Erfüllung der letzten Zeiten. Viele Meister des weltlichen Regiments aber walteten ihres Amtes so willkürlich und gottlos, als ob weder ihr Regiment noch ihr Leben noch die Welt jemals ein Ende nehmen könne und der Stuhl des Weltentrüchters niemals über den Stühlen aller Könige dieser Welt gesetzt werde.

Nun war im vorgedachten Jahre ein freier Mann im Fulder Land — sein Name ist vergessen —, der hatte sein erbtes Gut einem adeligen Grundherrn zum Eigentum hingegeben, um dafür, ohne Knecht zu werden, doch den Schutz jenes Mächtigen zu gewinnen und sich und seinen Kindern wenigstens Nießbrauch und Zins von dem Besitz zu sichern, der noch seiner Väter volles Eigentum gewesen war. In den schweren Zeitläuften aber starb der Grundherr, und seine Sippe ver-

darb, und ein anderer gewann seine Güter und das frühere Gut jenes Mannes mit ihnen. Der neue Gutsherr wollte nun flugs den freien Mann, der mit seinem Grund und Boden auch schon die Hälfte der Freiheit weggegeben, ganz zu seinem eigenen machen, wie das damals bei Tausenden geschah, und in der Verwirrung und Noth der Zeit konnte der Bedrängte keinen Schutz finden wider den neuen mächtigen Herrn. Da kam ihm ein verzweifelter Mut, daß er das Elend vorziehen wolle der Knechtschaft. Noch lebte in ihm der Stolz und Troß des alten Germanen, und gar manchmal schaute er verächtlich auf diese neue Zeit, wo der streitbare Mann dem demüthigen Mönch und dem zahmen Bauern zu weichen begann. Sein Großvater hatte als Knabe noch den Dienst der alten Götter im heiligen Haine gesehen. Welche Götter waren denn besser, die alten oder die neuen? Mit den alten Göttern war auch die gute alte Zeit entwichen. Und wie zur Strafe kamen jetzt lange Jahre der Trübsal heraufgezogen, und der neue Christengott hatte nicht Macht oder Lust, den Jammer von seinem Volke zu nehmen. So dachte der Mann aus dem Fulder Land. Er wollte sich selber helfen mit oder ohne Gottes Hilfe, nach der Väter Weise kraft der eigenen Faust.

Darum gürtete er eines Nachts sein Schwert und entfloß von seinem Gute, das nicht mehr sein war, um zugleich der Gewalt des neuen Herrn zu entfliehen. Er nahm nichts mit als seine drei köstlichsten Besitztümer: sein Weib, sein Kind und sein Schwert. Und weil es mitten im härtesten Winter war, so schlugen die Flüchtlinge warme Felle als Mäntel über ihr Gewand. Aber weder Speise noch Geld oder Kleinodien konnten sie auf den Weg nehmen in dieser armen Zeit.

Sie gedachten aber gegen den oberen Main zu ziehen und von da überzudringen nach Thüringen und Sachsen. Das war ein kühnes Beginnen, denn der Weg ging mitten durch ein vom Feinde verwüstetes, ausgehungertes Land, und es war in den rauhesten kurzen Tagen vor dem Jahreswechsel. Aber die Flüchtlinge waren auch

hartgebackene Leute, wetterfest, mit Stahl in den Gliedern und einem wider den Hunger gepichteten Magen. . . .

Es war am Silvesterabend, dem Abende des dritten Tages, seit der Mann aus dem Fulder Land mit Weib und Kind fliehend ins Weite irrt. Das Kind aber war zwei Jahre alt und trank noch immer an der Mutter Brust; denn so zog dieses starke Geschlecht starke Nachkommen groß. . . . Mann und Weib trugen das Kind wechselweise und hüllten es fürsorglich in ihre warmen Felle.

Der Tag war grimmig kalt gewesen. Eifriger noch brach der frühe Abend herein. In den Waldbergen der Rhön hatten sich die Wanderer verlaufen und nur am ersten Tage von der Gastfreundschaft eines selber halbverhungerten Bauern einen mageren Bissen erhalten. Hungrig hatten sie sich schon gestern abend im Schnee des Waldes gebettet.

Am anderen Morgen schritt der Mann noch guten Mutes rüstig aus; denn wer aus der Knechtschaft zur Freiheit wandert, der spürt die Mühsale des Weges nicht. Schweigend, im treuen Duldermut des Weibes zog die Genossin nebenher, das schlummernde Kind im Arme. Aber am Mittage hatten sie sich verirrt in den Schluchten des Gebirges; der Abend schlich heran, und nirgends ließ sich der Rauch einer Hütte erspähen. Nur die Spuren des Wildes und der Raubtiere kreuzten sich im Schnee, und noch hatte den ganzen Tag nicht ein einziges Mal das tröstliche Wahrzeichen menschlicher Fußtapfen den Mut der Wanderer belebt. Häufiger wachte das Kind auf, weinte stärker und länger und stammelte seine bittenden Laute, denn auch ihm konnte die Mutter schon nicht mehr Nahrung genug spenden.

Da begann es dem Mann zuweilen vor den Augen zu schwimmen, und es war ihm, als bräche mit einem Schlag sein ganzer Mut zusammen. Doch nur einen Augenblick — und er erhob wieder das Angesicht, schaute trotzig vorwärts in die endlose Wildnis, und sein leichter Schritt trug ihn so sicher und scheinbar frohgemutet wieder dahin, als seien die weiß-

bereiften Zweige mit Frühlingslaub geschmückt und der vom Felsen stürzende Waldbach, darüber sich die gefrorenen Wasserdüfte wie eine Rauchwolke lagerten, ein kühler Brunn im Mai.

Des Riesensohnes aus Nordland — so hatten unsere Urbäter den Winter heißen und ihm den Namen des grimmen Mannes beigelegt mit der kalten Brust —, dessen gedachte in der nächsten schwarzen Minute wieder der Mann; denn es überkam ihn, als wolle der grimme Riese, der leibliche Vetter des Todes, ihn und sein Weib und Kind himmorden ohne Erbarmen. Es schwindelte ihm vor Kälte, und bis auf die Knochen drangen die Schauer des Frostes.

Das Weib aber mit dem blassen Leidenส์geſicht war anzusehen wie eine christliche Märtyrin, die man zur Opferung hinführte vor jenen Riesensohn. Aber ob auch sie wohl im stillen erbehte unter der Mühsal des Leibes und der Marter der Seele, dachte ihr doch der Anblick ihres Mannes mit einem Male noch viel schrecklicher. Denn wie die Nacht niedersank und das letzte kalte Rot der untergehenden Sonne über dem Schnee der Bäume blutfarben verglühte, breitete sich über die harten Züge des Mannes ein gar furchtbarer Ausdruck. Es war, als gehe ein gewaltiger Kampf durch seine Seele. Unstet rollte das wilde Auge, die Lippen zuckten so heftig, daß er sie fest zusammenbeißen mußte, und gleich als wolle er den Feind, mit dem er inwendig rang, auch mit dem Arme niederschlagen, fuhr mehr denn einmal die Hand nach dem Griff des Schwertes. Weißbesäimt vom Reif, erhöhten Bart und Haupthaar die schreckenvolle Würde des Antlitzes, und im Doppellicht des verlöschenden Abendrotes und der glühend hinter den Bergen aufsteigenden Mondescheibe erschien der Mann wie ein altheidnischer Priester, der, mit dem Zorn der Götter ringend, sich rüstet, das Sühnopfer hier im Allerheiligsten der Wildnis zu bereiten.

So waren die Wanderer zu einer Anhöhe gekommen, wo schwarze Basaltpfiler aus der Schneedecke aufragten. Unter einem vorhängenden Felsen, den die Pfeiler

im Emporsteißen wie ein Dach über sich gehoben hatten, fanden die Ermatteten Schutz vor dem Winde, ein schneefreies Plätschen und dürres Reisholz genug, das bald zu einem lustigen Feuer aufloderte. Sie beschloßen, hier Nachtlager zu halten, aber der Hunger nagte, daß an keinen Schlummer zu denken war; auch das Kind wimmerte immer häufiger und kläglich.

Dem Mann ließ es keine Ruhe zu sitzen oder zu liegen; er konnte nur, an die Felspfiler gelehnt, stehend in das Spiel der Flammen starren oder mit verſchränkten Armen auf und nieder gehen. Von den züngelnden Gluten wandte er den Blick in die Höhe zu dem kalten Sternenslicht des Winterhimmels und sprach zum Weibe: „Die Riesen und Helden der Vorzeit leuchten da droben als Gestirne. Sonst blickten sie uns gnädig an. Schau', wie sie jetzt so kalten Auges auf uns niedersehen, gleich dem Riesen Winter selber mit dem kalten Herzen in der Brust. Vom Himmel stiegen die Götter hilfreich zur Erde, als unsere Väter noch Glauben und Opfer für sie hatten. Eure Priester haben die alten Götter aus unserer Brust vertrieben, und die Götter haben nun den Himmel für sich behalten, und den Menschen blieb das Elend.“

Das Weib erwiderte zitternd und demütig, aber voll gläubigen Vertrauens: „Nur ein Gott ist zur Erde niedergestiegen und hat als Mensch mitgelitten für die Menschen. Da ward die Erde so ganz des Gottes voll, daß fürder kein Gott mehr niederzusteigen braucht.“

Der Mann verstummte. Ganz nahe hörte man das Geheul hungriger Wölfe. Dem schwachen Weibe ward es nicht angst bei diesem Nachtgesang; doch als sie wieder ausblickte in das Gesicht ihres Mannes, da ward es ihr angst, denn sein Auge war wilder als das Auge des Wolfes.

Und der Mann begann aufs neue: „Wo unsere Väter in Unglück verstrickt lagen, da gedachten sie ihrer Schuld und rüsteten Sühnopfer. Je schwerer Schuld und Not, um so teurer mußte die Gabe sein, die zur Sühne dargebracht wurde. Haben uns die Sänger nicht gesagt — heimlich, daß

es die Mönche nicht hörten — von dem guten nordischen Könige Domaldi, den sein eigen Volk zum Altare führte, um ihn als den besten Mann des Volkes den Göttern zu opfern, damit sie die Hungersnot vom Lande nähmen? Und als das Opfermesser das Leben des Königs selber durchschnitten hatte, wich der Hunger vom Lande.“

Das sprach der Mann mit dem glühenden Auge des Wolfes, und wie ergriffen von der Vollkraft tierisch-menschlicher Leidenschaft führte er Hiebe mit dem Schwerte durch die Luft. Und abermals versagte dem Weibe das Wort der Erwiderung.

Ja, das waren wildgemutete Menschen, die noch die ganze Wucht eines ungebrochenen Gefühles im Leibe spürten. . . .

Und aufs neue und immer schrecklicher erhob der Mann seine Stimme: „Du hast nicht vernommen, Weib, was vorgestern der Bauer erzählte, der uns zum letzten mal speiste. So höre jetzt! Der Erzbischof Nhaban sättigt auf seinem Hofe zu Winkel täglich Hunderte von Hungerigen, die in dieser schweren Zeit aus der ganzen Gegend dort zusammenströmen. Nun geschah es unlängst, daß auch ein fast verhungertes Weib zu ihm kam mit einem kleinen Knaben. Als sie aber die Schwelle des rettenden Hauses überschritt, stürzte sie zusammen vor Schwäche und hauchte den Geist aus. Das Kind aber lag an der Brust der toten Mutter und versuchte zu saugen, als ob sie noch lebe, und die härtesten Männer konnten das nicht schauen ohne Tränen. So fiel der Stamm, damit das Weib gerettet werde. Hätte nicht vielmehr die Mutter das Kind opfern sollen, daß sie leben geblieben wäre sich und ihrem Manne und anderen Kindern?“

Da kam dem Weib die Sprache wieder. „Nein!“ rief sie und richtete sich hoch auf. „Selig die Mutter, welche so ihr Leben gegeben für ihr Kind. Zum Himmel schwebend, wird ihre Seele den Knaben geschaut haben, der noch trinken wollte an der toten Brust und der nun doch geborgen war! Du sagst, vor Schwäche habe sie den Geist aufgegeben? O nein! Im Übermaß der Freude zersprang ihr das Herz, als sie nach Todesmühen ihr Kind

nun endlich doch gerettet sah, und von Bonne bewältigt, hauchte sie das Leben aus.“

Der Mann versank in tiefes Schweigen. Er mußte sein Gesicht verhüllen und abwenden von dem Weibe, das, friedlich auf ihr schlafendes Kind niederblickend, am Feuer saß.

Endlich raffte er sich wieder auf. Mit großen Schritten ging er am verglimmenden Feuer auf und nieder, und noch wilder als vorher rollten seine Augen.

„Wir mögen jetzt nahe der Stunde sein,“ rief er, „wo das alte Jahr dem neuen die Hand reicht. Die Pfaffen, wenn sie die Jahre zählen, sagen: im Jahre des Herrn; — aber bei diesem gottberlassenen Jahr voll Schmach und Elendes sollte man billig sagen: im Jahre des Teufels!“

„Und dennoch“, sprach milde das Weib, „hat das eine Jahr, in welchem der Herr als Mensch den Menschen geboren wurde, einen solchen Überschuß des Heils über alle folgenden Jahre gebracht, daß auch das schlimmste Jahr nach der Geburt des Herrn immer noch ein Jahr des Herrn sein wird.“

Der Mann nahm das Kind vom Schoße der Mutter. „Die Stunde ist kostbar! Künftiges schauet in der letzten Jahresstunde, wer sich mit dem Schwert umgürtet, auf das Dach seines Hauses setzt, den Blick gen Osten gewendet. Nur eines will ich heute erkunden: ob wir den morgenden Tag überleben! Ist dieser Fels mit seiner Kuppe nicht jetzt unser einziges Haus? Laß mich hinaufsteigen mit dem Kinde nach altväterlichem Brauch! Und indes ich oben die Zukunft beschwöre, gedenke du hier des sühnenden Opfertodes, in welchem das nordische Volk seinen besten Mann, den König Domaldi, hingschlachtete, damit der Hunger von dem Lande genommen werde!“

Da rief das Weib verzweiflungsvoll: „So höre du vorher die Geschichte einer anderen Opferung! Höre, wie es erging, da Jehova dem Abraham befaß, daß er auch sein bestes Gut, seinen Sohn Isaak, am Altar schlachte!“

Aber der Mann hörte nicht. Er stürzte mit dem Kinde zur Felskuppe hinauf und verschwand hinter den Büschen.

Das Weib wollte ihm nachsehen, die Mutter dem Kinde. Doch als sie aufstand vom Feuer, da ward erst offenbar, wie ihr der Hunger das Mark aus den Knochen gesogen, sie brach ohnmächtig zusammen.

Plötzlich weckte das Schreien ihres Kindes die Mutter wieder zum Leben, und als sie aufhorchte, Klang ganz nahe seitwärts aus den Zweigen hervor Getöse wie eines Kampfes. Dann ward es totenstill.

Da raffte die Mutter sich auf; ihre Kraft war wiedergekehrt, und sie sprang hinüber ins Dickicht, von wo des Kindes Stimme getönt hatte. Und vor ihr stand dort ihr Mann, vergeistert im Gesicht, das Schwert gesenkt, und im hellen Mondlicht sah man, wie Blut von dem Schwerte troff, und Arm und Gesicht des Mannes war mit Blut bespritzt. „Mein Kind!“ schrie die Mutter, „wo ist mein Kind?“

Da reichte ihr der Mann das Kind, das er im linken Arme gehalten, mit dem schlagenden Felle bedeckt. Das Kind war unversehrt; es war wieder in Schlaf versunken und lächelte im Schläfe. „Wir sind beide heil und ohne Wunden!“ sprach der Mann gebrochenen Tones.

Das Weib forschte, was geschehen sei. Der Mann aber sagte zitternd: „Vollende, was du vorhin begonnen: die Mär von der Opferung jenes Kindes, die Gott dem eigenen Vater befohlen!“

Und verwunderungsvoll, kaum des Wortes mächtig, erzählte das Weib die Opferung Isaaks und schloß mit den Worten der Schrift, die sie so oft im Kloster zu Juda vernommen: „Da sprach der Engel des Herrn zu Abraham: ‚Lege deine Hand nicht an den Knaben und tue ihm nichts. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest und hast deines einzigen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen.‘ Da hub Abraham seine Augen auf und sahe einen Widder hinter ihm in der Hecke mit seinen Hörnern hangen und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn an seines Sohnes Statt zum Brandopfer.“

Als sie geendet, sprach der Mann: „So hat sich heute erneut nicht die Mär von der Opferung König Domaldis, sondern von der Opferung Isaaks. Siehe, auch ich wollte unser Kind opfern! Doch nicht gleich Abraham, weil es mir Gott geboten, sondern als ein Sühnopfer den zürnenden alten Göttern, und auch, daß wir selbst uns sättigen und unser Leben retten mit dem Fleische des eigenen Kindes! Wie ich aber ins Gebüsch trete, taumelnd und wie mit Zrrsinn geschlagen durch den eigenen Vorsatz, erschäue ich zwei Wölfe, die an dem Körper eines Rehzes zerren. Da wird es wieder hell vor meinem Auge; mit dem Schwerte springe ich hinzu, das Kind, ins Fell verhüllt, fest an mich schließend, und schlage die Bestien nieder! Hier liegt das Reh, das uns Gott sandt, der Widder statt des geopfertem Sohnes!“

Da rief das Weib gleich einer Seherin: „Und doch ist auch das Opfer Isaaks nur die Verheißung gewesen eines größeren Opfers. Denn als die Zeit erfüllt war, hat Gott selber seinen einzigen Sohn dahingegeben zum Sühnopfer für die Schuld aller Menschen. Und seit diesem letzten wahren Opfer sagen wir von jedem Jahre: Im Jahre des Herrn!“

„Ja,“ sprach der Mann zerknirscht vor sich hin, „die letzte Stunde dieses Jahres hat es klar gemacht: es war auch dieses Jahr ein Jahr des Herrn!“

Am Feuer sättigten sich die beiden an dem Fleische des Rehzes. Dann fielen sie in friedlichen Schlaf.

Die Morgensonne des neuen Jahres weckte die Schläfer. Sie stiegen hinauf zur Kuppe des Felsens, von wo gestern abend der Mann vergeblich die Zukunft erschauen wollte. Da tat sich ein wunderbares Bild vor ihren Augen auf: das weite, reiche Maintal glühte im Sonnenschimmer, Hütte an Hütte stieg aus den Gründen, und der Rauch von hundert Feuerstätten hob sich, zum leichten Gewölk verschwebend, in die reine Winterluft. Die Gatten küßten sich bei diesem Anblick und küßten ihr Kind und fielen nieder und beteten. Der Mann aber

wagte noch nicht wieder, seiner Frau ins Auge zu schauen. Doch diese hob ihn lieb- reich auf und sprach: „Laß uns des alten Jahres jetzt vergessen, obgleich es kein Jahr des Teufels gewesen; denn siehe, noch ist das neue Jahr nur wenige Stun- den alt, und doch hat es schon so reiche Verheißung gebracht, daß wir frohgemut zum Wanderstabe greifen. Denn die neue Pilgerfahrt beginnt, wo gestern die alte schloß: im Jahre des Herrn!“

2. Ludwig Richter.¹⁾

Aus „Die Familie“.

Mir deucht, wir haben seit dem zeh- zehnten Jahrhundert keinen Künstler be- sessen, der das Haus- und Familienleben des deutschen Volkes so tief durchempfun- den und so treu im Bilde widergespiegelt hat, wie Richter in seinen zahllosen Holz- schnittzeichnungen. Darum hat sich auch das deutsche Volk alsbald zu Hause ge- fühlt in seinen Bildern; er ist der volks- tümlichste Zeichner der Gegenwart ge- worden. In den tausend Szenen, in welchen Richter die Plage und das Glück des häuslichen Lebens malt, hat die Na- tion jenen deutschen Familiengeist ver- körpert wiedergeschaut, den sie bejßen sollte und größtenteils nicht mehr besitzt. Möge hier die Kunst eine Prophetin neuer Entwicklungen sein! Es klingt uns aus Richters Zeichnungen ein Ton entgegen wie eines Volksliedes: der Stoff ist aus dem täglichen Leben gegriffen, die Be- handlung die natürlichste, und doch liegt ein dichterischer Zauber über diesen Dar- stellungen, den man nicht definieren, den man auch nicht nachahmen kann, ohne der Meister selber zu sein. Jeder meint, ge- rade so würde auch er es gezeichnet haben, und doch kann es kein anderer gerade so zeichnen. Richter schlägt fast alle Afforde des in der deutschen Häuslichkeit gewur- zelten volkstümlichen Gemütslebens an. Das tolle Treiben der Kinderstube, die schwärmerische Minne der Jugend, Hoch- zeitszüge und Kindtaufen, die Last der häuslichen Arbeit und das Behagen des gesegneten Mahles im Familienkreise . . .

die Not der armen Hütte und den Schmerz des Trauerhauses — das alles und un- zähliges andere weiß er mit wenigen empfundenen Bleistiftzügen wie ein Ge- dicht vor uns hinzustellen. Und weil er der geborne Maler des deutschen Hauses ist, drum hat er auch den Hund so lieb und hat ihn in hundertfältig verschiedener Charakteristik überall seinen Menschen beigeßelt und dieses Tier des Hauses ori- gineller, vielseitiger und poetischer behan- delt als wohl irgendein moderner Mei- ster. Mit den drolligen Hunden ist ihm denn auch der deutsche Spießbürger am possierlichsten gelungen. Ein Ehepaar mit einer Rotte Kinder zu zeichnen, die nichts weiter tun als am Mittagstisch Kartoffeln essen, und eine solche Tiefe der Empfindung, des göttlichen und mensch- lichen Friedens in ein solches Bildchen zu legen, wie es Richter bei mehreren Darstellungen der Art getan, das vermag nur ein deutscher Meister, ein Meister, welcher die ganze Bedeutung des Hauses für das deutsche Volksleben selber durch- gelebt hat. Richter legt seine Szenen wohl auch gerne in den Frieden des Wal- des oder in die weite Landschaft gelege- ner Feldfluren oder in heimelige Garten- lauben; aber auch da merken wir es seinen idealeren Figuren sogleich an, daß sie in einem deutschen Hause daheim sind und den Frieden dieses Hauses mitgebracht haben in Wald und Feld und Garten. Richter gibt uns jedoch in der Regel nicht gerade das moderne Haus, er läßt gerne etwas von der Romantik mittelalterlichen Lebens oder von dem schlichten Ernst alt- väterlicher Zustände in diese neue Welt herüberleuchten. Ja es ist uns mitunter, als gebe er weniger ein Bild des jetzigen Hauses denn ein Märchen vom deutschen Hause, welches anhebt mit den Worten: „Es war einmal. . .“ Doch zeichnet er wiederum auch nicht die Gestalten aus der „guten alten Zeit“, wie sie wirklich gewesen sind, er verschmelzt bloß ihre guten Motive mit den modernen Er- scheinungen. So möchte ich die Sitte des Hauses in der Wirklichkeit verjüngen hel- fen durch die Wiederaufnahme der ver- klärten guten Sitten der Vergangen-

1) Geboren den 28. September 1803 in Dresden und gestorben den 19. Juni 1884 zu Pöschwitz.

heit, wie es Richter als Künstler in seinen Zeichnungen getan. Denn die alte Zeit mag ich gerne die gute alte Zeit nennen, aber immer in der Voraussetzung, daß unsere Zeit die bessere sei. — Ludwig

Richter zeichnet uns alles Gute, Liebe und Schöne, was im deutschen Hause wohnen mag, als ein Lichtbild; höchstens geißelt er den Philister mit harmlosem Humor.

11. Wilhelm Baur,

geboren den 16. März 1826 zu Vindensfels im Odenwald, studierte in Gießen Theologie, ward, nachdem er mehrere Pfarstellen innegehabt, 1867 als Pfarrer nach Hamburg berufen, 1872 als Hof- und Domprediger nach Berlin, wurde 1879 Oberkonsistorialrat, 1881 Propst des Stiffts zum Heiligen Grabe in Berlin und starb am 18. April 1897 zu Koblenz. — Vornehmlich Theolog, hat er auch geschichtliche Werke, z. B. „Geschichts- und Lebensbilder“ usw., verfaßt, die auf die Hebung des religiösen Geistes des Volkes abzielen.

Das Gottesgericht in Rußland.

Moskau ging in Flammen auf und mit ihm die Hoffnung Napoleons. Es ist etwas Asiatisches, etwas Alttestamentliches in dieser Kriegsführung. Wie Israel seine Siege erfocht, nicht durch Roß und Reiter, nicht durch Wehr und Waffen, sondern durch den Glauben an den lebendigen Gott, der die Mauern Jerichos vom Posaunenschall laß fallen lassen, der durch Kriegsgeschrei und Fackeltanz die Feinde in die Flucht schlägt und den Bürgengel sendet in Sanheribs Heer, so erschien in Rußland Gott selbst um so deutlicher als der Kriegsherr, je weniger von dem russischen Heer durch entschiedenen Widerstand und kräftiges Vordringen geschah. Jener kluge menschliche Plan, den deutsche Feldherren empfahlen, daß das russische Heer durch seinen Rückzug den Feind in die weiten, unwegsamen Gebiete Rußlands locken solle, war von den russischen Feldherren keineswegs angenommen worden. Aber was nicht nach menschlichem Plan geschah, das eignete sich durch Gottes Fügung. Das Heer wich zurück, als wollte es Gott die Kriegsführung allein überlassen. Und Gott hat das Werk vollendet: durch Feuer, Hunger, Kälte, Schnee, Wasservogel, Pestilenz.

Der Wahnsinn des Hochmuts hatte den Krieg begonnen, demütiges Gebet hatte Gottes Hilfe angerufen; — nun mußte der ersochene Sieg recht als Gottes Werk, als ein Gericht Gottes erscheinen. „Ich sah den Ungerechten am Morgen sich erheben wie die Zeder am Libanon,“ sprach Alexander in einem Manifest; „ich ging am Abend vorüber, und er war nicht mehr;

ich fragte nach ihm, und seine Stätte ward nicht gefunden.“ Was war aus Napoleon geworden? Solange es irgend möglich war, hatte er Europa in seinen Vultins belogen und nur von Siegen gesprochen. Dann trat im Winter eine dumpfe Stille ein in den Ländern, deren Söhne er in den Krieg geschleppt hatte. Auf einmal erscheint Napoleon in einem kleinen Schlitten in Wilna und eilt, so schnell er kann, durch Polen und Deutschland nach Paris. Er war von Gott geschlagen, aber nicht gebeugt. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt,“ sprach er damals zu de Pradt in Warschau. Und als ihm die polnischen Minister beim Wiedereinsteigen gutes Befinden wünschten, antwortete er: „Ich habe mich nie besser befunden; wenn ich den Teufel hätte, so würde ich mich um so besser befinden.“ Muß man sein Wohl befinden mitten in dem ungeheuren Jammer, den er über Millionen Menschen, über ganz Europa gebracht, nicht daher leiten, daß er den Teufel hatte, aber mit Gott nicht im Bunde war? Fast spottend sagte er in seinem letzten Bulletin: „Menschen, welche die Natur nicht genugsam gestählt hat, um über alle Wechsel des Glücks und des Schicksals erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune und träumten von nichts als von Katastrophen; diejenigen aber, welche sie allen überlegen schuf, bewahrten ihren Frohsinn und ihr gewöhnliches Wesen und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten anderer Art, die sie zu bewältigen hatten. Seine Majestät hat sich nie wohler befunden!“ Ist das nicht teuflisch, ob's Wahrheit war oder Lüge?

Daß es erlogene Gefühle waren, scheint das Wahrscheinlichere, denn zu seiner eiligen Flucht durch Deutschland half doch auch das böse Gewissen mit und die Furcht, von einer rächenden Hand erschlagen zu werden. In Oszmiana, wo der Kaiser durch eine rheinbündnerische Wache beschützt war, sagte der französische Major bedeutungsvoll zu einem deutschen Offizier: „Jetzt wäre der Augenblick gekommen!“ Dem ältesten Hauptmann, der eine weimarsche Grenadierkompagnie führte, ward es zugemutet, sich des Kaisers zu bemächtigen. Deutsche Gewissenhaftigkeit hinderte ihn daran, und er entfloß. Eine deutsche Posthalterin hat, da sie ihn erkannte, sich wenigstens bestimmt geweigert, ihm Speise und Trank zu reichen, und sich schließlich nur zu Kamillentee verstanden.

So war denn das Ende des Siegeszugs nach dem Ganges — die Flucht nach Paris! Und die stolzen Marschälle, die auf dem Hinweg den deutschen Städten unerhörte Viefierungen auferlegt hatten für ihre eigene Bequemlichkeit, denen kein Quartier stattdich, kein Mahl üppig, kein Lager bequem genug war? Und die Offiziere, die deutschen Pfarrfrauen zugemuteten, die letzte Habe aufzuraffen, um ihnen den Schinken in Rotwein zu kochen? Und die Soldaten, die unaussprechbaren Hohn trieben mit dem lieben Brot? Was war aus ihnen geworden? Das Volk, das den Heißhunger der Flüchtigen sah, glaubte an einen von Gott über sie verhängten Hunger, der nie gestillt werden könne! Daß Gott ein Gericht gehalten, das war auch dem blödesten Auge offenbar. Da zogen über das schneeige Land dahin die ungeordneten Häuflein der Entronnenen; keine Kriegsmusik ertönte, keine Trommel ward gerührt, kein Kommandoruf erschallte; mit unsäglichlicher Mühe trugen die erstarrten Glieder die hungernden Leiber weiter, auf jedem Schritt durch die Leichname auf dem Wege daran erinnert, was aus ihren Kameraden geworden, alle zu Fuß, auch die stolzeften Generale, denn die Pferde waren aufgezehrt, ohne Waffen, die ihnen längst zu schwer geworden; auch die Beute, die

sie in den verlassenen Städten gemacht, hatten sie abgeworfen; die Last des Leibes, von unsäglichem Jammer beschwert, war Last genug. In wunderlichem Aufzug kamen sie; nur darauf war jeder bedacht, daß er Haupt und Glieder vorm Frost schütze, und was zu solchem Schutze dienen konnte, ward aufgerafft, und wenn sie in ein Quartier kamen, so fielen sie über die Speise her und starben oder drängten sich dicht an das Feuer und wurden tot gefunden, mit erfrorenen und verfestigten Gliedern. Keine Feder kann den Jammer schildern; aber der unmittelbaren Anschauung ergab sich immer aufs neue die Gewißheit: Hier ist Gottes Finger! Hier ist ein unmittelbares Dreingreifen Gottes, um an den Sündern ein Gericht zu vollziehen! „So verding“, schließt Arndt seinen Bericht über den russischen Feldzug, „durch die Verworfenheit und Verblendung eines einzigen Mannes in sechs Monaten die frischeste Blüte von Frankreich, Italien, Deutschland und Polen, und wurden viele tausend Kinder Waisen, viele tausend Weiber Witwen, viele tausend Eltern und Bräute in Schwarz gekleidet. So groß ist das Schicksal, so unerhört die Niederlage und so unglaublich das Unglück, daß auch der Zweifler gläubig werden muß und ausrufen: Siehe, hier ist Gott, dies ist Gottes Finger! . . . Hier hinkt der Kürassier ohne Roß, ohne Schwert, fast ohne Blut und Leben, die gefrorenen Füße mit Bast und Lumpen umwunden, der Kürassier, der vor sechs Monaten dem armen Bauern in Masuren das letzte Brot nahm, es spaltete und jede Seite zu einem Schuh aushöhlte, worauf er wie auf Holzschuhen einherging; dort trägt einer, der grausam nach fremdem Gut griff, die Stumpfen der abgelösten Hände umwunden und empfängt mit der Zunge die traurige Gabe des Mitleids; hier flehet vergeblich einer um ein Stücklein Brot und bietet dafür Leben und Glieder zum ewigen Dienst, welcher der Witwe den letzten Bissen verschlang und dem Säugling die Milch in der Mutterbrust verkrümmerte; dort liegt ein anderer, der ein Wolfsrachen der Wollust

und des Geizes war, ächzend und erzitternd am Wege und hört die Wölfe schon die Zähne über seinem Gerippe fletschen; hier streckt einer, der Gott leugnete und denen, die ihn des großen Walters und Vergelters erinnerten, spottend zurief: „Pah! Was ist euer Gott für ein Ding?“ die welken Arme verzgebens zum Himmel, daß er ihn geschwind von dem elenden Leben löse; dort in der letzten Todesnot will einer beten, der sonst nur fluchte; aber er hat keine Worte für Gott, er hat auf seinen Rippen überhaupt keine Sprache mehr: so schrecklich wird die Berruchtheit bestraft. So wimmert ihr, so sterbet ihr, so liegt ihr da, die aus dem Nil und aus dem Ebro, aus der Donau und aus der Weichsel getrunken haben, die Roms Kapitol und Numantias Trümmer, die des stolzen Philipps Escurial und des unsterblichen Friedrichs

Sanssouci, die Rudolfs von Habsburg Kaiserthron und Moskwes heilige Tempel entweiht haben, ein nichtiger, schändlicher, verfluchter Staub, worauf keine Träne vergossen ward, worüber kein Gebet gesprochen ward, wobei Wölfe heulten und Raben krächzten und Hunde bellten und Menschen fluchten. — So hat Gott gerichtet, so wird Gott richten!“

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächt'ge Franzenbeer;
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht!

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Speicher ohne Brod, allerorten Not,
Wagen ohne Rad, alles müd und matt;
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!

12. Heinrich von Treitschke,

geboren am 15. September 1834 zu Dresden, studierte zu Bonn, Leipzig, Tübingen und Heidelberg die Kameralwissenschaften, habilitierte sich 1863 in Leipzig, wandte sich dem geschichtlichen Fache, besonders dem Studium der deutschen Geschichte, zu, folgte 1863 einem Ruf als außerordentlicher Professor nach Freiburg i. Br., legte 1866 aus politischen Gründen sein Amt nieder, übernahm 1866 eine Professur in Kiel, darauf 1867 in Heidelberg und 1874 in Berlin, war preussischer Historiograph und Reichstagsabgeordneter und starb in Berlin am 28. April 1896. — Er war einer der bedeutendsten deutschen Geschichtsschreiber und zeichnete sich in seinen Werken besonders durch einen glühenden Patriotismus aus. Seine Hauptwerke sind: „Zehn Jahre deutscher Kämpfe“ und „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“. Auch als Dichter verdient er Beachtung.

Der Ausbruch der Befreiungskriege.

Aus „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“.

Am [17. März] unterzeichnete Friedrich Wilhelm das Landwehrgesetz und den „Aufruf an Mein Volk“. Es war die Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln, wie Schleiermacher in einer freudvollen Predigt sagte. Das treue Volk atmete auf, da nun endlich jeder Zweifel schwand, die allzu harte Prüfung der Geduld und des Gehorsams vorüber war. So hatte noch nie ein unumschränkter Herrscher zu seinem Lande geredet. Ein Hauch der Freiheit, wie er einst die äschyleischen Krieglischer der Hellenen erfüllte, wehte durch die schlichten, eindringlichen Worte, die der geistvolle Hippel in guter Stunde entworfen hatte. Mit herzlichem Vertrauen rief der König seine Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Litauer bei ihren alten Stammesnamen an und entbot sie zum heiligen Kampfe: „Keinen andern Aus-

weg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuze und der Deutsche nicht zu leben vermag!“ Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Elawenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen. Kein Zweifel, kein Abwägen der Übermacht des Feindes; alle dachten wie Zichte: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Lösung sein, sondern Siegen schlechtweg!“ „Mag Napoleon noch so oft Schlachten gewinnen,“ schrieb Scharnhorst, „die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Verlaufe dieses Feldzugs uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann.“ Schon der Aufruf vom 3. Februar hatte Erfolge, welche niemand außer Scharnhorst für

möglich gehalten. Es war der stolze Augenblick in Scharnhorsts Leben, als er den König einst in Breslau ans Fenster führte und ihm die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigte, wie sie in malerischem Gewimmel, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, ein endloser Zug, sich an den alten Giebelhäusern des Ringes vorüberdrängten. Dem Könige stürzten die Tränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er seines schweren Amtes gewartet in dieser langen Zeit der Leiden und oftmals richtiger gerechnet als die Kriegspartei; was ihm fehlte, war der frohe Glaube an die Hingebung seiner Preußen. Jetzt fand er ihn wieder.

Seit dem 17. März traten auch die breiten Massen des Volkes in das Heer ein. Durch den Wettstreit aller Stände wurde die größte kriegerische Leistung möglich, welche die Geschichte von gesitteten Nationen kennt. Dies veranlaßte kleine Volk verstärkte die 46,000 Mann der alten Linienarmee durch 95,000 Rekruten und stellte außerdem 10,000 freiwillige Jäger sowie 120,000 Mann Landwehr, zusammen 271,000 Mann, einen Soldaten auf siebenzehn Einwohner, unvergleichlich mehr, als Frankreich einst unter dem Drucke der Schreckensherrschaft aufgeboden hatte — das alles noch im Verlaufe des Sommers, ungeachtet der starken Nachschübe, welche späterhin zum Heere abgingen. Natürlich, daß die entlassenen Offiziere sich sofort herbeidrängten, um die Ehre ihrer alten Fahnen wiederherzustellen. . . .

Neben den alten Soldaten empfand die gebildete Jugend den Ernst der Zeit am lebhaftesten; in ihr glühte die schwärmerische Sehnsucht nach dem freien und einigen deutschen Vaterland. Kein Student, der irgend die Waffen schwingen konnte, blieb daheim; vom Katheder hinweg führte Professor Steffens nach herzlicher Ansprache seine gesamte Hörerschaft zum Werbeplatze der freiwilligen Jäger. Der König rief auch seine verlorenen alten Provinzen zu den Fahnen: „Auch ihr seid von dem Augenblicke, wo mein treues Volk die Waffen ergriff, nicht mehr an den erzwungenen Eid gebunden.“ Da aber

eine Massenerhebung in den unglücklichen Landen noch ganz unmöglich war, so eilten mindestens die Ostfriesen und Markaner von der Göttinger Universität zu den preussischen Regimentern, desgleichen die gesamte Studentenschaft aus dem treuen Halle, das unter westfälischer Herrschaft die Erinnerungen an den alten Desauter und die gute preussische Zeit nicht vergessen hatte. Derselbe Geist lebte in den Schulen. Aus Berlin allein stellten sich 370 Gymnasiasten. Mancher schwächliche Junge irrte betrübt, immer wieder abgewiesen, von einem Regimente zum andern, und glücklich, wer, wie der junge Vogel von Falkenstein, zuletzt doch noch von einem nachsichtigen Kommandeur angenommen wurde. Die Beamten meldeten sich so zahlreich zum Waffendienste, daß der König durch ein Verbot den Gerichten und Regierungen die unentbehrlichen Arbeitskräfte sichern mußte. In Pommern waren die königlichen Behörden während des Sommers nahezu verschwunden, jeder Kreis und jedes Dorf regierte sich selber, wohl oder übel.

Aber auch der geringe Mann hatte in Not und Plagen die Liebe zum Vaterlande wiedergefunden: stürmisch, wie nie mehr seit den Zeiten der Religionskriege, war die Seele des Volkes bewegt von den großen Leidenschaften des öffentlichen Lebens. Der Bauer verließ den Hof, der Handwerker die Werkstatt, rasch entschlossen, als verstünde sich's von selber. Die Zeit war erfüllt, es mußte sein. War doch auch der König mit allen seinen Prinzen ins Feldlager gegangen. In tausend rührenden Zügen bekundete sich die Treue der kleinen Leute. Arme Bergknappen in Schlesien arbeiteten wochenlang unentgeltlich, um mit dem Lohne einige Kameraden für das Heer auszurüsten; ein pommerscher Schäfer verkaufte die kleine Herde, seine einzige Habe, und ging dann wohlbewaffnet zu seinem Regimente. Mit Verwunderung sah das alte Geschlecht alle jene herzerschütternden Auftritte, woran der Ernst der allgemeinen Wehrpflicht uns Nachlebende längst gewöhnt hat: Hunderte von Brautpaaren traten vor den Altar und schlossen den Bund für das

Leben, einen Augenblick bevor der junge Gatte in Kampf und Tod hinauszog. . . . Zugleich wurden überall öffentliche Sammlungen veranstaltet, wie sie bisher nur für wohlthätige Zwecke üblich waren: dies arme Viertel der deutschen Nation brachte mit der Blüte seiner männlichen Jugend auch die letzten kargen Reste seines Wohlstandes zum Opfer für die Wiederaufrechterhaltung des Vaterlandes. Von barem Gelde war wenig vorhanden, aber was sich noch aufreiben ließ von altem Schmuck und Geschmeide, ging dahin. In manchen Strichen der alten Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Kleine Leute trugen ihre Trauringe in die Münze, empfingen eiserne zurück mit der Inschrift: „Gold für Eisen“; manches arme Mädchen gab ihr reiches Lockenhaar als Opfer.

Eine wunderbare, andächtige Stille lag über dem in allen seinen Tiefen aufgeregten Volk. Den Lärm der Presse und der Vereine kannte die Zeit noch nicht; aber auch im vertrauten Kreise wurde selten eine prahlerische Rede laut. In den Tagen ihres häuslichen Stillebens hatten die Deutschen gern überschwenglichen Ausdruck an nichtigen Gegenstand verschwendet; jetzt war das Leben selber reich und ernst, jeder empfand die Größe der That, die Armut des Wortes. Jeder fühlte, wie Niebuhr gestand, still „die Seligkeit, mit seinem ganzen Volke, den Gelehrten und den Einfältigen, dasselbe Gefühl zu teilen“, und allen ward „liebend, friedlich und stark zumute“. Recht nach dem Herzen seines Volkes hatte Friedrich Wilhelms frommer Sinn den Wahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland!“ der Landwehr gegeben und angeordnet, daß die ausgehobenen Wehrmänner vom Sammelplatze sogleich zu einer kirchlichen Feier geführt wurden. In jeder Kirche des Landes sollte eine Gedächtnistafel die Namen der ruhmvoll gefallenen Söhne der Gemeinde bewahren. . . .

Als bald ward es auch auf den Höhen des deutschen Parnasses lebendig. . . . Was politisch gereifte Völker in der Presse,

in Reden und publizistischen Abhandlungen aussprechen, gewann in diesem Geschlechte, dem die Dichtung noch immer die Krone des Lebens war, sofort poetische Gestalt; und so entstand die schönste politische Poesie, deren irgendein Volk sich rühmen kann — eine Reihe von Gedichten, an denen wir Nachkommen uns ver-sündigen würden, wenn wir dies Vermächtnis einer Helldenzeit niemals bloß mit ästhetischen Blicken betrachteten. An Kleists mächtige Gestaltungskraft reichten die Dichter des Befreiungskrieges nicht heran; wer aber in der Poesie den Herzenskündiger der Nation sieht, wendet sich gleichwohl von jenen dämonischen Klängen des Hasses aufatmend hinweg zu den hellen und frischen Liedern, welche die Freude des offenen Kampfes gebär. Welch ein Segen doch für unser Volk, daß sein gepreßtes Herz wieder froh aufjubeln durfte, daß nach langem, dumpfem Harren und Grollen wieder der Eidschwur freier Männer zum Himmel stieg:

Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und schwöret alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Freudig wie die Signale der Flügelhörner tönten Jouques Verse: „Frisch auf zum fröhlichen Zagen!“ — und in Arnolds Liede: „Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!“ klang das schmetternde Marsch! Marsch! der deutschen Reiter wieder. Keiner hat den Sinn und Ton jener schwärmerischen Jugend glücklicher getroffen als der ritterliche Jüngling mit der Leier und dem Schwerte, Theodor Körner. Jetzt zeigte sich erst ganz, was Schillers Muse den Deutschen war. Ihr hohes, sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwingvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoesie dieses Krieges. Der Sohn von Schillers Herzensfreunde erschien dem jungen Geschlechte als der Erbe des großen Dichters — wie er so siegesfroh mit den Lütker Jägern in den Kampf hinausritt, ganz durchglüht von deutschem Freiheitsmuth, ganz unberührt von den kleinen Sorgen des Lebens, wie er auf jeder Raft und jeder Weiwacht seine

feurigen Lieder von der Herrlichkeit des Krieges dichtete und endlich, den Sang von der Eisenbraut noch auf den Lippen, durch den tapferen Reiterdod den heiligen Ernst seiner Reden bezeugte — in Wort und Tat ein rechter Vertreter jener warmherzigen Männlichkeit, welche die begabten Obersachsen auszeichnet, wenn sie sich nur erst losgerissen haben aus der zahmen Schüchternheit ihres heimatlichen Lebens.

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!

Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht —

mit diesen Worten hat Körner selbst den Ursprung und Charakter der großen Bewegung geschildert. Sie blieb durchaus auf den deutschen Norden beschränkt. . . . Nur in den vormalig preussischen Provinzen

und in einzelnen, unmittelbar von den Napoleoniden beherrschten Strichen des Nordwestens stand das Volk freiwillig auf, sobald die Heersäulen der Befreier nahen; überall sonst erwartete man geduldig den Befehl des Landesherrn und die Macht der vollendeten Thatfachen. . . . Der deutsche Befreiungskrieg war in seiner ersten, schwereren Hälfte ein Kampf Preussens gegen die von Frankreich beherrschten drei Viertel der deutschen Nation. . . .

Es wurde folgenreich für lange Jahrzehnte der deutschen Geschichte, daß doch nur die norddeutschen Stämme wirklichen Anteil hatten an den schönsten Erinnerungen dieses neuen Deutschlands, während der Süden erst zwei Menschenalter später des Glückes theilhaftig ward, für das große Vaterland zu kämpfen und zu siegen.

13. Friedrich Bettez,

geboren im Jahre 1837 als Sohn eines talvinischen Geistlichen in Morges im Waadtland, erhielt im Institut Salen bei Ludwigsburg eine gediegene deutsche Schulbildung, studierte in der Schweiz Mathematik und Mechanik, in Italien Malerei und in Tübingen Naturwissenschaften, bekleidete Lehrstellen in Schottland und Deutschland, zuletzt an einer Mädterschule in Stuttgart, wo er vom König von Württemberg den Titel eines Professors der Naturwissenschaften erhielt, und lebt gegenwärtig im Ruhestand in Überlingen am Bodensee. — In seinen vielgelesenen, gründliche Kenntnisse mit glanzvoller Darstellung verbindenden Schriften („Das erste Blatt der Bibel“ — „Was dünkt dich von Christo?“ — „Naturstudium und Christentum“ — „Symbolik der Schöpfung und ewige Natur“ — „Das Wunder“ — „Das Lied der Schöpfung“ — „Die Bibel Gottes Wort“ — „Glaube und Kritik“ — „Aus Israels Geschichte“ — „Von der Größe des dreieinigen Gottes“ u. a.) tritt er kraftvoll dem Unglauben entgegen, ohne freilich von allerlei Schwärmereien, z. B. hinsichtlich des Alters der Welt, der Astronomie, des Milleniums usw., frei zu sein.

Das Licht.

Aus „Das erste Blatt der Bibel“.

Und Gott sprach: „Es werde Licht!“ Und es ward Licht.

Wie groß und herrlich, wie wunderbar ist doch das Licht, das Kleid des Gottes (Ps. 104, 2), der sich „Vater des Lichts“ nennt und dessen Wohnung das ewige, „unnahbare Licht“ ist! Was wäre die Welt ohne Licht? Wie undenkbar, unerkannt, unbegreiflich und freudenlos! Wie dunkel, ja finster und ohnmächtig auch all unser Denken! — Was ist denn aber das Licht? Ja, genau wissen wir es nicht und werden es auf Erden noch weniger ergründen können als die übrige Natur, denn es ist das erste und höchste Schöpfungswerk Gottes. Aber so viel erkennt davon der menschliche Geist: das Licht ist eine von Gott ausgehende Lebenskraft, die, das ganze Weltall umfassend, die kleinsten Teilchen aller Körper und

alles Stoffs in ewiger, heftig zitternder Bewegung erhält; je rascher die Bewegung, desto heller das Licht. Wäre irgend ein Körper gänzlich bewegungslos, so wäre er auch gänzlich finster, und insofern kann man mit Wahrheit sagen: Licht ist Leben, Bewegung, und Finsternis ist Tod. Vollständige Finsternis gibt es im Weltall nicht, und selbst da, wo tausend Fuß tief unter der Erde unser vom Tageslicht geblendetes Auge nur dunkelste Nacht zu sehen glaubt, wächst noch der Kristall und manche niedere Pflanze, und in den tiefsten Tiefen des Meeres, wo auch für unser Auge nicht der geringste Lichtstrahl mehr eindringt, bewegen sich lebendige Tiere und haschen nach ihrer Beute, in eignem schwachem Lichte leuchtend. Und wo der Mensch in dunkler Nacht glaubt, die Welt liege in Finsternis, so gilt das von einem Teil der kleinen Erde, während der ganze ungeheure Weltenraum ringsum von

Lichtwellen erfüllt ist, die ewig von Stern zu Stern, von Sonne zu Sonne fliegen. Ob einst die äußerste Finsternis, von der Christus spricht, eine absolute sein wird, oder noch erleuchtet von den roten Blüten des Jornes Gottes? — Aber nicht nur gibt der Lichtstrahl allen Körpern Form und Gestalt, Farbe und Sichtbarkeit, sondern noch viele wunderbare Eigenschaften besitzt er, und weil er eine Schöpfung unseres Vaters im Himmel ist, und es sich für die Söhne des Hauses wohl ziemt, die Werke ihres Vaters zu erforschen und zu bewundern, wollen wir etwas weiter davon reden.

Laß einmal durch ein Nadelloch so fein, daß du es mit bloßem Auge kaum siehst, den kleinsten Lichtstrahl durchdringen, so hast du hier eine ganze Welt voll von Wundern. Laß zum Beispiel diesen feinsten Lichtstrahl auf ein Tröpfchen Wasser fallen und stelle darauf ein gutes Vergrößerungsglas, das eben diesen im Tropfen spielenden Lichtstrahl zerlegt und verstärkt, was siehst du darin? Eine ganze Welt! Da regt es sich und lebt und webt, gewaltige Tiere, fast unheimlich anzusehen, fahren rasch mit tausend Rudern dahin und verschlingen rechts und links die kleineren Geschöpfe. Langsam wie im Traum schweben vorwärts und rückwärts andere, in zierlich gestreiften kristallinen Gehäusen, und noch andere verändern stets die Gestalt, werden rasch länglich und rund, strecken Arme aus und ziehen sie wieder ein und ruhen und rasten nicht, und alle leben und weben in Gott, wissen von dir nichts und erfüllen Zwecke, die uns unbekannt sind. Das ganze Bild aber, scharf und genau, zart und fein gezeichnet, mit allen seinen Linien und Formen malt der einzige Lichtstrahl in dein Aug' hinein, das, für das Licht geschaffen, ebenfalls eine wunderbare Schöpfung Gottes ist.

Fasse nun aber das Licht, das etwa vom Mond kommt, mit einem großen Fernrohr auf, welcher Unterschied! Vorher erschien dir der Mond nur wie eine kleine Scheibe, und nun? Auf großer Ebene siehst du da droben sich gewaltige Berge viel tausend Fuß hoch, mächtige Felsen

empor türmen, kühn, steil, zerrissen, eine andere Welt als die Erde. Dort im Mond herrscht ewige Stille; dort gibt's weder Luft noch Wasser. Nie säuselt dort der Wind durch die Bäume, nie rieselt der Bach und plätschert die Welle, nie ziehen Wolken am schwarzen Himmel hin. Alle diese Dinge zeigt uns der Lichtstrahl, der vom Mond zu uns herniederkommt.

Auf den Lichtstrahlen beruhen ferner die Farben; nicht bloß die sieben Grundfarben des Regenbogens, sondern auch die tausenderlei Schattierungen, die wir unterscheiden. Überdies hat jede dieser Farben verschiedene Wärme, verschiedenen Einfluß auf die irdischen Körper. Unter dem einen Strahl wächst die Pflanze schneller, unter dem andern langsamer; wieder unter einem andern entstehen durch chemische Kräfte Lichtbilder, Photographien. Manche wirken beruhigend auf Tier und Mensch, wovon man schon bei Wahnsinnigen Proben gemacht hat, andere aufregend, wie man selbst an stumpfsinnigen Tieren sieht, wie das Krokodil, das vom roten Licht in wahre Wut versetzt wird. Neuerdings hat man sogar gelernt, in der Beschaffenheit eines Lichtstrahls zu lesen, von was für einem Körper er ausgeht. Hält man nämlich dem kleinsten Lichtstrahl ein entsprechend geschliffenes Glas entgegen, so sieht man einen langen, schönfarbigen Streifen, und in diesem sind Hunderte von feinen schwarzen und auch leuchtenden Farben und Linien eingezeichnet. Diese Linien nun geben Aufschluß darüber, welche Stoffe der Körper enthält, von dem das Licht ausgeht, sei es eine Kerze oder Petroleumlampe, die Sonne oder ein entfernter Fixstern. Und so kann der Sternkundige heute, wenn er den feinsten Lichtstrahl von einem Stern, den du kaum noch am Himmel funkeln siehst, nacheinander durch eine Reihe von prismatisch geschliffenen Gläsern gehen läßt, darin lesen, ob auf diesem Stern Wasser, Eisen, Gold, Kochsalz usw. sich befindet; ferner ob der Stern fest oder flüssig oder gasförmig, ob er von einer großen Luftschicht umgeben sei, und ob dieser Stern, der durch das Weltall mit mehr als Windeseile seine

Bahn verfolgt, sich der Erde nähert oder entfernt und mit welcher Schnelligkeit! Aber wieviel mag noch in der Lichtschrift liegen, wovon wir vielleicht hienieden einiges erforschen werden, das meiste aber einem andern Leben vorbehalten bleibt, in dem unsere Beschäftigung sein wird, Gottes Wunder mit schärferen Augen als jetzt zu schauen.

Wie wunderbar ist aber auch die Wirkung dieses Lichtes! Das Sonnenlicht legt einen Weg von zwanzig Millionen Meilen von der Sonne bis zur Erde zurück und hat doch noch Kraft genug, die ganze Pflanzenwelt zum Grünen und Blühen zu bringen und auch Menschen und Thieren Kraft zu verleihen, während in Finsternis erzogene Wesen auch bei genügender Wärme stets bleich und schwach bleiben. Und noch eins. Es sind kaum sechzig Jahre, daß in Frankreich ein Mann mit Namen Daguerre von seiner Familie gerichtlich für mundtot erklärt werden sollte, weil er behauptete, nicht ruhen zu wollen, bis es ihm gelänge, die Bilder, die im Lichtstrahl seien, festzuhalten und auf einer Glasplatte sichtbar zu machen. Das kam damals den Leuten wahnsinnig vor. Heutzutage weiß jedes Kind, daß man von allen beleuchteten Gegenständen Photographien erzeugen, also das Lichtbild, das

von ihnen ausgeht, sichtbar machen kann. Damit ist bewiesen, daß von ihnen und uns allen stets Lichtbilder, uns unsichtbar, durch den Raum fliegen. . . .

Alle diese Wunder, und wer weiß wie viele andere, die noch im Lichtstrahl uns verborgen liegen, hat ein einziges Schöpfungswort bewirkt: „Es werde Licht!“ Wahrlich, ein großer, wunderbarer Gott! Und was das wahre Licht, von dem unser Licht nur ein kleiner Teil und schwaches Abbild ist, für eine ungeheure Bedeutung hat, davon zeugt auf jeder Seite das Wort Gottes, welches uns sagt: Gott ist ein Licht, und in ihm ist keine Finsternis. Und uns, seine Kinder, ruft er zum Licht, denn im Licht ist alle Erkenntnis, in der Finsternis alle Unwissenheit, und wie schon das vergängliche Sonnenlicht es uns täglich zeigt in der ganzen Natur, ist nur im Licht Leben, in der Finsternis ist der Tod. Uns aber ist es verheißen, daß wir einst in dem Lichte wohnen sollen, da keine Finsternis mehr ist, ja im auferstandenen Leibe leuchten wie die Sonne in unsers Vaters Haus. Was werden da für Wunder des Lichts um uns fluten und in uns selbst aufgehen! Welch ein Antrieb muß uns das sein, schon hienieden in dieser oft so finstern Welt als Kinder des Lichtes zu wandeln!

Anhang I.

Mundartliche Dichtung.

1. Friß Reuter,

geboren am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg, studierte in Jena die Rechte, schloß sich dort der Burschenschaft „Germania“ an, wurde deshalb wegen angeblichen Hochverrats auf sieben Jahre eingekerkert, war eine Zeitlang Landwirt, lebte dann seit dem Erscheinen seiner „Läufchen und Rimels“, die ihn mit einem Schlag zum berühmten Mann machten, seiner schriftstellerischen Neigung, siedelte 1863 in seine am Fuß der Wartburg bei Eisenach gelegene Villa über, wo er am 12. Juli 1874 starb. — Er war eins der größten humoristischen Talente und hat sich wie kaum ein anderer die Herzen des gesamten deutschen Volkes erworben. Er und Klaus Groth erhoben das Niederdeutsche zur Literatursprache.



Friß Reuter.

1. De Rechnung ahn Wirt.

„Gu’n Morgen, Herr Abfat, mi is dor
wat passiert,
Mi hett dor up de Strat so’n unverscham-
tes Dirt
Von Röter in de Beinen beten
Und mi en Stück ut mine Bügen retten.
5 Dat is ’ne ganze nige Hof’,
Und ik wull Sei dat blot mal fragen,
Ob ik den Kirl nich künn verklagen,
De so’n betschen¹⁾ Hund lett los’
Sir up de Straten rümmer gahn?“

1) biffgen.

10 „Gewiß, mein lieber Freund, das können Sie!

Der Eigentümer von dem Vieh,•

Das Ihnen solches angetan

Und Ihre Hofe riß in Fetzen,

Muß Ihnen selbige ersetzen.“

15 „Süll’t woll drei Daler föddern können?“

„Gewiß, das können Sie! Für diese
schönen

Und neuen Hosen ist das nicht zu viel.“

„Na, Herr Abfat,“ seggt Möller Thiel,

„Denn gewen S’ man drei Daler her,

20 Wilt Ehr oll Röter wesen ded.“

„Mein Hund? — mein Pollo biß
Sie in die Waden?

Nun gut! Ich glaub’s und stehe für den
Schaden:

Hier sind drei Daler für die Hosen.

Was Recht ist, muß als Recht bestehn,

25 Und sollt’ die Welt in Stücken gehn!“

De Möller lacht so recht gottlosen

Un denkt: Den heft du richtig namen!

Strikt siß dat Lütte Geld tausamen

Un will gehursamst siß empfehlen.

30 „Halt, lieber Freund!“ seggt de Abfat,

„Ich kann es Ihnen nicht verhehlen,

Daß in beregter Sach’ für Miß’ und
guten Rat

Drei Daler sechzehn Gröschchen mir ge-
bühen.

Man wedder rut mit de drei Daler,

35 Und sößteihn Gröschchen bigeleggt!

Denn kümmt de Sak irst richtig t’recht.

Recht, Fründing, möt as Recht bestahn,

Un süll de Welt in Stücken gahn!“

2. De sokratische Method'.

De Schaulrat Jr ut Xrenstein,
 Dei süll de Schaulen¹⁾ mal nahseihn
 Und kamm denn of nah Ohserin
 Tau den Schaulmeister Rosengrün.
 5 Na, nu ward grot Egamen sin.
 De oll Schaulmeister hett in Nöten
 Un sihr in Angst un Wangen seten.
 Doch helpt 't em nich, hei möt heran
 Und wisen,²⁾ wat hei lihren kann.
 10 Dat deiht hei nu, un solle Sweit³⁾
 Deiht em von dat Gesicht 'raf leden;
 Denn wat hei jünst so prächtig weit,⁴⁾
 Dat is hüt allens in de Hecken,⁵⁾
 Und de [entschamten] Jung's, de zweiten
 nicks,

15 Un unse gaude Schaulrat Jr,
 De sitt so börnehm un so still
 In sinen Lehnstaul achteröwer leggt,⁶⁾
 As wenn hei all'ns sit marken will,
 Wat hir för dummes Tüg⁷⁾ ward seggt.
 20 Doch gung dat beter, as hei dacht,
 Denn de Herr Schaulrat hadd vergangen
 Nacht

Ganz prächtig rauht,⁸⁾
 Of gaud verdaut. . . .
 Sei seggt denn also blot: „Mein lieber
 Freund,

Sie unterrichten noch nach alter Mode;
 Warum nicht nach sokratischer Methode?“
 — „Ich weiß nicht, woans⁹⁾ diese feind,“
 30 Seggt Rosengrün; „wenn Sie's mich
 weisen wollen,

Denn will ich gerne Schul nach hollen.“¹⁰⁾
 — „Nichts leichter ist als das. —
 Komm her, mein Sohn, nun sag' mal, was
 Ist das wohl für ein kleines Klüßchen,
 35 Das dich hier fliekt am Dorf vorbei?
 Nun? Nun? Besinne dich ein bißchen!
 Du weißt es nicht? — Nur keine Scheul
 — Nun sag' mal, wenn man Böses hat
 getan,

Was muß man später dafür leiden?
 40 Du, meine Tochter! Bu— Bu—?

Wer weiß es von euch beiden?“ —
 „Denn tun wir Buße!“ seggt Jiz Thran.
 „Ganz richtig! Und statt ‚Buße‘ sagt ihr
 ‚Buße‘,

Dann habt den Namen ihr vom Flusse. —
 In welchen Fluß fällt nun die Buße?

45 Nun, Kinder, nun! Besinnt euch
 wieder!

Was fällt wohl all's vom Himmel nieder?
 Nun?“ — „Regen.“ — „Weiter!“ —

„Snei.“¹¹⁾ — „Was weiter?“ —
 „Dat.“¹²⁾ —

„Was weiter sonst?“ — „Ist weit't,“
 seggt Hanne Knaf.

„Nun denn, mein Söhnchen!“ — „Gegel.“ — „Recht!

50 Und wenn ihr nun statt ‚Hagel‘ ‚Habel‘
 sprecht,

So habt ihr's ja heraus; ihr findet
 Den Fluß, in den die Buße mündet.
 Und nun die Habel! Sagt, wie ist ihr
 Lauf?

Und welcher Fluß nimmt wohl die Habel
 auf?

55 Nun? Nun? Ihr werd't ihn sicher
 kennen.

Wer kann von euch den Fluß mir nennen?
 Nicht? — Nun, dann tret' mal einer vor,
 ihr Lieben,

Damit ich auf den Weg ihm helfe.
 Nun zähle mal!“ — „Eins, zwei, drei,
 vier, fünf, sechs, sieben.“ —

60 „Nun weiter!“ — „Achte, neune,
 zehne, elfe.“ —

„Halt an! Statt ‚elfe‘ saget ihr nun
 ‚Elbe‘;

Ihr seht, es ist beinahe dasselbe. —
 Nun aber“ — „Herr,“ seggt Rosen-
 grün,

„Dies Stück hätt' ich Sie schon asseihn,¹³⁾
 65 Das könnt' ich auch. Wenn Sie das
 wollen,

Denn mügg't ik woll 'ne Brautw afhol-
 len.“¹⁴⁾ —

„Jawohl, jawohl, mein lieber Freund,
 Das würd' mich ganz besonders freun.“
 — „Na, denn man zu!“ seggt Rosengrün.

70 „Da wir nun bei der Elbe feind,
 So woll'n wir sehn, wo selbe bleibt.

Ins erst geht sie nach Hamborg 'ran,
 Wo sie sehr starke Schiffohrt treibt,
 Und wo man wieder sehen kann,

75 Wie weise Gott es ingerichtet hat,
 Daß bei 'ner jeden großen Stadt

1) Schulen. — 2) weisen, zeigen. — 3) kalter Schweiß.
 — 4) weiß. — 5) verwunden. — 6) hintenüber ge-
 lehnt. — 7) Zeug. — 8) geruht. — 9) wie. — 10) da-
 nach halten.

11) Schnee. — 12) Tau. — 13) abgesehen. — 14) Probe
 abhalten.

Ein großer Fluß fließt auch vorbei,
Damit die Schiffohrt möglich sei.
Nun sag' mich aber, Jochen Plasten,
80 Wo bleibt nun wohl die Elbe nah=
sten,¹⁵⁾

Wo mündet sich die Elbe 'rein? —
Dat weißt du nich? — Na, Körling Heinz,
Komm du mal her und zähl mal eins! —
„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
acht, neun,
85 Zehn elf, zwölf.“ — „Halt!“ seggt
Rosengräun,

„Wo mündet nun die Elbe 'rein?
Fällt keinem denn der Name ein? —
Nun, 's ist doch so 'ne leichte Sach'!
Denkt doch bei ‚zwölfe‘ etwas nach!
90 ‚Zwölfe‘ — ‚zwölfe‘ — tut's euch
überleggen!
Seid ihr denn alle in den Döf'?¹⁶⁾
Da stehn sie nu, die Dömelstöf'?¹⁷⁾
Stats ‚zwölfe‘ müßt ihr ‚Nordsee‘ seggen.“

15) nachher. — 16) etwa = stumpf. — 17) Dumm-
köpfe.

2. Klaus Groth,

geboren am 24. April 1819 zu Heide in Holstein, wurde Volksschullehrer in seiner Heimat, dann Professor der deutschen Sprache und Literatur in Kiel, wo er am 1. Juni 1899 starb. Er dichtete in dithmarscher Mundart.

Min Moderspraak.

1. Min Moderspraak, wa¹⁾ klingst du
schön!

Wa büßt du mi vertrut!
Weer of min Hart as Stahl un Steen,
Du drevst²⁾ den Stolt herut.

2. Du bögt min stive Nack so licht
As Moder mit ern Arm,
Du siehst mi umt Angesicht,
Un still is alle Larm.

3. Jā föhl mi as en lüttjet³⁾ Kind,
De ganze Welt is weg.
Du pust mi as en Wörjahrswind
De franke Boß⁴⁾ torecht.

4. Min Obbe⁵⁾ solt⁶⁾ mi noch de Hann'
Und seggt to mi: Nu bel!⁷⁾

Un „Vader unser“ fang id an,
As id wul früher de.⁸⁾

5. Un föhl so deep: dat ward verstan,
So spricht dat Hart sich ut,
Un Nau⁹⁾ bun Himmel weicht mi an,
Un all'ns is wedder gut!

6. Min Moderspraak, so slicht un recht,
Du ole, frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vater“ seggt,
So klingt mit as en Bed.

7. So herrli klingt mi keen Musi
Un singt keen Nachtigall;
Mi lopt je glük in Augenblick
De hellen Tran¹⁰⁾ hendal.¹¹⁾

1) wie. — 2) treibt. — 3) kleines. — 4) Brust. —
5) Großvater. — 6) saltet. — 7) bete. — 8) tat. —
9) Ruh'. — 10) Träne. — 11) hinunter.

3 Karl von Holtei,

geboren am 24. Januar 1798 zu Breslau, gestorben daselbst am 12. Februar 1880, führte den schlesischen Dialekt in die deutsche Literatur ein.

1. Alleene.

1. Jedweder Mensch hot seine Ohrte,
Wu a im stillen flennen kan;
Do macht ma weiter keene Wohrte
Und tutt's irsch keenem andern san:¹⁾
Ma gieht alleene aus em Haus
Und weent sich ganz alleene aus.

2. Ich ha an'n Ohrt, wu hochje Buchen
Beisammen in a'm Kessel stiehn.
Aer Mensch künmt durte nei gekruchen,
Ma sit ooch keene Bliemel bliehn;
's ihs nischte durt wie Einsamkeet
Und ich mid meinem Härzeleed.

3. Und gieht dernooh de Sunne under,
Do stellt sich noch a drittes ein.
's künmt bun a grienen Buchen runder
Und frat: Lar ich derbeine sein?
Mit Härzeleed und Einsamkeet
Vermengt sich de Glückseligkeet.

2. 's Mutterle.

1. A Mutterle saß
Uf'm grünen Gras,
Uf'm kleinen Grob
Ei ir'r Hand an'n Stob.

2. Das Mutterle war
Schund achzig Jahr
Und se fiennte und krieß,¹⁾
Daß der Bueß se stieß.

3. Wie ich frogen tu:
Warum fiennt se ju?
„Über meine Mut:
Mei Suhñ is tud!

4. Dä der nährte mich
Und a litz oh nich,
Daß mich Weiß aber Man
Durste schippen und schlan.²⁾

5. Und do siß' ich hie,
Weene späte und früh,
Was der Härregoht kummt
Und mich ooch wegnimmt.“

6. Und do saß se nu,
Fiennte immerzu,
Was der Härregoht kam
Und se ooch wegnahm.

7. Der Paster gob
Z'r a kuhles Grob,
Bei Suhnes derbei,
Und se läten se nei.

8. Do gedenkt's mich schier:
Wäm is touller denn ihr?
Und niemensch kan
Se nu schippen und schlan.

1) kreischte, schrie. — 2) stoßen und schlagen.

4. Franz von Kobell,

geboren am 19. Juli 1803 in München, gestorben daselbst am 11. November 1882, dichtete in oberbayerischer und pfälzischer Mundart.

1. 's Lichtche.

Es hot e Licht in 're Latern
Erschrecklich räsoniert:
„Is jo e Lebe do herinn,
Als wie's e G'fanger führt,
5 Do is e Wand un do e Wand,
Do werd mer dumm d'rbei.
Was ploocht mer mich? Es brennt doch
aach
E Zackel frank un frei.
Is Licht nit Licht? O falschi Welt,
10 Gel', 's bangt d'r vor mein'm Schei',
Deswege' Schranke' überall,
Deswege' sperrscht mich ei'.“
So sächts, un 's hört's e guter Jung,
Wie's juchst nit wenig git,
15 Un nemmt 'n Stod un schlacht halt do
Die Glässer ei' d'rmit.
Jeb' hot des Lichtche triumphiert,
Daß hi' sei' Marterhaus,
Do kummt e Windstoß uffemol
20 Un bloost's beim Stumpe aus. —
So Richter git's erschrecklich viel,
Gar ei'gebildet' un klee',
Un könne', was mer for se forcht,
Sei' Lebtag nit versteh',
25 Un sin' se, wie se wolte' sei',
Mer meent, was nocher brennt,
Nee, 's bloost der Wind e bißche' drei',
Un 's hot der Spaß e End.

2. Die drei Dufat'n.

1. An' armer Bua hat Schwammerln
brocht,¹⁾
Hat lusti dabei g'sunga,
Sei' Jodler hat in still'n Wald
Gar weit und fröhli kunga.

2. Auf oamal aber is er staad,²⁾
Warum? Was is denn g'scheg'n?
A glanzed's Beuterl an an' Boam,
Dees hat er lieg'n seg'n.

3. Do jan g'west drei Dufat'n drin,
Da macht der Bua wohl Aug'n
Und schaukt und draacht i' und zählt i'
gar oft,
Dees Beutei tat ihm taug'n.

4. G'schwind laßt er d' Schwammerln
sei'
Und geht in oan Studier'n:
„Was fangt mit die Dufat'n o'?
Jeb' willst a Leb'n führ'n!“

5. Und was 's um an Dufat'n is,
Dees hat er bald d' erfahr'n.
Es hat den oanzig Haf'n g'habt,
Daß 's halt so weni war'n.

1) gesammelt. — 2) still.

6. Des Gelds hat si' g'schwind vertol!
 Hat si' gar bald verlorn,
 Und arm, ja ärmer als borneh'
 Iss's Buebei wieder wor'n.

7. Da hat 'r halt wieder Schwammerln
 brocht,
 Hat aber koa Zodler flunga;
 Sunst war er nit so mäus'lstad,
 Worun hat er denn nimmer g'funga?

5. Karl Stieler,

geboren am 15. Dezember 1842 zu München, gestorben daselbst am 12. April 1885, dichtete in oberbayerischer Mundart.

An Anfrag.

1. A Bauer hat drei Buabn im Feld,
 Sie lassen goar nix hörn,
 Jetzt is er halt nach Münka¹⁾ nein
 Zum Tragen in d' Kasern.

2. „Wie geht's mein Toni?“ hat er
 gefragt,
 Den mag er halt vor allen.
 Da schaugens nach und sagens ihm:
 „Der is bei Wörth drin gefallen.“

3. „O mein Gott, nei! — und unser
 Hans?“ —
 „Der is mit siebez'g Mann
 Bei Sedan gefallen.“ — „Und der Sepp?“
 — „Der liegt bei Orleans!“

4. Der Alte sagt koa Wort und geht.
 Er hebt sich an am Kasten,
 Am Stuhl, am Türg'schloß, an der
 Stiegn —
 Er muas a weni raften.

5. Drunt auf der Staffel vorn Haus,
 Da is er niederg'fessen,
 Er halt sein Gut no in der Hand,
 Er hat auf alls vergessen.

6. Es gengant²⁾ wohl viel tausend Leut,
 Viel hundert Wagn vorbei.
 Der Vader siht no allweil dort —
 „Drei Buabn und — alle drei!“

1) München. — 2) gehen.

6. Konrad Gröbel,

geboren am 3. Juni 1736 zu Nürnberg, gestorben daselbst am 8. März 1809, dichtete in nürnbergischer Mundart.

Der Schlosser und sein Gesell.

1. A Schlosser haut an G'sell'n g'hat,
 Der haut su longsam g'feilt,
 Und wenn er z' Mittag geff'n haut,
 Dau ober haut er g'eilt.
 Der eierst' in der Schüssel drin,
 Der leht' ah widder draus;
 Es is ka Mensch su fleißi' g'wöst
 Ban Tisch in ganz'n Haus.

2. Siz haut amahl der Master g'sagt:
 „G'sell, dös versteih ih nit;
 Es is doch su mei Lebta g'wöst,
 Und wall ih denk, die Ried:¹⁾
 „Su woi mer arbet,²⁾ ist mer ah;

Da dir geht's nit a su.
 Su longsam haut noh kaner g'feilt
 Und ist su g'schwink woi du.“

3. „Ja,“ sagt der G'sell, „dös was
 ih scho,
 Haut all's fein gout'n Grund;
 Das Geff'n werd halt goar nit lang,
 Die Arbet verzi Stund.
 Wenn aner möiht an ganz'n Tog
 In an Stück ess'n fort,
 Tāt's af die Leht su longsam göih,
 Als woi ban Feil'n dort.“

1) Rede. — 2) arbeitet.

7. (Johann) Peter Gröbel,

geboren den 10. Mai 1760 zu Basel, gestorben am 22. September 1826 in Schwenningen, dichtete in alemannischer Mundart. Er war auch der Verfasser des echt vollstämmlichen und mit gesundem Humor gewürzten Werthens: „Das Schaggläcklein des rheinischen Hausfreundes“.

Der Sommerabend.

1. O, Lueg¹⁾ doch, wie isch d' Sunn so müed,
Lueg, wie sie d' Heimet abezieht!
O lueg, wie Strahl um Strahl verz-
glimmt,

Und wie sie 's Fazenetli²⁾ nimmt,
E Wülkli, blau mit rot vermüschet,
Und wie sie an der Stirne wüschet.

2. 's isch woehr, sie het au übel Zit,
Im Summer gar, der Weg isch wit,
Und z' schaffe findt sie überall
In Hus und Feld, in Berg und Tal.
's will alles Liecht und Wärmli ha
Und spricht sie um e Segen a.

3. Meng Blümli het sie usstaffiert
Und mit scharmante Farbe ziert
Und mengem Jummli³⁾ z' trinke ge
Und g'frogt: „Geseh gnug und witt no
meh?“

Und 's Chäferli het hinteno
Doch au si Tröpfli übercho.

4. Meng Somechöpfli⁴⁾ het sie g'sprengt
Und 's zitig Sömlu use g'lengt.⁵⁾
Gen d' Vögel nit bis z' allerlezt
E Bettles⁶⁾ gha und d' Schnäbel g'wezt?
Und kein goht hungerig ins Bett,
Wo nit si Teil im Ehröpfli het.

5. Und wo am Baum e Chriesi⁷⁾ lacht,
Se het sie 'm roti Väckli g'macht;
Und wo im Feld en Ähri schwankt,
Und wo am Pfohl e Rebe rankt,
Se het sie eben abe g'lengt
Und het's mit Laub und Bluest⁸⁾ um-
hängt.

6. Und uf der Bleichi hat sie g'schafft
Gütte⁹⁾ und je us aller Chraft.
Der Bleicher het sie selber g'freut,
Doch hätt' er nit „Bergelt's Gott!“ g'seit.
Und het e Frau ne Wöschli¹⁰⁾ gha,
Se het sie trocknet druf und dra.

7. 's isch weger¹¹⁾ woehr, und überall
Wo d' Sägesen¹²⁾ im ganze Tal
Dur Gras und Halme gangen isch,
Se het sie g'heuuet froh und frisch.
Es isch e Sach, bi miner Treu,
Am Morge Gras und z' Obe¹³⁾ Heul!

8. Drum isch sie jez so sölli¹⁴⁾ müed
Und brucht zum Schlof ke Obelied;
Kei Wunder, wenn sie schnuift und schwißt.
Lueg, wie sie dört ufs Bergli sißt!
Jez lächlet sie zum lezte Mol;
Jez seit sie: „Schlofet alli wohl!“

9. Und d'unten isch sie! B'hüt di
Gott!
Der Guhl,¹⁵⁾ wo uffem Chilchturm¹⁶⁾ stoht,
Het no nit gnug, er b'schaut sie no.
Du Wundervih¹⁷⁾ was gaffsch denn so?
Was gilt's, sie tut der bald dervür
Und zieht e roten Umhang für!

10. Sie duuret¹⁸⁾ ein, die guti Frau,
Sie het ihr redli Huzschrü¹⁹⁾ au.
Sie lebt g'wiß mittem Ma²⁰⁾ nit gut,
Und chunnt²¹⁾ sie heim, nimmt er si
Gut;²²⁾
Und was i sag, jez chunnt er bald,
Dört sißt er scho im Fohrewald.

11. Er macht so lang, was triibt er
echt?²³⁾
Me meint schier gar, er trau' nit recht.
Chumm numme, sie isch nümme do,
's wird alles sh, se schloft sie scho.
Jez stoht er uf und luegt ins Tal,
Und 's Möhnl²⁴⁾ grüesht en überall.

12. Den! wohl, mer göhn jez au ins
Bett,
Und wer kei Dorn im G'wisse het,
Der brucht zum Schlofen au kei Lied;
Me wird vom Schaffe selber müed;
Und öbbe²⁵⁾ hemmer Schöschli²⁶⁾ g'macht,
Drum geb iz Gott e guti Nacht.

1) seh. — 2) Taschentuch, it. fazzoletto. — 3) Vien-
lein. — 4) Samenläßlein. — 5) herausgeholt. — 6) Ge-
bettel. — 7) Kirsche. — 8) Blüten. — 9) heute den
ganzen Tag. — 10) Wäsche.

11) wahrlich. — 12) Sense. — 13) Abend. — 14) sehr.
— 15) Hahn, lat. gallus. — 16) Kirchturm. — 17) Neus-
gieriger. — 18) dauert. — 19) Hauskreuz. — 20) Mann.
— 21) kommt. — 22) seinen Gut. — 23) wohl. —
24) Fröschelein. — 25) etwa. — 26) kleine Heubäusen
auf den Wiesen.

Anhang II.

Das Sprichwort.

Sprichwörter sind im Munde des Volks geläufige Aussprüche, welche die auf die Erfahrung des alltäglichen Lebens sich gründende Lebensweisheit zum Ausdruck bringen, indem sie entweder allgemein anerkannte Wahrheiten als solche aussprechen (z. B.: Ehrlich währt am längsten — Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen — Ohne Fleiß kein Preis), oder indem sie diese Wahrheiten in die Form von Vorschriften kleiden (z. B.: Trau', schau', wem? — Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist — Erst besinn's, dann beginn's).

Solcher Sprichwörter hat unser deutsches Volk eine große Menge. Ihre Zahl beläuft sich in die Tausende. Meistens sind sie auch sehr alt, und durch den langen Gebrauch haben sie sich in der Form so abgerundet wie die sandgeschleuerten Kiesel im Bach. Sie sind kurz und bündig, ohne überflüssigen Schmuck, so daß sie leicht von der Zunge gehen, leicht in die Rede gemischt und von jedermann behalten werden können.

Ihren Ursprung verdanken sie ebenso der schöpferischen Kraft des Volksgeistes wie das Märchen, die Sage, ja die Poesie überhaupt. Freilich, wie, wo, wann die einzelnen Sprichwörter entstanden sind, wer vermöchte das zu sagen? „Einer sah, hörte, urteilte und sprach. Ein anderer sah und hörte dasselbe; er kam bei seiner Beobachtung zu einem ähnlichen Urteil und sprach dasselbe aus. Noch andere stimmten ihm bei. So wurde nach und nach der Erfahrungssatz ein Wort in aller Leute Mund.“ (Richter.) Sie sind ein Erzeugnis des frisch pulsierenden Lebens im Hause, auf der Straße, in der Gesellschaft, in der Werkstatt, auf dem Markt und werden daher mit Recht eine „Weisheit auf der Gasse“ genannt.

Eine eigenartige Kraft wohnt den Sprichwörtern inne. Stets bergen sie einen tiefen Sinn und sagen viel mit wenigen Worten. Mit wunderbarer Klarheit beurteilen sie eine gerade in Rede stehende Sache. Was oft lange Reden nicht vermögen, das vermag ein Sprichwort: mit einem Male ist die Sachlage klar, ist über Tun und Lassen, über die Richtigkeit oder Verwerflichkeit eines Standpunktes das nötige Licht verbreitet. Witzig und spitzig sagen sie, wie die Dinge sind, streng und unumwunden, wie sie sein sollen; und zwar gibt es kein Gebiet, wo sie nicht zu Hause wären, kein Verhältnis, wo sie sich nicht einmischten. überall sehen sie nach dem Rechten. Vor ihnen ist hoch und niedrig gleich, jeder Stand wird von ihnen gleich derb, kurz und gut und rundheraus beurteilt ohne Ansehen der Person. Bald mit erschreckendem Ernst, bald mit heiterer Laune sind sie zur Hand, wo es gilt, das Gute zu loben und dem Laster und der Torheit entgegenzutreten. Kernig und tief, voll Geist und Gemüt, ehrlich und wahr — so erscheinen sie als der Inbegriff aller Lebensweisheit.

Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß man manchen Sprichwörtern nicht unbedingt beipflichten kann. Einige gibt es, die man als halbwahre bezeichnen kann, indem ihre Aussage von der Erfahrung ebenso oft bestätigt wie widerlegt wird, z. B.: Volkes Stimme, Gottes Stimme — Kleider machen Leute. Andere enthalten Grundsätze, die an und für sich durchaus verwerflich sind und nur insofern als wahr gelten können, als sie bloße Sittengemälde sind und eine Gesinnung charakterisieren, z. B.: Einmal ist keinmal — Jeder ist sich selbst der Nächste — Das Hemd ist einem näher

als der Raub. Endlich gibt es auch solche, die sowohl eine gute als auch eine schlechte Deutung zulassen, z. B.: Mit den Wölfen muß man heulen — Man lebt nur einmal in der Welt.

Sieht man von solchen nicht einwandfreien Beispielen ab, so sind die Sprichwörter ein wahrhaft köstlicher Schatz von Lehren der Lebensklugheit, und ihr Wert und Nutzen ist demzufolge gar nicht hoch genug anzuschlagen. „Ein kurzes Sprichwort verhindert mehr Böses als ein langes Geschwätz,“ sagt das Sprichwort selbst. Wie ein treuer, aufrichtiger Freund begleiten sie uns durch das Leben, warnen vor dem Bösen, halten zum Guten an und spenden in jeder Lebenslage den trefflichsten Rat, der, auf jahrhundertelange Erfahrung gestützt, wie echtes, im Feuer bewährtes Gold ist.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß von jeher den Sprichwörtern die ernste Beachtung geschenkt worden ist. Nicht nur haben gelehrte Leute sich mit emsigem Fleiß und liebevoller Hingabe der Sammlung und Erforschung derselben gewidmet — es sei nur an die neueren Werke von Zarnack, Simrock, Wunderlich und Wandschneider erinnert —, sondern auch unsere Schriftsteller und Dichter haben es nicht verschmäht, von ihnen ausgiebigen Gebrauch zu machen. Ließt man z. B. Luthers Schriften, so begegnet man fort und fort solchen kernigen Volksausprüchen. Und zugestandenermaßen gewinnt eine Rede durch eine weise Anwendung von Sprichwörtern bedeutend an Kraft und Nachdruck. Als unleugbare Zeugnisse für die Wahrheit einer Behauptung, wie schon der Grieche Aristoteles in seiner „Rhetorik“ die Sprichwörter seines Volks nennt, sind sie das beste Mittel zu belehren und zu überzeugen, und daher sollte jeder sich einen guten Vorrat von Sprichwörtern aneignen, um sie bei passender Gelegenheit als Würze seiner Rede mit einfließen zu lassen.

Wir lassen nun eine Anzahl von Sprichwörtern folgen, die wir 1. nach ihrer Form, 2. nach ihrem Inhalt einteilen.

1. Einteilung nach ihrer Form.

a. Einige Sprichwörter bestehen nur aus abgerissenen Wörtern, z. B.: Jung gewohnt, alt getan — Ein Mann, ein Wort — Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen — Junger Spieler, alter Bettler — Heute rot, morgen tot — Ohne Fleiß kein Preis.

b. Die meisten jedoch bestehen aus vollständigen Sätzen, z. B.: Unrecht Gut gedeihet nicht — Wer nicht hören will, muß fühlen — Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen — Lügen haben kurze Beine — Frisch gewagt ist halb gewonnen — Was Hanschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr — Gut Ding will Weile haben — Wer zuletzt lacht, lacht am besten — Böse Gesellschaften verderben gute Sitten — Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist — Der Fehler ist so schlimm wie der Stehler.

c. Viele Sprichwörter haben einen gefälligen Reim, indem das unbewußt dichtende Volk gerade darin das Mittel fand, sie dem Gedächtnis am besten einzuprägen, z. B.: Der Mensch denkt, Gott lenkt — An Gottes Segen ist alles gelegen — Je größer die Not, je näher Gott — Versprechen und halten steht fein bei Jungen und Alten — Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er gleich die Wahrheit spricht — Fische fangen, Vogelstellen verderben manchen Jungesellen — Veischedenheit ein schönes Kleid — Eigenlob stinkt, Freundeslob hinkt, Feindeslob klingt — Zuvor getan, hernach bedacht, hat manchen in groß Leid gebracht — Besser allein als in böser Gemein' — Morgenstund' hat Gold im Mund — Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch ans Licht der Sonnen.

d. Viele Sprichwörter hüllen ihren Sinn in ein Bild, das ihnen Anschaulichkeit und Frische verleiht, z. B.: Wer an den Weg baut, hat viele Meister — Steter Tropfen höhlt den Stein — Keine Rose ohne Dornen — Wer Pech angreift, besudelt sich — Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht — Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer — Rom ist nicht an einem Tag erbaut — Wer den Honig haben will, darf den Stachel nicht scheuen — Jeder lehre vor seiner Tür — Wie man in den Wald schreit, so hallt es heraus — Ein fauler Apfel steckt den andern an — Es ist nicht alles Gold, was glänzt — Wer nicht bestäubt sein will, bleibe aus der Mühle — Mancher

geht nach Wolle aus und kommt geschoren selbst nach Haus — Ein leeres Faß klingt — Die vollsten Ehren neigen sich am meisten — Es fällt keine Eiche vom ersten Streiche — Wie der Hanf, so der Faden — Gebrauchter Pflug blinkt, stehend Wasser stinkt — Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn — Ein schlechter Nagel verdirbt oft ein gutes Pferd — Mit Speck fängt man Mäuse — Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist.

2. Einteilung nach ihrem Inhalt.

Nach ihrem Inhalt lassen sie sich einteilen a. in solche, die den Menschen auf Gott weisen, z. B.: Wen Gott nicht hält, der fällt — Trunk und iß, Gottes nicht vergiß — Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut — Der alte Gott lebt noch — Gott gibt nicht mehr Frost als Kleider — Wider Gott hilft keine Macht;

b. in solche, die von dem Verhältnis des Menschen zu seinen Mitmenschen handeln, z. B.: Was einem recht ist, ist dem andern billig — Je lieber das Kind, desto schärfer die Rute — Wer das Alter nicht ehrt, ist des Alters nicht wert — Jugend, gib dem Alter Ehr', rede wenig, höre mehr — Die uns lehren, müssen wir ehren — Wie der Herr, so der Knecht — Eine Hand wäscht die andere — Eintracht unter Nachbarn ist Vorspann den Berg hinan — Friede ernährt, Unfriede verzehrt — Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot — Almosen geben armet nicht — Geben ist seliger denn Nehmen — Man soll die Perlen nicht vor die Säue werfen — Wer mit Hunden schläft, steht mit Flöhen auf — Ein braver Mann hilft, wo er kann;

c. in solche, die den Menschen seine Pflicht gegen sich selbst lehren, z. B.: Besser ehrlich gestorben als schändlich verdorben — Übermut tut selten gut — Fleiß bringt Brot — Handwerk hat einen goldenen Boden — Lerne was, so kannst du was — Wer etwas kann, den hält man wert, den Ungeschickten niemand begehrt — Spare in der Zeit, so hast du in der Not — Wer viel schwatzt, lügt viel — Die viel anfangen, enden wenig —

Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel — Untreue schlägt den eigenen Herrn — Guter Name ist ein reiches Erbteil — Allzu scharf macht schartig — Verzeih dir nichts, andern viel — Scham hindert Schande — Wer da sagt, was ihn geküßt, der muß hören, was ihn entrüßt — Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Mit den Sprichwörtern verwandt sind die sprichwörtlichen Redensarten. Sie dienen zur kernigen Veranschaulichung eines Gedankens und fügen sich, da sie unvollständige Sätze sind, der jeweiligen Satzkonstruktion ein.

Beispiele: Den Mund voll nehmen — Lustschlösser bauen — Sich zwischen zwei Stühle setzen — Durch die Finger sehen — Die Kaze im Sack kaufen — Das Kind mit dem Bade ausschütten — Ein Auge zudrücken — Sich aufs hohe Roß setzen — Auf den Hund kommen — Mit der Tür ins Haus fallen — Einem ein X für ein U machen (eigentlich: Einem ein X für ein V machen) — Mit einem fremden Kalbe pflügen — Ei ins Feuer gießen — Vom Regen in die Traufe kommen — Sein Schäfchen im Trocknen haben — Aus einer Mücke einen Elefanten machen — Auf dem Holzwege sein — Mit dem Zaunpfahle winken — In einen sauren Apfel beißen — Kein Blatt vor den Mund nehmen — Wasser mit einem Siebe schöpfen — Jemand ein Dorn im Auge sein — Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen — In den Wind reden — Leeres Stroh dreschen — Die Nase hoch tragen — Wie die Kaze um den heißen Brei herumgehen — Einem einen Floh ins Ohr setzen — Um des Kaisers Bart streiten — Mit der Wurst nach dem Schinken werfen — Einem die Stange halten — Haare lassen müssen — Das Gras wachsen hören — Wider den Strom schwimmen — Das fünfte Rad am Wagen sein — Etwas aus dem Ärmel schütteln — Etwas ansehen wie die Kuh das neue Tor — Vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen — Haare auf den Zähnen haben — In ein Horn blasen — In ein Wespennest greifen — Weder gehauen noch gestochen sein — Das Hasenpanier ergreifen — Den Mantel nach dem Wind hängen usw.

Anhang III.

Abriß der deutschen Poetik.

(Nach den Lehrbüchern von Cremer, Sommert, Lange u. a.)

A. Von der Dichtkunst im allgemeinen.

Die Poetik ist die Lehre von der Poesie und behandelt sie nach Wesen, Form und Inhalt.

Die Poesie, als eine der schönen oder freien Künste, zu denen auch die Plastik, die Malerei und die Musik gehören,¹⁾ hat, wie diese, die Aufgabe, einen schönen Gedanken in schöner Form zu verkörpern. Ihr Endzweck ist, das Menschenherz zu erfreuen und zu erheben und dadurch das Leben selbst zu verschönern.

Ihr Darstellungsmittel ist die Sprache, welche sie zur umfassendsten und höchsten aller Künste erhebt, da sie dadurch das ganze unermessliche Reich der Gedanken und Gefühle des Menschen zum Ausdruck bringt, während die andern Künste trotz der großen Zahl der ihnen eigenthümlichen Kunstwerke doch nur einen beschränkten Kreis der Vorstellungswelt beherrschen.

Auch die Prosa bedient sich der Sprache. Von ihr unterscheidet sich die Poesie jedoch durch die Auffassung ihres Gegenstandes und durch die Form der Darstellung. Die Prosa (*oratio prorsa* = geradeausgehende Rede) erfasset ihren Gegenstand lediglich mit dem Verstande und sucht ihn wahr, deutlich und angemessen, ohne sich an die Gesetze des Rhythmus und des Reims zu binden, zur Darstellung zu bringen. Sie nimmt

die Dinge, wie sie in Wirklichkeit sind, und will belehren. Die Poesie hingegen, die nicht die Erkenntnis der Dinge zum Zweck hat, sondern allein die Versinnlichung des Schönen, ist ein Erzeugnis der Phantasie, die den darzustellenden Gegenstand zunächst als toten und rohen Stoff in sich aufnimmt und bei tieferregtem Gefühl zur lebendigen Vorstellung werden läßt, ihn dann schöpferisch nach dem Gesetz des Schönen aufbaut und ihn endlich in idealisierter Gestalt als Kunstwerk wiedergibt. Diese schöpferische Tätigkeit der Phantasie (vgl. die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Poesie“) ist ein unmittelbares Geschenk Gottes. — Wie nicht jedes sogenannte Gedicht wahre Poesie ist, nämlich wenn darin eine platte Nüchternheit zutage tritt, so enthält umgekehrt manche Prosa wirklich poetische Gedanken in entsprechend schöner Darstellung.

Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke tut's auch noch nicht;
Es kommt darauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle. (Geibel.)

Die Mittel, deren sich die Poesie bedient, um ein Kunstwerk zu schaffen, sind eine sinnlich=anschauliche, plastische Darstellung, eine schwingungs- und schmuckvolle Ausdrucksweise (Figuren und Tropen) und eine nach metrischen Gesetzen gebildete schöne Form. Diese Gesetze betreffen den Rhythmus, den Reim und den Strophenbau.

1) Die Architektur als eine praktischen Zwecken dienende Kunst kann im eigentlichen Sinn nicht zu den freien Künsten gerechnet werden. •

B. Die Formen der Dichtkunst.

I. Der Rhythmus.

Unter dem Rhythmus versteht man die durch gleichmäßig geordnete Aufeinanderfolge von stark betonten und weniger oder gar nicht betonten Silben bewirkte eigentümliche Taktbewegung der Sprache. Die betonten Silben (—) heißen *Hebungen* oder *Arten*, die weniger oder gar nicht betonten (˘) *Senkungen* oder *Theben*.

Durch die Verbindung von einer Hebung mit einer oder zwei Senkungen entsteht der Versfuß, durch die Verbindung mehrerer Versfüße der Vers.

Bei der Bildung des deutschen Verses kommen hauptsächlich folgende fünf Versfüße in Betracht: 1. der *Jambus* (—˘: Gefäng); 2. der *Trochäus* (—˘: Leben); 3. der *Spondeus* (—˘: Mondschein; —˘: blutarm); 4. der *Anapäst* (˘˘—: Element); 5. der *Daktylus* (—˘˘: Wanderer). Diese Bezeichnungen stammen aus der antiken Metrik und sind nur uneigentlich auf die deutsche Poesie anwendbar, da die Griechen und Römer ihre Verse nach einem andern Gesetz bauten als wir. Sie maßen ihre Silben nach der zeitlichen Dauer (quantitierender Rhythmus), während bei uns die Tonstärke bestimmend ist (akzentuierender Rhythmus). Doch ist festzuhalten, daß gleichzeitig durch die Tondauer auch die Tonstärke und durch die Tonstärke auch die Tondauer gewinnt. Vor Martin Opitz (vgl. S. 96), der die Gesetze des deutschen Versbaus feststellte, pflegte man die Verse nach der Zahl der Silben zu bilden (numerierender Rhythmus).

Der Versston fällt im Deutschen mit dem Wortton zusammen. Abweichungen von dieser Regel heben die rhythmische Form der Versart teilweise oder ganz auf, und in diesem Fall hat sich der Versakzent dem Wortakzent unterzuordnen.

Vergleiche:

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?

(S. 189.)

Oder:

Über dreihundert hat man gezählt,
Koske, zu denen der Reiter gezählt.

(S. 420.)

Oft steht ein sonst unbetontes Wort (Silbe) an rhythmisch bedeutsamer Stelle. Es darf dann nicht so stark gesprochen werden wie eine hochtonige Silbe, weil sonst der Sprache Gewalt angetan würde und ein leierhaftes Wesen entsteünde.

Vergleiche:

Nächtlich am Büfento läpeln bei Eofenza
dumpe Fieber.

(S. 276.)

Oder:

So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus.

(S. 214.)

Etwas anderes ist das *Skandieren*, das heißt, die absichtliche Hervorhebung der betonten Silben, um den Rhythmus zu bestimmen.

Zuweilen geht dem eigentlichen Metrum eine Silbe als Auftakt voraus (Anakrusis).

II. Von den Versen.

Man unterscheidet Verse von reinem und solche von gemischtem Versmaß. Jamben verbinden sich oft mit Anapästen, Trochäen mit Daktylen. Auch Spondeen kommen in Verbindung mit Daktylen vor, um den drei Silben des Daktylus die Wage zu halten.

Nach der Zahl der den Vers bildenden Füße unterscheidet man: Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter. Jambische, trochäische und anapästische Verse werden *dipodisch* gemessen, das heißt, je zwei Versfüße sind eine Maßeinheit, daktylische und daktylisch-spondeische hingegen *monopodisch*, das heißt, jeder einzelne Versfuß gilt als Metrum. Demnach besteht z. B. ein iambischer Dimeter aus vier Jamben, ein daktylischer aus zwei Daktylen.

Oftmals erscheint der letzte Versfuß verstümmelt, oder er erhält eine oder zwei

überzählige Silben. So entstehen vollzählige (akatalektische), überzählige (hyperkatalektische) und unvollzählige (katalektische) Verse.

Zur Vermeidung der Einförmigkeit der regelmäßigen Rhythmen in längeren Versen bildet man Ruhepunkte oder Einschnitte, nämlich die Zäsur und die Diärese oder Inzision. Jene fällt in einen Versfuß, diese zwischen die Versfüße.

Beispiel für die Zäsur:

Auf die Postille gebückt, | zur Seite des wär-
menden Ofens. (S. 138.)

Beispiel für die Diärese:

Wüstenkönig ist der Löwe; | will er sein Gebiet
durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, | in dem hohen
Schiff zu liegen. (S. 375.)

Die Wortstellung im Verse weicht vielfach von der in der Prosa ab, darf jedoch nicht unnatürlich sein.

III. Die wichtigsten Versarten.

1. Der Hexameter, Sechsfuß, der heroische Vers der Griechen, besteht in seiner reinsten Form aus sechs Daktylen. Die Daktylen können, mit Ausnahme des fünften, mit Spondeen oder Trochäen vertauscht werden. Die Zäsur fällt in den dritten oder vierten Versfuß. Beispiel: „Der Messias“ (S. 123); „Der siebzigste Geburtstag“ (S. 138).

2. Der Pentameter, Fünffuß, ist ein verkürzter Hexameter, indem der dritte und der sechste Versfuß ohne Senkung sind, so daß diese beiden Hebungen für einen Fuß gerechnet werden. Er kommt nur in Verbindung mit dem Hexameter vor. Beispiel: „Die Kenien“ (S. 225).

3. Der Alexandriner, der heroische Vers der Franzosen, ist ein sechsfüßiger iambischer Vers mit regelmäßiger Diärese in der Mitte. Er leidet leicht an Eintönigkeit — Herder nennt ihn ein „Hackbrett“ —, weshalb er, nachdem Opitz ihn in der deutschen Dichtkunst zur Herrschaft gebracht hatte, in und seit der klassischen Periode nur selten noch angewandt wurde. Beispiele: „Die Alpen“ (S. 106); „Die Weisheit des Brahmanen“ (S. 284). *

Verschieden vom Alexandriner ist der 3. V. von Goethe, Schiller, Platen angewandte Senarius nur durch die Zäsur im dritten oder vierten Versfuß.

4. Der neue Nibelungenvers ist ein sechsfüßiger iambischer Vers mit weiblicher Zäsur nach dem dritten Versfuß, wodurch er sich vom Alexandriner unterscheidet. Uhland verlieh ihm durch Gebrauch von Anapästern größere Mannigfaltigkeit. Beispiel: „Des Sängers Fluch“ (S. 307).

5. Der reimlose fünffüßige Jambus, Blankvers (Vers ohne Reim) oder Quinar genannt, ist seit Lessing, der ihn statt des Alexandriners anwandte, vorzugsweise der Vers des deutschen Dramas, wird jedoch auch in kleineren Gedichten verwertet. Beispiel: „Arist“ (S. 120).

6. Der Akzentvers ist ein freier Vers, der insofern von den strengen Gesetzen der Rhythmik abweicht, als für ihn nur die Hebungen maßgebend sind, während die Zahl der Senkungen dem Belieben des Dichters anheimgestellt ist. Beispiele: „Gefang der Geister über den Wassern“ (S. 185); „Abenddämmerung“ (S. 368).

In Anlehnung an die volkstümlichen Akzentverse des Mittelalters (Reimpaare der Meistersinger) entstanden später die arg geschmähten Knüttel- oder Knittelverse, die aber durch Goethe im „Faust“ und Schiller in „Wallensteins Lager“ wieder zu Ehren gebracht wurden. Beispiel: „Legende vom Hufeisen“ (S. 190).

IV. Vom Reime.

Der Reim ist ein Gleichklang von Vokalen oder Konsonanten oder beiden zugleich. Er dient zur Bindung der Verse und verleiht ihnen sprachlichen Wohlklang und ist deshalb ein wichtiges Mittel der schönen poetischen Darstellung.

Nach der Beschaffenheit der sich reimenden Laute unterscheidet man 1. den Stabreim (Alliteration), 2. den Vokalreim (Assonanz) und 3. den Vollreim.

1. Der Stabreim (Alliteration) ist die Wiederkehr desselben Anfangsbuch-

stabs in den Gebungen inhaltlich bedeutungsvoller Wörter. In den altdeutschen Dichtungen konnte er sowohl durch Konsonanten als auch durch Vokale, die jedoch nicht gleichlautend zu sein brauchten, gebildet werden (a); in der neueren Literatur ist er fast nur konsonantisch (b). Sehr häufig tritt er in volkstümlichen Redewendungen auf (c) und dient zur Lautmalerei (d).

Beispiele:

- (a) „Das Hildebrandslied“ (S. 3).
- (b) „Roland der Rief“ (S. 279).
- (c) Mann und Maus, los und ledig; Eden und Enden, oben und unten.
- (d) „Das Lied von der Glocke“, Zeile 163 bis 165 W (S. 203).

2. Der Vokalreim (Assonanz) ist der Gleichklang von Vokalen in betonten Silben. Wie der Stabreim, so erscheint auch er oft in Redensarten (a), dient, wie dieser, zur Lautmalerei (b) und vertritt in Gedichten oft den Vollreim, besonders im Volks- und im Kirchenliede (c).

Beispiele:

- (a) Tag und Nacht, sengen und brennen, kurz und gut.
- (b) Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt (S. 192).
- (c) „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ (S. 378).

Christ ist erstanden
Von der Marter alle.

3. Der Vollreim besteht in dem Gleichklang der auslautenden Vokale betonter Silben oder der Vokale samt den darauffolgenden Lauten, z. B.: Tau — blau, traue — schaue, Saft — Kraft.

Nach dem Klang unterscheidet man 1. reine Reime, z. B.: Hort — Wort, klein — fein; 2. unreine Reime, z. B.: grünen — dienen, Maß — beiden — reiten; 3. gleiche Reime, z. B.: gewendet — gewendet.

Nach dem Umfange unterscheidet man 1. stumpfe (männliche) Reime, z. B.: Gut — Blut; 2. klingende (weibliche) Reime, z. B.: leben — heben; 3. gleitende Reime, z. B.: sonnige — trübnisse.

Nach der Stellung unterscheidet man 1. den Anfangsreim (a), 2. den

Binnenreim (b), 3. den Endreim (c).

Beispiele:

- (a) Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trogigen Gebärden
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden. (S. 389.)
- (b) Sie kommen und zeigen und neigen
sich all',
Unzählige, selige Leute. (S. 192.)
- (c) Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Daß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen. (S. 283.)

Nach der Verknüpfung der Reimzeilen unterscheidet man a. gepaarte Reime (aabb); Beispiel: „Der Erbkönig“ (S. 188);

b. gekreuzte Reime (abab); Beispiel: „Freiheit“ (S. 304);

c. umklammernde Reime (abba); Beispiel: „Schäfers, Sonntagslied“ (S. 306);

d. verschränkte Reime, die in großer Mannigfaltigkeit auftreten, z. B.: „Aufruf“ (S. 299): abaabeded; oder „Der Ring des Polhkrates“ (S. 212): aabcecb;

e. unterbrochene Reime (abcb); Beispiel: „Schloß Boncourt“ (S. 263);

f. durchgängige oder Schlagreime; Beispiel: die Silbe all in „Das Glück von Edenhall“ (S. 307);

g. Rehrreime (Refrain), die regelmäßige Wiederholung eines Wortes oder Verses am Ende jeder Strophe, z. B. „Andreas Hofer“ (S. 375) und „Das ruft so laut!“ (S. 280).

V. Von den Strophen.

Die Strophe ist die Verbindung mehrerer Verse zu einer Einheit. Sie ist ein in sich abgeschlossenes Gebäude und muß als solches auch dem Ohre erscheinen. Abweichungen von diesem Gesetz (Enjambement, z. B. „Die Kraniche des Ibykus“, Strophe 12, S. 214) beeinträchtigen leicht die künstlerische Wirkung.

Die Strophe kann aus 2 bis 16 Zeilen bestehen. Es herrscht daher in ihrer Bildung die größte Mannigfaltigkeit. Von den feststehenden Strophen sind folgende die wichtigsten:

1. Deutsche Strophen.

1. Die Reimpaare; Beispiel: „Der Reiter und der Bodensee“ (S. 311).

2. Die Nibelungenstrophe. Über die alte s. S. 11. Die neue, durch Uhland eingeführt, unterscheidet sich von der alten durch regelmäßige Anwendung von Tonsenkungen in jedem Versfuß. Beispiel: „Des Sängers Fluch“ (S. 307).

3. Der Hildebrandsston, so genannt nach seiner Anwendung im neuen „Hildebrandslied.“ Er besteht aus acht Halbversen der Nibelungenstrophe mit gekreuzten Reimen. Beispiel: „Gudruns Klage“ (S. 391).

4. Die Lyrische Strophe. Sie gliedert sich meist in Auf- und Abgesang. Der Aufgesang besteht aus zwei gleichen Hälften (Stollen), die, wie in vielen Kirchenliedern, auch nach derselben Melodie gesungen werden. Beispiel: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ (S. 82); „Das treue Herz“ (S. 97). Zweiteilige Strophen haben zwei gleiche Hälften, die sich dann als Haupt- und Gegenstrophe gegenüberstehen. Beispiel: „Nun ruhen alle Wälder“; „Prinz Eugenius“ (S. 378).

2. Antike Strophen.

1. Das Distichon. Es besteht aus der Verbindung eines Hexameters mit einem Pentameter. Beispiel: Schillers „Xenien“ (S. 225). Aneinandergereihte Distichen bilden das elegische Versmaß. Beispiel: Goethes „Venetianische Epigramme“ (S. 193).

2. Die sapphische Strophe, nach der griechischen Dichterin Sappho († 550 v. Chr.) genannt. Ihr Bau ist folgender:

— — | — — — — | — — | — —
— — | — — — — | — — | — —
— — — — | — — — — | — — — —

Beispiel: „Los des Thräkers“ (S. 278).

3. Die alkäische Strophe, von Alkaios, einem Zeitgenossen der Sappho, erfunden. Ihr Bau ist folgender:

— — | — — — — | — — — — | — — — —
— — | — — — — | — — — — | — — — —
— — — — | — — — — | — — — — | — — — —

Beispiel: „Die beiden Musen“ (S. 126).

4. Die asklepiadische Strophe, nach Asklepiades (300 v. Chr.) benannt. Ihr Bau ist folgender:

— — — — | — — — — | — — — — | — — — —
— — — — | — — — — | — — — — | — — — —
— — — — | — — — — | — — — — | — — — —

Beispiel: „Das Landluben“ (S. 141).

3. Romanische Strophen.

1. Das Sonett (Klanggedicht). Es stammt aus Italien, wo es von Petrarca ausgebildet wurde, und besteht aus vierzehn fünffüßigen, vorwiegend weiblich reimenden Jambusversen, die sich auf vier Strophen verteilen, von denen die beiden ersten je vier, die beiden letzten je drei Verse zählen. Die Reimstellung in den beiden Vierzeilen ist abba. Die Drei-zeilen sind an keine bestimmte Reimstellung gebunden, haben aber meist das Schema: edded. Das Sonett hat seit Opitz in der deutschen Lyrik eine sehr umfassende Anwendung gefunden. Beispiel: „Das Sonett“ (S. 256).

2. Die Terzine. Sie ist gleichfalls italienischen Ursprungs und ist eine dreizeilige fünffüßige Jambenstrophe. Die Reime sind nach dem Schema aba, bab, ede u. kettenartig verschlungen. Die letzte Strophe hat stets eine überzählige Zeile. Beispiel: „Salas y Gomez“ (S. 267). Verwandt mit der Terzine ist das Risorneil, in dem die erste und die dritte Zeile reimen, die der Terzine eigne Reimverschlingung aber fehlt.

3. Die Oktave oder Stanze (ottave rime). Sie stammt auch aus Italien und besteht aus acht fünffüßigen Jamben mit folgender Reimformel: abababcc. Beispiel: Die Monologe in Schillers „Jungfrau von Orleans.“ Die sizilianische Oktave hat den Reimschluß ab statt cc. Beispiel: „Epilog zu Schillers Glocke.“ Die Oktave tritt auch trochäisch auf. Beispiel: „Die Eichen“ (S. 298).

Außer diesen kommen noch vor die Kanzone, die Sestine, die Dyzime, das Triolett, das Madrigal und das Rondo. Von den orientalischen Strophen ist die gebräuchlichste

das Gajel (die Gajele), ein vielzeiliges Gedicht mit nur einem Reim in den beiden ersten Zeilen und dann in der vierten, sechsten, achten usw. Das Schema ist

also: aabacada uff. Beispiel: „Gajelen“ (S. 278). Aus dem Orient stammt auch die Makame, eine aus Versen und Prosa gemischte Dichtungsart.

C. Die Arten der Dichtkunst.

Die dichterische Tätigkeit vollzieht sich in zweifacher Weise. Entweder stellt der Dichter die durch seinen Gegenstand hervorgerufene Empfindung dar, oder er schildert den Gegenstand selbst, der die Empfindung hervorgerufen hat. So entstehen die zwei Hauptgattungen der Dichtkunst, in jenem Fall die lyrische, subjektive, in diesem die epische, objektive Poesie. Von diesen beiden lassen sich noch unterscheiden: 1. die beschreibende, 2. die belehrende und 3. die dramatische Poesie. Die beschreibende Poesie, in der der Dichter ein Bild oder Gemälde vor unsern Augen entstehen läßt, tritt (seit Lessing) nur vereinzelt als selbständige Gattung auf. Um so umfangreicher ist die belehrende (didaktische) Poesie, wobei der Dichter entweder vermittelt oder unvermittelt Wahrheiten in schöner, dichterischer Sprache behandelt, und die dramatische Poesie, wo er Personen redend und handelnd unserm Auge als gegenwärtig vorführt. Endlich unterscheidet man auch noch gemischtartige Dichtungen, wie: episch-lyrische, episch-didaktische, lyrisch-didaktische.

I. Die lyrische Poesie.

Die Lyrik ist, wie oben angedeutet, die poetische Darstellung des Innenlebens des Menschen, seiner Gefühle. (Vgl. S. 396. 278.) Die Griechen pflegten ihre lyrischen Ergüsse unter Begleitung der Lyra vorzutragen — daher der Name —, wie denn überhaupt die Lyrik erst durch Verbindung mit der Musik zu ihrer vollen Geltung kommt.

Man unterscheidet das Lied, die Ode, die Hymne, die Dithyrambe und die Elegie.

1. Das Lied ist der einfache, singbare Ausdruck poetischer Empfindung ohne alle

Nebenbedeutung, wie sie den andern Arten der Lyrik zukommt. Man unterscheidet das Volkslied (vgl. S. 58) und das Kunstlied. Beide können geistlich oder weltlich sein. Geistliche Lieder sind z. B. die durch Luther, Paul Gerhardt u. a. geschaffenen herrlichen Kirchenlieder (vgl. S. 82). Weltlich sind die zahllosen Wander-, Liebes-, Jäger-, Natur-, Vaterlandslieder usw. Zahlreiche Beispiele sind zu finden bei Goethe, E. M. Arndt, W. Hauff, G. von Fallersleben, Geibel, Greif und andern.

2. Die Ode ist das erhabene Lied voll hoher Begeisterung mit entsprechender schwungvoller, bilderreicher Sprache. Beispiel: „Die beiden Musen“ (S. 126). Ist die Ode religiösen Inhalts, so nennt man sie Hymne, obwohl diese Bezeichnung jedem Lob- und Preislied beigelegt wird. Beispiel: „Die Ehre Gottes aus der Natur“ (S. 109). Als stürmischer Lobpreis irdischer Freuden heißt sie Dithyrambe.

3. Die Elegie ist der wehmütige Ausdruck der Sehnsucht nach einem verlorenen oder unerreichten Glück, jedoch meist mit versöhnendem, beruhigendem Ausklang. Beispiel: „Schloß Boncourt“ (S. 263). Ein Beispiel der in Distichenform, dem elegischen Versmaß der Griechen, abgefaßten Elegie ist „Pompeji und Herculaneum“ (S. 200).

II. Die epische oder erzählende Poesie.

Unter der epischen Poesie versteht man die dichterische Gestaltung von Erscheinungen und Begebenheiten der Außenwelt, wobei aber der Dichter mit seiner Persönlichkeit zurücktritt, indem zwar das, was er in dem Gedicht ausspricht, das in seiner Seele Gehildete ist, aber doch des Ausdrucks seiner Empfindungen entbehrt. Die epische Poesie

umfaßt das Märchen, die Sage, die Legende, die Mythe, die poetische Erzählung, die Ballade und Romanze, das Idyll, das Epos und den Roman und die Novelle. Einige dieser Arten treten auch im Gewande der Prosa auf.

1. Das Märchen ist die einer kindlich-naiven Weltanschauung entsprungene gemüthvolle Wundererzählung, in der die frei schaltende Phantasie neben Wahrem und Natürlichem die seltsamsten Gebilde hervorzaubert, z. B. Feen, Elfen, Nixen, Kobolde, Riesen und Zwerge, durch die es uns Blicke thun läßt in die Denk- und Vorstellungsweise unsers Volkes, als dasselbe noch in dem Bann des Heidenthums lag. So ist das Märchen „der älteste und treueste Spiegel des Volkscharakters“. Die Zahl der Märchen ist sehr groß. Treffliche Sammlungen haben die Gebrüder Grimm, L. Bechstein und K. Simrock veranstaltet. Beispiele: „Dornröschen“ (S. 286); „Hochzeitslied“ (S. 191).

2. Die Sage ist die durch „Sagen“, das heißt, mündliche Überlieferung, entstandene Erzählung wunderbarer Begebenheiten, die sich an bestimmte — meist historische — Personen (a), Ortlichkeiten (b) oder Begebenheiten (c) anlehnt. Behandelt die Sage Stoffe aus der christlichen Kirche so wird sie zur Legende (d), und zur Mythe (e), wenn sie der Götterlehre oder überhaupt der Vorzeit entnommen ist. Beispiele: (a) „Der alte Barbarossa“ (S. 279); (b) „Mummelsees Rache“ (S. 349); (c) „Gotentreue“ (S. 441); (d) „Der gerettete Jüngling“ (S. 171); (e) „Arion“ (S. 257).

3. Die poetische Erzählung ist die Darstellung einer wirklich geschehenen (a) oder als wirklich geschehen gedachten Begebenheit (b) in dichterischer Sprachform. Ist sie komischer Art, so wird sie zum Schwank (c). Beispiele: (a) „Die Gottesmauer“ (S. 259); (b) „Der Löwenritt“ (S. 375); (c) „Sanft Peter und die Weis“ (S. 93); „Die Hiftörchen“ (S. 341).

4. Die Ballade und die Romanze unterscheiden sich von der poetischen Erzählung durch das Auftreten eines Ihi-

schen Elementes, indem zuweilen der Dichter seine Theilnahme an seinem Stoff enthüllt. Die Ballade (a) ist nordischen Ursprungs und stellt mit dem Grundzug des Ernstes und düsternen das Geheimnißvolle, Tragische dar oder ergreift durch das Großartige, Bedeutende der That. Die Romanze (b) hingegen, eigentlich ein in romanischer Sprache abgefaßtes Volkslied, stammt aus dem Süden und hat einen heiteren Charakter und läßt dem Menschen in seinem Handeln mehr Willensfreiheit. In den meisten Fällen jedoch ist eine strenge Unterscheidung zwischen beiden nicht möglich, weshalb Uhland sagt: „Romanze ist die Ballade des Südens, Ballade die Romanze des Nordens.“ Schiller nannte alle seine erzählenden Gedichte Balladen, nur den „Kampf mit dem Drachen“ und „Die Bürgschaft“ nannte er Romanzen. Aber sicher ist, daß sie sämtlich klar und scharf weder der einen noch der andern Art zugezählt werden können. Beispiele: (a) „Der Erbkönig“ (S. 188); (b) „Der Sänger“ (S. 189).

Der Ballade und Romanze verwandt ist die Rhapsodie, ursprünglich ein bruchstückartiges, von einem Rhapsoden vorgetragenes Gedicht, nach der jetzigen Auffassung jedoch die dichterische Darstellung vaterländischer Stoffe, in denen tapfere, kühne Helden verherrlicht und ihre Thaten zur Racheiferung hingestellt werden. Beispiel: „Taillefer“ (S. 310).

5. Das Idyll (die Idylle), das ländliche Gedicht, schildert bis zur Kleinmalerei das stille Glück beschränkter Verhältnisse, z. B. des Hirten- oder Land Lebens, der ruhigen Häuslichkeit u. a. Beispiel: „Der siebzigste Geburtstag“ (S. 138).

6. Das Epos stellt ein bedeutsames Ereignis aus dem Menschen- oder Völkerleben dar, und zwar in der Weise, daß sich um eine bestimmt hervortretende Haupthandlung eine Reihe von Nebenhandlungen oder Episoden gruppiert, die sich mit jener zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließen. Die Darstellung schreitet ruhig und in gewisser Breite fort und bietet so durch genaue,

jorgfältige Ausmalung aller einzelnen Züge ein ausführliches Bild des zu handelnden Gegenstandes. Man unterscheidet das Volksepos und das Kunstepos. (Vgl. S. 10.) Verschiedene Arten des Kunstepos sind: 1. das heroische Epos, das eigentliche Helldengedicht, das seinen Stoff der Sage oder der Geschichte entnimmt, z. B. „Das befreite Jerusalem“ von Torquato Tasso (übersetzt z. B. von Streckfuß); 2. das romantische Epos, das Ereignisse aus dem romantischen Sagenkreise behandelt, z. B. „Parzival“ (S. 40), oder einen ähnlichen, abenteuerlichen, frei erfundenen Stoff zum Gegenstand hat, z. B. Wielands „Oberon“, Schulzes „Bezauberte Rose“, Kinkels „Otto der Schütz“; 3. das religiöse Epos, das biblische oder überhaupt christliche Personen zu epischen Gestalten macht, z. B. „Der Heliand“ (S. 6. 7), Klopstocks „Messias“ (S. 123), dem in seiner Bedeutung Dantes „Göttliche Komödie“ und Miltons „Verlorne Paradies“ entspricht; 4. das idyllische Epos, das seinen Stoff aus der Beschränktheit ländlich-bürgerlicher Zustände nimmt, z. B. Goethes „Hermann und Dorothea“; 5. das komische Epos, das durch Darstellung des Heiteren und Lächerlichen ergöken will, z. B. „Nibelungen im Frack“ von A. Grün. Hierher gehören auch das Tierepos („Heineke Fuchs“ von Goethe), ferner die Parodie (a), die durch Übertragung der Form eines ernsten, würdigen Gedichts auf ein anderes, das dem Inhalt nach von jenem durchaus verschieden ist, und die Travestie (b), die durch possenhafte Einkleidung eines erhabenen Gegenstandes eine komische Wirkung erzielt. Beispiele:

(a) Die Erscheinung im Kaffeesaale.

1. In einer Stadt bei jungen Frauen
Erscheint nach jedem Mittagsmahl,
Sowie der Kaffee sich läßt schauen,
Ein geistig Wesen in dem Saal.

2. Es ist nicht in dem Saal geboren,
Man fragt es nicht, woher es kam;
Doch schnell ist seine Spur verloren,
Sobald man wieder Abschied nahm.

3. Vereinigend ist seine Nähe,
Und alle Lippen tun sich auf,
Und keine Würde, keine Höhe
Hemmt ihres Wörterstromes Lauf.

4. Es bringt Fehler mit und Namen,
Gemerkt in einem andern Haus,
Bei eingebildeteren Damen,
Auf einem andern Kaffeeschmaus.

5. Und schenket jeder eine Gabe,
Der Wit und jener scharfen Blick;
Der Jüngling wie der Greis am Stabe,
Ein jeder kommt beklatscht zurück.

6. Zum Tadel dienen alle Gäste;
Doch birgt sich wo ein liebend Paar,
Das gibt der Kaffeereden beste,
An dem läßt man kein gutes Haar.

(Kölher.)

Vergleiche mit diesem Gedicht „Das Mädchen aus der Fremde“ von Schiller, S. 209.

(b) Virgils Äneis.

(übersetzt von Schiller.)

6. Mit Staunen weist der überraschte Blick
Beim Wunderbau des ungeheuren Rosses usw.

Travestie

von J. A. Blumauer.

6. Der Bauch des Rosses schreckte baß
Uns seiner Größe wegen;
Es war das Heidelberger Faß
Ein Fingerhut dagegen usw.

7. Der Roman und die Novelle.
Der Roman ist das Epos in Prosaform und entrollt in großen Zügen innerhalb des Rahmens gegenwärtiger oder vergangener Zustände das Bild einer bedeutenden Persönlichkeit mit ihren Bestrebungen, Taten und Schicksalen und läßt die allmähliche Entwicklung von deren Charakter zum Guten oder zum Bösen erkennen. Man unterscheidet historische Romane, z. B. „Die Ahnen“ von G. Freytag, „Ekkehard“ von J. B. v. Scheffel, Kulturromane, z. B. Goethes „Wilhelm Meister“, Freytags „Soll und Haben“, humoristische Romane, z. B. „Ut mine Stromtid“ von Fr. Reuter, und andere. — Die Novelle ist eine kleinere, künstlerisch ausgestattete Erzählung einer einzelnen Begebenheit, die rasch das Interesse erregt und nach spannender Verwicklung einer baldigen Lösung zu-

strebt. Beispiel: „Im Jahre des Herrn“ von Riehl (S. 479 ff.). — Die Roman- und Novellenliteratur ist sehr groß, bietet jedoch nur äußerst selten eine gesunde Lektüre. Sie ist jetzt ein „großer Schmutz- und Rehrichthausen“ geworden, unter dem nur verschwindend wenige „echte Goldförner“ zu finden sind, und richtet daher unermesslichen Schaden an.

III. Die didaktische Poesie.

Die didaktische Poesie erscheint vermittelt und unvermittelt. Die Arten der vermittelten didaktischen Poesie sind die Fabel, die Parabel, die Allegorie.

1. Die Fabel veranschaulicht eine allgemeine Wahrheit oder Klugheitsregel durch eine frei erfundene, meistens der vernunftlosen Welt entnommene Begebenheit. Beispiele bei Gellert, S. 111, Lichtwer, S. 113, Lessing, S. 167; vgl. auch S. 166.

2. Die Parabel oder das Gleichnis stellt eine höhere, sittliche oder religiöse, Wahrheit durch eine erdichtete Erzählung aus der Natur oder dem Menschenleben anschaulich dar. Dem Inhalte entsprechend, ist die Darstellung gehobener, die Sprache edler als in der Fabel. Den unvergleichlichen Wert der Parabel lehrt die Heilige Schrift an vielen Beispielen, z. B. im Gleichnis vom Sämann, vom verlorenen Sohn usw. Beispiele aus der weltlichen Literatur sind: „Die ewige Bürde“ von Herder (S. 172), „Leben und Tod“ von Rückert (S. 281).

Ist der Stoff der Parabel der antiken Mythenwelt entlehnt, oder treten überhaupt höhere Wesen darin auf, so heißt sie Paramythie. Beispiel: „Das Kind der Sorge“ (S. 173).

3. Die Allegorie, als Dichtungsart, ist eine durch ein ganzes Gedicht oder einen Teil desselben durchgeführte Metapher oder Vergleichung und stellt einen nichtsinnsinnlichen (abstrakten) Gegenstand in einem ihm in allen seinen Teilen entsprechenden sinnlich wahrnehmbaren (konkreten) Bilde dar. Beispiel: „Das Mädchen aus der Fremde“ (S. 209), „Gesang der Geister über den Wassern“ (S. 185).

Zur Allegorie gehört auch das Rätsel, insofern es den zu erratenden Gegenstand auf eine allegorische Weise umschreibt. Beispiel S. 225. Als Dichtungsart kann jedoch das Rätsel nur dann gelten, wenn es nach Darstellung und Inhalt den dichterischen Anforderungen entspricht. — Neben diesem Worträtsel sind als andere Arten zu nennen: 1. die Charade oder das Silbenrätsel (a), das ein Wort erst nach seinen Silben und dann als Ganzes erraten läßt, z. B.: Turm-Uhr, Turmuhr; 2. das Buchstabenrätsel, nämlich erstlich der Logogriph (b), wobei durch Weglassung eines Buchstabens, z. B. Garten — Arten, Essen — Esse, lieben — leben, oder durch Vertauschung von Buchstaben, z. B. Rahm — Ruhm, Leder — Leber, Hund — Mund — kund, neue Wörter entstehen; sodann das Anagramm, das durch Versetzung von Buchstaben neue Wörter entstehen läßt, z. B. Donner — Dornen — Norden; endlich das Akrostichon, das die Buchstaben des Rätselworts in den Anfang der Verse des Gedichts setzt (vgl. S. 18. 97); 3. das Palindrom (c), das ein Wort erraten läßt, das auch rückwärts gelesen werden kann, z. B. Elle, Regen — Neger; 4. das Homonym (d), das Wörter erraten läßt, die bei gleicher Form verschiedene Bedeutungen haben, z. B. Erbe, Gericht. Beispiele: (a) S. 302, (b) S. 302 (c) S. 302. 318, (d) S. 285.

Die Arten der unvermittelten didaktischen Poesie sind das Lehrgedicht, das Epigramm, die Gnome, die Satire.

1. Das Lehrgedicht ist die Darstellung von Gegenständen der Kunst und Wissenschaft, der Theologie und Philosophie in dichterischer Form. Beispiel: „Arist“ (S. 120). Besteht das Lehrgedicht aus einzelnen aneinandergereihten Sprüchen, so heißt es Spruchgedicht. Beispiel: „Freidanks Verschidenheit“ (S. 54), „Weisheit des Brahmanen“ (S. 284).

2. Das Epigramm (eigentlich Aufschrift) oder das Sinngedicht erregt entweder in knapper Form die Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Sache und knüpft daran in gleicher Kürze einen sinn-

reichen Gedanken (Lessings Definition) oder stellt einen gegenwärtigen oder gegenwärtig gedachten Gegenstand zu irgendeinem genommenen Ziel der Lehre oder Empfindung dar (Herders Definition). Beispiele: S. 98. 121. 167. 193 u. a. Auch die Xenien S. 225 sind hierherzurechnen.

3. Die Gnome oder der Denkspruch spricht in gedrängtester Kürze eine Weisheitslehre, eine bedeutungsvolle Erfahrung, überhaupt einen schönen, inhaltsreichen Gedanken aus. Beispiele: S. 173. 283. 397. Die Sprüche Salomonis sind eine biblische Sammlung von Gnomen. Der Gnome verwandt ist das Sprichwort. (Näheres darüber in Anhang II.) Goethe, Rückert und andere Dichter haben eine Menge Sprüche verfaßt, die den Charakter des Sprichworts an sich tragen und als „geflügelte Worte“ weite Verbreitung gefunden haben.

4. Die Satire oder das Spottgedicht legt, oft mit heißendem Sarkasmus, die menschlichen Schwächen, Laster und Torheiten bloß, um Abneigung gegen das Häßliche und Liebe zum Guten und Schönen zu erwecken. Beispiel: „Kleider machen Leute“ (S. 115). Die Satire wird zur Karikatur, wenn der Dichter ein Zerrbild seines Gegenstandes entwirft, und zum Pasquill, wenn er eine Person zur Zielscheibe einer Schmähschrift macht. Doch können Karikatur und Pasquill kaum mehr der Poesie beigezählt werden.

IV. Die dramatische Poesie.

Das Drama, die höchste und schwierigste aller Dichtungsarten, ist eine Dichtung, die — der griechischen Bedeutung des Wortes gemäß — eine Handlung darstellt. Auch das Epos stellt Handlungen dar. Aber während dieses sie als etwas Vergangenes nur erzählt, so führt das Drama sie als etwas Gegenwärtiges, vor unserm Auge sich Vollziehendes vor. (Vgl. S. 397.)

Zur Darbietung des Dramas sind demgemäß redende und handelnde Personen nötig, die die einzelnen Vor-

gänge durch Reden und Handeln aus der den Personen eigentümlichen Lage sich entwickeln lassen. Indem diese Personen allerdings auch Tatsachen erzählen und durch die Äußerung ihres zum Handeln drängenden Willens auch ihren Gefühlen Ausdruck verleihen, so schließt die dramatische Poesie auch Episches und Lyrisches in sich.

Bedeutungsvolle Ereignisse aus dem Leben, vornehmlich aber aus der Geschichte, sind die für das Drama geeigneten Stoffe. Der Dichter ist jedoch nicht an die geschichtliche Wahrheit gebunden, da seine künstlerischen Zwecke ihm Abweichungen gestatten, ja gebieten. Doch einerlei, welche Ereignisse er zur Darstellung gelangen läßt — dichterisch wahr müssen sie sein, das heißt, sie müssen sich als natürliche Folge aus den gegebenen Verhältnissen ergeben. Mittelpunkt des Dramas ist der Held, dessen Charakter in dem Kampf mit den Verhältnissen sich nach einer bestimmten Richtung entwickelt. Um ihn gruppieren sich Nebenpersonen, die den ihnen gegebenen Charakter bewahren und, wie jener, durch denselben interessieren müssen.

In dem Kampf (Konflikt) zwischen den Helden und der Gegenpartei (Spiel und Gegenspiel), ohne den ein Drama nicht denkbar ist, muß es sich stets um ein bedeutungsvolles Objekt handeln. Gemäß dem Ausgange des Kampfes gibt es drei Arten von Dramen: 1. die Tragödie, das Trauerspiel, wo der Held in dem Zusammenstoß mit feindlichen Gewalten seinen Untergang findet; 2. die Komödie, das Lustspiel, wo mancherlei, oft sehr ernste Verwicklungen eine heitere Lösung finden; 3. das Schauspiel, das Drama im engeren Sinn, in dem der Held die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse und Schwierigkeiten glücklich überwindet. (Der von Aristoteles angegebene Zweck der Tragödie, nämlich Furcht und Mitleid zu erwecken, erklärt sich so, daß der Zuhörer für den Helden, dessen Gaben und Kräfte ihre Grenzen haben und daher zur Verwirklichung seines Strebens nicht ausreichen, fürchtet und ihn als seinesgleichen, der dem Irrtum und der Schuld

unterworfen ist und vergeblich nach seinem Ziele ringt, bemitleidet.)

Die äußeren Bestandteile des Dramas sind Dialoge und Monologe. Diese bilden Szenen oder Auftritte, die sich zu Akten oder Aufzügen vereinigen, deren das größere Drama fünf zählt. Von dieser äußeren Einteilung in fünf Akte ist bei der Tragödie und dem Schauspiel die gleichfalls fünfteilige innere Gliederung zu unterscheiden, nämlich 1. die Exposition oder Einleitung, die mit allen zum Verständnis der dramatischen Handlung nötigen Voraussetzungen bekannt macht, z. B. dem Ort, der Zeit, den Verhältnissen und Personen; 2. die Kollision oder Verwickelung, wo der Held den Kampf mit der Gegenpartei aufnimmt; 3. die Krisis oder der Höhepunkt, wo der Kampf eine entscheidende Wendung nimmt; 4. die Peripetie oder Umkehr, wo in den Kampfesverhältnissen ein völliger Umschwung eintritt; 5. die Katastrophe, der Ausgang des Kampfes. Die Stelle, wo die Kollision ihren Anfang nimmt, heißt das erregende Moment. Bis zum Höhepunkt ist die Handlung steigend, von da bis zum Schluß fallend; somit

läßt sich der Bau des Dramas durch das Bild einer Pyramide veranschaulichen. Doch lassen sich nicht sämtliche Dramen nach diesem Schema beurteilen, da manche dramatische Dichter, namentlich Goethe, ihren eigenen Weg gegangen sind.

Das Drama erfordert, der Natur der Sache entsprechend, einen raschen, lebhaften Gang und eine meist leidenschaftlich bewegte Sprache. Diese kann gebunden oder ungebunden sein.

Zu den größten deutschen Dramatikern gehören Lessing, Goethe, Schiller, Heinrich von Kleist, Grillparzer, Hebbel, Gottschall und andere, die das deutsche Drama dem der andern Völker ebenbürtig gemacht haben. Doch so gewaltige Kunstwerke ihre Dramen auch sind, so gewähren sie einem christlichen Herzen nur selten einen ungekrübten Genuß, da häufig die Sünde verherrlicht und zur Tilgung der Schuld nicht der von Gott selbst vorgezeichnete Weg eingeschlagen wird.

Die obengenannten Arten des Dramas sind die recitierenden Arten. Musikalische, das heißt, solche, denen sich Instrumentalmusik und Gesang zugesellen, sind die Oper, die Kantate und das Oratorium.





3 6655 00031505 3

PT1105 .H3 1914

Hattst dt, Otto Fri/Handbuch d

PT 1105 .H3 1914

Hattst^{dt}, Otto Friedrich,
1862-Handbuch der deutschen
Nationalliteratur von ihren

DATE DUE

PT 1105 .H3 1914

Hattst^{dt}, Otto Friedrich,
1862-Handbuch der deutschen
Nationalliteratur von ihren

DATE DUE

BORROWER'S NAME

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708

